Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Das

Deutsche Dichterheim.

Organ für Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben von

Adalbert von Majerszky.

XIV. Jahrgang.

Dreiundzwanzigster Band der Deutschen Dichterhalle.

Wien 1894.

Verlag »Deutsches Dichterheim«.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Gedichte.

Seite

Alboth, Johann, Sehnsucht nach der Heide 82
— Singende Flammen 203
— Mein Lied — mein Alles 271
— Regenlied 295
— Erscheinung 430
— In der Krankheit 462
— Erwartung 506
Albrecht, Engelbert, Stromlieder . . 489
d'Altona, H., Versöhnung 442
Andrea, Sylvia, Lied 232
Arent, Wilhelm, Rosalba 559
Arp, Johannes, Mein Kind, dein Vater weint 384
Bachmann, Georg, Quasi una fantasia 193
— Elfenspiel und Tanz 308
— Entschwunden 473
— Warum? 554
Baer, Ida, Verlorne Spuren . . . 96
— Ausgestürmt 255
— Glenlochy 512
Benzmann, Hans, Bergsee 55
— Am Kamin 154
— Einsamkeit 206
— Frau Berchta 226
Bercewicz, Hermine v., Allerseelen . 501
— Das Kreuz 530
— Tannen 575
Berg, A., Nächtliche Rückkehr . . . 192
— An die Erinnerung 459
Berg, Margarethe, Das Spinngewebe 311
— Licht und Liebe 408
Bertow-Corelli, Wilhelm, Der Engel der Liebe 418
— Freundschaft 490
— Rache 586
Bessel, A., Jaires Tochter 79
— Die erste Nachtigall 303
— Trost 460
— Widukind 477
Beyer, Max, Weibertreue 461
Bienenstein, Karl, Auf der Heide . 95
— Märznacht 181
— Corfu 221
— Hochzeitsmorgen 334
— In der Mainacht 385
— Seeliger Augenblick 432
Biermann, Hans, In Eisen 461
— Schicksal, hau zu! 536
Bornstein, Arthur, Am Grabe der Mutter 534
Bracke, Toni, Abendbrise 389
Braunschweiger, Robert, Walpurgis 331
— Spielmanns Rast 436
— Stelldichein 515
— Jagdglück 560
Breitenhof, Otto, Sursum 365
— Wanderers Abendgedanken . . . 560
— Der erste Schnee 576
Brieger, Dr. Adolf, Aus Prinzessin Theodora 537
Brunow, Rudolf, Dichters Klage . 456
Buschhammer, Hermann. Im Hafen 230
— Am Morgen 255
— Des Zechers Umkehr 330
— So spät 392
— Treulos 434
— Dämmerstündchen 562
Carmer, Hans, Hinterm Zaune . . 375
— An das Dichterheim 555
Conrad, Hedwig, Die beiden Schildkröten 466
Croon-Mayer, Emma, Verklärung . 30
— Lasst mich gehen 388
— Ein Geheimnis 553
Decker, Fr., Geblendet 532
Dorn, Amandus, Gegensätze 435
Drache, Clemens, Heimliche Liebe . 254
— Isola bella 452
Droescher, Emilie, Waldandacht . . 36
— Auf den Tod eines Dichters . . . 145
— Nachklang 250
— »Der betende Knabe« 482

Digitized by Google

	Seite
Droeſcher, Emilie, In der Kloſterkirche	529
— Im Spreewald	553
Ebers, Georg, Auferſtehung	12
— Frau Marie W. Sch.	80
Eberhardt, Fritz, Im Pantheon	138
— Im Leid	189
— Hochzeitsreiſe	209
— Landſchaft	225
— Drei Gedichte aus Venedig	299
— Genfer Fresken	376
— In der Mietskaſerne	442
— Veſuvlava	462
Ehrenberg, E., Verblaſste Andenken	155
— Die Schweſter	156
— Trauer	309
— Herbſterwartung	463
— Winter	562
Eichler, M., Mondesgeſpräch	527
Eichhorn, M., Der eiſerne Karl	277
— Regina	280
Elsner v. Gronow, Kurt, Wolken	397
— Mondnacht	431
— Am Hochzeitstage	381
— Göttin Erinnerung	459
— Glauben müſſen	526
— Zwiſchen Gräbern	584
Emmar, O. E., Irdiſches Glück	95
Ermatinger, Emil, Lied	330
— Dein Bild	389
— Auf dem See	438
— An meine Mutter	458
— Herbſtnacht	561
Ertus, L., Oede	294
— Seelentroſt	383
— Die alte Macht	439
— Pygmäenleiden	564
Falckenberg, Otto, Viſion	479
Falke, Guſtav, Später Kranz	49
— Letztes Opfer	289
— Thule	354
Falkenberg, Eugen, Einmal noch	310
Fauſt, Wilhelm, Der Schmuck	440
— Abwechslung	388
Feldegg, Victor, Ein ungleiches Paar	192
— Zwergenliſt	391
Fenbure, Fritz le, Kindermund	169
— Ruinen	203
— Fridolini	226
— Frühlingsnacht	254
— Sommernacht	274
— Belladonna	296
— Frauenſchuh	296
— Wetternacht	384
— Im Wechſel der Tage	438
Ficker, M., Dichten und Lieben	528
Fiſcher, Georg, Sternſchnuppen	176
— Heimlicher Frühling	205
Flemes, Ch., Der Swäleken Afschied	14
— Hei is wat e woren	94
— Der Muſen Gunſt	245
Freiberg, Theodor, Sonnenſchimmer	52
— Im Herbſte	61
— Zuflucht	97
— Gedichte	150
— Kleine Lieder	229
Freiberg, Theodor, Im Mooſe	304
Friedmann, Alfred, Nordlandlieder	129
— Einſt	222
— Wagenfahrten in Norwegen	378
— Zwiſchen den Lofoten	293
Funcke, Berthold, In der Heimat	50
— Heimkehr	210
— Reſede	233
— Sängerart	309
— Thaler, Thaler, du muſst wandern	414
— An den Gräbern	439
— Arbeitslos	558
Fuſs, Magda, Sterbende Natur	93
— Beſcheidung	170
— Erfolg	187
— Frühlingszauber	205
— Unwandelbar	253
— Herzensliebling	275
— Mitternacht	329
— Aeolsharfe	383
— Das Zigeunerkind	431
— Sturmnacht	454
— Frage	483
— Müde	504
Geißler, Max, Im Herbſtwalde	73
— Im Spätjahr	98
Genſichen, Otto Franz, Bundeslied der Landwirte	117
Geucke, Kurt, Es war einmal	328
— Welteinſam	454
— Brautnacht	505
Glas, Elſa, Auf dem Berge	335
— Im Sturm	442
— Allerſeelen	501
— Die Zeit	533
— Mein Troſt	563
Glanz, Ferdinand, Sehnſucht	258
Gottſchall, Rudolf v., An der Oſtſeeküſte	1
Graf, E., Hoffnung	302
Grosmann, Bertha, Das Grab	503
Groſſe, Julius, Aere perennius	9
— Gedichte des Großfürſten Conſtantin	348
Groth, Claus, Unvergänglich	13
— An der Nordſee	545
Gutfeldt, Ina, Elegie auf den Tod Kaiſer Alexanders III.	551
Hacker, Ernſt, Tod und Erwachen	505
— Simaghans Weib	61
Hanć, Eugen, Das Opfer Baals	77
— Der Jettatore	189
— Der Diamantenſchleifer	451
— Aus dem Leben	556
Hango, Hermann, Letzte Gunſt	100
Hauſe, Paul, Sag an	140
— Mitternacht	489
— Noch immer	582
Häusler, Oswald, Winternacht	562
Hecht, Guſtav, Der Fährmann an der Weichſel	385
— Jung Sorgenfrei	528
— Letzt Eern	52
Heinze, Paul, Geſang der Zeit	8
Heinze-Voigt, Anna, Strandfeuerwerk	5

Digitized by Google

Seite

Heinicke, Paul, Nächtlicher Gang . 15
— Märchen 120
— Erwachen 233
— Ausgeschlossen 328
— Nachtzauber 391
— Mädchenlieder 433
Hellmuth, Alma, Liebenswürdigkeit . 232
— Königskerze 387
Henckell, Karl, Und als wir auferstanden 49
Henke, R., Mahnung 158
Herold, Franz, Gegensätze 31
— In Rom 44
— Dem Ungekannten 93
— Unterschied 148
— Die Straße des Todes 202
— Jovial 269
— Der 18. August in Prag 379
— Der Drahtbinder 430
— Die Karlsbrücke in Prag 513
Heydorn, Heinrich, Der letzte Gruß 463
Hick, W., Im Sterbezimmer 229
— In ein Stammbuch 230
— Bekenntnis 230
— Widerspruch 302
Hirsch, Albrecht, Weltlauf 327
— An Alice 389
— Bestimmung 409
Hirschfeld, Franz, Klage 173
Hoffschild, Wilhelm, Das Blumenmadchen 466
Homs, Gabriele v., Herbstrose . . . 561
Hruschka, Ella, Meine Muse . . . 529
Huch, Hedwig, Frau Emma 581
Hunte, Marie, Ungestilltes Sehnen . 487
Idel, Wilhelm, Beyenberg 173
Jensen, Wilhelm, October 12
— Nachtruhe 109
Jesinghaus, Walther, Sprüche . . 232
— Glaube, Liebe, Hoffnung 457
Joss, Victor, Des Herzenswunsches Widerhall 303
— Frühling im Herbst 463
Kalluskv-Winkler, Martha, Meinem Vater 295
Kernbach, Helene, Weißt du es noch? 227
— Erwacht 274
— Verrath 308
— Es war einmal 404
— Mondnacht 443
— Das eine Wort, das grausam . . 585
Kernbach, Max, Morgengruß . . . 226
— Verlorene Existenzen 335
— Ueberall Liebe 488
Kiesewetter, Max, Der Einsame . . 45
Kirchhoff, Christian, Parallele . . 336
— Lied 385
Klie, Paul, Am Kamin 37
— Nachklänge 68
— Juninacht 268
— Lieder eines Pessimisten 297
— Lied eines Verlorenen 392
Kliem, Karl, Bestimmung 201
— An die Sonne 405

Seite

Kliem, Karl, Der jüngste Tag . . . 520
— Zur Ferne 537
Köhmstedt, Karl, Erprobtes Glück . 456
Königer, Albert, Schnelle Werbung . 560
Kromayer, A., An einen armen Dichter 312
— Der laute Tag ist nun verklungen 444
Krüger-Döllnitz, Fedor, Mein Trost 460
— Sei still im Herrn 578
Kruse, Heinrich, Die Eisbahn . . . 120
— Liebesgetändel 153
Küchler, F., Gleichnis 418
— Am Strande 437
— Fata morgana 485
— Im Zuge 588
Kunad, Paul, Pompejus 96
— Der kleinen Seejungfrau Bitte . . 155
— Cäsars Lorbeer 254
— Semiramis 324
— Nacht 466
Kunath, Max, Achmed 81
— Inez de Castro 139
— Jenseits der Wasser 207
— Der Schatz des Monacello . . . 247
— Der blinde Schütze 290
— Frodis Mühle 415
— Angedenken 552
— Weihe der Nacht 432
Kunz, S., Meine Gattin 276
— Examen 467
— Mein Weib 584
Kupffer-Erxdorff, Elisar v., In Thränen 100
— Eine Bitte 276
— Alljährlich 211
— Nur einmal! 409
Lanzky, Paul, Mein Lieb 228
Lessar, Ida v., Die wilden Rosen sind verblüht 515
Lessen, Ludwig, Mutter und Sohn . 333
— Der Traum 486
Liebhold, Anna, Loras Lieder . . . 481
Liepholdt, Sappho, Meine Lieder . 455
Lingg, Hermann, Unwandelbar . . 4
— Dunkle Frage 34
— Güte 80
— Moderne Lectüre 98
Majerszky, Adalbert v., Thränenlos 117
— Frühlingslied 199
— Mai 223
— Ermattung 285
Man, G., Rechte Liebe 579
Mantenffel, A. S. Zöge v., Die Rosenknospe 204
— Am Bachesufer 326
— Weihnachtliche Dichterahnung . . 573
Mathes, Hedwig, Dir gilt mein Lied 585
Mauer, Karl, Friedensfeier 311
Mayer, Eduard v., Wunsch 306
— Prometheus redivivus 436
— Ne quid nimis 466
— An die, welche es angeht 584
Menn, Magda, Ewige Sterne, so leuchtet ihr schon Jahrtausende lang 576
Meyer, Wanda, Gedenkst du mein? 100

Digitized by Google

Seite

Meyer, Gerhard, Flugsommers Silberfäden 464
Michaeli, Otto, In der Dorfschenke 30
— Jahrestag 66
— Phtisis 131
— Wir sind sieben 135
— Wintersonntag auf dem Lande . . 166
— Festlied 184
— Verschüchtertes Kind 222
— Hinter den Bergen 245
— Entschluß 271
— Sehnsucht 482
— Zuflucht 511
— Ausfahrt 521
Milow, Stephan, An den Schmerz . 327
— Herbstabend auf dem See 465
Möser, Albert, Abschied vom Meere 59
— Vögel und Blumen 135
Müller, G. A., Geträumt 514
— Du meiner Lieder Königin . . . 563
N., E. O. v., In der Fischerstube . . 578
Najmajer, Marie v., Noch einmal . 224
Nauhein, Mak, Ob so ein gelbes, welkes Blatt 488
— Es stand am Weg ein alter Baum 508
Neumann, Hugo, Was ich möchte! . 231
— Später Kranz 449
Oechsler, Robert, Brunhilde . . . 401
Ohorn, Anton, Ahnung 10
— Warum 92
— Noch einmal 225
— Die drei Reiter 380
— Ueber die Heide weit 509
Oppermann, G., Christnacht im Walde 575
Oppermann, O., Wiedersehen . . . 490
— Reiters Morgenlied 558
Orthner, Franz, Die Stunde . . . 191
Osten, Herbert v., Erfroren 166
— Waldeinsamkeit 249
— Umsonst 417
Pelham, Lonny, Lieb erzeuget Gegenlieb 487
Pischinger, Dr. A., Venedig . . . 301
— Das Glück 444
Plank, Ernst, Spätherbst 507
Plöhn, Robert, Vom eigenen Geschlecht 530
Prätzas, Mare, Mädchenlied . . . 11
— An mein Zimmer 257
— Am Kamin 514
Preser, Karl, Menschenlos 25
— Abendstimmung 294
Preuschen, Hermine v., In deinen Armen 5
— Sehnsucht 60
— Nacht 147
— Todes Glück 188
— Gorgo 246
— Heut im Traum 378
— Helgoland 429
Prock, Eugen, Um Mitternacht . . 234
— Stimmung 392
Pupp-Mattoni, Marie, Krieg und Friede 441

Seite

Radeck, Benno, Des Kindes erstes Gebet 234
— In der Fremde 406
— Dahin 429
Rehbein, Arthur, Räthsel 83
— Abschied 435
Renneberg, Theodor, Ewige Schönheit 89
— Abendstern 171
— Herbsttag 561
Rethwisch, Ernst, Wahlsprüche . . 157
— Es ist genug 417
— Der Unverbesserliche 467
— Das Zauberroß 585
Richter, Gustav, Sprüche 312
Rilke, René Maria, Bitte 82
— Fürst Poppov 149
— Redensart 585
Rittershaus, Emil, In das Hausbuch der Familie B. B. . . . 66
Rohe, L. H., Der kommende König . 200
— Lenzesromane 223
Rosegger, P. K. Dem Heimatlande 12
Rosen, Leo, Am Abgrund 203
— Dein Wunsch 531
Rothkirch und Panthen, Hans Freiherr v., Rückschau 51
— Unvergeßlich 210
— Des Dichters Recht 382
— Glaube, Liebe, Hoffnung 409
— Die liebsten Stunden 504
Rüdiger, Leo, Seufzer 224
— L. v. Beethovens neunte Symphonie 250
— Sonnenuntergang 275
— Aufschrei 297
Ruhemann, Alfred, Am See von Nemi 417
Saage, Richard, Die Taube des Noah 171
Sacher, Karl, Thurmwarts Mina . 14
— Das Grab am Zaun 227
— Wiegenlied 253
— Der Blütenfalter 405
— Nacht 563
Sartori, Paul, Gothengrab 127
— Gottsucher 165
— Phaeton 480
— Des Mörders Grab 503
Sartorius, Philipp, Was heißt Dichter sein? 486
Schacht, Hjalmann, Scholarenlied . 530
Schack, Graf A. F. v., An Frau Josephine von W. 341
Schäfer, Hermar, Der sterbende Zecher 118
— Müllers Freud und Leid 205
— Träume 336
— Zum Trost 536
Scheel, Emilie, Webeliedchen . . . 310
— Sommernacht 403
— Legende 559
Schilling, Hermann, Nachtgesicht . . 269
— Freie Bahn 305
Schlierbach, Max, Nacht 13

Digitized by Google

Seite

Schlierbach, Max, Das Wort des Schah 303
Schmid, Gustav, Das Wrack . . . 317
— Geheimer Schmerz 531
Schmidt, Konrad, Störenfried Liebchen 480
Scholz, Wilhelm v., An Platen . . 172
Schrader, August, Hafga 10
Schubert, Ottokar, Nornageſt . . . 373
— Buddhas Verheißung 525
Schulze, Albrecht, In ein Stammbuch 119
— An Julius Sturm 322
Schwartz, Erich, Abendfrieden . . . 36
Schwarzbauer, Hans, Das Menſchenherz 563
Seyth, Adyr, Sängers Lied 309
Siebenlist, Ottilie, Wahlverwandtſchaft 164
— Mein Herz 225
— Hingebung 277
— Todesſehnſucht 391
— Weltleid 497
Siebert, Richard, Erſte Liebe . . . 175
— Andere Weiſe 191
— Leben 274
— Hans Tapp, der Hahn 306
Silberstein, Auguſt, Zur Zeit . . . 118
— Landsknechtsritt 301
Singer, W. J., Weihnacht 574
Soden, Eugenie v., Drei Sterne . 575
Solf, Ines Roſa, Das iſt die Liebe . 486
— Nur Licht 510
Sonnemann, A., Sanct Peter . . 113
— Sterne 441
Spielhagen, Friedrich, Ruhen! . . 8
Stemplinger, Dr. Ed., Leſezeichen 211
— Johannisnacht 304
Stern, Maurice v., Die Waſſermurmeln in dem feuchten Mooſe . . 32
— In Berg und Thal erwachen tauſend Bronnen 48
— Das Starenpaar hockt auch ſchon in dem Neſte 98
— Glück 160
— Klage 217
— Im Glanz der Liebe 261
— Dämmerung 375
— Walchwyl 452
Stich, Max Karl, Auf dem Gardaſee 83
— St. Severin 411
Strachwitz, Gräfin Nora, Gewitter an einem Bergſee 453
— Seegold 514
— Die reiterloſen Pferde nach der Schlacht 582
Strauben, Tian, Ein Gleichnis . . 553
Strauß, Julius F., Zuverſicht . . 444
Student, Max, Liederquell . . . 391
— Darum 430
Sturm, Julius, October 1892 . . 13
— Das Meer 33
— Kind und Sterne 57
— Menſchengeſchick 99
— Widerſprüche 203

Seite

Sturm, Julius, Dem Jüngſten der Jungen der Aelteſte der Alten . . 476
Sturm, Tony, Der Himmel grollt . 36
— Laſs ab von mir 67
— Im Park 164
— Einſt war es anders 246
— Loos 304
— Dein Grab 503
— Bis zum Tod 534
Swarth, Helene, Verlaſſen 118
— Der Marmorgott 193
— Alter Garten 234
Telman, Konrad, Allein 7
— Runzeln 41
— Meine Mutter 64
— Leben 197
— Zeitgloſſe 224
— Einem Ueberſetzer 269
— Stiller Winkler 290
Theiß, Anna, Das Frauenherz . . 68
— Das wahre Glück 125
— Erſtes Veilchen 202
— Post festum 485
Theobald, Felix, Trübe Heimkehr . 458
Thiemer, H., Mein Rock 390
— Zwei Kirchbeſuche 465
Thörner, Otto J., Paſſionsblume . 579
Thürmer, Elfriede, Im Sommer . 35
Tilemann, Eliſabeth, Macht des Liedes 67
— O Kind, ich möchte dich nicht wecken 153
— Die Brüder 270
— Des ſanften Wilhelms Geiſt . . . 325
— Lady Macbeth 406
— Die Tochter Jephthas 583
Tomascewski, Valeſca, An die erſterbende Natur 488
Tonglet-Hauſtein, E., Selbſtgenügſamkeit 229
— Mahnung 552
Torriedt, Paul, Klage 267
— Treue und Untreue 434
— Fremdes Glück 531
Trojan, J., Des Vogels Gabe . . 135
Trömmer, E., Mondaufgang . . . 332
Uellenberg, Emil, Dornen und Roſen 92
Uſedom, Guido v., Die Hexe von San Marco 99
— Verzagt 210
— Schlafe wohl 274
— Gaudioſa 407
Vanderſee, Leon, Bis ans Ende . 29
Verdier, M. F., Was fragſt du? . 298
— Der Friedhof 333
— Verlornes Glück 457
Volkert, Oskar, September 463
Wald, Roderich, Dichterglück . . . 456
Waldmüller, Robert, In ein Stammbuch 477
Walling, Günther, Waldſage . . . 33
Walther, Oskar, Nordiſche Klage . 527
Weber, Fritz, Auf einſamer Heide . 119
— Tragödie 193

Digitized by Google

Seite

Weber, Fritz, Ein Gott 305
— Das Thürmerkind 410
Weber, Hans, Abend auf der Heide 34
— Dämmerung 51
— Erinnerung 82
— Wurm und Adler 138
— Epigramme 104
— Guten Morgen 206
— Die sonderbaren Küsse 272
— Das Jagdhorn 425
— Wer dem Tod ins Auge hat geschaut 533
Weiser, Dr. M. E., Warum, warum hab ich gelebt? 535
— Weihnachtsträume 574
Weiß, Albert, Ueber Land und Meer 51
— Heckenröslein 311
Werherr, Armin, Bundeslied . . . 586
Wilhelm, Paul, An ** 410
— Abendstimmung 443
Winchenbach, Dr. R., Neuschwanstein 506
— Kloster Ettal 577
Wolf, Oskar, Allein 173
— Blütenflocken und Jugendträume . 387
— Sehnsucht 412
Wurm, Anton Arnold, Besorgnis . 230
— Der schlummernde Dichter und das Mädchen 324

Seite

Wurm, Anton Arnold, Dichterleben 412
Zander, Friedrich, Das reine Herz . 209
Zeise, Heinrich, Der einsame Becher 7
— Ein Bild 48
— Des Normanns Heim 76
— Verweht und vergangen 170
— Pfingstlied 247
— Gewitternacht 292
— Letzter Wunsch 323
— Abendgebet 439
— Sehnsucht ins Weite 511
— Hünengräber 570
Zeleki, Emil Graf, Gottvertrauen . 32
— Das Glück 80
— Der Tod als Friedensengel . . . 95
— Bild aus dem Leben 152
— Blümchen Tausendschön 153
— Timon von Athen 188
— In Memoriam 222
— An eine Freundin 241
— An die Poesie 268
— Wie lange noch? 298
— Das letzte Lebewohl 537
Zettel, Karl, Blut für Wein . . . 62
— Epigramm 175
— Licht — Nacht 292
— Das Haus der Schuld 322
Zick, Ernst, Hoffnung 169
— Liebesglück 578

Wissenschaftliche Aufsätze, Skizzen etc.

Seite

Bienenstein, Karl, Neues von Adolf Friedrich Graf v. Schack . . 111, 126
— Graf A. Fr. v. Schacks letzte Werke 342
— Prinz Emil zu Schönaich-Carolath 522, 548
Brasch, Moritz, Volksdichter und Idealdichter 474
Dehmel, Richard, Hamburger Lästerbrief 26
Eckstein, Ernst, Vom Werte des Komischen 2
Freiberg, Theodor, Christian Dietrich Grabbe 74, 90
— Ernst von Wildenbruch 146
— Reinhold Lenz 182, 198
— Hermann Sudermanns dramatisches Schaffen 450
Friedmann, Alfred, Betrachtungen über die untergehende »neue Richtung« 426

Seite

Griot, Karl, Eine Freundin Lenaus 162
Groller, Balduin, Mathilde 42
Hildeck, Leo, Nordische Dichter . . 398
Joss, Victor, Hans Sachs 498
Kohut, Dr. Adolf, Neuere österreichische Dichter 318
— Studien über Ferdinand Raimund 366
Kunad, Paul, Maurice Reinhold von Stern 570
Müller, Ewald, Konrad Telmann als Lyriker 546
Nájmájer, Marie v., Betty Paoli . 370
Plöhn, Dr. Robert, Wilhelm Müller 499
Walling, Günther, Ein Wort über Programmpoesie 58
Wichmann, Franz, Gottfried Kellers Frauengestalten . . 218, 242, 262
— Ein Besuch der Wertherstätten 320, 346, 346, 372, 400
Wittmark, G., Die Schreckensnacht auf dem Hohenhainstein 286

Digitized by Google

Besprochene Bücher.

Seite

Arndt, Ernst Moritz, Gedichte . . . 515
Barinkay, S., Ein Jahr aus meinem Leben 493
Baum, J. P., Der Geisterseher . . 419
Benzmann, Hans, Im Frühlingssturm 421
Berger, Wilhelm, Daheim und Draußen 589
Bergmann, P. Josef, Für Jung und Alt 282
Bienenstein, Karl, Aus tiefstem Herzen 68
Bierbaum, Otto Julius, Moderner Musenalmanach auf das Jahr 1894 418
Bodmann, Emanuel v., Stufen . . 314
Bormann, Edwin, Das Shakespeare-Geheimnis 467
Bracke, Toni, Schlichte Klänge . . 517
Buch der Braut, Das 557
Carmer, H., Licht und Schatten . 213
Conrad-Ramlo, Feuer 258
Croissant-Ruß, Anna, Lebensstücke 393
Dehmel, Richard, Aber die Liebe . 37
Déry, Juliane, D'Schand! 539
Eckardt, Raimund, Phantast . . . 469
Eckstein, Ernst, Jucunda Juventus 101
Engelhardt, Otto, Tropfen und Funken 194
Engelhorn, Romanbibliothek . . . 339
Falke, Gustav, Tanz und Andacht . 37
— Harmlose Humoresken 237
— Der Kuss 422
Fischer, Martha Renate, Die Aufrichtigen 393
Franke-Schievelbein, Gertrud, Rothdorn 361
Friedmann, Alfred, Das Lied vom thrakischen Sänger 235
— Der Geiger von Gmünd 589
Friedrich, Hermann, Streiflichter . 394
— Liebeskämpfe 395
Fürst, Hermann, Die neuen Ideale . 84
Geißler, Max, Ausfahrt 492
Gerszowann, Peter, Am Abend meines Lebens 419
Gottschall, Rudolf v., Dämmerungen 195
Greinz, Rudolf Heinrich, Heinrich Heine und das deutsche Volkslied 540
Grimmingen, Adolf, Sprossen und Blüten 283
Grosse, Julius, Am Walchensee . . 16
Grotowsky, Paul, Der todten Mutter 103
Grotthuß, Jeannot Emil Freih. v., Das baltische Dichterbuch 338
Grunzel, Josef, Sturmflut 540
Hansson, Ola, Seher und Denker . 159
Heermann, Theo, Der Regenbogen . 177
Hermann, Friedr. Benj., Durch Leid zur Seligkeit 236
Hermann, H., Flammen im Herzen 493
Herold, Franz, Spuren 445

Seite

Hilgebauer, Eduard, Grimmelshausens Dietwald und Amelinde . . 237
Hofmann, Max, Morgenstimmen und Anderes 102, 259
Hohenfeld, Hans, Körners Ideale . 517
Jahn, Ernst, In den Wind 565
Jensen, Wilhelm, Auf der Feuerstätte 158
Iseke, Dr. jur. Hermann, Des gottseligen Thomas von Kempen Nachfolge Christi 517
Iversen, Heinrich, Porträts 69
Kastner, Eduard Fedor, Stimmungen 590
Kitir, Josef, Leben und Stimmung 361
Kleber, Eduard, Horaz 491
Koch, Max, Geschichten der deutschen Literatur 282
Kohut, Dr. Adolf, Berühmte und berüchtigte Giftmischerinnen 176
— Die namhaftesten deutschen Humoristen in der Gegenwart 362
Kraus, Eberhard, Auslese 142
Kruse, Heinrich, Die kleine Odyssee 103
— Sieben kleine Dramen 362
Kuben, Georg, Stille Märtyrer . . 237
Kunad, Paul, Neue Gedichte . . . 361
Leirner, Otto v., Laienpredigten für das deutsche Haus 587
Mickwitz, Christoph, Gedichte . . . 237
Möser, Albert, Pol de Mont . . . 18
Müller, Ewald, Aus der Streusandbüchse 360
Müller, Gust. Ad., Schnewelin . . . 395
Ohorn, Anton, Wenn sich zwei Herzen scheiden 121
Oswald, J. G., Gedichte 68
Pfungst, Arthur, Laskaris 17
— Neue Gedichte 516
Philipp, Peter, Welt und Leben . . 564
Pitlik, Karl, Sonnenschein und Wetterwolken 538
Plaeschke, Moritz, Gedichte 421
Preuschen, Hermine v., Tollkraut . 101
Pudor, Heinrich, Guter Appetit . . 420
Rehbein, Arthur, Gedichtsammlung 16, 422
Reimmann, Karl, Knospen 393
Rohrscheidt, Kurt v., Gedichte . . 195
— Satans Erlösung 492
Rosegger, P. K., Peter Mayr, der Wirt an der Mahr 211
— Spaziergänge in der Heimat . . . 564
Saar, Ferdinand v., Schloss Kostenitz 16
Salburg, Edith, Excelsior 422
Saul, D., Gedichte 360
Schaumberger, Julius, Die neue Ehe 258
Seydlitz, R. v., Der Kastl vom Hollerbräu 445
Siddy, Sommerfäden 283
Spättgen, Doris Freiin v., Gefährliche Waffen 565
Spielhagen, Friedrich, Sonntagskind 53

Digitized by Google

Seite

Stern, Maurice Reinhold v., Stimmen der Stille 314
Stilgebauer, Eduard, Menschenschicksal 446
Stoffel, Fritz, Eine Bauernrevolution 446
Stümke, Heinrich, Präludien . . . 314
Sturm, August, Deutsches Liederbuch 446
Sturm, Julius, Kinderlieder 518
Telmann, Konrad, Auf eigener Scholle 538
Temmel, M., Kinder des Dorfs . . 122
Teweles, Heinrich, Prager Dichterbuch 339
Thiergen, Oskar, Am eigenen Herd 68
— Alget 176
Tolstoi, Leo, Das Reich Gottes in uns 336
Triegel, Gertrud, Ein Stückchen Alltagsleben 283

Seite

Vandersee, Léon, Für dich 141
Volksschriften, Zwei neue 540
Waldmann, Dr. Franz, Lenz in Briefen 259
Wallpach, Arthur v., Im Sommersturm 122
Weiß, Berthold, Cäsar Borgia . . . 259
Werherr, Armin, Balder 420
Wichert, Ernst, Herr von Müller . 102
Wilhelm, Paul, Dämmerungen . . 338
Wilhelmi, Otto, Eros und Eris . . 422
Winter, Gotthard, Lieb und Leid . 490
Wohlbrück, Olga, Glück 283
Wothe, Anny, Auf Ruinen 283
Zeise, Heinrich, Natur- und Lebensbilder 313
Zelan, Kurt v., Reime und Träume . 517
Zimmermann, Heinrich v., Sein Modell 141

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)

Herausgeber: Max Geißler.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direkt durch Max Geisler's Verlag in Wachwitz-Dresden. Abbestellungen werden nur bis 1. März bezw. 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Am Ostseestrande.

Unendlich Meer! Als erste Lebenspfade
Mich führten an das baltische Gestade,
Hast mächtig du der Seele Flug beschwingt!
Was ihn gehemmt, ich sah's wie Schaum zerschellen
Und las im aufgeschlagnen Buch der Wellen
Das hohe Lied, das uns die Schöpfung singt.

Und ich war jung! Die See, die unbegränzte,
Wie ein metallner Zauberspiegel glänzte,
Der meiner Ahnung seltne Wunder log.
Und fuhr ein lustig flaggend Schiff ins Weite,
So gab mein Herz ihm freudig das Geleite,
Der Möve gleich, die um die Masten flog.

Wie jauchzt' ich in die hochgepeitschten Wogen,
Die fern mit dem Gewölk am Himmelsbogen
Sich mischten wie im Taumel wilder Lust.
Ich sah den Ocean die Fluten türmen
Und mit Rebellentrotz den Himmel stürmen —
Und all der Sturm bewegte meine Brust.

Jetzt steh' ich hier an Rügens Kreidestrande;
Ein ferner Dampfer nähert sich dem Lande
Und gleitet sanft den Ufermolen zu.
Still ist die See und spiegelt Mond und Sterne,
Die Jugend schwand, das Sehnen in die Ferne —
Der Hafen winkt, im Hafen winkt die Ruh'.

Rudolf von Gottschall.

Digitized by Google

An die Leser des „Deutschen Dichterheim“.

Die hervorragendsten Autoren der Jetztzeit, welche durch Beiträge thatkräftige Stützen meiner Bestrebungen sind, die große Zahl junger Talente, denen durch das „Deutsche Dichterheim“ der Weg zur Öffentlichkeit gebahnt worden ist, und das fröhliche Leben, welches sich allenthalben zu regen beginnt in kräftiger Reaktion gegen jenen nackten Naturalismus, der für ernste Naturen einen überwundenen Standpunkt bedeutet, lassen mich in freudiger Hoffnung die Redaktion des Blattes übernehmen, welches unter der Leitung des Herrn Paul Heinze die erste Stelle unter allen litterarischen Zeitschriften der Gegenwart sich errungen hat. Zu der Hoffnung auf glückliche Fortführung tritt das feste Vertrauen in die ungewöhnlich große Zahl treuer Mitarbeiter, die sich — im Dienste der Poesie — um das „Dichterheim“ scharten. Ihnen gilt mein Gruß und meine Bitte: Stehen Sie auch für die Folge in treuer Ausdauer zu dem Blatte, welches die idealsten Ziele verfolgt, fördern Sie mein Streben: für eine lebenskräftige, edle Dichtung die Teilnahme Alldeutschlands zu wecken!

Wachwitz-Dresden, im September 1893.

Die Redaktion des „Deutschen Dichterheim“.
Max Geißler.

Vom Werte des Komischen.

Von **Ernst Eckstein.**

Der Deutsche ist der geborene Theoretiker und Schematiker. Tritt ihm eine neue Erscheinung entgegen, so ruht er nicht eher, bis er sie genau rubriziert hat. Dafern es nur irgend angeht, reiht er sie in eines der kunstgerechten Systeme, die er für alle von ihm beherrschten Gebiete des menschlichen Wissens und Könnens fertig in der Rocktasche trägt, und glaubt hiermit das Wesentliche zum Verständnis der Sache geleistet zu haben. Macht die korrekte Rubrizierung ihm unüberwindliche Schwierigkeiten, so zweifelt er in den allerletzten Fällen an der Zulänglichkeit seines Systems: er hält vielmehr die konkrete Erscheinung, die sich der Einfügung sträubt, einstweilen für unberechtigt.

Unsere Theoretiker auf dem Gebiete der Kunst und der Litteratur sind nun bis auf den heutigen Tag mit der schulgerechten Definition der Komik und insbesondere des Humors im Rückstande geblieben. Alles, was die Ästhetik über die bekannten Gattungen aphoristisch oder in breiterer Ausführung gesagt hat, erstreckt sich nur auf einzelne Teile des interessanten Problems: eine erschöpfende Antwort auf die Fragen: Was ist Komik? Was ist Humor? steht trotz aller dieser Erörterungen leider noch aus. Diesem offenkundigen Mangel einer durchgebildeten Theorie mag es zu danken sein, wenn das große Publikum die komische Litteratur noch immer ein wenig von der Seite her und wie eine Sache betrachtet, der vom Standpunkte eines reinen ästhetischen Gewissens nicht recht zu trauen sei. Für das Pathetische, für die Tragik stehen dem Geringsten unter den deutschen Primanern lichtverbreitende Schlagwörter zur Disposition, die ihn mit voller Unzweideutigkeit anweisen, wo er genießen, wo er bewundern kann, ohne seinen Ruf als feinfühliger und gebildeter junger Mann ernstlich aufs Spiel zu setzen. Für die ko-

Digitized by Google

mische und humoristische Gattung liegen die Dinge anders. Hier preist der eine und der andere verwirft. Ja, gewisse Akademiker scheinen das Komische um so höher zu stellen, je dürftiger die Wirkung ist, dergestalt, daß diejenige Komik, über die der Mensch *lacht*, die unterste Stufe einnähme, diejenige, über die er *lächelt*, einer bereits erleseneren Kategorie angehörte, und diejenige, über die er nur *schmunzelt* oder ein *freundliches Gesicht macht*, an der Spitze der Skala stünde. Aus diesen und anderen Unklarheiten erwachsen dann in praxi die kuriosesten Widersprüche. Alle Tage kann man's erleben, daß einer unserer Gebildeten, nachdem er irgend etwas Derb-Komisches gelesen und sich gehörig abgelacht hat, zum Danke für diese erbauliche Wirkung das Gelesene als „dummes Zeug" charakterisiert. Ein boshafter Satyriker könnte aus diesem Sachverhalt einen sehr eigentümlichen Schluß ziehen. Dieser Philister — so ließe sich etwa folgern — hat das latente Bewußtsein, au fond ein beschränkter Kopf zu sein; gefällt ihm daher eine litterarische Schöpfung dergestalt, daß er ihr den unwillkürlichen Beifall eines echten, herzentquollenen Gelächters zollt, so wird er alsbald mißtrauisch, indem er sich sagt: „Das, was dir, dem beschränkten Alltagsmenschen, gefällt, muß notwendig in die Kategorie des „dummen Zeuges" gehören und zwar umsomehr, als dir so viele unsterbliche Meisterwerke, die du ja wohl pflichtschuldigst bewunderst, im Grunde deines Herzens absolut nicht gefallen, sondern dich langweilen." Diese Interpretation wäre hart, aber als Züchtigung wohl verdient, wenn auch die von ihr behauptete These nur bedingungsweise der Wahrheit entspräche. Zu dieser Menschenklasse gehören nämlich viele im Punkte ihres natürlichen Geschmackes gar nicht übel veranlagte, nur durch falsche Erziehung auf Irrwege geratene Menschen, die, wenn sie ausnahmsweise einmal ihrem Instinkt folgen, sehr wohl das Richtige treffen. Nein, es ist nicht sowohl das unbewußte Mißtrauen in die eigene Kapazität, als vielmehr der oben erwähnte Mangel einer führenden Theorie, was die Leute zu dieser geringschätzenden Haltung veranlaßt. Ästhetisch nicht rubriziert, und in dem großen Garten der Kunst gleichsam noch der klar und deutlich beschriebenen Aushängetafel entbehrend, gilt das Komische, sofern es nicht, wie etwa die Komödien des Aristophanes, durch das Alter oder sonstige Erwägungen geheiligt erscheint, dem Deutschen für eine *Abart*, für eine *Stiefgattung*, keineswegs aber für die gleichberechtigte Schwester des Tragischen und Pathetischen. Grämliche Pädagogen, die geneigt sind, das Lachen überhaupt als etwas vom Standpunkte des Menschentums nicht völlig Erlaubtes aufzufassen, tragen ihre Anschauungen auf die heranwachsende akademische Jugend über, die sich zwar das Lachen nicht nehmen läßt, aber doch mehr oder weniger unter dem Einfluß jener schulmeisterlichen Anschauung bleibt und ihrerseits wiederum die Heiterkeit als eine Art Opposition gegen die Strenge und die pedantischen Anforderungen der Schule betrachtet. „Ernst", „würdig", „getragen", „wertvoll", „bedeutend" sind für die auf solcher Grundlage emporgeblühte Ästhetik synonyme Begriffe, ebenso wie „komisch", „humoristisch", „leicht", „geringfügig", „unbedeutend". Man vergißt dabei, daß die Eindrücke des Erhabenen und Großartigen schon auf einer weit geringeren Stufe der geistigen Entwickelung empfunden werden, als die, welche der humoristischen Wirkung zu Grunde liegen; daß z. B. der Neger zwar Sinn für das Imposante, aber nur geringes Verständnis für die Reize der Komik besitzt; daß überhaupt, wie Schopenhauer treffend betont, die Fähigkeit zu lachen dasjenige ist, was den Menschen am entschiedensten von den ihm zunächst stehenden Tiergattungen unterscheidet. Das Tier und der vollkommene Philister sind *allezeit ernst*, allezeit ganz aufgehend in derjenigen Leistung, zu welcher die animalischen Triebe sie jedesmal hinführen: der gebildete Mensch allein besitzt die Fähigkeit, sich *über* die Dinge zu stellen, sich herauszuheben aus dem Räderwerk seiner Alltagsexistenz und eine Reihe von Obliegenheiten, die dem gravitätischen Durchschnittskopf unerhört wichtig erscheinen, zum Gegenstande seiner souveränen Laune zu machen. Hieraus erklärt sich die Neigung des Philisters, die humoristische Gattung *frivol* zu finden; denn es muß ihn selbstverständlich befremden, das belächelt oder belacht zu sehen, was für ihn der Gegenstand einer so unbegrenzten Hochschätzung ist. So hat es der deutsche Philister beispielsweise dem liebenswürdigen Börne niemals verziehen, daß er die altehrwürdigen Titulaturen „Hochwohlgeboren", „Hochgeboren" und „Hochedelgeboren" und sonstige Ausschweifungen des christlich-germanischen Byzantinismus zum Gegenstande einer harmlosen, aber höchst ergötzlichen Plauderei genommen . . .

Ein anderes Moment zur Erklärung der unleugbar gedrückten Stellung, die der Humor und die Komik namentlich in der Litteratur einnimmt, dürfte in der Verwechslung des *Naturkomischen* mit dem *Kunstkomischen* zu suchen sein. Der Leser, der eine komische Erzählung aus der Hand legt, und, nachdem sie ihn weidlich ergötzt hat, die Sache für „dummes Zeug" erklärt, befindet sich gewöhnlich im Unrecht. Das Theaterpublikum aber, das aus einem Lustspiel oder einer Posse nach Hause geht, und, nachdem es gelacht hat, die Sache für „dummes Zeug" erklärt, befindet sich sehr häufig — wenn auch ohne sich dessen bewußt zu sein — *vollkommen im Recht*. Das Theaterpublikum nämlich hat gelacht, aber sein Gelächter war vielleicht auf das Conto des Naturkomischen, nicht auf das des Kunstkomischen zu setzen, und alsdann ist das Verdienst des Autors gleich Null. In der gelesenen Humoreske wirkt ausschließlich die Komik des Gedankens,

Digitized by Google

der Charakteristik, der inneren und äußeren Situation. Von der Bühne herab wirkt diese Komik zwar auch, und sie allein stempelt das Dargestellte zum Kunstwerk. Nebenher kommt jedoch hier, wo das Auge unmittelbar schaut, das Naturkomische genau so zur Geltung, wie im wirklichen Leben, und wenn die Hauptwirkung lediglich durch diese Spezies der Komik erzielt worden ist, so verdient der Autor nicht den Ehrentitel eines komischen Schriftstellers, sondern höchstens den eines Arrangeurs, dessen Thätigkeit sich mit größerem Recht auf den Circus erstrecken würde, als auf die Bühne. Das Naturkomische auf der Bühne macht sich überall da geltend, wo nicht etwa die Situation an sich oder die Zeichnung der Charaktere das Gelächter hervorruft, sondern eine zufällige Äußerlichkeit, die genau ebenso wirken würde, wenn wir sie im Salon oder auf der Straße erlebten. Hierher gehören z. B. die von dem Autor vorgeschriebenen grotesken Masken der Schauspieler, eigentümliche Gesten, das Stottern, das Schwanken und Taumeln etwa eines Betrunkenen, dann aber alle die zahlreichen rein äußerlichen Mißgeschicke drolliger Art, deren nicht zu leugnende Wirkung meist auf einem Kontrast zwischen der ernsthaften Absicht des Betroffenen und der abgeschmackten Situation, in die er durch sie gerät, zu beruhen scheint. Der Bittsteller, der dem Hunde auf den Schwanz tritt, der überaus höfliche Mann, der mit seinem gehäuften Komplimentieren Vasen vom Tische wirft, Stühle umstößt oder hinterrücks ehrwürdigen Herren von einigem Embonpoint wider den Bauch rennt; der Liebende, der, das Bouquet in der Hand, langwegs über die Schwelle stürzt; der Begeisterte, der durch das morsche Sopha hindurch bricht, — alles dies sind Erscheinungen aus dem Gebiete des Naturkomischen; ihre Wirkung ist ganz die gleiche, ob wir das Original oder die Kopie sehen; es handelt sich hier absolut um eine Äußerlichkeit. Selbstredend können solche rein äußerliche Wirkungen auch innerhalb des komischen Kunstwerkes ihre Berechtigung haben; sie müssen jedoch alsdann mit dem Grundgedanken der komischen Dichtung verwachsen sein und mit logischer Konsequenz aus den von dem Dichter gegebenen Prämissen entwickelt werden. Nun giebt es aber eine Art von burlesker Possenlitteratur, wie sie namentlich neuerdings von den Librettisten gewisser komischer Operetten oder Halboperetten kultiviert worden ist, bei der auch jeder Schein eines Versuchs, diese äußerlichen Effekte mit dem Gang der Handlung oder nur mit der Eigenart der einzelnen Charaktere in Konnex zu bringen, kurzer Hand unterbleibt. Der Minister z. B. erörtert mit dem Souverän irgend eine wichtige Staatsaktion; mit einem Male fängt er an, Seine Durchlaucht zu kitzeln. Ich erinnere mich momentan nicht des Titels jenes dramatischen Kunstwerks, aber ich weiß genau, daß ich diese Szene gesehen habe. Die Wirkung auf die Lachmuskeln des Publikums, wenigstens im ersten Moment, ist durchschlagend: gleichwohl würde hier der Zuschauer vollkommen im Rechte sein, wenn er nachträglich über den belachten Gegenstand eine sehr absprechende Kritik übte. Was ihn bei diesem Intermezzo nämlich überrascht und ergötzt hat, liegt außerhalb aller Kunst. Es beruht lediglich auf der Naturkomik, die aus dem Umstande resultiert, daß ein Mensch inmitten ernster oder doch scheinbar ernster Debatten zu einer knabenhaften Narretei übergeht. Da nun die Fälle, in denen sich das Publikum instinktiv sagen muß: die Dinge, über die du gelacht hast, gehören in die Kotegorie dieses ministeriellen Gekitzels, namentlich bei der Posse häufiger sind, als vom Standpunkte einer künstlerischen Komik zu wünschen wäre, so tritt — dem Publikum selber unbewußt — die oben erwähnte Vermischung oder Verwechselung ein. Alles Komische von wahrhaft packender Eigenart wird nachträglich durch die Brille jenes Mißtrauens angesehen und demgemäß auch da, wo es sich um eine unbezweifelte Wirkung des Kunstkomischen handelt, mit der Charakteristik „dummes Zeug“ abgelohnt.

Unwandelbar.

Ein Lichtblick ist auch dies auf Erden:
Das Gold kann nie zu Messing werden,
Der Kiesel wird kein Diamant,
Zum Mystiker wird nie ein Kant;
Die Heeresmacht in allen Ländern
Kann nicht das kleinste Saatkorn ändern,
Es hält in sich verwahrt
Den Keim, der ihm nur eigner Art.

Hermann Lingg.

Digitized by Google

In deinen Armen.

Nicht weiß ich, soll ich's Liebe nennen,
Was ich in deinen Armen jäh empfinde.
Ein Chaos, von der tiefsten Stumpfheit treibt
Es mich empor zu höchster Lust Entzücken.
Nur eines bleibt — und immer fühl' ich's gleich,
Ganz gleich, beherrschend all mein Sein:
Könnt' ich die Lebensfülle, die sich jetzt
So heiß durch alle Adern mir ergießt,
Könnt' ich sie nur in dich hinüberströmen,
Gesundheitsfülle deinen Gliedern gebend
Mit meinem Atem, meiner Kraft und Jugend!
Und dann in deinem Kusse langsam sterben —
Es wär' ein sel'ger Tod!

Hermine von Preuschen.

Strandfeuerwerk.

(Seebad Zinnowitz, Sommer 1892.)

Traumstill das Meer, verstummt der Stürme Tosen,
Verflammt am abendbleichen Himmelsbogen
Die letzten goldumsäumten Purpurrosen.

Weichschwingig kommt der Abendwind geflogen,
Streift spielend hin am wald'gen Dünenhage
Und küßt die weiten, silbergrünen Wogen.

Die atmen auf in dumpfem Wellenschlage,
Und aus des Flutenschachtes tiefstem Grunde
Rauscht's müd empor, wie dunkle Geistersage. —

Ich bin allein in dämmerweiter Runde,
Geheime Zwiesprach' mit der Flut zu tauschen,
Zu lösen ihrer Stimmen Rätselkunde.

Als dürft' ein Weltgeheimnis ich erlauschen,
Bebt mir durchs Herz ein hoffnungstrunknes Ahnen —
Doch, seltsam fremd bleibt mir der Wellen Rauschen.

Das Mondlicht spielt auf schwanken Wogenbahnen,
Weit breitet aus die Nacht ihr Sterngefieder,
Umweht von lichter Wölkchen Silberfahnen.

Und lauter rauschen auf der Meerflut Lieder,
Und sehnsuchtstrunkner nur lausch' ich dem Sange,
Der rätseldunkler klingt im Herzen wieder. —

Da glüht es auf am wald'gen Dünenhange:
Ein zauberschöner goldner Flammenreigen,
Bei Festgetön und froher Lieder Klange.

Digitized by Google

Hoch auf zum nächt'gen Sternensaale steigen
Flugstarke, strahlendstolze Feuergarben,
Die tief ins Meer die Flammenhäupter neigen.

Und wieder prangt es droben purpurfarben,
Als wollt' der Nacht ein Rosenwald erblühen,
Nun längst des Tages goldne Rosen starben.

Leuchtkugeln, die ein Funkenheer versprühen;
Das ist ein Gleißen wie von Märchensonnen,
Von erdenfremdem Glück ein lockend Glühen.

Geblendet schau ich — da, in nichts zerronnen
Traumschnell ist all der Flammenwirbel wieder,
Als hätt' ein Trug die Sinne mir umsponnen. —

Weit breitet aus die Nacht ihr Sterngefieder,
Das Mondlicht spielt auf schwanken Wogenbahnen
Und lauter rauschen nur der Meerflut Lieder. —

Da faßt's mein schauernd Herz mit heil'gem Ahnen,
Als wollte aus der Wogen Feierchore
Ein Schöpfungsgruß der Ewigkeit mich mahnen.

Der Menschen Werk, es gleicht dem Wolkenflore,
Traumflüchtig wird's in Nacht und Staub vergehen:
In Flammenlettern strahlt's vom Himmelsthore.

Doch ewig, ewig ist des Weltgeists Wehen,
Sein Atemzug sind Schöpfungssinfonieen,
Und Sternenheere läßt sein Wink erstehen. —

Und wie zum Strand die nächt'gen Wogen ziehen
In immer gleichem, hehrem Feierklange,
Da schwillt mein Herz in Jubelmelodieen.

Und jauchzen möcht' ich laut im Siegessange,
Daß hell es klingt durch Nacht und Meeresweiten,
In meiner Seele übervollem Drange.

Weit möcht' ich aus der Sehnsucht Schwingen breiten:
Auch mich schuf einst der Geist, der heilig-hehre,
Ich bin geweiht vom Kuß der Ewigkeiten.

Dereinst, befreit von aller Erdenschwere,
Kehr' heim auch ich zu lichten Sternenräumen,
Und selig darf mein Geist im Strahlenmeere
Der Ewigkeit von ew'gem Frieden träumen.

Anna Heinze-Voigt.

Digitized by Google

Der einsame Zecher.

Ich hab' durchwacht so manche Nacht
In Kellern, dumpf und tief,
Wo Faß an Faß mit edlem Naß
Im kühlen Grunde schlief.
Nicht dauert's lang und hurtig drang
Der Hahn in's Zapfloch ein,
In Humpen dann und Becher rann
Der purpurrote Wein.

Dann glühte auch wie Rosenhauch
Das Wangenpaar dem Gast,
Und froh am Tisch saß jeder frisch
Und hielt den Kelch umfaßt.
Wie froh erklang der Rundgesang
In den Gewölben klar,
Bis all das Naß, das einst im Faß,
Nur noch ein Tröpflein war.

O schöne Zeit, wie liegst du weit,
Ich seh' dich noch im Traum,
Der Lichter Glanz, den Rebenkranz,
Des Kellers weiten Raum.
Doch die beim Wein und Lampenschein
Die Stunden froh verbracht,
Verhüllt schon lang und wehmutsbang
Des Todes finstre Nacht.

Heut zog's mit Macht mich in der Nacht
Zum Keller wiederum,
Doch saß allein beim Lampenschein
Ich traurig, still und stumm.
Kein Lied erscholl begeistrungsvoll
Empor aus wunder Brust,
Als ich gedacht manch heitrer Nacht
Und froher Jugendlust.

Heinrich Zeise.

Allein.

Manchmal vom Schlaf in stiller Mitternacht
Fahr' ich mit bangem, irrem Schrei empor, —
Mir träumte, daß ich ewig dich verlor —
Und fieberschauernd bin ich aufgewacht.

Ein Grauen packt mich dann im tiefsten Grund
Und rüttelt mich mit Frost und Glut zugleich,
Die Zukunft grinst mich an verderbenbleich,
Die Seele stöhnt in Ängsten todeswund.

Wie ungeheure Leere gähnt mich's an,
Ein Abgrund, den das ew'ge Dunkel hüllt,
Dem rastlos Sehnen, das kein Tag erfüllt,
Entgegenjagt den friedelosen Mann.

Auf Hirn und Nerven lastet's wetterschwül,
Es steigt vor mir herauf ein Nachtgebild,
Und giert nach meinem Herzen, wahnsinnswild,
— Das wehe, heiße Einsamkeitsgefühl.

Es jagt mich auf mit bangem, irrem Schrei'n
In stiller Mitternacht aus Traumesglück:
Nie kehrst du, nie an meine Brust zurück,
In aller Ewigkeit bleib' ich allein!

Konrad Telmann.

Digitized by Google

Gesang der Zeit.

In meinen Blicken steht's zu lesen,
Ich bin die Ew'ge selbst, die Zeit,
Und aller Dinge Sein und Wesen
Versinkt in meiner Wesenheit.

Dereinst entsprang mit Donnerbeben
Die Welt aus meinem Mutterschooß,
Ich bin der Tod, ich bin das Leben,
Die Gottheit ewig wandellos.

Ich bin des Schicksals Fluch und Segen,
Bewegung, Wille, Kraft und That,
Still reift dem letzten Ziel entgegen
In meinem Schooß die Sternensaat.

Und schlagen wird der Welt die Stunde,
Die in des Todes Arm sie zieht,
Bevor aus meinem eis'gen Munde
Ein Hauch des Odems nur entflieht.

Erstarren wird des Erdballs Veste,
Mit ihm verwehn, was lebt und liebt,
Und Schlacken, Schlacken sind die Reste
Des Sterns, den ew'ge Nacht umgiebt.

Was strahlend in des Geistes Waffen
Der Menschen größter kühn ersann,
Was Höchstes je die Kunst geschaffen,
Versinkt in meinem Zauberbann.

Spurlos dahingehn wird für immer
Der Held, der einer Welt befiehlt,
Bevor noch eines Lächelns Schimmer
Sich mir vom ehrnen Antlitz stiehlt.

Begraben wird der Edlen Namen
Des Allvergessens dunkler Strom,
Die einst den Flug zur Sonne nahmen,
Nach der Unsterblichkeit Phantom.

Still seh ich mir vorübergleiten
Des Daseins wechselvolle Flut,
Bis dermaleinst in Ätherweiten
Erstirbt der letzten Sonne Glut.

Dann kehr' auch ich zurück zum Hafen,
Draus ich ein Tropfen floß, die Zeit,
Und schlafen darf ich, schlafen, schlafen
Im grauen Meer der Ewigkeit.

Paul Heyse.

Ruhen!

Flossen so dahin zwölf bange Monde,
Seit, Geliebter, in der Abschiedsstunde
Deine Augen auf mich niederflammten,
Deine Arme machtvoll mich umfingen,
Deine Lippen auf die meinen drückten
Kuß um Kuß, und zwischendurch die Worte
Leis geflüstert, in mein Ohr sich stahlen
Und vom Ohr ins tiefste Herz sich senkten:
Liebste, weißt du denn, wie ich dich liebe?
Weißt du denn, wie glühend ich dich liebe?

Ach, seitdem verflossen zwölf der Monde
Mir in Trübsal, mir in schwerem Kummer,
Mir in namenloser, wilder Sehnsucht,
Daß ich oft gemeint, es müßte brechen
Mir das arme Herz im bangen Busen.

Zwölf der Monde sind seitdem verflossen,
Und am Himmel noch kein kleinstes Zeichen,
Daß er endlich wieder sich erhellen,
Endlich meiner gnädig sich erbarmen,

Digitized by Google

Mir das Eine, Einz'ge ſchenken wolle,
Um das ich ihn täglich, ſtündlich bitte:
Deine holde Nähe, Heißgeliebter,
Nur für einer Stunde kurze Dauer.

Ach, die Monde, die dahin gefloſſen
Mir in ſolchem bittern Herzeleide,
Zaghaft machten ſie mich und beſcheiden.
Wollten güt'ge Götter mir gewähren
Meine heiße, flehentliche Bitte,
Alſo wollt' ich zu dir ſprechen, Liebſter:

Nicht verſenge mich mit deinen Blicken,
Nicht ſo machtvoll preſſ' mich in die Arme,
Drück' nicht Kuß um Kuß auf meine Lippen,
Flüſtre nicht die ſüßen Liebesworte,
Die einſt gierig tranken meine Ohren,
Die ſo gierig trank mein pochend Herze —
Laß mich nur für dieſe eine Stunde
Lehnen meinen Kof an deinen Buſen,
Und ſo, lautlos, wunſchlos, ruhen — ruhen!

Friedrich Spielhagen.

Aere perennius.*)

Sei nicht traurig, daß die Jugend ſchwindet,
Deine Schönheit, ſie beſteht wie Erz.
Blumen welken, die das Jahr uns windet,
Dir vorüber wandelt Zeit und Schmerz.

Mögen Selige ihren Himmel haben,
Mögen Menſchenalter auch vergehn,
Selig bleibt dein Bildnis eingegraben
Allen Augen, die dich je geſehn.

Weltalljugend, blühend unermeßlich
Waltet fort im Wirbel der Natur.
Sieh, ſo blühſt du ewig unvergeßlich
Fort in meiner Lieder Lichtazur.

Mag dein Staub verwehen in Atome,
Deine Form iſt göttlich, ſie beſteht,
Wie der Schatten goldumſonnter Dome
Auf der Stromflut thront in Majeſtät.

Sei nicht traurig, daß die Jugend ſchwindet,
Nur ein Märchen iſt ja Raum und Zeit.
Ewige Myrte deine Stirn umwindet
Mit der Jugend der Unſterblichkeit.

Julius Groſſe.

*) Aus dem Cyklus „An die Verlorene". 1857.

Digitized by Google

Hafga.

Auf dem Stamm El-Haſſneh hab' ich
Dich geraubt mit keckem Mute,
Flüchtig durch den Sand der Wüſte
Trägt uns meine flinke Stute.

Hafga, trockne deine Thränen
Mit dem Keffieh, laß das Weinen,
In Abdalla's braunem Zelte
Wirſt vergeſſen du die Deinen.

Gelbe Stiefel ſollſt du haben,
Perlenſchmuck und goldne Spangen,
Sklaven ſollen dich bedienen,
Wie dein Herz es wird verlangen.

Eine prächtig aufgezäumte
Weiße Slaka ſei dein eigen,
Und dem Stamm El-Harba wirſt du
Dich als ſeine Fürſtin zeigen.

Deinen Haudag ſollen ſchmücken
Roter Sammt und goldne Franzen;
Auf den Zügen dich begleiten
Werden dreizehntauſend Lanzen.

Schöne Hafga, laß die Thränen!
Was geſchehen, mußt' geſchehen,
Seinen zugewognen Loſen
Kann kein Sterblicher entgehen.

In den Sternen ſtand geſchrieben,
Daß mein Schwert dich würd' erwerben;
Meiner Kinder Mutter, wirſt du
Einſt in meinem Zelte ſterben.

Auguſt Schrader.

Ahnung.

Ich hatt' einen Freund von herrlicher Art:
Er liebte den Wein und fröhliche Fahrt
Und Frauenblicke von ſonniger Glut;
Sein Herz war ehrlich, treu und gut,
Sein Auge wie das des Falken hell —
In allem: Er war ein braver Geſell.
Doch eines ſchuf ihm gewaltigen Drang:
Wenn der Sturmwind zornig tobte und ſang,
Da faßt' es ihn wie mit dämoniſcher Luſt,
Da bot er dem Sturme die nackte Bruſt,
Da ſang in das Toſen und in das Gebraus
Er jauchzend ein machtvolles Lied hinaus.
Einſt ſprach er — es war bei frohem Gelag:
„Wenn mir erſcheint mein letzter Tag
Und es naht ſich der ſchwarze Reiter mir,
Dann komm' ich im Sturme noch einmal zu dir,
Im Sauſen und Brauſen dumpf und hohl
Erklingt dir mein letztes Lebewohl."

Ich nahm es als Scherz. — Und Wochen vergehn,
Seit ich zum letztenmal ihn geſehn,
Da hab' ich in ſternheller Spätherbſtnacht
So lebhaft und bange ſeiner gedacht.
Der Abend war ſtill und mondenlicht,
Doch fand mein Auge den Schlummer nicht,

Digitized by Google

Denn traumhaft zogen an mir vorbei
Erinnerungen mancherlei.
Ich sah den Freund mit dem blonden Haar,
Mit dem Auge, lustig und leuchtend klar,
Wie er kraftvoll und fröhlich zu mir kam,
Für die Reise nach Süden Abschied nahm;
So herrlich hatt' ich ihn selten gesehn.
„Fahr' wohl, und im Lenz auf Wiedersehn!"
Das war sein letztes lachendes Wort.
Heut klang mir im Ohre immerfort
Die bekannte Stimme, so klangvoll und tief,
Bis ich nach Stunden leise entschlief.

Mit einmal schrecke ich hastig empor:
Es umraunt mich wie wogender Geister Chor,
Und wie von Dämonen mächtig entfacht,
Rast jetzt der Sturmwind durch die Nacht,
Ein Sausen und Brausen erfüllt das Haus . . .
Ich springe ans Fenster und schaue hinaus:
Die Nacht ist hell, der Himmel ist klar,
Und mich durchschauert's so sonderbar;
Mir ist, als käm' mit der Windesbraut
Ein seltsam tiefer, tönender Laut,
Ein zitternd verhallender, jauchzender Klang,
Einer Menschenstimme machtvoller Sang . . . .
Er verstummt — noch ein heftiger Sturmesstoß,
Dann ward die Natur wie atemlos,
Und weit nach Süden, verdämmernd fern,
Sank aus der Höhe ein leuchtender Stern.

Ich wußte, noch eh' mir's der Draht entbot:
Mein herrlicher, fröhlicher Freund war tot.

Anton Ohorn.

Mädchenlied.

Im Frühling ist mir ein Leid geschehn,
Das mußt' ich dem Sommer klagen.
Wenn rauschend im Feld die Sicheln gehn,
Sommerfäden im Wind verwehn,
Dann will ich über die Heide gehn
In meinen trüben Tagen.
Winter, ich such' dich, nun kehre ein!
Ich weiß ein Plätzchen still und klein,
Da hüll' mich in weiße Decken ein —
Weckt mich kein Sagen und Fragen. —
Im Frühling ist mir ein Leid geschehn.

Mare Prätzas.

Digitized by Google

Auferstehung.

Das Licht verlischt, es wird zum Schmerz die Lust,
Und was zum Leben aufkeimt, wird begraben;
Doch was dahinging, — in des Menschen Brust
Darf es hienieden schon sein Ostern haben.

Georg Ebers.

Oktober.

Nun ward der Himmel sommermüd
Und trägt ein grau Gesicht zur Schau;
Die Schwalben rüsteten gen Süd,
Es wehn die Winde reg' und rauh.
Mißtönig schnarrt im Nebelfeld
Auf öder Flur die Krähe nur,
Zum Schlaf entkleidet sich die Welt,
Den Zeiger hält die Sonnenuhr.

Nun schreit' ich still zum letztenmal,
Wo schöne Zeit mir gab Geleit;
Wie Schattenwurf im Sonnenstrahl,
Geht stumm Erinnrung mir zur Seit'.
Es dehnt sich fahl der Wegesrand
So nässeschwer und blumenleer;
Herbst ist's; mein eigner Sommer schwand,
Und nur für Andre kehrt er mehr.

Wilhelm Jensen.

Dem Heimatlande.

Hörst du das Läuten, Freund?
Was soll's bedeuten, Freund?
Weckt es nicht wonnig des
Wanderers Drang?
Glaube den Glocken nicht,
Laß dich verlocken nicht
Von der Sirene
Weltpreisendem Sang!

Und mußt du dennoch fort,
Jagend von Ort zu Ort,
Suchend die Ziele, die
Nirgendwo sind,
Kehre fein balde um,
Freund, in dein Heiligtum,
Wo du bist Gatte und
Vater und Kind.

Reiße vom Strande dich,
Eh' fremde Bande dich
Stumpf gemacht, nimmer ihr
Sklave sollst sein.
Denn deine größte Kraft
Und deine Meisterschaft
Sproßt aus der heimischen
Erde allein.

Panz're mit Steirererz,
Land, deines Sohnes Herz,
Heb' auf den Schild ihn, des
Leuchtenden Firn.
Kränze mit Lärchenreis
Und mit dem Edelweiß
Würdig des Aelplers
Teutonische Stirn.

Oestlicher Rosenhauch,
Südlicher Lorbeerstrauch
Gleicht nicht des Tannenbaums
Duftendem Reis.
Was auch in weiter Welt
Herrliches aufgestellt,
Heiliges Heimatland,
Dir sei der Preis.

P. K. Rosegger.

Digitized by Google

Unvergänglich.

Von all den Blumen, welche keimen,
Wenn so wie jetzt der Sommer treibt,
Von all den Blüten an den Bäumen —
Wie wenig Frucht, die reift und bleibt.

Die Blüte welkt, das Blatt vermodert —
Bald auch die Hand, die dieses schreibt.
Der Mut nur, der im Herzen lodert,
Der ist's, der bleibt und Früchte treibt.

Klaus Groth.

Oktober 1892.

Oktober schon und noch so grün der Hain,
Der Himmel blau und warm der Sonne Schein,
Im Garten blühnde Rosen und die Luft
Gewürzt von der Reseda süßem Duft!

Die Wiesen prangen im smaragdnen Grün,
Die Bäume fangen wieder an zu blühn,
Und ob die Schwalbe längst auch von uns schied,
Am Kübel singt der Star sein lustig Lied.

Nur in der Morgenfrühe lugt hervor
Der Herbst aus dichtem, grauem Nebelflor,
Und lächelt spöttisch: „Freut euch nur der Pracht,
Bevor mein Freund, der Reif, ein End' gemacht.

Denn über Nacht färbt er für mich das Laub,
Dann kommt der Wind und nimmt es sich zum Raub;
Ich aber ruf dem Winter scheidend zu:
Nimm hin mein Scepter und regiere du!"

Julius Sturm.

A c h t.

Auf den feuchten Matten
Liegt ein Silberschein;
Tiefe Waldesschatten
Säumen rings ihn ein.

Sterne steigen leise
Ueber Felsen auf,
Schlingen ihre Kreise,
Wandeln ihren Lauf,

Ziehn im nächtig Stillen
Auf bemess'ner Bahn,
Einem mächt'gen Willen
Schweigend unterthan.

Max Schlierbach.

Digitized by Google

Der Swäleken Afschied.

De Herbst kummt heran un de Luft werd all hahl;[1])
Bi lüdjen, sau werd ok de Felder all kahl
Un ower de Stoppeln da weihet de Wind.
De Swäl'ken sek rüstet taur Reise geswind.

Se bruk't nein Gepäck un se bruk't ok nein Geld,
Se fleig't owert Water in'n andere Welt;
Se kom't jo ok weer mit'n taukomen Jahr
Un doch werd den Swäl'ken de Afschied sau swar.

Da boben an'n Balken, da sitt noch öhr Nest,
Da is't sau behaglich den Sommer dör west;
Dat was eine Lust, as sei da hewwet but —
Denn kregen se Junge un dei flögen ut.

Adjö, leiwen Minschen, adjö, veelen Dank —
Switscheritwitwitwitwit, de Winter is lang.
Adjö, leiwen Minschen, adjö, et is Tied —
Switscheritwitwitwitwit, us' Weg dei is wiet

Adjö, leiwen Swäl'ken, Ju Weg is tau wiet;
Doch kummt nah den Winter en betere Tied —
Denn kom't Ji taurügge, denn passet wi up
Un maket nit Freuden de Häke[2]) Jük up.

Denn raupt wi „Willkomen", denn kehret Ji in
Un latet Ju Wohnung bi üsch ok weer sien —
Ach, bring't Glück un Freude von nien weer meh!
Nu glückliche Reise — adjö denn, adjö!

---

[1]) herbe, kühl. [2]) oberer Teil der Hausthür an alten Bauernhäusern.

Ch. Flemes.

Turmwarts Anne.

Der greiſe Türmer von Sankt Sebald,
Er war nun ſiebzig Jahre alt;
Da ſaß er droben im Kämmerlein,
Umglüht vom ſcheidenden Abendſchein,
Da füllte mit Wein er den alten Pokal
Und hob ihn grüßend beim letzten Strahl:
„Ich denke dein, Schön-Elslein!"

Und ſinnend dacht' er vergangener Zeit,
Da er die minnige Magd gefreit;
In der Myrtenkrone, im Brautgewand,
So führt' er die Liebſte an der Hand;
Und droben in Turmwarts Kämmerlein
War eitel Freude, war Sonnenſchein. —
„Ich denke dein, Schön-Elslein!"

Digitized by Google

Doch ehe der Frühling Blüten gab,
Da schlief Schön-Elslein im kühlen Grab.
Nun schlich vorüber Jahr um Jahr:
Der Türmer ward müde und bleich sein Haar.
Wie lange der Epheu ihr Grab umflicht,
In des Alten Herzen starb sie nicht —
„Ich denke dein, Schön-Elslein!"

Und als es mit ihm zum Sterben kam,
Er fröhlich das volle Kelchglas nahm;
Und wieder funkelt der letzte Strahl.
„Zu Ende geht der Sehnsucht Qual;
Auf deinen Schwingen, du Abendschein,
Zieht meine Seele zur Liebsten ein!
Sei mir gegrüßt, Schön-Elslein!"

Carl Sacher.

Nächtlicher Gang.

Ich schreit' auf kiesbedeckten Wegen
Still durch des Parkes duft'ge Pracht,
Wo sich die Blätter flüsternd regen
Im weichen Hauch der Sommernacht.

Ein Vöglein zwitschert auf im Traume,
Glühwürmchen irren um den Teich
Und droben schwimmt im Silberschaume
Des Mondes Gondel still und bleich.

Springbrunnen plätschern, duftig feuchtend
Der Beete reichen Blüthenflor,
Und Marmorbilder schimmern leuchtend
Aus düstern Buschwerks Nischen vor.

Fern haucht ein Lied mit leisem Tone
Verklingend durch die laue Nacht.
Mir däucht, es bläst der Steintritone
In's Muschelhorn, vom Schlaf erwacht.

Nun sel'ge Ruhe nah und ferne,
Da schweigt der Schmerz, da träumt das Glück,
Und Friede lächeln alle Sterne,
Und Friede kehrt in's Herz zurück.

Mir ist, als schwebt' ich wonnetrunken
Entkörpert über Raum und Zeit
Und flög' von Stern zu Sternenfunken,
Ein Geist, auf ewig schmerzgefeit.

Paul Heinicke.

Digitized by Google

Bücherschau.

Schloss Kostenitz. Novelle von **Ferdinand von Saar.** (Heidelberg, Georg Weiß' Verlag, 1893.) Es war im Jahre 1849. Freiherr von Günthersheim war nach der Enthebung von seinem hohen Staatsamte mit seiner, vielleicht um 30 Jahre jüngern, schönen Gemahlin zum dauernden Aufenthalte auf sein Besitztum Schloß Kostenitz gezogen. Die Einquartierung einer an die Grenze ziehenden Reitertruppe auf dem Schlosse läßt Clotildes weiches Herz, trotzdem sie ihrem Gemahle während einer zehnjährigen kinderlosen, aber glücklichen Ehe in treuester Liebe zugethan, für den schönen Rittmeister Graf Poiga-Reuhoff nicht unbedenklich erzittern. Eine zufällige Begegnung im Walde mit dem Grafen trägt Clotilde eine heiße Liebeserklärung von ihm ein. Ihr Herz ist schwach, aber ihre Seele ist rein. Und wenn sie auch nur einen Augenblick, willenlos, schier unbewußt in seinen Armen gelegen; wenn sie auch, sich sofort besinnend, noch rechtzeitig geflohen, schon diese Entweihung drückt das edel reine Herz so schwer, hatte sie so gewaltig erschüttert, daß sie, im Uebergefühle der Schuld, schon nach ein paar Tagen einer schweren Gehirnentzündung erliegt. — Eine Geschichte, wie sie vielleicht mit Variationen alle Tage dutzendweis vorkommt, wie wir sie ähnlich schon xmal gelesen, aber rührend, ergreifend, wie sie nur ein echtes Dichtertalent malen kann. Nicht die Handlung, vielmehr nur die tiefsinnige Seelenmalerei macht die starke Seite dieser Novelle aus. Das Genie beweist eben wieder, daß reine Naturwahrheiten nie verbraucht, nie abgeschmackt werden in des Meisters Hand, so einfach auch der Vorwand sein mag. Nicht einmal eine Tendenz verrät die Novelle, wenn diese nicht von selbst, absichtslos die beherzigenswerte Moral zurückließe, daß bei ungleichem Alter der Eheteile der Mann das heilige Eheband wie eine zarte Pflanze vor jedem rauhen Winde hüten sollte. Die Novelle ist kein Sensationsstück, aber von jenen niedlichen Kunstwerken, die gerade durch ihre Einfachheit das reine Gemüt anziehen und durch ihre Innigkeit erheben.

Heinrich Kuhmerker.

Am Walchensee. Roman von **Julius Grosse.** (Dresden, E. Piersons Verlag, 1893.) Julius Grosse steht in dem Mittelpunkte einer eigenen Richtung. Ihm sind die „modernen Titanen" von vor 30 Jahren noch immer maßgebend. Deren Ideale erscheinen ihm seitdem, wenn auch in anderer, unerwarteter Weise, zur herrlichen Wahrheit verwirklicht, während er in den heutigen Epigonen, die das Heil der Zukunft erst von neuen tiefen Umwälzungen erwarten, nur Träumer sieht. „Hoffen wir, daß solche Träume niemals in Erfüllung gehen werden", meint Grosse. Als Typen des heutigen ungebundenen Individualismus gelten ihm Frau von Windisch und Manfred Burgschmid. Frau von Windisch ist das Weib der modernen Bildung von heute. Sie sucht und fordert die Freiheit des Weibes in der Gesellschaft, die Niederreißung aller hergebrachten Schranken. Aber ihr fehlt das tiefe Sittlichkeitsgefühl, das keineswegs das Gute ausschließt, weil es alt ist. Ihr Streben kommt darum einer zügellosen Wildheit gleich. Ihr sind alle Mittel willkommen, welche das Leben mit Genuß, Rang, Herrschaft ausstatten. Sie heuchelt nicht, sie glaubt an diese Lehre. Aber dieses unberechenbare, stolze, phantasieüberreizte Weib ist trotz allen Seelenschwunges klug berechnend in puncto ihres Vorteiles. „Ihre tugendliche Unnahbarkeit liegt nicht im Fischschwanz, sondern im Kontobuch." (Diesen vereinzelten Zolaismus hätten wir bei Grosse gern gemißt!) Während sie die wahre Aristokratie nur auf den Gipfeln des Lebens sieht, erhebt sie ihr hohler Ehrgeiz mit nichten über die Mühsal, die Kleinheit, die Erbärmlichkeit des Frauenschicksals, die sie verachtet. Burgschmid bringt diese Theorie in bombastischen Revolutionsgedanken und affektierten Sonderlichkeiten zum Ausdruck. Während er auf die Lumperei, den Knechtsinn, die Heuchelei und Verschwommenheit der Gesellschaft schimpft, besitzt er als Gegenhalt für sich nur — hohle Schlagworte. Aus dem angeblichen Rufer in der Wüste wird ein — Taugenichts, der zum Schlusse mit der, dem gesinnungstüchtigen Maurer schon halb verlobten Frau von Windisch durchgeht. Im Gegensatze zu diesen Gestalten stehen: Martha und Regierungsrat Maurer; erstere das Bild einer engen häuslichen, aber edlen Erziehung, letzterer ein mit dem ehrlichsten Ernst nach Licht und Wahrheit ringender Charakter. Martha ist das Weib, das sich in die Verhältnisse des Lebens zu fügen sucht, dabei aber nur um so schöner die echte Weiblichkeit, eine duftige Seelengröße entwickelt und damit allein gegen die konventionelle Flachheit, die moderne Tugendheuchelei, Hohlheit und Verlogenheit gesellschaftlicher Sittenprüderie siegreich zu kämpfen weiß. Maurer, ein Mann von Vermögen, hoher Stellung, gestaltet erst nach schweren Seelen- und Schicksalskämpfen seinen wahrhaft menschenwürdigen, edlen Charakter. Er sucht der persönlichen Freiheit — im Gegensatze zu Burgschmid — Maß und Zucht zu geben. Große kernhafte Ideen sind es,

Digitized by Google

die ihn der Lebenskampf gelehrt, Ideen, die sich hoch erheben über die landläufigen schemenhaften Ideale und Ideen, die fortan die Grundlage für sein schwer errungenes Lebensschicksal ihm bilden und bilden werden. — Obgleich mir bei Grosse die Darstellung solcher Probleme mit den Mitteln reiner Poesie — siehe sein Volkramslied — viel natürlicher erscheint, giebt der vorliegende Roman gleichwohl von einer zielbewußten eigenartigen Schaffenskraft und einem noch größern Ideenreichtum beredtes Zeugnis, und ich glaube das Buch nicht besser charakterisieren zu können, als wenn ich solches ernstdenkenden und poetischen Lesern mit der Bemerkung empfehle, daß die poetisch schöne Form dem gedankenreichen Inhalt ein künstlerisches Relief giebt.

Heinrich Kuhmerker.

Laskaris. Eine Dichtung von **Arthur Pfungst.** Erster Teil: Laskaris' Jugend. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.) — **Der Alchymist.** (Laskaris II.) Eine Dichtung von **Arthur Pfungst.** (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich). Der erste Teil dieses Werkes „Laskaris", welcher 1890 erschien, fand bei der Kritik eine ungemein günstige Aufnahme. Mit vollem Rechte wurde auf die Eigenart dieser Dichtung hingewiesen und dieselbe als „philosophisches Epos" bezeichnet. „Gedankenreich und formschön", das war in zwei Worten die allgemeine Meinung hervorragender Preßstimmen und wir vermögen dem an dieser Stelle nur nochmals lebhaft beizupflichten. Mit angenehmer Erwartung sah man dem Erscheinen des zweiten Teils entgegen, und derselbe liegt nun unter dem Titel „Der Alchymist" vor in der gleichen gediegenen Ausstattung wie der erste. Der Dichter hatte in Laskaris (I) seinen Helden bis an die Schwelle des Mannesalters geführt, und sein greiser Freund und Lehrer Philaletes hatte ihn für das Leben ausgerüstet nicht blos mit einer reichen sittlichen Bildung und einem tiefen Einblick in eine große, wenngleich pessimistische Weltanschauung, sondern ihm zugleich in seiner Panacee die Quelle unerschöpflichen Reichtums übergeben. Und um diese und ihren Einfluß auf das Leben des Helden bewegt sich die Handlung des 2. Teils. — Laskaris hat in Dresden bei dem Apotheker Heinrich von der Linden eine Stelle als Gehilfe angenommen und gewinnt das Herz der schönen Irene, der Tochter seines Meisters, noch bevor sie ahnt, über welche Schätze er verfügen kann. Nur eine unbestimmte Sehnsucht nach Gold lebt auch in ihr, wie in jener Charis des ersten Teils, die damit ihr Leben von den Neraïden erkaufen wollte. Das glanzvolle Kampfspiel am Hofe Augusts des Starken entlockt ihr das Wort „Gold ist Macht" und das Wort zittert unheimlich in Laskaris' Seele nach, so daß ihm fortan nichts mehr unerreichbar dünkt. Das Gold gewinnt ihm Irenens Hand, aber ihre Liebe ist selbstlos und treu und in ihrem Besitze findet er ein reines Glück, — „das Leben schien ihm wert, gelebt zu werden." Doch die Panacee lockt ihn auf abschüssige Bahn. Sein Gold, das dem Kurfürsten in bedrängter Zeit und Kriegesnot Hilfe bringt, verschafft ihm eine beneidete Stellung am Hofe — nun glaubte er gefunden zu haben,

— was er geträumt auf Erden,
Was sehnend er gesucht bei Nacht und Tag —
Er sollte endlich groß und mächtig werden ...

Aber die Augen der schönen Gräfin Aurora werden ihm verhängnisvoll; sie zieht seine Sinne und sein Herz an, so daß er in ihren Armen seines Weibes vergißt, das so ebenfalls den Fluch des ersehnten Goldes empfindet, daß aber auch zugleich heißer Haß ihn erfaßt gegen den Kurfürsten, der das von ihm leidenschaftlich begehrte Weib besitzt. Vertrauend auf des Goldes Macht in seiner Hand, verweigert er dem bedrängten Fürsten seine weitere Hilfe, und, von seinen Feinden und Neidern des Verrats beschuldigt, wird er verhaftet und in die Albrechtsburg gebracht. An seinem Golde war kein Segen. Im Kerker aber erwachen die schönen Erinnerungen an seiner Jugend Glück, an seines Weibes selbstlose Liebe und zugleich die Sehnsucht nach Freiheit. Und Irene ist es, welche diese ihm verschafft und mit ihr und seinem Söhnlein, das sie dem befreiten Gatten entgegenhält, flüchtet er nach Böhmen. Geläutert tritt er aus dem Kerker mit der Erkenntnis, daß er seinen Schatz nicht recht verwendet, zugleich aber auch mit jener ungebeugten Kraft des Wollens, die ihn vordem in seiner glücklichsten Zeit beseelte, die ihn sprechen läßt:

Empor, empor zu neuen Höh'n des Lebens!
Es giebt ein Wollen, das das Weltall bändigt,
So ruft's in meinem Herzen laut und schrill,
Ein Wollen giebt's, das alle Qualen endigt,
Und mein ist dieses Wollen — denn ich will!

Damit schließt der zweite Teil des „Laskaris" und der dritte, den alle freudig begrüßen werden, die dem Dichter bisher gefolgt sind, wird uns den Helden zu zeigen haben, wie er wohl die pessimistische Weltanschauung seines Lehrers nun verstehen gelernt, aber bereit ist, mit seiner Kraft zum wahren Segen der Menschheit zu wirken. — „Der Alchymist" besitzt alle Vorzüge von „Laskaris' Jugend"; er ist noch reicher an äußerem Leben, und eine Fülle bewegter, farbenvoller Bilder führt uns in den Bannkreis des glänzenden Hofs Augusts des Starken, während andrerseits auch dem innern Leben sein volles Recht gewahrt ist. Überall ist gediegener Gehalt, klares, bewußtes Ziel und eine schöne, ja oft glänzende Sprache, die in den zehnzeiligen Jambenstrophen trefflich zur Geltung kommt. Wir rufen dem Dichter ein herzliches Macte virtute! zu.

Anton Ohorn.

Digitized by Google

Pol de Mont. Idyllen. Nachdichtungen aus dem Vlämischen von **Albert Moeser.** (Berlin, Verlag von Hans Lüstenoeder, 1893.) Der rühmlichst bekannte Autor, dessen Talent sich in der erst kürzlich erschienenen Gedichtsammlung „Aus der Mansarde" wieder so glänzend bewährt, bietet uns in vorliegendem Werke Nachdichtungen aus dem Vlämischen des Pol de Mont. — Wir sind dem Dichter um so mehr zu Dank verpflichtet, als gerade die belgisch-vlämische Litteratur trotz der nahen Verwandschaft mit der unsrigen bisher in Deutschland nur geringe Beachtung gefunden; jeder Versuch, das Interesse für dieselbe zu erwecken und zu fördern, muß darum mit aufrichtiger Freude begrüßt werden. — Die überaus reizvollen, fein gezeichneten Idyllen, die uns neben zarten Naturschilderungen einen tiefen Einblick gewähren in das Seelenleben des vlämischen Volkes, dürften schon ihres kulturhistorischen Interesses wegen auch in weiteren Kreisen Eingang und gebührende Würdigung finden. Auch in diesen Nachdichtungen offenbart sich wieder das glänzende Formtalent Moesers, das mit spielender Leichtigkeit selbst der schwierigsten Versmaße Herr wird und demjenigen Platens an Güte nichts nachgiebt; auch hier ist die Sprache wieder durchweg edel, nirgends eine Unebenheit, nirgends eine Härte. — Das nach Form wie Inhalt gleich wertvolle und ansprechende Büchlein wird allen Freunden der auswärtigen Litteratur eine willkommene Gabe sein.

Theodor Freiberg.

Litteratur und Kunst.

In Genua starb am 2. September Gartano Corsi, ein gefeierter italienischer Lustspieldichter, dessen Stücke noch heute den Spielplan vieler italienischer Theater beherrschen. Sein Drama „Antoinetta Comicia" hatte 1849 einen beispiellosen Erfolg und sein patriotisches Drama „Lucia San Felice" gab sogar Veranlassung zu einem diplomatischen Notenaustausch.

*

Am 3. September starb in Cairo Montonotte bei Genua der lyrische Dichter und Professor Gaspare Büffa, 1832 geb.; einer der bedeutensten Lyriker des modernen Italiens. Sein Gedicht „Mare" zählt zu den Perlen der italienischen Litteratur.

*

In Wien wurde jüngst eine litterarische Gesellschaft gegründet, welche durch Veröffentlichung von ausgewählten und schön ausgestatteten Büchern aus der Feder unserer besten Autoren auf dem Gebiete der schönen und wissenschaftlichen Litteratur den Sinn des Bürgertums für edle und gediegene Lektüre pflegen und der litterarischen Produktion einen neuen Mittelpunkt schaffen will.

*

Strindbergs neuer Roman „Die Beichte des Thoren" ist in Berlin konfisziert worden.

*

In Luxemburg ist der Nationaldichter Michael Lentz, 74 Jahre alt, gestorben und unter Teilnahme aller musikalischen Vereine des Großherzogtums Luxemburg bestattet worden.

*

In seinem neuesten Roman „Auf der Feuerstätte" (Leipzig, C. Reißner) läßt Wilhelm Jensen in vergangener, aber unserem Denken, Empfinden und Erinnern nicht allzu entlegener Zeit die abwechslungsreiche Handlung teils am linken Gestade der Nieder-Elbe, im „Kebingerland", teils in der Metropole des deutschen Handels sich entwickeln. Dabei bringt er die äußeren und inneren Grundsätze von Stadt und Land in anschaulichster Weise zur Geltung. Seine Gestalten sind alle mit gleicher Treue und Naturwahrheit charakterisiert, alle umkleidet mit dem ganzen Schmelze traumhaft anmutender Poesie. Den Höhepunkt erreicht das Werk in der unvergleichlich großartigen Schilderung des Hamburger Brandes von 1842, der zugleich die ungezwungene Lösung der aufs höchste gespannten Kontraste und den harmonisch ausklingenden Abschluß der Handlung herbeiführt.

*

Einen glücklichen Griff ins volle Leben hat Ernst Wichert mit seinem neuesten Roman „Herr von Müller" gethan. Mit der Geschicklichkeit des Meisters der Erzählungskunst rückt er die größten Gegensätze aneinander, um eine in allen Farben der Natürlichkeit schillernde Nachahmung des Lebens zu erzielen. Er führt uns mitten in das soziale Leben der Großstadt, deren politische und soziale Kontraste er in markiger Weise charakterisiert. Jeder Sensation ist Wichert, wie immer, aus dem Wege gegangen; durchaus modern und doch mit einer an alte, gute Zeiten gemahnenden Schlichtheit sich gebend, wird der Roman allen Lesern große Freude bereiten, die sich noch den Sinn für gesunde geistige Schöpf-

Digitized by Google

ungen bewahrt haben. Der Roman erscheint bei C. Reißner in Leipzig.

*

Auch von Hans Hopfens neuester Schöpfung „Glänzendes Elend" (Berlin, Gebr. Paetel) dürften unsere Leser mit Vergnügen Kenntnis nehmen. Der groß angelegte und vollendet durchgeführte Roman behandelt eins der vielumstrittensten modernen Themata: Die Frage des Idealismus und Naturalismus in Litteratur, Kunst und Leben, wobei der Verfasser sich warm für den ersteren entscheidet. Die tiefdurchdachten Kontroversen lassen aber durchaus nicht den belletristischen Teil in den Hintergrund treten: die wechselvolle, in den Berliner Gesellschaftskreisen spielende Handlung fesselt vom ersten Kapitel an, und in der Schürzung wie Lösung des Knotens entfaltet Hans Hopfen dieselbe Meisterschaft, wie in der lebenswahren Gestaltung der einzelnen handelnden Figuren, die auf das Schärfste gezeichnet vor dem Leser erscheinen und Hopfens Ruhm, zu unseren ersten Romanciers zu gehören, von Neuem bethätigen.

*

Wie aus Hartenstein im Erzgebirge geschrieben wird, besteht daselbst die Absicht, dem dort am 5. Oktober 1609 geborenen und am 3. April 1644 in Hamburg verstorbenen Dichter Paul Fleming ein Denkmal zu errichten, wozu bereits ein Fond von ca. 2000 Mark vorhanden ist. Da dieser Betrag indessen nicht ausreicht, giebt man sich der Hoffnung hin, daß die deutschen Dichter, Schriftsteller, Pädagogen ꝛc. dieses Unternehmen nach Kräften unterstützen und fördern helfen werden. Der Ortsausschuß zur Herstellung dieses Denkmals hat nun sogenannte „Bausteine" à 10 Pf. das Stück — in Heften von je 50 Stück — verfertigen lassen und rechnet auf die Unterstützung aller berufenen Kreise beim Absatze dieser Bausteine. Die letzteren sind durch den bezeichneten Ortsausschuß, dessen Vorsitzender Herr Bürgermeister Forberg ist, zu beziehen.

*

Emile Zola beabsichtigt nach Beendigung seiner Rougen-Macquart-Serie eine Roman-Trilogie zu schreiben: „Lourdes", in welchem der Abfall des modernen Frankreich vom Geiste der Wissenschaften zur Darstellung gelangen soll, „Rome", das den französischen Neukatholizismus behandeln wird, und „Paris", ein Prosa-Epos vom modernen Sünden-Babel. Man sieht, der Geist dieses litterarischen Herkules, wie ihn Ten Brink genannt hat, ist unermüdlich thätig und sinnt stets auf neue gigantische Pläne.

*

Viele unserer Leser dürften die Bestrebungen der „Internationalen Correspondenz-Association (I-C-A)" interessieren. Wir verweisen hierdurch auf das über den Zweck der „I-C-A" Aufschluß gebende, ausführliche Inserat in der heutigen Nummer und empfehlen diese originelle Institution der gef. Beachtung unserer Leser.

*

Der demnächst bei C. Reisner, Leipzig, erscheinende Roman: „Unter den Dolomiten", von Konrad Telmann, ist soeben in der Dortmunder Zeitung, auf Antrag der ultramontanen Partei, wegen Gotteslästerung potizeilich beschlagnahmt worden.

Offener Sprechsaal.

Ermutigt durch die sehr anerkennenden Besprechungen meiner beiden — unter Mitwirkung von Felix Dahn, Otto Franz Gensichen, Helene von Götzendorff-Grabowski, Martin Greif, Theobald Kerner, Richard von Meerheimb, Anton August Naaff, Richard Schmidt-Cabanis, Albert Traeger, Adolf Graf von Westarp, Heinrich Zeise u. a. m. herausgegebenen — Sammlungen „Kommersbuch für Landwirte" und „Des Landwirts Liederbuch", plane ich die Herausgabe einer Anthologie von Gedichten, welche die Landwirtschaft, das Landleben, das ländliche Volkstum, das Forst- und Jagdwesen, Feld und Wald u. dergl. behandeln. — Ich bitte die verehrten Leserinnen und Leser dieser Zeitschrift ergebenst, eigene, diesbezügliche Dichtungen — wenn bereits gedruckt unter genauer Angabe des Buch- oder Zeitungstitels — mir zur Verfügung zu stellen, mich auch auf weniger bekannte, ältere derartige Lieder freundlichst hinzuweisen bez. mir deren genauen Wortlaut mitzuteilen.

Rittergut Muckrow
b. Spremberg, N.-L.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Otto Muenzer.

Digitized by Google

Briefschalter.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Jede Einsendung, über deren Verwendung Auskunft gewünscht wird, muss deutlich und mit dunkler Tinte geschrieben sein. Ferner ist jeder Beitrag auf ein Blatt Papier besonders zu schreiben und darf eine Einsendung deren höchstens fünf enthalten. Man bewahre sich von allen Einsendungen Abschrift, da wir Gedichte überhaupt nicht, grössere Arbeiten aber nur dann zurücksenden, wenn der volle Betrag zur Bestreitung des Rückporto's beiliegt. Honorar wird nicht bewilligt. Bei erstmaliger Einsendung ist Angabe der Bezugsquelle des „D. D." erforderlich, da nur Abonnenten Anspruch auf Prüfung ihrer Arbeiten haben. Briefe, welche mit Strafporto belastet bei uns anlangen, werden ausnahmslos zurückgewiesen. Anonyme, sowie alle diesen Bestimmungen nicht Genüge leistenden Briefe verfallen dem Papierkorbe. Es werden nur Originalbeiträge angenommen.

W. S. in J—g. Zum Teil recht hübsch, vermeiden Sie aber für die Folge Inversionen, wie sie sich störend in der 3. Strophe Ihres Gedichtes bemerkbar machen; mehr seelische Vertiefung, besonders gegen den Schluß hin, erscheint uns wünschenswert.

B. F. in L—h „In der Heimat"; P. H. in A—ch „Erwachen" (gelegentlich unter „Sprüche"); M. S. in M—l „Mädchenlied"; O. M. in O—g „Jahrestag"; „Phthisis", „In der Dorfschenke"; C. S. in D.-Z—n „Turmwarts Minne"; C. P. in W—ch „Menschenloos"; A. R. in R—d „Rätsel"; E. T. in D—n „Im Sommer"; Dr. F. H. in P—g „In Rom", „Gegensätze"; E. S. in B—g „Abendfreden"; E. Graf Z. in B—l „Das Glück"; M. v. S. in Z—ch „Drei Sonette"; G. v. U. in M—g „Die Hexe von S. Marco"; M. K. in N—r „Der Einsame". Angenommen!

H. K. in D—cz. Alle gelieferten Referate sind in unserm Besitz und werden nach und nach erscheinen.

F. Z. in D—n. Das eine Gedicht ist stofflich ungeeignet, im andern sähen wir gern anstatt wenig glücklicher Bilder — „die Kunst, die in Beulen wühlt" — tiefgründigere Erfassung und mehr Präcision im Ausdrucke — „Götterdämmerung?" —

O. J. in B—n. Wir zweifeln nicht, daß die Empfindung echt war; aber es ist nicht Beruf des Dichters — auch nicht der des angehenden — die Schattenseiten des Daseins grau in Grau zu malen. Ihre Motive sind zu oberflächlich behandelt und recht abgegriffen.

Th. Z. in B—n. Die Zusammenstellung heterogener Begriffe wirkt in den meisten Fällen humoristisch, also das Gegenteil von dem, was Sie beabsichtigten; als Beispiel: „Im Herzen trug er grimmiges Weh, in der Tasche ein zugeklapptes Schloß".

E. St. in W—ch. Warm empfunden und sprachlich gewandt, trotzdem noch unter dem Zeichen des Dilettantismus; durch ernstes Streben und das Studium einer guten Poetik dürften Sie sehr bald Brauchbares liefern.

E. T. in B—f. Wir betrachten das erstgesandte Gedicht als einen Formversuch, dem Sie schlichtere Weisen folgen lassen; „wonnerauschdurchjauchzt" streichen Sie gefälligst aus Ihrem „Lexikon schöner Worte"; auch die neue Sendung bestätigt, daß Sie nicht jene Tiefe der Empfindung besitzen, die in einfachsten Strophen voll ausströmt; hüten Sie sich vor Gesuchtheiten — „der Mond, ein traumverlorener Knabe"; der alte Herr, der müde seine Fackel an der Sonnenlohe zündet, ist längst Knabe gewesen! —

R. B. in B—g (stellen Sie nicht zu bescheidene Forderungen an Ihr Talent); E. S—s in B—n (ein Gedicht, das wir Sie nicht zu verwerfen bitten, das sich aber seines Charakters wegen nicht zum Abdruck im D. D. eignet; wir bitten gelegentlich um anderes); Th. R. in W—tz (die zahlreichen störenden Kürzungen lassen sich bei sorgsamer Feile sicherlich entfernen); H. B. in S—l (infolge nüchterner Behandlung zu sehr ans chemische Laboratorium erinnernd); J. v. D. in M—n (Sie beherrschen den Stoff nicht, darum beherrschte er Sie); M. F. in K—g (zu nüchtern in der Diktion; Sie hätten, dem Charakter des Gedichtes angemessen, volltönigere Reime wählen sollen); J. B. in H—g (suchen Sie, was die Form anbelangt, Verschleppungen und in der Behandlung zu große Breite zu vermeiden); G. B. in M—au (diesmal in der Wahl des Ausdrucks nicht glücklich); T. S. in G—z (warm empfunden — aber „Röslein hold", „Rosen rot" — und alles in einem Gedicht, — das ist doch zu viel!); H. V. in G—t und H. N. in C—ch (zu oberflach); W. J. in B. W—n (dichterisch empfunden — aber ohne den rechten Wurf); P. K. in S—g (formell unzulänglich); F. K. in G—z (Reime wie Blüte — Sitte lassen auch wir nicht gelten); Dr. E. S. in P—g (Sie sandten Bedeutenderes); V. T. in B—au (im Ganzen gut — aber Sie werfen das Versmaß beinahe in jeder Strophe grundlos um); K. S. in K—z (Heineschen Cynismus sollten Sie nicht in Ihre Verse tragen; „Allerseelen" fordert den Reim; wir hätten das Gedicht gern gedruckt); W. L. in R—w (wählen Sie einfachere Versmaße); J. A. in A—au b. K. (leider mehrfach steif im Ausdruck bezw. unklar); E. N. in B—n (bedauerlicherweise wechseln Sie willkürlich mit männlichen und weiblichen Reimen; den Aufsatz wollen Sie uns gef. senden); E. F. in G—z; G. D in V—e und F. K. in Ch—g (Talent vorhanden, aber die Formgebung läßt

Digitized by Google

noch zu wünschen); F. W. B. in C—d (störende Inversionen, zudem im Ausdruck oft verfehlt); H. H. in R—z (Widmungen fallen aus dem Rahmen unseres Blattes); E. H. in E—d (das eine Gedicht steht zu sehr unter dem Einflusse des „Erlkönigs", im andern wirkt die Form ermüdend, das dritte ist stofflich ungeeignet); A. A. in L—n (rhythmische Härten; des Herostratus zu gedenken, sollte auch heute noch verboten sein); H. D. in L—g (gereimt, aber nicht gedichtet); H. F. in D—t (für Märchen haben wir leider keine Verwendung).

Dankend abgelehnt!

L. Z. in B—au. Sie fragen, ob auch wir gegen unreine Reime, Wortverstellungen u. s. w. kämpfen, „weil das bisher der Fall gewesen sei". Wir können Ihnen im Vertrauen sagen: mit entschiedenster Schärfe — aber nicht weil das bisher der Fall gewesen ist; nicht wegen unreiner Reime und Inversionen lehnen wir ein Gedicht ab, sondern wegen anderer schwerwiegenderer Mängel, deren ein mit derartigen Formfehlern behaftetes Poem gewöhnlich aufweist, denen wir im Briefschalter nicht des Breiteren Erwähnung thun können; wir fassen unser Urteil so, daß es über Verstöße unterrichtet, welche vor allen Dingen nicht anzutreffen sein sollten; im übrigen wissen wir so gut wie Sie, daß ein Gedicht „hinreißend schön" sein kann (um mit Ihnen zu reden), welches sowohl unechte Reime als Inversionen enthält. Schicken Sie uns ein solches und Sie werden sehen: wir acceptieren mit Vergnügen.

M. S. in A—a. Daß ein Kuß „malt", glauben Sie selbst nicht und wenn wir Ihnen sagen, daß uns die „unentwegte Bläue", die in den See strahlt, nicht besonders geschmackvoll erscheint, so pflichten Sie uns bedingungslos bei; derartige Gedankenlyrik ist Ihrer Begabung nicht recht angemessen.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 24. September 1893.)

Inhaltsverzeichnis.

Gedichte von Rudolf von Gottschall, Hermann Lingg, Hermine von Preuschen, Anna Heinze-Voigt, Heinrich Leise, Konrad Telmann, Paul Heinze, Friedrich Spielhagen, Julius Grosse, August Schrader, Anton Ohorn, Marc Prätzas, Georg Ebers, Wilhelm Jensen, P. K. Rosegger, Klaus Groth, Julius Sturm, Max Schlerbach, Th. Fiemes, Carl Lacher und Paul Heinicke. — Vom Werte des Komischen. Von Ernst Eckstein. — Bücherschau. — Litteratur und Kunst. — Offener Sprechsaal. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an **Max Gelsler's Verlag.** Einsendungen an die **Redaktion des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Wachwitz.**

Sterns
Litterarisches Bulletin der Schweiz.
Herausgegeben von
Maurice Reinhold von Stern.
Erscheint monatlich.

Abonnementspreis:
jährl. 5 Fr., halbjährl. 2.50 Fr.,
vierteljährl. 1,25 Fr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und sämtliche Poststellen der Schweiz, sowie vom Herausgeber, Aussersihl-Zürich, Badenerstr. 208.

Kommersbuch für Landwirte,
eleg. gebd. 3,— *M.*
Des Landwirts Liederbuch,
eleg. gebd. 2,75 *M.*
W. Richtarsky.
Neusalz a. d. Oder.

Litterarische Angebote

(Prosa und Poesie) werden von einem rührigen Verlage mit regstem Vertriebe gern entgegengenommen. Werte Offerten erbeten unter **N. Z. 13** durch die **Exped. d. „D. Dichterheim"** in **Wachwitz-Dresden.**

Digitized by Google

Paul Heinze's Verlag. Dresden, Augsburgerstrasse 4.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Geschichte der deutschen Litteratur

von Goethe's Tode bis zur Gegenwart. Mit einer Einleitung: Die deutsche Litteratur von 1800 bis 1832.
Von **Paul Heinze** und **Rudolph Goette.**
Mit zehn Dichterbildnissen in Holzschnitt.

460 Seiten. Preis brosch. ℳ 6.—, Leinw. geb. ℳ 7.—, Halbfranz (Liebhaberband) ℳ 7.50.

Schlesische Zeitung: Selten haben wir ein litteraturgeschichtliches Buch mit solchem Vergnügen gelesen. Durch das Ganze weht ein erfrischender Hauch, und die Verfasser haben sich kein geringes Verdienst damit erworben, dass sie endlich einmal in den Wust von Namen und Titeln, in dem die neueste Litteraturgeschichte fast erstickte, Licht und Ordnung gebracht haben. Das Buch sei hiermit aufs Angelegentlichste empfohlen.

Reform (Hamburg): Das Buch sollte in jede Hausbibliothek gebildeter Familien, wo deutsche Litteratur noch gehegt und gepflegt wird, Eingang finden.

Vossische Zeitung: Ein brauchbares und tüchtiges Werk.

Pädagogium: Neben den Werken eines Gottschall und Salomon wird auch diese Litteraturgeschichte den Weg in's Publikum finden, das ein Bedürfniss fühlt, sich über die deutsche Litteratur der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit zu orientiren. — Der Stoff ist in passender Weise gruppirt, die Darstellung ist schlicht und frei von Phrasen und Wortgeflunker, was bekanntlich nicht von jeder Litteraturgeschichte gilt.

Deutsche Poetik.

Umriss der Lehre vom Wesen und von den Formen der Dichtkunst; mit einer Einführung in das Gebiet der Kunstlehre.
Von **Paul Heinze** und **Rudolph Goette.**

Umfang 23 Bogen. Preis brosch. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—.

Magazin für Litteratur: Die Verfasser sind an ihre Aufgabe mit strengen Forderungen für sich und die Leser herangetreten; sie verrathen ein umfangreiches Wissen, reiche Belesenheit und feines Schönheitsgefühl.

Tägliche Rundschau: Die Verfasser sind Männer von praktischem Verständniss und tüchtigem Geschmack, von Ruhe und Unvoreingenommenheit des Urtheils.

Hamburger Nachrichten: Ein Berather und Führer aller gebildeten Kreise zum Verständniss des Wesens und zur Würdigung der Formen echter Dichtwerke.

Gefl. Beachtung empfohlen!

Als Geschenkwerke trefflich geeignet!

Deutsches Dichterheim, Jahrg. 1, 11, 12, 13 incl. Decke à ℳ 5.—.
Deutsches Dichterheim, Jahrg. 5, 6, 7, 8, 9, 10 incl. Decke à ℳ 6.—.
Deutsches Dichterheim, Jahrg. 2, 3, 4 incl. Decke à ℳ 7.50.

Zu beziehen durch **Max Geifslers Verlag** in **Wachwitz-Dresden.**

Zu verkaufen

Cottasche Bibliothek der Weltlitteratur:

Schillers Werke,	15	Bände,	statt 15 ℳ	nur	**7,50 ℳ.**
Goethes Werke,	36	„	„ 36 „	„	**15,—** „
Shakespeares Werke,	12	„	„ 12 „	„	**5,—** „
Lessings Werke,	20	„	„ 20 „	„	**10,—** „
Molières Werke,	3	„	„ 3 „	„	**1,50** „
Stifter, Nachsommer,			„ 8,50 „		**4,—** „

Die Bücher sind wie neu und enthalten mit Ausnahme von Shakespeare, von welchem zwei Dramen fehlen, alle Werke der obengenannten Autoren. Werte Offerten beliebe man unter **X. Y. 202** an die **Expedition des „Deutschen Dichterheim"** in **Wachwitz-Dresden** gelangen zu lassen.

Himmel und Erde,

ep. Dichtungen von **W. Ruland** und **L. Kiesgen.** Leipzig. ℳ 1.70.
Bitte zu verlangen von **L. Kiesgen, Kaster** bei Bedburg.

Digitized by Google

Ausfahrt.

Dichtungen von **Max Geifsler.**

Eleg. geb. ℳ 2,60.

Wochenrundschau: „G's Dichtungen sind nicht nur von sofort für dieselben einnehmender Schönheit der Form, sondern sie erfreuen auch durch die warme und ehrliche Begeisterung für das Gute und Schöne ... Dem Verzagenden Mut und Trost zu spenden, dem Irrenden durch freundliche Belehrung den rechten Pfad zu weisen ... gelingt dem Dichter in einfacher und vornehmer Weise."

Silhouetten.

Dorf- und Heidegeschichten von **Max Geifsler.**

Eleg. geb. ℳ 2,60.

Leipz. Zeitung: „Eine reiche Naturphantasie und eine feinsinnige Naturbeobachtung, die aber frei bleibt von falscher, sentimentaler Naturempfindelei, sind die Hauptvorzüge des Autors, und Erzählungen wie „Das Heidehaus" sind in dieser Hinsicht kleine Meisterleistungen. Treffend weiss der Autor die Stimmungen der verschiedenen Tages- und Jahreszeiten wiederzugeben und überall fühlt man, wie er sich liebevoll in die Natur und ihre wonnigen Geheimnisse versenkt."

Reichs-Herold: „Hoffen wir, dass der begabte Dichter uns noch öfter Gelegenheit giebt von ihm zu berichten."

Verlag von Otto Teich, Leipzig.

Die Ahnen.

Ein Cyklus lebender Bilder nach Gustav Freytags gleichnamigem Romane.

Dichtung

von

Wilhelm von Lichtenow.

Eleg. geb. ℳ 1,20

Blätter für litterarische Unterhaltung: „Mit ästhetischem Sinn und besonderem Geschick werden gerade die ergreifendsten und schönsten Momente des Freytagschen Romans dem Auge vorgeführt ... Der begleitende Text ist kräftig und schwungvoll gehalten."

Moldenhauers litterarischer Jahresbericht: „W. von Lichtenow hat sich bereits mit einem Bändchen tiefempfundener Gedichte vorteilhaft in die Litteratur eingeführt. Seine Dichtung „Die Ahnen" ist ein weiterer Fortschritt, da dieselbe auf das epische Gebiet hinüberspielt, auf dem wir dem Verfasser Erfolge voraussagen dürfen..."

Litterarischer Merkur: „Ein sehr ansprechender Gedanke, welcher hoffentlich dazu beitragen wird, der Freytagschen Dichtung sowohl wie dem vaterländischen Gedanken thätige Teilnahme zu erhalten ... Es ist nur zum guten, wenn wir uns gewöhnen, den vaterländischen Gedanken uns auch dichterisch und künstlerisch näher zu bringen."

Grazer Tagespost: „— — Ein gewandter, von nationaler Begeisterung erfüllter Text verbindet die einzelnen Bilder."

Vossische Zeitung: „Einen schwungvollen Text zu einem Cyklus lebender Bilder, die nach Gustav Freytags „Ahnen" zu stellen wären, bietet Wilhelm von Lichtenow dar. (Leipzig, Otto Teich.) Die fünf ersten Bilder, die der Verfasser gruppiert und durch volltönende Verse erläutert, sind aus Freytags grossem Werke geschöpft, während ein sechstes Bild, Auszug zum Befreiungskampfe, sich nur lose daran anlehnt und ein siebentes eine Apotheose Kaiser Wilhelm I. bietet..."

„Jugendlust", ill. Wochenschrift f. Kind. v. 10—15 J., nimmt Beiträge (lit. u. art.), mit Ausnahme grösserer Erzähl. u. Märchen, v. durchaus kindl. Sinn u. Geist u. tadell. Darstell. Anford. streng, Hon. nach fest. Tarif, Abrechn. nach Verwend. viertelj. Schriftl.: Hauptl. **S. Düll, St. Jobst, Nürnberg-Ost.**

Digitized by Google

Die

Internationale Correspondenz Association (I-C-A)

Präsident: Adalbert von Majerscky in Bollesó im Waagthal (Ungarn)

(gegründet 1889, reorganisiert 1893)

bietet ihren Mitgliedern weitgehende internationale Beziehungen zu jedem erlaubten Zweck.

Jedes Mitglied erhält monatlich **gratis** das Vereinsorgan, welches auch **lyrische, novellistische** und **kritische** Beiträge **nur gewähltester Art** bringt, — sowie monatlich die Liste **sämtlicher Mitglieder**, welche nicht nur deren **genaueste Adressen** enthält, sondern auch die **Sprachen** und die **speziellen Fächer,** in welchen sie korrespondieren.

Aus diesen Listen kann sich jedes Mitglied die für seine Zwecke geeigneten Korrespondenten aussuchen und **ohne Umschweife** brieflich ansprechen, worauf das angesprochene Mitglied **statutengemäss** in einer möglichst raschen und entgegenkommenden Antwort (welche in begründeten Fällen natürlich auch ablehnend lauten darf) **verpflichtet** ist.

Da das Recht der Ansprache und die Verpflichtung des Antwortens für alle Mitglieder gleich ist, so entsteht durch dieses **Prinzip der Gegenseitigkeit** keine Last.

Schriftsteller können auf diese Art durch den geistigen Ideenaustausch mit hochgebildeten **Damen** und **Herren** der eigenen oder einer fremden Nation nicht nur sich in fremden Sprachen üben und einen flotten Stil aneignen, sondern sie können zahlreiche **interessante Charaktere und Verhältnisse** kennen lernen, ihren Gesichtskreis erweitern, eine Menge neuer Anregungen gewinnen, ihre eigenen Ideen und Gedanken klären, ihre Pläne oder fertigen Dichtungen, unabhängig von befangenen Recensenten, der objektiven Kritik uninteressierter und urteilsfähiger Personen unterbreiten. Wie anregend war der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller für das Schaffen beider Dichterheroen!

Die Beitrittsgebühr beträgt 1 Mark, der Jahresbeitrag 6 Mark. Jedes Mitglied erhält **monatlich gratis und franko** das Vereinsorgan „Icaea" **und** die Mitgliederliste. **Wer nach dem 1. Oktober dieses Jahres eintritt, zahlt für dasselbe ausser der Beitrittstaxe nunmehr 2 Mark Jahresgebühr.**

Der Verein wurde durch den Deutschen Schriftsteller-Verband in dessen Verbandsorgan auf das wärmste empfohlen.

Prospekte, Statuten und Anmeldepapiere auf Verlangen sofort gratis und franko durch das **Präsidium der I-C-A.** in **Bollesó** im **Waagthal (Ungarn).**

Chef-Redakteur und Eigentümer: Max Heißler.
Druck von Ferdinand Thomas in Dresden. — Papier der Dresdner Papierfabrik.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)

Herausgeber: Max Geißler.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direkt durch Max Geisler's Verlag in Wachwitz-Dresden. Abbestellungen werden nur bis 1. März bezw. 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Menschenlos.

Kampf ist das Leben,
Und Ruhe der Tod.
Leben heißt streben,
Kämpfend sich heben
Hoch in das flammende Morgenrot.

Auf denn und schwinge
Empor dich, mein Geist.
Kämpfe und ringe,
Siegreich bezwinge,
Was sich nicht lichtvoll und wahr erweist.

Winkt dann als Krone
Dem Kämpfer der Tod:
Seele, so wohne
Friedvoll am Throne
Drüben im ewigen Morgenrot.

Carl Preser.

Digitized by Google

Hamburger Läſterbrief.*)

Von **Richard Dehmel.**

Raſch unter Leute! Die Börſenzeit ging eben los. Oder lieber noch ins Freie! Richtig: nach Ottenſen: Schloß Liliencron. Darauf hatt' ich mich ja ſchon ſeit vierzehn Tagen gefreut, ſeitdem er mir den langen, tollen Brief geſchrieben: den Dichterbaron kennen zu lernen, den holſtiſchen Hünen, mit ſeinen beiden Teckeln, ſeinen Pferden und ſeinem grenzenloſen Menſchenherzen. Und gegen Bädeker mich verſündigend, drücke ich mich ſorgfältig um den Börſenmarkt herum; dieſe Tempel des modernen Gottes ſind ja immer in demſelben, irgend einem oder mehreren, antiken Säulenſtibel zuſammengeſchuſtert, und dann die Scharen dieſer „Gläubigen" dazu, das geht mir wirklich wider den Geſchmack, trotzdem ſich mein Kulturbewußtſein der antiſemitiſchen Inſtinkte ſo ziemlich entwöhnt hat. Alſo ſchnell auf den Wagen, den „fiefrädrigen, wo de Kutſcher obenup ſit't", wie mir ein Eingeborner mühſam auf Hochdeutſch bedeutet, mit halbem Blick auf meinen eleganten, faſt bezahlten Ueberziehr. Und ſo rumple ich denn auf meinen fünf Rädern durch die Straßen und Gaſſen; über drei, vier Schleuſenbrücken weg, unter denen die Wellen der „Fleete", ſo träge wie ihr Name, vom Alſterbecken zum Elbhafen ſchleichen; hier und da ein ſchönes altes Giebelhaus, das vom Brand vor 50 Jahren und vom Grundſtückſchacher noch verſchont geblieben iſt; hin und wieder eine alte Vierländerin, minder ſchön mit dieſer ſcheußlich ſteifen, ſchwarz lackierten großen Schleife im Genick unterm ſtrohgelben Tellerhut, und lange dürre ſchwarzbeſtrumpfte Waden aus dem kurzen dunkelblauen Wollrock ſtreckend; ſonſt wohl ziemlich dasſelbe Treiben wie im Molkenmarktviertel Alt-Berlins, bloß — etwas weniger Polizei. Nun durch Sankt-Pauli nach Altona hinein; ringsherum die vielen Tingeltangelhallen, eine neben der andern, mit den unmöglichſten Barock-Gemüſen übertakelt, aber im ganzen doch ein hübſches Bild, der weite Platz mit den kleinen Linden und zwiſchendurch der niedrige Schnörkelkrimskrams, wie eine tiefhängende ſteinerne Guirlande die beiden Schweſterſtädte verbindend.

Endlich! „Ottenſen Bahnhof" ruft der Kondukteur. Nun herum um den „altehrwürdigen Friedhof" mit der berühmten Dreigräber-Linde vor der verwitterten Kirchenwand — was Großpapa Klopſtock wohl zu Liliencrons Gedichten ſagen würde?! Schnell noch einen Durchblick nach der öligen Elbe hinunter, wo die großen Seedampfer trompeten, ſehr komiſche Ungeheuer mit dieſen mächtigen Schaumſchnurrbärten um die rieſigen Kinnladen; und ſchon ſteh ich am Portal des freiherrlichen Muſenſitzes.

Der Herr Baron „waren grade nicht zugegen", wurde aber bald erwartet. Alſo pflanzte ich mich in ſein Arbeitszimmer, das Wirtſchaftsfräulein brachte eine Flaſche herben Spanier und, nach kurzem, da ſie wohl den Fremden in mir witterte, das Nationalgericht: Aalſuppe. Vorzüglich! und Liebesſchmerzen machen Hunger. Dann vertiefte ich mich in den „Heidegänger", ſein letztes Gedichtbuch, das auf dem Schreibtiſch lag, höchſt verwahrloſt, als Lampenteller; daneben einige Bände Storm, und zwei von unſerm lieben, alten, immer jungen Trutz- und Lachbart Wilhelm Raabe. Alſo den Lampenteller; ſiebzehn Seiten, und meine Träume blieben haften — „auf dem Aldebaran".

„Die himmelblauen Schmetterlinge leuchten
Der ſchwefelgelbe Pfau, der mich umſchweift
Das grelle Grün, das meinen Raſen
brennt" —

halt! das war die rechte Stimmung für den Spanierwein. Ich las und las.

„Und ſie, indem ihr dunkles Auge ſich
Mit meinem bindet — —
Verachtung um die Lippen ſchürzend" —

hatte Er das auch erlebt?!

„Und ich, ein Fürſt hier auf dem Aldebaran — —
Hörſt du's? ich wünſche, nein ich will, ich will,
Daß du mich liebſt auf dieſem roten
Stern!"

Ob das wohl ſein Eheweib geweſen war? —

„Viel beſſer ſind die Menſchen hier als unten!
Mehr Liebe, mehr Verzeihung und Geduld,
Kein Mißverſtändnis mehr — —
Doch ſie" — — —

ich ſchrak auf; die Thür ging; er ſtand vor mir. Ich glaube, daß ich meinen Namen nannte. „Richard?" fragte er. „Detlev!" ſchlug ich ein. Ein paar knappe Worte, ein Gang durchs Haus, und raſch ſaßen wir zu Pferde; er auf ſeinem jüngſten Trakehnerrappen, ich auf einem prächtigen Berbergoldfuchs. In kurzem Trab um den riſſigen, epheu-überglänzten Söller herum, durch den

*) Aus Rich. Dehmels eben erſchienenem Buche „Aber die Liebe". Wir bieten unſeren Leſern dieſes Panorama der „Modernen", welches einen in ſich zuſammenhängenden Teil des „Läſterbriefes" bildet, weil mit kräftigeren Strichen ein treffenderes Bild der neuen Litter. Bewegung ſelten gezeichnet worden ſein dürfte, das zugleich ſoviel heitere Stimmung enthält, daß ſelbſt die Autoren, denen der Verf. mit etwas ſchneidiger Klinge gegenüberſteht, lächelnd ein Meiſterſtück darin erblicken werden. Zum intimeren Verſtändnis iſt zu bemerken, daß die liebesſymboliſche Verwertung der „Veilchen" an den vorhergehenden novelliſtiſchen Teil des „Briefes" anknüpft und den (hier gleichfalls fehlenden) Schluß vorbereitet.

Digitized by Google

planvoll wilden Park an allerlei kecken Wasserstürzen vorbei, und nun scharf hinaus ins neblige Feld, sein Jagdrevier, die „lyrische Heide", wie er mir lachend zurief mit zwinkernden Augen.

Wundervoll, wie der alte Knabe ritt. Jetzt in zierlichsten Courbetten, leicht und spielend, nach allen Regeln der Schule; jetzt bedeutungsvoll im „stolzen Tritt"; jetzt plötzlich langweg mit den übermütigsten Seitengängen, wie ein Bauernjunge auf ungesatteltem Ponny. Seine liebe Heide freilich nahm sich heute ziemlich trist aus:

„— — und langsam
Auf Moor und Brachfeld welkt der Tag".

Nur ab und zu brachte ein schöner kräftiger Platanen- oder Ebereschen-Baum mit seinem dauerhaften Laub oder den leuchtenden Beerenbüscheln etwas Rost- und Scharlach-Röte in das kahle, graue Bild. An diesen einsamen Bäumen, von vergoldeten Eisenranken gehalten, glänzten weiße Marmortafeln, in die der lyrische Besitzer mit blutroter Schrift die Namen der paar lebenden Zunftgenossen hatte meißeln lassen; hinter manchen standen frische Kreuze. „Die der Zukunft leben!" rief er mir zu. Friedrich Nietzsche las ich da; Hermann Conradi unter ihm. Keller, C. F. Meyer; Prinz Emil Carolath. Julius Hart; etwas wetterfleckig, aber umso farbentiefer, und diesem Namen warf ich dankbar einen Handkuß zu. Theodor Fontane, Arno Holz. Noch Einen, den ich im Fluge nur ahnen konnte. Die Karle Henckell und Busse; „o ihre Liebeslieder", entzückte sich der Freiherr. Fern, verschwimmend, nur zur Hälfte lesbar, ein gewisser Otto Erich. Tief und zart, verschleiert, wie roter Mohn in hellen Sommernächten glüht: Loris. Taghell zwei, auf die er mit schwärmenden Blicken wies: Bierbaum, Gustav Falke.

Jetzt nahm er pleine chasse eine Hecke. Entzückend: in dem weiten, weingelb flatternden Mantel mit der purpurnen Säumung, den er um den derben Jägerlodenrock geschlagen hatte. Oben legte sich der Burnus in eine seltsame Faltenkappe ein, seinen „Sarazenenhut" nannt' er sie; schwarz wehend überm Ohr ein Reiherbusch, den ein großer prächtiger Karfunkelrubin zusammenhielt; nach vorn und hinten eine lichte Spange von Smaragden um den Kopf, eingefaßt von dunkeln Veilchensteinen — ah, meine Veilchen. Und wie der Rappe schimmerte! Mir kamen die Verse in den Sinn, die Arno Holz, der graugewordene, in seiner farbenfrohen Jugend sang:

„Ein grüner Turban schmückt das Haupt mir,
Von Seide knittert mein Gewand;
Und jeder Muselmensch hier glaubt mir,
Ich sei der Fürst von Samarkand."

Noch eine Hecke! drüben stieg schon der Wald auf. Wir wollten nach „Poggfred", Froschfrieden, wie der Baron sein Sommergut getauft hat; draußen hinter der Alster irgendwo. Nun ritten wir ein in den alten, braunen Steineichen-Dom. Plötzlich rechts ab in eine lange, ernsthafte Tannenstraße; fast hätt' ich vor Lachen die Zügel verloren, eine solche wunderliche Prozession von Monumenten hatte der Schalk sich da hinbauen lassen. Zu beiden Seiten des sandigen Weges, achtbar von einander entfernt, thronten hier — wie sag' ich nur gleich — — die Litteraturpagoden. Alle steif die schwachen Beine gekreuzt, mit dicken chinesischen Bäuchen und segnenden Händen. Viele saßen schon völlig still; Einige streckten, im Gleichtakt nickend, noch die Zungen aus den schweren Häuptern; ganz am Ende der Allee, im Nebel, schien mir auch Ibsen zu wackeln, ich bin aber kurzsichtig. Auf den papplebernen Postamenten standen mit Messingnägeln die Zahlen der Jahre eingenietet, in denen die verehrten Greise zum erstenmale für den Weihnachtstisch verlegt gethan gewesen worden sein sollen. Die Tannen rauschten so bedächtig, daß mir schon ganz schläfrig wurde.

„So; jetzt werd' ich Ihnen meine Folterlauben zeigen", sagte der Freiherr, verschmitzt die Reitgerte schwingend, indem er in kurzen Galopp fiel. Gottseidank! obgleich mir die Worte recht dunkel klangen. „Es sind verschiedne teutsche Dichter zu Besuch bei mir", drehte er sich um, „die büßen hier für ihre Sünden." Wir bogen in ein junges Untergehölz: ahah — das konnte ja lustig werden! Tief im Dickicht, auf einem Ameisenhügel, in brünstigem Gebet zu allen Göttern der Vorzeit, kniete Heinrich Hart, sie möchten endlich den „Mose" vom Sinai steigen lassen, womöglich nebst den übrigen 20 Gesängen des „Liedes der Menschheit"; unwillkürlich betete ich mit. Wilhelm Bölsche fand das, wie gewöhnlich, komisch; er stand vor einem Fischerhäuschen und flickte Netze.

Etwas näher an der Straße, unter einem roten Zeltdach, zerbrachen Henckell, Otto Ernst und M. v. Stern sich im Verein die Köpfe, auf Menschheit einen Reim zu finden; Bruno Wille saß daneben und enthüllte ihnen aus der Tiefe eines mysteriösen Sängers der Rumänen, daß die Sache ungereimt besser gehe. Franz Evers hatte sich, da es mit der Menschheit doch zu schwer schien, eben auf die Gottheit gelegt und bejauchzte sie mit großer Flottheit. Wilhelm Weigand, Schaumberg und Schaumberger schleppten Balken, Kalk und Steine zur Errichtung einer Züchtungs- oder Brut-Anstalt, in der sie eine neue Kreuzung aus Apollon und Dionysos erzielen sollten. Friedrich Lange aber füllte reines Menschentum in alte Flaschen, klebte neue Etiketten drauf und schrieb auf jede: „Reines Deutschtum".

Ganz für sich, links von einem engen Schleifweg, in einer Urmenschenhöhle, hockte Ludwig Scharf vor einem Klumpen Lehm, einen Cyklopen knetend, der in seinen Ketten tobt; Mackay stand von fern und lächelte augurisch. Auf der andern Seite dieses

Digitized by Google

Weges, einen Seciertisch zwischen sich, kämpften Cäsar Flaischlen und Panizza Ernste Rosmer und Frank Wedekind mit gezückten Messern, Zangen, Nadeln und Pinzetten um den Unterleib eines modernen Menschen; Anna Croissant-Rust schmückte unterdeß den nackten Leichenteil mit Frühlingsblumen aus dem Treibhaus, Feuerlilien und Narzissen, Federnelken und Veilchen, sehr in Angst um ihren Schmelz — überall die Veilchen ...

Die Gestalten fingen nun im Nebel an zu schwanken und zu wachsen, Karl Bleibtreu kam; Er durfte seine Laube in Freiheit genießen, nur mit der ehrenwörtlichen Verpflichtung, in den nächsten drei Monaten allerhöchstens ein Drama, einen Roman, einen Band Gedichte, eine Revolutionsbroschüre, eine Kulturgeschichte und drei Schlachtenbilder zu schreiben. Vor ihm, heldenhaft, dehnte sich Conrad, die atheistische Religions-Standarte des internationalen deutschen Reiches der Zukunft im Arm, und verspeiste einen hartgesottenen Kritiker. Wilhelm Arent war dazu verurteilt, in einem abgelegenen Kämmerchen seine sämtlichen Gedichte auswendig zu lernen. Einige andre Chambre-séparée-Poeten halfen ihm dabei; über ihnen flötete ein Chor von künstlichen Nachtigallen, nach der Melodie „Wir winden dir den Jungfernkranz", seine göttliche Ballade „Barbier, schlag' mir den Seifenschaum", immer mit dem Refrain:

Schöner weißer,
Schöner weißer Seifenschaum, juchheh!

Noch separierter saßen Peter Hille und Paul Scheerbart, Stefan George und Dauthendey. Ihnen hatte der Freiherr gemeinsam eine Laube bauen lassen, aus groteskem Blattgesträuch von bunten Seidenflicken, mit intimen, seltsam parfümierten Winkelchen darin, aus denen sie sich immer ansehn mußten; und nun weinten sie den ganzen Tag, daß sie nicht aparte Zellen haben sollten. Blos Max Dauthendey, in dessen Augen war ein Schein, der wohl einen eignen Garten ahnen ließ und mit echten Gewächsen.

Jetzt schwenkten wir um eine dichte Faulbaumhecke; die Pferde prusteten schon. Da saß Hermann Bahr vor einem großen Spiegel und übte sich in einem neuen unerhörten Stilmanöver; Felix Holländer blus dazu die Hirtenflöte. Neben ihnen Hartleben, „das Weib verachtend". Mich schmerzte was; durch den Modergeruch des wuchernden Holzes stieg ein Duft wie von Veilchen ...

Die Pferde scheuten plötzlich; eine dunstig fahle Lichtung that sich vor uns auf, von einem neuen, niedern, aber festen Zaun umkoppelt. Dort ging Arno Holz im Kreise um sich selbst herum. „Die Gefilde der Seligen", erläuterte der Freiherr. Auf dem Kopfe trug der sonderbare Wandler einen großen Papierhelm aus den Patentbriefen aller europäischen Kulturstaaten für sein jüngst entdecktes, nie zuvor von Irgendwem gemerktes Kunst-x. Johannes Schlaf hatte sich vor kurzem sonstwohin nach „Dingsda" entfernt und sehr wohl daran gethan; dort hatte er den „Meister Oelze" kennen gelernt, der ihm für das Zukunftsland der nackten Seelen einen stolzen Auferstehungssarg gezimmert hat. Arno ging noch immer seinen Zaun entlang, mit gesenkter Stirn, als trüge er im Schädel einen Klumpen Gold.

Nicht weit von ihm, lange Schöpfkellen schwingend, um eine schillernde Mergelgrube, in der ein dickes goldnes Kalb den fetten Schlamm zu Schaum zerstampfte, tanzten Schludermann und Hulda, Heizwerg und Tozote einen eleganten Contre. Auch Wolfgang Kirchbach, seiner „Weltfahrten" müde, schien der Grube näher „walzen" zu wollen; allerdings bis jetzt noch solo. Die Dame des ersten Paars trat eben aus, sie hatte aus dem seichten Rührich einen „Talisman" geschöpft, der sie schier zum Manne machte; als solcher hieß sie Fulda. Ernst von Wildenlunge sah's von ferne und überlegte, auf seinem Stammbaum reitend, ob er sich ein Beispiel daran nehmen solle. Und ein andrer Ernst und wolgezogener Edler schwankte noch, ob man besser bei dem nackten „Lumpengesindel" oder bei der Mergelgrube fahre. Mein Freiherr aber lachte über ihre Kopfbeschwerden und nickte allen vergnügte Winkhand zu, auf seinem Trakehner. Und vor Max Halbe, der auf einem Aste über diesem Trubel wippte und sich die Gesellschaft ansah wie ein Fischreiher spitz und scharf, griff er salutierend an die Mützenspange mit den Veilchensteinen: „Es lebe die Jugend!"

Jetzt hielten wir an einem Edelwildgehege — vor einer platten, aber köstlich grau in grau mit Mosaik belegten Tenne, um die ein zartes, fein gefeiltes Gitterwerk eine durchsichtige Rundwand zog; etwas einförmig, aber höchst bestrickend; nur das Dach hätte mehr Licht einlassen sollen. Dadrunter stand nun Gerhart Hauptmann, ganz in Schweiß gebadet, und übte sich die schwierigsten Fechtkunststückchen für seine Mensuren mit den „Vorurteilen" und „Verkehrtheiten" seiner werten Zeitgenossen ein. „Der könnte auch was bessers thun!" knurrte ich ärgerlich. „Schelten Sie mir meinen Hauptmann nicht!" drohte der Freiherr scherzend. „Ach was —" lief mir die Galle über, während wir weitersausten, „wozu hat denn der Mensch diese wundervollen Lippen, für die ich ihn küssen könnte! diese Mundwinkel, voll Trotz und nackter Sehnsucht! und die kühne Nase, und die helle Schillerstirn! Was geht denn Den die Dumpfheit an, in der die Ratten sich warm fühlen, und das Stammeln der Unmündigen, und die Hamlets der Mittelsorte; mögen sie doch! Ich huste auf das „Herz" des Künstlers: ich kenne sein Mitleid und den Beifall der Gerührten. Für die Adler soll er glühen, die Flügeldreisten, die Sonnenpilger! Seines Gleichen soll der Dichter dichten, Uns, die freien Herren der Zukunft, uns

Digitized by Google

und —“ knautz, lag ich im Sand. Mein Hengst hatte das Fuchteln übelgenommen und war steil aus den Zügeln gegangen. Während ich im Bogen durch die Luft schoß, sah ich noch, wie der Freiherr lachend den Karfunkel von der Mütze nestelte, den schwarzen Reiherbusch in die Hand nahm und — nanu? das sah ja aus wie 'ne Schulmeisterrute! Jetzt faßt mich etwas an; „Herrr“ will ich aufbrausen und — —

hätte beinah den Tisch umgerissen und das Bierglas mit dem letzten Rest Sherry. Teufel, ich war eingenickt von dem schweren Wein. Vor mir stand Liliencron; diesmal wirklich. Nun Namennennen, und: „Entschuldigen Sie, Baron —“. „Nein, nein, wundervoll! entzückend!“ war er fröhlich mit den kurzen Beinen wieder an der Thür, doppelt Teller bestellend. Jee — das war ja gar nicht der Geträumte, der in Lodenjoppe und Smaragdenhut; hier der fixe, vornehm untersetzte Vierziger in dem neugewesenen Gehrock, mit dem abgegriffnen, knifligen Filz und der „hoch“modernen hellen Hose. Ach, der Sherry war nicht aus dem freiherrlichen Keller: ging auf Rechnung der Schifferbudike nebenan, wie er munter bekannte, und das Wirtschaftsfräulein war nur Stubenwirtin ꝛc. Selbst seine lieben Teckel hatte er sich abgewöhnen müssen. Aber die Cigarre, die er mir dann bot, war fürstlich und entschieden von dem ersten Importeur in Hamburg bezogen.

Wir hatten grade beide Platz in der engen Kabuse; ich auf dem zerlegenen Sopha, er auf der Kante eines ausgezogenen Kommodenkastens. „So läßt Teutschland seine Tichter wohnen“, scherzte er entschuldigend; „na! kommt Zeit, kommt Draht, sagten wir als Leutnants.“ Zwar, die Aussicht war recht stimmungsvoll, auf den Kirchhof drüben; dafür sorgt ja noch der liebe Gott, ebenso wie für die Teckel und die schönen Pferde und die Schlösser — auf dem Mond oder auf dem roten Aldebaran.

Ach, ich danke Dir, Detlev, alte Märchenseele Du: es waren köstliche, seltene Stunden.

Wie er immerfort „entzückt“ war über jeden jungen „teutschen Tichter“, jedes bischen Kraft, das starke, gütige Feenkind; und über sich selber, der Ehrliche. Und sein herrlicher Haß auf alle Nüchternheit und alle Eunuchenmoral und alles Fettbürgertum! Und erst sein Plaudern! wie die ferne Melodie der See an heißen Julitagen, wenn man in den Dünen liegt und nur immer horchen möchte,

wie die Woge heimlich schäumt
und von ihrer Tiefe träumt;

ab und zu ein derber Lebenslaut dazwischen, so ein Wort „unter uns Jungfern“, immer begleitet von einer feinen, schwebenden Handbewegung, einer fragenden Wendung des Kopfes, daß das leichte, schlichte Haar über der Säbelnarbe am Stirnrand sich ganz leise regt. Und dies huschende Bübchenlachen: durch den kühnen, immer noch blonden, herbstlaubblonden Rittmeisterschnurrbart, an der netten, stämmigen Nase herunter, von den stillen Augen her, die in Schleiern schwimmen wie ein ewiger blauer Montag, nur manchmal ein Blinken drin, als wenn der Abendstern durch Wiesennebel grüßt, — und ich mußte ihm von meinem Veilchenstrauß erzählen. Da nickte er und zeigte schweigend auf die Wand über dem Sopha, wo er einen breiten Bogen Conceptpapier in seiner riesenkrähenfüßigen Handschrift mit einem Spruch des alten Lichtenberg bemalt und festgenagelt hatte: „So lange wir nicht unser Leben so beschreiben, daß wir alle Schwachheiten aufzeichnen, von denen des Ehrgeizes bis zum gemeinsten Laster, so werden wir nie einander lieben lernen.“

Bis ans Ende.

Den rauhen Stürmen hielt er tapfer Stand
Und stolz blieb er in bangen Unglückstagen;
Grausam geschleudert an des Elends Rand,
Hat klaglos er sein bittres Los getragen.
Dann zum Ersatz für alle Erdenqualen
Ward ihm ein Ehrentod auf blut'gem Feld;
Verklärend wob die Sonne ihre Strahlen
Um ihn — der starb, wie er gelebt — ein Held!

Leon Vandersee.

Digitized by Google

In der Dorfschenke.

Ich schreit' allein den nächtlichen Pfad,
Umtanzt von Spukgesichtern;
Da winkt aus der Ferne das heimliche Dorf
Mit seinen gastlichen Lichtern.

Ich sehe schon der Schenke Schild
Mir flott zum Willkomm winken,
Und da ich allzeit durstig bin,
Bekomm ich Lust, zu trinken.

Und Bauernbeine seh' ich träg
Von Ofenbänken baumeln,
Und einige Burschen tanzen im Saal
Und andere seh' ich taumeln.

„Herr Wirt! Es lärmt mir hier zu arg
Von König, Aß und Buben!
Auch ist der Qualm mir allzustark
In Eurer großen Stuben.

Ich gehöre nicht zur Raucherfekt',
Bin abhold dem Gestopften.
Doch bin ich gar ein großer Freund
Dem siegellack-rot Gepfropften.

Stellt mir ein Fläschlein alten Weins
Ins Erkergemach dahinten;
Setzt auch ein Stengelglas dazu,
Das Weitre wird sich finden.

Und wollt Ihr Übriges noch thun
— Ich wüßt' es wohl zu schätzen —,
Mag Euer frisches blondes Kind
Sich mir genüber setzen!"

Otto Michaeli.

Verklärung.

Schmeichelnd warme Sommerlüfte
Und des Geisblatts üpp'ge Düfte
Wehen nicht mehr um den Hag;
Alle Rosen sind vergangen
Und mit schwermutsvollem Bangen
Ist erfüllt der Herbsttestag.

Strahlend funkelt wohl die Sonne,
Als sei alles Frühlingswonne,
Doch ein leises Schauern geht
Durch die ätherklaren Lüfte,
Ach — es ist ein Hauch der Grüfte,
Der vom Thal des Todes weht.

Durch des Waldes weite Hallen,
Wo die Blätter raschelnd fallen,
Geh ich einsam, wie im Traum;
Herrlich leuchtet goldumsponnen
Zitternd wie in Schmerzeswonnen
Dort ein Baum am Waldessaum.

Wind und Wetter, Tau und Regen,
Lenzeslüfte, Sommersegen
Tag und Nacht ward ihm gewährt;
Als ob er das Licht getrunken,
Das auf jedes Blatt gesunken,
Steht er golden, wie verklärt.

O wie viel mußt' ich erfahren,
Bis sich mir durft' offenbaren
In der Lebensjahre Flucht,
Daß des höchsten Glücks Gewährung
Lag in meines Leids Verklärung,
Als des Daseins reifster Frucht.

Emma-Croon-Mayer.

Digitized by Google

Gegensätze.

Ein Städtchen ist's am Meer von Senna,
Heißt Cogoleto; steht ein Häuschen drin
Wie tausend andre in Italien.
Doch einem Mann ist's Vaterhaus. Darum
Die Schrift darauf: „'s war Eine Welt zuvor,
Er sagte: Zwei! Und sieh: es waren zwei!" —
Ich stand davor und mußte lächeln, ja,
Und doch bewundern diesen Schwärmergeist,
Der Armut, Hunger, Hohn und Schmach und Kerker
Trug für den Glauben, der ein Irrtum war
Und Führer doch zu ungeahnter Wahrheit.
Die Bücher nicht, der Glaube macht dich groß,
Der Wille dich unsterblich, o Columbus! —
Da trat von neuem neben mich der Mann,
Der mich geführt, — ich hatt' ihn fast vergessen,
Derweil ich schrieb ins Büchlein jene Aufschrift —
Der vielen gelben Küstenzöllner einer;
Der sah mich an so achtungsvoll bewundernd,
Mich, der den Landsmann so zu ehren schien,
Und reicht' und drückte mir die Hand und sprach,
Verneigend sich mit italienischer Würde,
So stolz wie schmeichelnd: „Herr, ich dank' Euch, Herr!" —
Ich stand verblüfft, ich wollte lächeln, wollte
Und konnte nicht. —

Auf Capri im Pagano war's bei Tisch.
Alldeutschland hier; es plaudert durcheinander
Das große „Volk der Dichter und der Denker".
Von Wedel prahlt mit seinem „Jut" in Pommern,
Herr Silberhuber protzt mit seinem „Zeugel",
Von Raffaell und von Pompeji schwirrt's,
Die Flitter glänzen und die Lappen fliegen
Aus jener großen Leihanstalt der Erde
Von Bädeker, Gsell-Fels.
Da tret' ich ein und einen Namen werf' ich
Hin zwischen sie und denk': nun geht es los.
Ich sah soeben ja des Namens Träger
Das Schiff verlassen so im Jünglingsschritt,
Den Mann, den deutschen Mann, den deutschen Dichter,
Den großen Dichter großer deutscher Vorzeit;
Und wie er schritt elastisch, stramm gerichtet,
So schien er Volker, und wie nah er kam
Im Greisenhaar und -bart, des scharfe Spitzen
Sich nach des Mundes scharfen Winkeln richten,
Da sah in Vorzeit ich leibhaftig stehn
Den alten Hildebrand mit Schneid' und Schärfe.
Und 's war der Sänger auch der Heimchentöne,
Die sich „durch's Ohr" in unsre Seelen schleichen,
Und auch der Zukunft streitender Prophet,
Der Zukunft Dichter auf der Wahrheit Grundbau.
Jordan ist hier! Ja, was? Die Teller sprechen,

Digitized by Google

Die Gabeln nur. „So, Jordan?“ — „Lebt der noch?“ —
„Aus Frankfurt der?“ — „Schriftsteller wohl?“ —
Und wieder reden Teller nur und Gabeln,
Bis ich, in Wut: der Jordan, ja, der Jordan,
Zum Teufel, unser Jordan! Wie sie gaffen!
Von oben schaut mich der Professor an,
Und bohrt mich nieder durch die goldne Brille.
„Mein junger Freund“ (ich war so alt wie er),
„Ein Wirken, das nicht abgeschlossen ist,
Das vorliegt nicht“. (hier klopft' er auf die Kanzel,
das heißt: den Tisch) „das ist für mich noch nicht,
Für mich noch nicht zum Urteil reif geworden.“ —
Herr Stampfl aber aus der Donaustadt
Erhebt sein Glas „Vesuv“ und eh' er trinkt:
„I mog die Juden nöt“. —

Franz Herold.

Die Wasser murmeln in dem feuchten Moose.

Die Wasser murmeln in dem feuchten Moose
Und Mondschein trieft vom weißen Birkenstamme
Das faule Holz erglüht in blauer Flamme,
Es glimmt und lischt das Irrwischlicht, das lose.

Und in der Blättchen lispelndes Gekose
Tönt fern gedämpft das Bachgeräusch vom Damme.
Die Wellchen glitzern schäumend auf am Kamme,
Und leise wiegt sich drauf des Mondes Rose.

Und wie das Wässerlein auch zornig tose,
Doch lacht dazwischen schon ein süßes Singen!
Der Lenz stolziert mit siegbewußter Pose;

Zur Erde neigt er seine sanften Schwingen
Und küßt Natur, die schlafende Mimose. —
Da, durch die Wälder tönt ein goldnes Klingen.

Maurice von Stern.

Gottvertrauen.

Stille, stille,
Armes Herz!
Gottes Wille
Schickt dir Schmerz.

Lern' vermissen!
Trag' was kommt!
Gott muß wissen,
Wie's dir frommt.

Emil Graf Zeleki.

Digitized by Google

Das Meer.

O Meer, du königliches Meer,
Wie wurde jüngst doch mir
Der Abschied, ach, so schwer, so schwer,
Du herrliches, von dir!

Gelagert auf den weichen Sand,
Wie gern hab' ich gelauscht
Den Grüßen, die dem sonn'gen Strand
Du plätschernd zugerauscht!

Doch mehr, viel mehr noch liebt' ich dich,
Wenn du, im Sturm erwacht,
Dich offenbarteſt königlich
In voller Macht und Pracht.

Wenn deine Wogen, Roſſen gleich,
Wild jagten nach dem Strand,
Als ſetzte deinem mächt'gen Reich
Nicht Grenzen mehr das Land.

Fern bin ich dir, doch oft zur Nacht
Fahr ich auf dir im Traum
Auf ſchlankem, ſchnellem Segelſchiff,
Beſprüht von deinem Schaum.

Es bäumen hoch die Wogen ſich
Mit majeſtät'ſcher Macht.
Da, horch! ein greller Mövenſchrei —
Vom Traum bin ich erwacht.

Julius Sturm.

Waldſage.

Hoch ragt ein Schloß aus Laubgeſproß
An ſchilf'gem Sees Rand,
Vom Wald umrauſcht, wo unbelauſcht
Die Liebe Zuflucht fand.

Ein Hauch, ein Duft weht durch die Luft,
Bezaubernd Herz und Sinn,
Und mahnt noch heut an Glück und Leid
Der ſchönen Gießerin.*)

Die manches Jahr hier glücklich war —
O Waldſee, Schloß und Thal,
Ihr habt's geſehn und ließt's geſchehn —
Rang hier in Todesqual.

Die Sage geht, daß nächtens ſpät
Sie huſcht durch Thür und Wand,
Sie tritt hervor aus Turm und Thor,
Die Kerze in der Hand!

Ihr Goldhaar fliegt, nachtwindgewiegt,
Wohl iſt ſie ſchön, doch bleich,
Und wer ſie ſieht, nicht eilend flieht,
Fühlt Luſt und Schmerz zugleich.

---

*) Der Sage nach ſtarb Anna Sydow, genannt die ſchöne Gießerin, die Geliebte des Kurfürſten Joachim III., im Jagdſchloſſe Grunewald eines gewaltſamen Todes.

Digitized by Google

Sprich ſie nicht an, bethörter Mann,
Sonſt liſcht der Kerze Schein,
In Dunkelheit und Einſamkeit
Irrſt du allein, allein.

Kannſt nicht verſtehn, was dir geſchehn,
Verwandelt iſt dein Sinn,
Es treibt dich fort, von Ort zu Ort,
Zur ſchönen Gießerin.

Du irrſt umher, ſiehſt nie ſie mehr,
Umſonſt dein ſehnend Weh,
Nur Wolken ziehn und Möven fliehn
Hoch über Schloß und See.

Günther Walling.

Dunkle Frage.

Was nach dem Tod? Im ſchlimmſten Fall
Wird man ſich nicht vermiſſen;
Vielleicht iſt aber doch im All
Noch Platz für uns, wer kann es wiſſen?

Hermann Lingg.

Abend auf der Heide.

Breit und funkelnd glüht die Abendſonne,
Und in Duft und Schimmer ſchläft die Heide;
Sonnenſtrahlen weben durch die Lüfte,
Fäden gleich aus feuergoldner Seide.

Edelſteinen gleich und flüſſ'gem Golde,
Perlt die Glut auf Flur und Wald hernieder.
Traulich ſingt der Abend in den Zweigen
Alter Linden ſeine ſanften Lieder.

Sacht gen Weſten ſchwebt ein mächt'ger Rabe,
Schwankem Kahne gleich auf weitem Meere,
Daß die Sonne noch, bevor ſie ſcheidet,
Ihm das greiſe, müde Haupt verkläre.

Und des Teiches weit gedehnte Fläche
Glüht wie Purpur auf im Abendprangen,
Und ein Träumen rauſcht durch's hohe Schilfrohr,
D'ran des Taues Glutkorallen hangen.

Und ein Klingen zittert durch die Lüfte,
Und ein Rufen tönt heran von ferne;
Hoch am Himmel blinken ſanft die matten,
Schlummermüden Augen blaſſer Sterne.

Digitized by Google

Doch gemach entfärben ſich die Bilder,
Schwindet hin die Farbenpracht der Gluten,
Wolken ziehn und Nebel ſinken nieder
Dicht und träg, in ſchweren, grauen Fluten.

Nur zuweilen unſtät durch das Dunkel
Zuckt ein jähes Blitzen und Gewittern,
Und es leuchten auf im Flackerſcheine
Hohe Gräſer, die im Nachthauch zittern.

Hanns Weber.

Im Sommer.

O du wonniges Leben, du ſelige Zeit!
Wie blühend die Erde, der Himmel wie weit,
Und mein Herz ſo voll zum Zerſpringen!
Wie ſchreitet ſo leicht und ſo flüchtig mein Fuß,
Als trügen weit über Gebirge und Fluß
Mich Schwingen!

Die Sonne verſprüht ihren goldenſten Strahl
Und webt einen Schleier um Wald und Thal
Mit hellem, ſchimmerndem Saume;
Und wo ſich ſein Schein in dem Fluſſe bricht,
Da tanzen die Wellen und krönen ſich licht
Mit Schaume.

Es weht die Luft mit balſamiſchem Hauch,
Sie küßt die Knoſpen am Roſenſtrauch
Sanft, wie einem ſchlafenden Kinde.
Es wogen die Aehren in goldener Pracht,
Und flüſtern und raunen und liſpeln ſacht
Im Winde.

Kornblumen pflück' ich zum blauen Strauß
Und jauchze mein Lied in den Tag hinaus,
Mein Lied vom Glück, von der Liebe.
O, daß doch ewig die Wanderluſt
Und ewig der Sang in der jubelnden Bruſt
Mir bliebe!

Und alle Lieder ſind dein, ſind dein,
Du mein Glück, mein Leben, mein Sonnenſchein,
Dich grüßen die Wandermüden.
In dir ward der Tag mir ſtrahlend erhellt,
Seit du mein Eigen, ſteht mir die Welt
In Blüten!

Elfriede Thürmer.

Digitized by Google

Waldandacht.

Im dämmerstillen Walde, lichtumflossen,
Geh' ich dem Sonnenuntergang entgegen;
Durch enge Lichtung fällt ein Strahlenregen,
Als ob sich hier des Himmels Thor erschlossen.

Andächtig stehn, wohin die Blicke schweifen,
Die alten Bäume und die hohen Farren,
Und wie sie schauernd auf ein Zeichen harren,
Verklärt sie wunderbar ein goldner Streifen.

Geblendet nicht, erquickt von diesem Schimmer
Darf sich das Auge sonnenwärts erheben — —
Herr, solches Licht wollst du der Seele geben,
Wenn sie die schöne Erde läßt für immer!

Emilie Droescher.

Abendfreden.

De Schummerstunn treckt lising rup
Un röpt tau Rauh de Welt,
De Bur de stellt sin Seiss bi sid,
Blikt segnend up sin Feld;

Süht, wo de Abendsünn ehr'n Schin
Up 't Feld noch eenmal gütt,
Sin Kurn sick wellen, as wenn 't Meer
In goll'nen Bülgen flütt.

Dat it so still worrn ründ ümher,
Nix stürt de Insamkeit —
Dor klingt en Seiss' nah firn up 't Swad
Ehr Lid von Mäuh un Sweit.

De Abendwind de dröggt den Ton
Dat Stoppelfeld hentlank,
Un 't bögt sick deip in Andacht dal
De Halm so vull un slank —

Dor hewt ok d' Hand von Arbeit rug
Sick up taum Nachtgebed —
De Seiss' de swiggt, un lis verklingt
Ehr Amen aewer d' Städ.

Erich Schwartz.

Der Himmel grollt!

In einer Nacht hat sich mein Glück gewandt,
In einer sternenlosen, schwülen Nacht!
Da reichtest du zum Abschied mir die Hand
Und schrittst dahin mit Augen trüb verwacht.

Ich stand und sah dir reglos sinnend nach,
Als zürnend Rauschen durch die Wipfel flog,
Als greller Blitz ins Waldesdunkel brach
Und wilder Sturm die Äste niederbog.

Hörst du, wie wild empört der Donner rollt?
Siehst du das weite All vom Blitz entfacht?
— Mir ist, als ob so dumpf der Himmel grollt,
Weil wir geschieden, ach, in jener Nacht! —

Tony Sturm.

Digitized by Google

Am Kamin.

Ihr trauten Pfänder, wenn bange
Im Seufzer auch bebt die Bruſt,
Nun ſterbt mir, ich ward ja lange
Vergeſſen in neuer Luſt.

Noch haſch ich im Flackerſcheine,
Von gierigen Flammen umloht:
„In ewiger Treue die Deine“ —
Und alles iſt ſchwarz und tot.

Paul Klie.

Bücherſchau.

Da muß man einen Augenblick zurückſchauen auf die litterariſchen Bewegungen des vorigen Jahrzehntes, auf die Zeit, da man in Naturalismus machte, wenn man vor Markſteinen ſteht, wie die neueſten Bücher **Gustav Falkes „Tanz und Andacht“** und **Richard Dehmels „Aber die Liebe“***) (beide im Verlage von Dr. Albert & Comp. in München).

Als ſich das neunte Decennium des neunzehnten Jahrhunderts ſeinem Ende zuneigte, konnte ein deutſcher Verleger ſagen: „Ich habe den Naturalismus gemacht!“ Er ſprach die Worte mit Stolz und ohne zu ahnen, daß grade in dieſen ſtolzen Worten das Todesurteil „ſeiner“ litterariſchen Richtung lag. Und heute? Vor ihm ſelbſt iſt ſein Werk alt geworden und die Wenigen, die zu der Fahne des Naturalismus ſchwören, ſind ausnahmslos Helden im Flaumbart, eine junge Schar (Schar ?) tollkühner Kämpfer, — Faltern gleich, die todbringende Flammen umflattern — über die ſich in kurzem der Staub der Zeit lagert, wie über ihre Fahne, deren ſchimmerndes Seidentuch verblich, auf welchen die flammenden Lettern des Wahlſpruchs längſt den Glanz verloren.

Wenige Jahre genügten, den getrübten Strom der deutſchen Poeſie von neuem zu klären. Der Naturalismus, der ſeine kurze Blüte (? die Red.) einigen geübten Tamtamſchlägern verdankt, hat aufgehört zu ſein. Die neue Zeit hat eine neue Dichtung geſchaffen, oder beſſer: eine echte Dichtung, durchwebt vom Geiſte der Gegenwart, eine „gewordene“, die darum dauern wird, wie die eines Goethe, eines Shakeſpeare. Und das ſcheidende Jahrhundert darf den Ruhm für ſich beanſpruchen, zwei Blüteperioden deutſcher Poeſie gezeitigt zu haben; denn an die Bücher eines Liliencron, Falke, Dehmel, Hart ꝛc. wird man ſich gewöhnen müſſen, man wird ſie nicht wegleugnen können aus dem 19. Jahrhunderte und ihre Verfaſſer werden — mehr oder weniger — die Sonnen ſein, um welche andere kreiſen.

Es iſt zum wenigſten meine Abſicht, auf die vorerwähnten Werke kritiſche Streiflichter zu werfen, aber ich möchte auf Bücher aufmerkſam gemacht haben, die nicht vor oder mit den Autoren altern werden.

Da iſt zunächſt Guſtav Falkes „Tanz und Andacht“. Wie eine Perlenſchnur mutet dies Buch an. Von wie manchem Gedichtbuche iſt das nun ſchon geſagt und von welchem war's berechtigt! In glänzender Folge reiht ſich ein Prachtſtück deutſcher Lyrik an das andere ... hören Sie ſelbſt, damit Sie dieſer Skizze nicht wegen „überſchwenglichen, gemachten Lobes“ den Abdruck verweigern.

Wenn ich ſterbe.

Legt rote Roſen mir um meine Stirne,
Im Feſtgewande will ich von euch gehn,
Und ſtoßt die Fenſter auf, daß die Geſtirne
Mit heiterm Lächeln auf mein Lager ſehn.

Und dann Muſik! — Und während Lieder ſchallen,
Von Hand zu Hand der Abſchiedsbecher blinkt,
Mag mälig über mich der Vorhang fallen,
Wie Sommernacht auf reife Felder ſinkt.

Oder:

Gebet.

Herr, laß mich hungern dann und wann,
Satt ſein macht ſtumpf und träge,
Und ſchick' mir Feinde dann und wann,
Kampf hält die Kräfte rege.

Gieb leichten Fuß zu Spiel und Tanz,
Flugkraft in goldne Ferne,
Und häng' den Kranz, den vollen Kranz
Mir höher in die Sterne.

Da findet ſich nicht kunſtvoller Strophenbau, da findet ſich nie ein Formenzwang — edle Einfachheit überall und — gerade bei Falke — eine reiche, ſchwellende Körperlichkeit, umweht vom Hauche und durchwebt vom Geiſte tief-

*) Sowohl in Originalprachtband zum Preiſe von 6 Mk., als auch in Liebhaberausgabe (12 Mk.) erſchienen.

Digitized by Google

ster Poesie. Auf jedem Blatte dieses herrlichen Buches will das Auge rasten, da ist nie ein mißlungener Vergleich, ein schiefes Bild .... Stimmungsmalereien, wie ich sie gerade finde beim Durchblättern des Buches (eines Hinweises auf die gestaltete Stimmung voll zarter Poesie, welche alle angeführten Citate erfüllt, bedarf es im Hinblick auf die Leser des „Deutschen Dichterheim“ nicht)

Der Morgen warf — steh auf, du Wicht! —
Mir goldne Perlen auf die Kissen,
Da taumelte ich traumentrissen
Vor sein erglühtes Angesicht.

(Morgengang.)

Oder:

Am Morgen nach gesundem Schlaf
Stand mir der Sinn ins Feld hinaus,
Wo ich auf eine Hütte traf,
Ein leicht gezimmert hölzern Haus.
Drum ragten als ein Schirm und Zaun,
Als ein golden Gegitter anzuschaun,
Hochsäulig aufgereiht beisammen,
Sonnenblumen, zehn helle Flammen.
Das war ein dichterlicher Platz,
Wie nur am Wege hold versteckt
Ein Sonntagskind ihn einmal entdeckt.
Ein Wässerlein lief mit süßem Geschwatz
Durch eine schattige Wiese hin;
Ihr König, der Friede, saß auf der Bank
Und putzte seine Krone blank.

(Sonnenblumen.)

Oder:

Wie die wolfgehetzten Schafe, ängsten
Vor dem Nordsturm her die weißen Wellen
Oder wie ein Trupp von scheuen Hengsten,
Die vorm Lasso durch die Steppe schnellen.

Aber ich wollte ja weder eine Kritik, noch einen Essay schreiben, wie groß auch die Versuchung ist und wie gerne ich noch eine Anzahl Gedichte hierhersetzen möchte. Liliencrons flotte, glänzende Diction, Konrad Ferdinand Meyers wuchtige Kraft und Präcision des Ausdrucks scheinen sich in den Gedichten Falkes vereinigen zu wollen, — ich weiß, daß auch mit diesem Urteil viel gesagt ist, und ich glaube es dennoch vertreten zu können.

Und Richard Dehmels Buch ist Liliencron zu eigen. Dehmel ist anderer Veranlagung als Falke, vielleicht nicht immer geleitet von der künstlerischen Ruhe, die jenen führt — aber nicht minder fertig, nicht minder echt. Auch bei Dehmel frappieren köstliche Treffer, namentlich in der Geschichte von den „Drei Schwestern“. Der hagere Amtmann, der im Sopha des Hinterstübchens im Gasthause der Kleinstadt sitzt, in Erinnerung versunken, wie die Grille im Sandloch, den die fadenscheinige Stimme vor innerer Rührung fast zerreißt, dem (sonst verschlossenen Gemüts) heut zum erstenmale der Schlüssel seines Inneren aus den Fingern gleitet, ist mit künstlerischer Vollendung gezeichnet. Ihm sprängen — meint er — seit jeher die Worte von den Lippen, wie reife Erbsen aus der Hülse. Und auch aus Dehmels Gedichten, wiewohl von anderem Geiste inspiriert, als die Falkes, strömt eine ganze Seele, auch ihnen ist der Stempel der Wahrheit aufgeprägt, aber wir finden hier mehr Reflexion neben hervorragendem dichterischen Können und soviel Eigenart und Neuheit, daß oberflächliche Kritik Richard Dehmel in den Verdacht der Effekthascherei bringen dürfte. Da ist überall die merkwürdige, ureigenste Seele, der man nie sonstwo begegnete, überall Sehnsucht, große, gewaltige. —

Das Ideal.

Doch hab' ich meine Sehnsucht stets gebüßt;
Ich ging nach Liebe aus auf allen Wegen,
Auf allen kam die Liebe mir entgegen,
Doch hab' ich meine Sehnsucht stets gebüßt ....

Es stand ein Baum in einem Zaubergarten,
Von tausend Blüten duftete sein Bild,
Doch eine leuchtete vor allen mild;
Es stand ein Baum in einem Zaubergarten.

Und aus den tausend pflückte ich die eine,
Sie war noch schöner mir in meinen Händen;
Ich aber kniete, Dank dem Baum zu spenden,
Von dem aus tausend ich gepflückt die eine.

Ich hob die Augen zu dem Zauberbaume,
Und wieder schien vor allen eine licht,
Und meine welkte schon — ich dankte nicht;
Ich hob die Augen zu dem Zauberbaume ...

Doch hab' ich meine Sehnsucht nie verlernt;
Ich ging nach Liebe aus auf allen Wegen,
Auf jedem glänzte mir ein andrer Segen,
Drum hab' ich meine Sehnsucht nie verlernt.

Ich komme vielleicht gelegentlich auf dies Buch Dehmels zurück — um es zu verteidigen, wenn einige edle Kritikaster in diesen Eckstein gebissen haben. Wie man sich nun zu Dehmel stellen mag: Mein Freund ist er. Er ist apart und eigenartig durch und durch und wird sich neben Liliencron, Falke, Hart, Ernst u. a. m. einen bleibenden Platz zu behaupten wissen. Jedenfalls pflichte ich vorurteilslos der Ansicht bei: Große Kunst des Seelischen — das ist es, was dieses wundersame Buch vornehmlich auszeichnet. Dadurch ist es ein Höhezeichen im Aufstieg der modernen Entwicklung. Wer an dieser Entwicklung teilnimmt, sei es beschauend oder mitschreitend, wird an ihm nicht vorüberkönnen.

Dr. Ph. Ludwig.

Digitized by Google

Notizen.

In Reclams Universalbibliothek sind in den letzten Monaten eine Reihe interessanter und wertvoller Werke erschienen, u. a. Francisque Sarceys Werk: „Die Belagerung von Paris", Eindrücke und Erinnerungen (Nr. 3118 bis 3120). Der bekannte geistreiche Journalist, der Gelegenheit gehabt hat, an maßgebenden Stellen genau zu beobachten, giebt hier in ungeschminkter Darstellung neben seinen persönlichen Erlebnissen in der eingeschlossenen Stadt eine genaue Geschichte der Belagerung. Die Uebersetzung ist gut lesbar.

— * —

„Das wahrhaft Große stirbt im Lethe nicht!" Dieser Ansicht, so schreibt die Weimarische Zeitung, muß wohl auch eine Verlagsfirma in Gent sein, welche die Unsterblichkeit Goethes derart auffaßte, daß sie den Altmeister deutscher Poesie noch heute als in Ilm-Athen auch körperlich erreichbar für den Postboten hält. Sie hat kurz und gut ihre Preisofferte dieser Tage, d. h. also im September 1893, u. a. auch an: Mons. Goethe, Amateur de Tableaux, Weimar (Allemagne) abgesendet!

— * —

Die Klagsache des Dichters Gerhart Hauptmann wider das Polizeipräsidium von Berlin wegen des Verbotes, das Drama „Die Weber" aufzuführen, stand am 2. Oktober zur Verhandlung beim Oberverwaltungsgerichte an. Nach Verlesung der Urteile des Bezirksausschusses und der ersten Instanz, in welchen ausgeführt wird, daß „Die Weber" ein revolutionäres Tendenzstück seien, und daß der einen auftretenden Person, Louise, nur noch die Petroleumkanne fehle, um eine Louise Michel zu sein, begann der Verteidiger, Rechtsanwalt Grelling, sein Plaidoyer. Aus formalen Gründen müsse er das Urteil bekämpfen, da in der vorigen Instanz nur Bruchstücke des Dramas verlesen worden seien, die das Werk als ein unversöhnliches, alle versöhnenden Striche ausschließendes Stück hingestellt hätten. Er behalte sich daher den Antrag vor, daß die Richter das Stück bei der Aufführung in der Neuen freien Volksbühne mit ansähen. Uebrigens könne Hauptmann, als dem klassischen Vertreter des Naturalismus, keine bestimmte Tendenz bei der Abfassung der „Weber" innegewohnt haben, da diese Kunstleistung jede Subjektivität verpönt. An der Hand einer auf den Urkunden beruhenden Schrift Alfred Zimmermanns, Blüte und Verfall des Leinengewerbes in Schlesien, wies der Verteidiger nach, daß sämtliche Einzelheiten des Stückes genau der Wirklichkeit nachgezeichnet seien. Eine Darstellung der heutigen Verhältnisse habe dem Verfasser ganz fern gelegen; auch enthalte das Stück nichts insbesondere Sozialdemokratisches; Hauptmann habe, wie ein vor dem Gerichtshofe ebenfalls verlesener Brief bestätigt, sich ein höheres Ziel gestellt, als eine Parteischrift zu verfassen, er wollte an das Mitleid der Menschen appellieren. Am wenigsten könne eine Aufführung im Deutschen Theater der Polizei zu Bedenken Veranlassung geben; eher könne das Verbot aufreizend wirken, weil das Stück dadurch einzig und allein den sogenannten freien Bühnen mit einer vorwiegend aus Arbeitern bestehenden Zuhörerschaft anheimfalle. Der Ausgang des Stückes deute auf den Sieg der Ordnung hin. — Assessor Röthgen vom königlichen Polizeipräsidium versucht das Unhaltbare einer einseitigen Freigabe für das Deutsche Theater nachzuweisen. Er hebt hervor, daß schon beim Lesen des Stückes in einem Menschen von anständiger Gesinnung (?) zum mindesten ein Mißbehagen hervorgerufen werden müsse, um wieviel mehr bei der Aufführung! Bemerkenswert sei es, daß der Sozialist das Stück eingehend besprochen habe und ebenso die Freie Bühne, welche bekanntlich sozialdemokratischen Inhalts (?) sei. Nach einer Entgegnung des Rechtsanwaltes Grelling zieht sich der Gerichtshof zur Beratung zurück und verkündet nach dreiviertelstündiger Sitzung, daß das Stück Hauptmanns „Die Weber" für das Deutsche Theater freigegeben und die Kosten dem Beklagten — dem königlichen Polizeipräsidium — in Pauschalsumme von 1000 Mark aufzuerlegen seien. Der Gerichtshof ist nach den Gründen im Urteil mit dem Mandatar des Klägers darin einverstanden, daß es sich im vorliegenden Falle lediglich um die Aufführung im Deutschen Theater handele. Von der Aufführung an diesem Theater sei eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung nicht zu befürchten.

— * —

Das zu Ehren des Hallenser Ehrenbürgers Geheimrat Professor v. Volkmann (früherer Mitarbeiter des „D. T.") gefertigte Denkmal lagert immer noch seit April d. J. in Kisten, da die Mittel zur Aufstellung noch nicht voll aufgebracht sind. Der Herr Minister hat einen Beitrag, den der Herr Kurator erbat, abgelehnt. Die in Halle wohnenden Angehörigen muß es peinlich berühren, die Büste

Digitized by Google

Volkmanns in Kisten verpackt am Eingange der Klinik liegen zu sehen. Man hofft aber im Frühjahr mit der Aufstellung beginnen zu können. Halle hat dem berühmten Chirurgen und Kliniker viel zu danken, was aber von einer bestimmten Stelle nicht mehr gewürdigt wird.

Briefschalter.

P. K. in L—g. Die reklamierten Besprechungen werden erscheinen; geeignete Rezensionsexemplare erhalten Sie gelegentlich; zum Abdruck im D. D. eignen sich leider nur Originalgedichte.

H. v. P. in H—f „Nacht", P. K. in B—g „Am Kamin", L. V. in S—d „Bis ans Ende", E. Graf Z. in B—l, U. St. A. „Gottvertrauen", „Der Tod als Friedensengel", H. Freih. v. R. auf R. „Wir haben gesungen" u. d. T. „Rückschau", G. H. in G—n „Letzt' Gern", J. A. in A—au „Sehnsucht nach der Heide", Dr. A. W. in C—l „Über Land und Meer".

Angenommen!

K. L. in Z—e. Für an Herrn Paul Heinzes Verlag gesandte Rezensionsexemplare können wir leider keine Verbindlichkeit übernehmen, da uns diese nicht mit übergeben worden sind. Ihre Gedichte lassen diesmal mit Ausnahme des ersten die nötige Energie des Ausdrucks vermissen; das erste Gedicht ist zu wenig selbständig empfunden und nicht ohne sprachliche Geschraubtheit.

H. M. in Z. H—n (leider mehrfach steif im Ausdruck); P. K. in L—g (wir bedauern — nur Originale gelangen zum Abdruck); K. W. in B—au (teilweise recht hübsch — aber der Stoff ist nicht genügend bewältigt); P. H. in A—ch (seien Sie sorgfältiger in der Wahl des Ausdrucks und vermeiden Sie den häufigen Gebrauch von Diminutiven); R. Oe. in E. N. (leider zu breit); E. S. in B—n (wir hätten auch dies neue Gedicht gern gedruckt; die Empfindung ist immer so echt, aber es gelingt Ihnen nicht, verbrauchte Stoffe von einer neuen Seite zu erfassen; senden Sie gelegentlich mehr); R. S. in B—n (in dem einen Gedichte ist das Versmaß grundlos umgeworfen, das andere ist anempfunden); A. B. D. in L—ck (Talent scheint wohl vorhanden, leider ist's noch nicht ausgereift; Grund zu Mutlosigkeit sehen wir jedenfalls nicht); R. F. in G. L—e (doch allzu bescheiden); K. Sch. in R—tz (Allerseelen ist leider nicht besser geworden, Vers 2 z. B. in Str. 1 ist unklar, „und es wandeln viele Leute" .... ist prosaisch u. s. f.; wir haben das Gefühl, als schickten Sie uns noch Besseres); A. S. Z. v. M. in W—n (in Anbetracht Ihrer Befähigung bitten wir nicht zuviel, wenn wir Sie ersuchen, in einem so wenig umfangreichen Gedichte die häßliche, immer wiederkehrende Kürzung „Lieb'" und das wiederholt parodierende Reimpaar „Lieb'-trüb" zu vermeiden; außerdem haben Sie es gescheut, tief genug in Ihren Stoff einzudringen); E. Z. in F—th (zu ausschließlich didaktisch); C. W. in B—au (nicht kraftvoll genug ausgestattet, zudem

Fremde Länder hab' ich nie gesehen,
Wollte nie aus meiner Heimat ziehn,
Nimmer schaute ich der Alpen Höhen,
Noch den Firn im Abendsonnenglühn.)

Dankend abgelehnt.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 8. Oktober 1898.)

Inhaltsverzeichnis.

Gedichte von Carl Preser, Leon Vanderfee, Otto Michaeli, Emma Croon-Mayer, Franz Herold, Maurice von Stern, Emil Graf Zelski, Julius Sturm, Günther Walling, Hermann Lingg, Hanns Weber, Elfriede Thürmer, Emilie Droescher, Erich Schwartz, Cony Sturm und Paul Klie. — Hamburger Lästerbrief. Von Dr. Richard Dehmel. — Bücherschau. — Notizen. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an **Max Geissler's Verlag.** Einsendungen an die **Redaktion des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Wachwitz.**

Chef-Redakteur und Eigentümer: **Max Geißler.**
Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier der Dresdner Papierfabrik.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)

Herausgeber: Max Geißler.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direkt durch Max Geißler's Verlag in Wachwitz-Dresden. Abbestellungen werden nur bis 1. März bezw. 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Runzeln.

Auf meiner Stirn die Runzeln streicht
Mir deine kleine, weiße Hand, —
Doch keine schwindet, keine weicht,
Für immer sind sie festgebannt.

Es sind die Spuren eis'gen Winds,
Der scharfe Furchen nach sich trug,
Die Narben all der Wunden sind's,
Die grausam mir das Leben schlug.

Die Runen sind's aus vor'ger Zeit,
Die, einer dunkeln Sage gleich,
Mit allem Kampf und allem Leid
Hineinragt in mein Liebesreich.

Konrad Telmann.

Digitized by Google

Mathilde.

Von **Baldwin Groller.**

Ich meine die Mathilde Serao, und eigentlich nicht einmal die, — ich meine überhaupt nur so. — So recht eigentlich meine ich eigentlich eine ganze Masse, wofür ich keinen rechten Namen habe, und da Mathilde ein ganz schöner Name ist, so sehe ich nicht ein, — hat denn nicht auch Plato immer erst einen schönen Namen und dann einen Diskurs dazu hingeschrieben? Und die Römer, natürlich mit Cicero an der Spitze, haben ihm das natürlich auch ohne weiteres nachmachen müssen. Laches, über den Mut; Laelius, über die Freundschaft, — gestatten Sie mir daher auch gefälligst: Mathilde, über eine ganze Masse.

Haben Sie eigentlich die Mathilde Serao schon gelesen? Herrgott von Mannheim! Ich weiß, meine Herrschaften, es schickt sich nicht, zu fluchen, aber manchmal thät es einem doch bärenmäßig wohl, und eigentlich meine ich nicht einmal bären-, — aber das macht ja nichts. Das ist nämlich schon das Richtige, wenn mir jemand so kommt: Haben Sie schon gelesen? Natürlich habe ich nicht gelesen, natürlich müßte ich aber anstandshalber gelesen haben, und natürlich sage ich: Natürlich, ich habe gelesen. Einmal darf einem die Geschichte aber doch zu dick werden, und dann setzt man sich hin und schreibt „Mathilde".

Ist aber einem die Geschichte wirklich zu dicke geworden, — Sie können auch sagen „doll", aber es muß hier eine weiche Dollheit sein! — dann denkt man sich, besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende, und man bekennt dann aus dem Gefühle des Jetztistschonalleseins heraus mit verzweifelter Resignation, daß es noch furchtbar, noch gräßlich viel giebt, was man noch nicht gelesen hat.

Gott sei Dank, das wäre heraus! Erfahrene Kriminalisten wissen, daß es nur der erste Schritt ist, „der kostet". Das erste Wort des Geständnisses ringt sich schwer los; ist aber das erste Geständnis abgelegt, dann wird auch der verstockteste Missethäter redselig. Sie sehen also, wessen Sie sich von mir zu versehen haben.

Man muß den Mut der Bildungslosigkeit, oder sagen wir, der Unbelesenheit haben, das geht heutzutage nicht anders, sonst kommt man aus der Schlamastik nicht heraus und bleibt in der Blamage stecken vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Es giebt schauerlich viel, was man gelesen haben muß, und schauerlich wenig, was man gelesen hat, was man lesen kann. Hat aber einer glücklich etwas gelesen, dann macht er sich mit einer gewissen grausamen Wollust daran, seinen armen Nächsten, den er von rechtswegen ja lieben sollte, wie sich selbst, ins Gebet zu nehmen und ihm mit der peinlichen Befragung über das glücklich gelesene Werk zuzusetzen. Eigentlich ist es doch wirklich indiskret, Leute auf die Folter zu spannen. Hat man nun gar das Unglück, zum Bau zu gehören, „selber betteln zu gehen, wenn's finster ist", d. h. gelegentlich 'mal selber ein Buch zu schreiben, dann wird die Sache erst recht kritisch; dann ist es gerade Ehrensache, alles zu kennen und geradezu entehrend, die neueste nordische oder südliche Mathilde nicht gelesen zu haben.

Ich will ja im besonderen nichts gegen die Mathilde Serao gesagt haben. Sie ist ein talentvoller Schriftsteller, — ich setze mit Absicht das Masculinum, weil sie es verdient, — und es ist der reine Zufall, daß mir gerade bei ihr die Galle überläuft, auf die Gefahr hin, daß ich gerade bei ihr an die Unrechte gerate. Alfred Friedmann, selbst ein feinsinniger und fruchtbarer Schriftsteller, hat sie geschmackvoll übersetzt, und so weit ist ja die Sache ganz in Ordnung.

Man wird sich aber doch einmal Luft machen dürfen. Die Mathilde Serao muß man jetzt auch gelesen haben, genau ebenso wie all die Schweden, Dänen und Norweger; die Franzosen doch selbstverständlich, die Russen doch auch; und die Engländer und Spanier verdienen es nicht, zurückgesetzt zu werden. Wenn man es dann schließlich recht genau erwägt, dann wird man wohl ohne weiteres zugeben, daß ja eigentlich auch die deutschen Autoren gelesen werden sollten. Dabei möchte man aber auch seine Zeitungen, seine Wochenschriften und Revuen lesen, und dann giebt es noch Leute, die Feuilletons schreiben, und die ebenfalls darauf Anspruch erheben, gelesen zu werden. Du lieber Himmel, wie kommt man da nach? Zu Hilfe!

Ich muß da immer an den biederen Deutschen denken, der eine Französin geheiratet hat. Wenn die ihm mit einer wirbelwindartigen Gardinenpredigt in ihrer Muttersprache um den Schädel fährt, dann hat er seine liebe Not, um rasch genug noch während der Schlacht im Lexikon nachzuschlagen, um der jeweiligen Bedeutung der einzelnen Kraftwörter auf den Grund zu kommen. — Ein Fachmann hat einmal ausgerechnet, daß für einen Bahnwächter, wenn er allen seinen Obliegenheiten, genau seinen Instruktionen gemäß, entsprechen wollte, der Tag genau achtundvierzig Stunden haben müßte. Wie viele Stunden müßte nun der Tag für den ehrlichen Litteraturfreund haben, der, aber ehrlich und ohne zu beschummeln, alles lesen wollte, was der moderne Kulturmensch „gelesen haben muß"?

King-Fu kann alles, King-Fu weiß alles, King-Fu kennt alles — King-Fu soll alles lesen, mich aber lasse man in Ruhe! Ich

Digitized by Google

weiß nichts, ich kann nichts, ich habe nichts gelernt, ich habe nichts gelesen, ich will nichts wissen, ich will nichts lesen, und vor allen Dingen, ich will nicht mehr gefragt sein, ob ich schon gelesen, denn ich habe gewiß nicht gelesen! Es geht nicht weiter; mit dem Schwindeln komme ich nicht mehr durch; ich bekenne reumütig: ich bin ein blamirter Europäer; ich bitte meine zeitgenössischen Bildungsriesen tausendmal um Entschuldigung, aber ich kann nicht mehr mit, ich bin fertig — meine Ruh' möcht' ich haben!

Ich bin noch nicht fertig, und ich habe noch andere Schmerzen. Ich verlange einen geistigen Schutzzoll. So gute Poeten, wie die Schweden und die Italiener, haben wir schließlich auch, wir machen uns aber nichts daraus, während uns irgend ein dichtender Kümmeltürke ganz ungeheuer imponiert. Es giebt sehr hervorragende deutsche Blätter, die sich der deutschen Litteratur gegenüber sehr ablehnend verhalten, die aber bereitwilligst ein neunspaltiges Feuilleton über ein noch nicht aufgeführtes Drama eines spanischen Poeten veröffentlichen. Die Mathilde ist uns sehr interessant, weil sie eine Italienerin ist; hätte sie ihre Sachen deutsch geschrieben, so würde kein Hahn nach ihr krähen, und es ist sehr fraglich, ob sich ein italienischer Alfred Friedmann für sie gefunden hätte, der sich für sie so ins Zeug legen würde. Bei aller Anerkennung ihrer dichterischen Begabung thun wir ihr mit unserer Vermutung nicht Unrecht. Louise v. François und die Ebner-Eschenbach sind Dichterinnen allerersten Ranges; — hat man je etwas davon gehört, daß sie in Frankreich oder in Italien oder in Schweden so auf den Schild gehoben worden wären?

So ein Russe, Schwede oder Franzose findet bei uns immer Nachbeter, und wenn es gut geht, heftet sich sogar auch gleich eine „Schule" an seine Fersen. Gut; wir sagen nichts dawider. Ueber den Geschmack soll man nicht streiten, und wir sind gewiß gerne bereit, jeden nach seinem Geschmack selig werden zu lassen. Warum aber, so dürfen wir fragen, wird denn gar nie der berechtigte Anspruch auf Reciprocität erhoben? Gottfried Keller ist ein so guter Mann, wie irgend einer aus der Schar der schulbildenden und nachgemachten exotischen Größen. Weder den interessanten Nationen und Nationalitäten, noch aber auch den mehr oder minder lauten, befähigten und begeisterungsfähigen Adepten des zeitgenössischen deutschen Schrifttums ist es je zu Sinn gekommen, einen ähnlichen praktischen Kultus mit diesem unseren Altmeister zu treiben. Verdienen thäte er es, so gut wie nur irgend einer, nur wird die Sache da allerdings erheblich schwieriger. Denn es ist viel leichter, einem die „realistischen" Rücken und Tricks abzuspicken, als es einem Gottfried Keller gleich- und nachzuthun, dessen litterarisches Lebenselement durchtränkt ist von der höchsten und feinsten Efflorescenz des menschlichen Geistes, von dem befreienden, erlösenden, souveränen Humor. Ja, Bruderherz, das ist nun freilich ganz etwas anderes. Der Humor ist etwas so Hohes und etwas so niederträchtig Seltenes, daß es seine ganz bedenkliche Schwierigkeit hat, sich da zu einer Schule zu formieren, um ihn dann nach vorgeschriebenen Paragraphen der höchstselbst entworfenen und mit der Bestätigungs-Klausel versehenen Statuten zu exploitiren.

Und dabei handelt es sich hier eigentlich gar nicht um Männer wie Gottfried Keller. All die exotischen männlichen und weiblichen Mathilden, die wir hier im Auge haben, sind sub specie aeterni, vom Gesichtspunkt der Weltlitteratur gesehen, doch nur Gestirne zweiter Ordnung, und ihnen haben wir also auch nur die dii minorum gentium des deutschen Litteraturhimmels entgegenzuhalten. Nicht Leute wie Keller, nous autres, wir haben die Kosten zu bezahlen und das Bad auszugießen.

Ich habe noch niemals eine Klage darüber gehört, daß die litterarische Produktion Deutschlands eine zu spärliche sei, und daß sie nicht ausreiche, um das Lesebedürfnis des deutschen Volkes zu befriedigen. Im Gegenteil, produzirt wird sehr viel, und es sind nur sehr wenige Bücher, um welche sich das deutsche Volk bekümmert. Der deutsche Autor und der deutsche Verleger müssen in der Regel darauf gefaßt sein, daß sie wieder einen Schlag ins Wasser thun, wenn sie mit einem neuen Buch herausrücken. Der gleichwertige deutsche Autor würde froh sein, wenn ihm von Kritik und Publikum dasselbe Interesse mit derselben Liberalität gezollt würde, wie dem fremdländischen Konkurrenten. Ja wohl, Konkurrenten! Denn er entzieht uns Licht, Luft, Raum, die Kritik, das Publikum, das öffentliche Interesse. Und weil dem so ist, wäre es wohl an der Zeit, etwas zu bremsen, den Radschuh einzusetzen bei der ziemlich unmotivierten Begeisterung für die Sterne zweiten Ranges fremder Litteraturen, und nicht ohne Not den Markt, der kaum noch die originale Produktion aufzunehmen vermag, mit Übersetzungen zu überschwemmen.

Gewiß, mein Standpunkt ist ein engherziger, wie es ja der der Schutzzöllner gewöhnlich sein soll, aber er ist berechtigt, wie die Notwehr berechtigt ist. Man blicke doch um sich und mache sich das Elend der deutschen Litteratur klar. Alfred Meißner — ich will nicht von der Affaire Hedrich reden, es giebt ja auch deutsche Schriftsteller, die ihre Werke selber schreiben, und nicht jeder gleicht dem schlimmen Vogel Kukuk, der seine Eier nicht selber legt, — also Alfred Meißner, ein glänzender und berühmter Name, der dem deutschen Volke geläufig ist, der sich seinen Platz in der Geschichte der deutschen Litteratur gesichert hat, — Alfred Meißner stirbt. Seine gesammelten Werke liefern im ersten Jahre nach seinem Tode ein Erträgnis von 200 Mark, dann von 50 und endlich von 20 Mark!

Das ist die Summe eines berühmten Schriftstellerdaseins! Jetzt haben Sie ein

Digitized by Google

Bild einer günstigen Schriftsteller-Existenz — und nun kann man, wenn man will, meinen Standpunkt noch immer einen kleinlichen und engherzigen nennen. Wem erzähle ich hier aber überhaupt etwas neues vom deutschen Schriftstellerlos? Ein berühmter Name, das Ziel eines an heißen und bitteren Kämpfen reichen Lebens, und endlich ein Jahreserträgnis von ganzen 20 Mark! Wahrhaftig, für einen deutschen Schriftsteller verlohnt es sich nicht einmal mehr, zu sterben; zu leben bekanntlich — erst recht nicht.

In Rom.

In Rom auf Platz Colonna war's, nach Tisch,
Zum drittenmal schon rückt' ich aus der Sonne
Mich, meine Tasse, und sie rückte nach
Zum drittenmal, die römische Märzensonne,
Mit ihrem frost'gen Schatten neben sich.
Am besten — gehn. Wohin? — Zu alten Mauern.
Sie raunen nicht mehr wie am ersten Tag,
Daß man erschauert. Zu Gemälden denn!
Borghese? — Ach, zu viel schon heut, zu viel!
Nun, schlendern also. Nein, „zum Spielen nur
Bin ich zu alt". Gieb du, Aurel, mir Rat.
Mein Beichtiger. Ja so, du stehst nicht mehr
Auf deinen Thaten; daß ich *den* drauf seh'!
Die Welt ward klein doch, feig und heuchlerisch.
Wohl, jene war ein Gladiatorenkampf,
Doch neben Mars stand Venus und Minerva.
Stündst du noch oben! Zwar den sel'gen Frieden,
Den fandst du nicht, wie ehrlich du gekämpft,
Zu viel noch Römer und zu wenig Christ.
O diese Kluft! Ich glaub', in meiner Seele
Bricht auf sie wieder. Hab' ja auch gerungen
Wie du, um Frieden, und wie deine Welt,
Hinwogend zwischen Ewigkeit und Zeit.
Ach hattest, Rom, du *das* mir nur zu sagen,
Daß hier kein Friede, o so wollt' ich doch —!
Und ärgerlich nahm fest ich die Cigarre,
Ein italienisch widerspenstig Kraut,
Und preßte weich sie zwischen beiden Fingern
Und warf sie weg,
Zur Säule hin, drauf der Apostel steht.
Von ihren Stufen auf stand rasch ein Mann
Und hob sie auf. — Ein Campagnole war's,
Braun, wie aus Ziegenfellen seine Hose,
Die zottige, und wie sein spitzer Hut.
Wohl kam heut früh er durch das appsche Thor
Auf seinem Karren mit zwei hohen Rädern,
Den Esel vor, und brachte Käse, Schlachtvieh;
Auf seinem Gaul vielleicht, drauf er regiert,
Die Lanze hoch, die wilde Rinderheerde,
Der Hund mit ihm von Wolfsart, kühner nur,
Durch Heid' und Sumpf, durch breitgesprengte Bogen,
Um Gräbertürme, zwischen Circusschranken.
Und ruht sein Heer im Pferch, so kriecht der Feldherr

In ſeine braune Kegelhütt' aus Sumpfſchilf
Und ſchwelgt vom Lohn: fünf Soldi Brot und Käſe.
Dann kommt vielleicht noch heut aufs Binſenlager
Die kalte Braut Malaria zu Beſuch,
Drückt ihn an ſich und ſchüttelt ſeine Glieder.
Heut nicht, im März, im Liebemonat Mai erſt.
Heut ſucht die Sonn' er auf den Stufen dort,
Verdaut ſein Mahl, den braunen Stengel leckt
Er mit der Zunge, ſo, jetzt hat er Zug,
Jetzt brennt er ſchon, jetzt zieht ein graues Wölkchen,
Er ſchaut ihm nach und blinzelt nach dem Himmel,
Dem blauen, dunkelblauen, ſtillen, tiefen,
Dem Himmel über Rom.

Franz Herold.

Der Einſame.

I.

Ich kenn' ein Eiland, ſeitab iſt's gelegen,
Dort wandl' ich oft auf ſchattigen Waldeswegen;
Dorthin dringt nie das wirre Stadtgewühle,
Ich atme nur die friſche Wälderkühle.

Ich atme nur den Duft der würzigen Fichte,
Der gelbe Falter fliegt im Sonnenlichte;
Die Bäche rauſchen und die Quellen ſpringen,
Wo heimlich edelkehlige Vögel ſingen.

Des heiligen Meeres nimmermüd' Gebrauſe
Tönt Tag und Nacht um meine ſtille Klauſe;
In allen Schluchten flöten Nachtigallen —
Die Blumen blühen und die Felſen hallen.

Die Sterne ſprühen nächtens irre Funken,
Wenn ich auf Waldmoos liege traumverſunken
Und Rückſchau halte weit in goldne Zeiten —
Die Bäume wachſen und die Berge ſchreiten . . .

Und vor mir ſchwebt im keuſchen Dämmerlichte
Das allerſchönſte meiner Traumgeſichte:
Blauäugig Kind, umrahmt von ſchwarzen Locken,
Mein Herz erbebt und meine Pulſe ſtocken!

Das iſt vorbei . . . Der Tag beginnt zu grauen,
Die Sonne funkelt auf den grünen Auen;
Und doch wie qualvoll oft die Stunden gleiten
In dieſen märchenhaften Einſamkeiten!

Digitized by Google

Dann ſtreife ich durch kühle Buchenhaine
Und bad' im Quell am warmen Heideraine;
Es wogt die Heide, ſonnenglanzbeſchienen,
Der Windhauch koſt mit dem Geſumm der Bienen . . .

Wie lang ich leb', ſagt mir des Kukuks Rufen; —
Willſt du zu mir, frag' auf des Bergſchachts Stufen
Die blonde Fei, dann weiſt ſie dir die Richtung
Nach Avalun, mein Kind, dem Land der Dichtung!

II.

Motto: Im Traum oft ſeh' ich wunderbare Städte . . .
Julius Groſſe.

Ich lag auf der Düne im warmen Sand
Und lauſchte dem Wellenſchäumen;
Die Luft ging heiß und ich ſchlummerte ein
Und mählich begann ich zu träumen.

Da ſah ich im Traum eine alte Stadt,
Die war ſo öd' und verlaſſen,
In Wirbeln ſtrömte die Meerflut daher
Durch die engen, dämmernden Gaſſen.

Die Häuſer erglänzten blendendweiß,
In den Rahmen fehlten die Fenſter,
Herein brach leuchtend der blaue Tag
Und ſcheuchte die nächt'gen Geſpenſter.

So ſchemenhaft lagen die Häuſer da,
Und weithin unendliche Räume;
Und wieder ſcholl an mein lauſchendes Ohr
Entferntes Wellengeſchäume.

Am Fuß der Häuſer und auf der Flut
Zwerghafte Gebüſche ſtarrten,
Wie mit Schnee betupft und übereift,
Als ob ſie des Blühens harrten.

Kein Menſchenlaut ringsum erſchallt',
Kein Vogel durchflog die Lüfte,
Kein Fiſch durchſchwamm den Flutenſchwall,
Keine Blume verhauchte Düfte.

Stieg denn am Pfingſttagmorgen heut,
In ſtiller, geweihter Stunde,
Hermione, die verſunkene Stadt,
Empor aus dem Meeresgrunde?

Unſichtbar klang es wie Sphärenmuſik,
Und über mein Herz glitt leiſe
Schmelzend dahin wie Geiſterhauch
Eine vergeſſne Jugendweiſe!

Digitized by Google

III.

Die Möven ſchrein im Mondenſchein,
Sie fliegen nach den fernen Inſeln;
Dem Wogenſang vom Klippenhang
Eint ſich der Robben lautes Winſeln.

Die Brandung ſchallt weit durch den Wald,
Der ſchwärzlich überragt die Dünen;
Er rauſcht herab aufs Hügelgrab
Ein Schlummerlied den toten Hünen.

Da kracht's im Tann, ein Elch tritt dann
Draus vor und ſichert ſcheu die Runde;
Es trabt zum Moor und ſucht im Rohr
Ein Lager ſich auf weichem Grunde.

Nun gellt ein Ton, — er flieht davon —
Als käm' er hoch von einem Sterne;
Es warnt die Eul' und Wolfsgeheul
Durchſchüttert rauh die lichte Ferne.

Dann wird es ſtill; nur ſchreckhaft ſchrill
Hallt Mövenſchrei vom Weiherrande;
Des Urwalds Pracht ſtarrt durch die Nacht
Geheimnisdüſter nach dem Strande.

Voll Ingrimm ziſcht der Wogen Giſcht
Ums Haupt des grünen Runenſteines;
Doch ſanft erhellt ſchläft ein die Welt
Im Silberglanz des Mondenſcheines . . .

IV.

Nur pfeilſchußweit das Feſtland ſteigt
Blaudämmrig aus den Wogen,
Und durch die Sommermorgenluft
Kommt Glockenklang gezogen.

So ſonnig iſt der Feiertag
Und traumhaft ſeine Stille,
Nur manchmal iſt's, als ob den Wald
Ein Mövenlaut durchſchrille.

Rings von den Kiefern tropft das Harz,
Es würzt die heißen Lüfte;
Es ſtrömt aus tau'ger Blumenſchar
Süßwogiges Gedüfte.

Still ſpielt der Sonne Glanzgeleucht
Grüngoldig auf den Blättern,
Und nun hebt an mit hellem Ton
Ein Fink ſein Lied zu ſchmettern.

Es ſucht ſich unterm Scharlachpilz
Die Spitzmaus kühlen Schatten,
Und lockt auch aus dem Farrenkraut
Dorthin den winz'gen Gatten.

Lacerten raſcheln am Geſtein,
Sie jagen im Vorjahrslaube;
Aus hoher Buche gurrt und lacht
Die wilde Turteltaube.

Die Käfer haſten über'n Weg,
Es ſummen träg die Bienen;
Und durch die Stämme blitzt die See
Tiefblau und ſonnebeſchienen.

Schier endlos dehnt ſich aus der Pfad,
Ich wandle wie im Traume;
Da rollt ſich rot die Heide auf
Am dunklen Tannwaldſaume.

Digitized by Google

Müd' werf ich mich ins duft'ge Kraut
Und mich umfängt's wie Dämmer,
Nur taktrecht dringt noch an mein Ohr
Von fern des Spechts Gehämmer.

Es brütet hohe Mittagszeit,
Die Glocken schallen wieder;
Und lichtberauscht und duftumwogt
Streck' ich zur Rast mich nieder . . .

Max Kiesewetter.

In Berg und Thal erwachen tausend Bronnen.

In Berg und Thal erwachen tausend Bronnen
Und Plauderwellen ziehn durchs Land als Boten.
Die Amseln üben ein die alten Noten
Und haben schon ihr Liebeslied begonnen.

Die Felder sind von Morgenduft umsponnen
Und schimmern matt im Frühlichtschein, dem roten;
Noch steigt empor kein Räuchlein aus den Schloten
Und alles strahlt vom ersten Kuß der Sonnen.

Der Menschen Brodem bin ich frei entronnen;
Ich tummle mich auf frischgepflügten Schollen
Und trinke selig längstgeahnte Wonnen.

Zur Sonne heb' den Becher ich, den vollen!
Ich lasse mich von Frühlingslicht besonnen
Und junge Glut durch meine Adern rollen.

Maurice von Stern.

Ein Bild.

Wie in einem Mantel von purem Gold,
Umblitzt von der Sonne Schein,
So hüllen, o Mägdlein, dich lieblich und hold
Die Locken, die wallenden, ein.
Sie umfächeln dein lächelndes Angesicht
Wie ein herrlicher, schimmernder Kranz,
Und aus den funkelnden Augen bricht
Ein seelenumstrickender Glanz.

Wie die Sage uns kündet, ritt einst durchs Land
Eine Fürstin auf flüchtigem Roß.
Ihre reizenden Glieder umgab kein Gewand,
Nur ihr wallendes Haar sie umfloß.
So ritt sie züchtig in all ihrer Pracht,
Und bewundernd trat man ihr nah,
Und der Fürstin, der edlen, hab' ich gedacht,
Als von Locken umwallt ich dich sah.

Heinrich Zeise.

Digitized by Google

Später Kranz.

Unerkannt und ungekrönt von Kränzen,
Neidlos sieht er fremde Kronen glänzen,
Geht der Meister herrlicher Gesänge
Sacht hinab des Lebens Schattenhänge.

Unten weiß er einen stillen Garten,
Und weiß einen stillen Pförtner warten.
Eine Fackel trägt der. Stummes Grüßen.
Salve. Sie verknistert ihm zu Füßen.

Offne Pforte. Seliges Gehege.
Hohe Wipfel, ernst und streng am Wege.
Dunklen Laubes leises, weiches Fächeln.
Lorbeer. — Seine Stirne sonnt ein Lächeln.

Gustav Falke.

Und als wir aufgestanden . . .

Und als wir aufgestanden
Mit neuem Geist und Lieb,
Für alles Worte fanden,
Was Kronos uns beschieb;
Als sich die Töne lösten
Aus wogender Brust zum Licht,
Die frei vom Bann der Größten
Sich drängten zum Gedicht . . .

Als wir in krausem Reigen,
Von unsrer Glut verwirrt,
In Weh und Lust selbsteigen
Geklagt, gejauchzt, geirrt . . .
Als wir wie Kinder lärmten
Durch den verödeten Hain,
Durch raschelnde Wege schwärmten,
Berauscht von jungem Wein . . .

Und sieh, es kam ein Sprießen,
Ein Knospen überall,
Wir sahen Keime schießen
Aus mürbem Blätterfall.
Der Frühling schlich zur Eiche,
Ein Hauch, da zittert' es grün,
Gleich hub im deutschen Reiche
Die Dichtkunst an zu blühn . . .

Als so wir aufgestanden,
Die Seele groß und weit,
Da fürchteten die Granden
Für ihre Unsterblichkeit.
Die Grandigen und die Grauen
Mit ihrem gelben Troß,
Die, statt mit uns zu bauen,
Schliefen im Ahnenschloß.

Sie witterten nur Tücken
In ihrer Dämmernis
Und kratzten sich im Rücken,
Als ob ein Floh sie biß;
Auf ihren hölzernen Flöten
Ein Schmähkonzert brach aus:
„Hallo! sie wollen uns töten —
Schildknappen, schirmt das Haus!"

Die Tintenknappen brannten
Vor Wächterleidenschaft,
Zum Heil der alten Tanten
Dick floß der schwarze Saft.
Nun rasseln sie im Zorne
Wendeltreppauf, -treppab
Und tuten auf blechernem Horne
Ihren hehren Ruhm zu Grab.

Karl Henckell.

Digitized by Google

In der Heimat.

Still bin ich durch das Dorf gegangen,
Ringsum herrscht tiefe Sabbatruh';
Die Ähren, die im Feld noch prangen,
Sie nicken mir wie grüßend zu.

Die Blicke laß ich ringsum gleiten;
Ich möcht' ihn segnen immerfort
Und Gottes Huld für alle Zeiten
Herniederflehn auf diesen Ort.

O Heimatort! O Friedensstätte,
Du meiner Kindheit Paradies,
Ach, daß es still erfüllt sich hätte,
Was mir manch goldner Traum verhieß.

Da sah ich lockend, strahlend schweben
Im goldnen Nebelglanz das Glück;
Mit kühnem Mut wollt' ich's erstreben,
Abringen wollt' ich's dem Geschick.

Mit Sorgen, die mir treu verbleiben,
Hat mich dafür die Welt beschwert;
Doch bin ich aus dem wüsten Treiben
Nun still nach hier zurückgekehrt.

So steh' ich nun weltabgeschieden,
Still träumend hier am Waldesrand;
Die Seele voll von tiefem Frieden,
Der ihr im Weltgetrieb' entschwand.

Im hohen Grase zirpt die Grille,
Sonst schweigt des Tages laute Lust;
Der Geist erstarkt in dieser Stille
Und neues Hoffen schwellt die Brust.

Was mir die Wimpern jüngst gefeuchtet,
Die Wolken, die mich rings bedroht;
Sie fliehen und dahinter leuchtet
Ein neues, goldnes Morgenrot.

Berthold Junke.

Digitized by Google

Aber Land und Meer.

(Nach Czeslaw.)

Netzt im Frührot der Nebel die Blümlein im Mai,
Feinsliebchen, o komm' herbei:
Mit dem Frührot dein harr' ich am rauschenden Fluß,
Wo ich Abschied nehmen muß.

Schmückt die Sonne die Wipfel mit sonniger Pracht,
Wenn der Vöglein Gezwitscher erwacht,
Muß ich scheiden von dir — über Land und Meer
Und auf Nimmerwiederkehr.

Ach, wohin wird dich führen dein dunkles Geschick? —
So fragt mich dein trauernder Blick.
Über Land und Meer, doch so tief nicht und weit,
Wie das Meer der — Vergessenheit!

Albert Weiß.

Rückschau.

Wir haben gesungen, getrunken, geliebt,
Wir haben das Leben genossen.
Die schillernde Seifenblase zerstiebt,
Die Jugend ist verflossen.

Wo sind heut die Träume von künftigem Glück?
Wo sind die erhofften Kränze?
Ach! traurig schaut es im Herbst sich zurück
Nach dem blütenspendenden Lenze!

Die schimmernde Lüge des Daseins zerstiebt
Mit der Jugend, die sie geboren. —
Wir haben gesungen, getrunken, geliebt,
Und drüber das Leben verloren!

Hans Frhr. von Rothkirch und Panthen.

Dämmerung.

Verglommen ist die letzte Glut,
Still bricht die Nacht herein.
Zur Erde strömt die Dämmerflut,
Die Eule klagt im Hain.

Und trüb und bang ist mir zu Mut',
Ich wollt', ich schliefe ein.
Verglommen ist die letzte Glut,
Der letzte Dämmerschein.

Hanns Weber.

Digitized by Google

Letzt' Eern.*)

Lütt' Määten steiht unnen am Winstackit,
Deit in de Höchde schuen,
Wu Vaader de letzten Druweln snitt,
De saftigen, dunkelbluen:
Letzt' Eern!

Dann haal ick de Winterbeern vum Boom,
De Grotvaader geern mag äten;
Ick seih' noch Jeman' ass wie im Droom
Da unnen bie ehm un lütt Määten.

Et is, ass wenn öhr Geist uns nah,
Uns hüte deet umschwewen;
Den letzten Harwest noch stunn' se da
Im Gaaren mien blaumigstes Leewen!

För de da schnied' ick de Blaumen all aff,
De letzten, de harr' se woll geeren —
Wei draagen den Kranz op Mudders Graww,
Strohblaumen un Astersteeren!
Letzt' Eern!

*) Letzte Ernte.

G. Hecht.

Sonnenschimmer.

Mit Luſt und Liebe hatt' ich abgeſchloſſen
Und auch der ſchwächſten Hoffnung ſtumm entſagt,
In düſtren Wäldern heimlich nur geklagt
Und meinen Schmerz in Lieder ausgegoſſen.

So war die Zeit mir trauervoll verfloſſen,
— Von wilden Qualen ward mein Herz geplagt, —
Da fand ich dich; du haſt, als ich verzagt,
Mir eine neue Herzenswelt erſchloſſen.

Doch du gingſt auch. — — Wie durch der Wetter Dunkel
Ein goldner Sonnenſchimmer kam geflogen
Und jäh verglimmend wieder ſich verlor,

So flüchtig war mit ſtrahlendem Gefunkel
Dein Bild durch mein umnachtet Herz gezogen,
Und dunkler iſt es nun denn je zuvor.

Theodor Freiberg.

Digitized by Google

Bücherschau.

Sonntagskind. Roman in 6 Büchern von **Friedrich Spielhagen.** (Leipzig, Verlag von L. Staackmann, 1893.) Wir haben in diesem Roman wieder eines jener groß angelegten Zeit- und Sittenbilder Spielhagens vor uns, welche den geistigen Horizont des modernen Kulturlebens möglichst weit zu umfassen und in sich aufzunehmen streben, und in denen die Hauptfiguren mehr als typische Vertreter bestimmter Kategorien, denn als aus innerer Notwendigkeit heraus sich entwickelnde Charaktere erscheinen. Demungeachtet fehlt es auch in diesem Roman den Gestalten Spielhagens keineswegs an plastischer Lebensfülle, und der gedachte Einwand soll nur besagen, daß in der Entwicklung der Handlung mitunter dem Zufall eine zu entscheidende Rolle zugedacht ist, so z. B. in jener Episode, wo der Held des Romans nur durch den rein äußerlichen Umstand seinem eigentlichen Lebensziele zugeführt wird, daß er durch eine körperliche Verletzung untauglich zur rein mechanischen Handarbeit wird. Im ganzen sind es auch diesmal wieder die alten Grundaccorde der Spielhagenschen Erzählerkunst, welche in diesem Roman zusammenklingen, so vornehmlich ein stark ausgeprägter Liberalismus, welcher dem heutigen Freisinn wohl freilich etwas veraltet erscheinen dürfte; eine tief eingewurzelte Antipathie gegen das protzige Junkertum und ein tiefsinniges Eingehen in künstlerische und philosophische Probleme, so daß das Buch schon von letzterem Gesichtspunkte aus durch die geistvollen Exkursionen auf die Gebiete der Ästhetik und Litteratur eine reiche Quelle der Anregung und des Genusses bietet. Der Charakter des Titelhelden, der sich durch eine Jugend voll Mühsal und Beschwerde überraschend früh zu innerer Festigkeit entwickelt, steht in einem absoluten Gegensatze zu der Persönlichkeit seiner Geliebten, einer durchaus oberflächlichen und äußerlichen Kokette, die allerdings in ihrer Neigung zu dem Jugendgespielen einen allmählichen Läuterungsprozeß durchmacht. In diesem konfliktreichen Verhältnisse findet der Dichter einen weiten Spielraum, um seine Kunst feinster Seelenmalerei in bewunderungswürdigem Maße zu entfalten. — Es ist nicht Sache der Kritik, den Inhalt eines an Stoff überreichen Werkes im Auszuge mitzuteilen; sie hat ihren Zweck erfüllt, wenn sie auf die hervorragende geistige Bedeutung einer genialen dichterischen Schöpfung hingewiesen.

Paul Heinze.

Notizen.

Der akademisch-dramatische Verein hat im vorigen Monat im großen Museumssaale zu München eine Vorlesung des Hauptmannschen Dramas „Die Weber" veranstaltet. — Als derjenige, der Gerhard Hauptmann die Wege geebnet hat, galt bisher Otto Brahm, der sich durch eine beachtenswerte Kritik des Erstlingswerkes „Vor Sonnenaufgang", hernach als Lenker der Freien Bühne jedenfalls Verdienste um den Anfänger erworben hat. Aufmerksam gemacht wurden jedoch die Berliner kritischen Parteigänger Ibsens auf den jungen Dichter durch Theodor Fontane, dem das genannte Stück als ein beachtenswertes Werk der werdenden Kunst dergestalt auffiel, daß er es Brahm zur Prüfung übergab. — Gerhard Hauptmann hat sich im Einvernehmen mit Direktor L'Arronge entschlossen, von einer Aufführung der „Weber" in Berlin für dieses Jahr abzusehen und das Werk erst unter der neuen Direktion des Deutschen Theaters aufführen zu lassen.

* * *

Die russische Censur hat die im Verlage der G. Franzschen Hofbuchhandlung in München erschienene Wilhelm Weigandsche Schrift über Friedrich Nietzsche im Buchhandel verboten und auch die Besprechung dieser kritischen Abhandlung in russischen Zeitschriften und Zeitungen untersagt.

* * *

Auch Wildenbruch wird, gleich Sudermann und Fulda, in diesem Jahre dem Theater den Jahrestribut — schuldig bleiben. Der Erfolg seines ersten Romans „Eifernde Liebe" hat ihn angespornt, seine Muße wieder einer erzählenden Dichtung zuzuwenden. Er voll-

Digitized by Google

endet soeben einen Roman, den er „Schwesterseele" betitelt.

* * *

Der Dichter Alexei Pleschtschejew starb in der Nacht zum 8. Oktober in Paris am Herzschlage. Pleschtschejew genoß als Schriftsteller wie als Mensch allgemeine Achtung und große Popularität. Er war am 22. November 1825 in Kostroma als Sohn einer alten Adelsfamilie geboren. Im Jahre 1849 wurde er in Moskau in der Petreschewski-Affaire verhaftet und nach Petersburg in die Peterpaulsfestung gebracht und mit den 23 Verschworenen zum Erschießen verurteilt. Der Kaiser milderte das Urteil. Pleschtschejew wurde aller Rechte beraubt und ins Orenburger Linienbataillon gesteckt. Als Gemeiner machte er den Feldzug des Generals Perwski gegen Kokand mit. Beim Sturm der Veste Akmetschet, heute Perowsk, wurde er für Auszeichnung zum Unteroffizier befördert und 1856 zum Fähnrich. Später erhielt er den Adel wieder und vertauschte den Militärrock mit der Civiluniform. Nachdem er sich verheiratet hatte, bekam er 1858 das Recht, nach Moskau überzusiedeln. Nun widmete er sich ganz der Schriftstellerei. Seine Muse zeichnete sich durch ihren melancholischen Charakter aus. 1872 kam er nach Petersburg, wo er bis zum Verbot der Vaterländischen Annalen Krajewskis die Abteilung für Dichtung in diesem Journal redigierte. Sodann übertrug er seine Thätigkeit in das Journal Sewerni Westnik. Da arbeitete er bis Ende der achtziger Jahre. Von seinen künstlerisch vollendeten Uebersetzungen deutscher Dichtungen seien genannt: William Radclif von Heine, Hebbels Magdalene, Beers Struensee. Zu Anfang der neunziger Jahre machte er unerwarteterweise eine Millionenerbschaft und lebte seitdem im Auslande.

Offener Sprechsaal.

Da ich zur Zeit an einer Monographie über Herzog Ernst von Coburg-Gotha arbeite, ersuche ich freundlichst alle, welche in persönliche Berührung mit dem verewigten Fürsten gekommen sind, um gütige Mitteilungen, welche auf das von demselben bekundete Interesse für Kunst und Wissenschaft, bez. auf seine Förderung derselben Bezug haben. Auch nehme ich besonders gern und dankbar Kenntnis von etwaigen kleineren Episoden, welche in irgend einer Weise für die Persönlichkeit des Herzogs charakteristisch scheinen.

Chemnitz. Prof. Dr. **Anton Ohorn.**

Briefschalter.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Jede Einsendung, über deren Verwendung Auskunft gewünscht wird, muss deutlich und mit dunkler Tinte geschrieben sein. Ferner ist jeder Beitrag auf ein Blatt Papier besonders zu schreiben und darf eine Einsendung deren höchstens fünf enthalten. Man bewahre sich von allen Einsendungen Abschrift, da wir Gedichte überhaupt nicht, grössere Arbeiten aber nur dann zurücksenden, wenn der volle Betrag zur Bestreitung des Rückporto's beiliegt. Honorar wird nicht bewilligt. Bei erstmaliger Einsendung ist Angabe der Bezugsquelle des „D. D." erforderlich, da nur Abonnenten Anspruch auf Prüfung ihrer Arbeiten haben. Briefe, welche mit Strafporto belastet bei uns anlangen, werden ausnahmslos zurückgewiesen. Anonyme, sowie alle diesen Bestimmungen nicht Genüge leistenden Briefe verfallen dem Papierkorbe. Es werden nur Originalbeiträge angenommen.

M. v. H. in R—l b. B. Ihr Buch ist zur Besprechung versandt, das Referat leider noch nicht in unseren Händen.

P. P. in O—r. Auch Ihre neueste Einsendung bestärkt uns in unserer Annahme, daß es Ihnen an der Erkenntnis Ihres engeren dichterischen Berufes fehlte. Ihr Feld ist die Stimmungslyrik:

Blühen mag nichts mehr und reifen,
Müde schaut der Himmel drein,
Zwischen weichen Wolkenstreifen
Träumt der blasse Sonnenschein.

Digitized by Google

Nach diesen warmen glücklichen Versen werden Sie nüchtern:

Ich vergesse jede Klage,
Alle wilden Wünsche ganz u. s. w. — S. u.

Dr. K. T. in R—m „Meiner Mutter"; Dr. H. P. in H—n „Epigramme", „Erinnerung"; A. Th. in D—dt „Das Frauenherz"; P. K. in B—g „Winterfliege" u. d. T. „Nachklänge"; E. H. in L—n „Simaghans Weib" (haben Sie nicht wieder einmal plattdeutsche Humoristika?); C. F. in H—r „Hei is wat e woren"; Prof. Dr. K. Z. in M—n „Blut für Wein"; E. H. in F—t a. M. „Das Opfer Baals"; M. K. in P—z „Inez de Castro" und „Achmed".

Angenommen!

Herrn August Schrader in R. Wir bestätigen gern, daß in Ihrem Gedichte „Hafga" (XIV. 1.) Str. 1, V. 1 „Aus" statt „Auf", und Nr. 4 statt „Slaka" „Naka" (das weibliche Kameel, welches seiner geringeren Störrigkeit wegen von den Beduinen vorzugsweise benutzt wird, die Haudags, Sessel für Weiber und Kinder, zu tragen) stehen muß.

T. S. in G—z. Es ist uns leider ganz unmöglich, unsern Einsendern brieflich Kritik zu erteilen. Daß wir Ihnen Talent zuerkennen, wollen Sie gütigst aus der Annahme Ihres Gedichtes „Laß ab von mir" ersehen.

G. H. in W—a (die zum Teil recht hübschen Formen wären anderer Stoffe würdig gewesen; im Vertrauen: nicht wenn es Liebe, sondern wenn das Leben Mühe und Arbeit, ist's köstlich); M. S. in P—g (formell unzulänglich und stofflich zu bescheiden); A. K. in A—ch (teils nicht vornehm genug im Ausdruck, teils zu blaublümerant); R. H. in St. G—n (nicht ohne Talent, aber mehr gereimt als gedichtet); M. Oe. in T—n b. T. (Versmaß umgeworfen, häßliche Kürzungen — „die treu' Gefährtin" — überreich an Füllworten — „die Mutter ist's, heut kommt sie nicht mehr wieder, wie ehedem so oft zuvor". Auf Ihre Frage: Heinze und Goette und Gustav Freytag, „Technik des Dramas"); P. S. in M—m (noch ohne kraftvolle Eigenart); J. P. B. in F—au b. B. (sprachlich bis auf die 4. und 7. Strophe anerkennenswert, aber in der Behandlung nicht so, daß wir uns, abgesehen von den obgenannten Mängeln, für den Abdruck entscheiden könnten); O. W. in F—g b. F. (noch ohne genügende Vertiefung und wünschenswerte Reinheit des Ausdrucks); H. C. in K—g (das Gedicht ist stofflich ungeeignet); A. A. E. in K—n (auf Ihre Frage: 20 Mark); W. S. in T—t (ohne poetische Incarnation); H. W. in Z—au (noch zu alltäglich); Dr. H. R. in B—n (formell leider nicht unseren Anforderungen genügend); F. F. in D—n (Sie beherrschen die Sprache noch nicht); H. M. in B—n b. W. (viel zu breit); F. L. in St—n (zu gelegenheitlich); H. C. in K—g (teils hübsch, im ganzen zu langatmig und nüchtern); W. M. in W—n (wir bedauern, wir bringen nur Originale zum Abdruck); H. O. in A—ch (stofflich nicht für ein Blatt wie das unsrige geeignet); A. H. in D—n (nüchtern, sprachlich noch zu wenig gewandt); T. B. in D—n (derartige Dichtungen liegen ganz außer dem Ramen unseres Blattes); Gräfin F. z. S.-R—m in D—m (wir bedauern, wir werden von Ihnen kaum Druckreifes erhalten); E. P. in W—au (es will uns scheinen, als machten Sie sich die Arbeit zu leicht); A. R. in P—o („lese" ist kein Imperativ, im ganzen zu bescheiden); P. K. in L—g (wir bedauern, wir konnten Ihre Karte nicht entziffern); A. H. in A—n (inhaltlich zu bescheiden); M. F. in F—n (Sie leisten viel Besseres); A. S. in Sch—g (wir empfehlen Ihnen das Studium einer Poetik); E. Z. in F—th (leider immer noch nüchtern; derartige Stoffe und Versmaße erfreuen sich überhaupt geringer Beliebtheit); M. L. in B—n (ohne den rechten Wurf, zum Teil unklar); G. Sch. in H—g St. P—i (Sie sind zu anspruchslos gegen sich selbst); W. G. v. E. in A—g (das Gleiche gilt Ihnen); L. W. in M—n (unglücklich in der Wahl des Versmaßes, sprachlich ohne allen Schmuck; wir bitten, für die Folge jedes Gedicht mit Ihrem Namen zu unterzeichnen); F. E. in M—x (Versmaß umgeworfen); G. Th. in B—au (Sie mißhandeln die Sprache schrecklich); K. W. in B—au (klappernd in Reim und Versmaß); Graf Cl. Z. L. in L—n; H. E. v. T. in H—ch; G. F. in B—n; F. M. in P—g; E. K. in O—k; L. F. in P—e; T. O. in Ch—g.

Dankend abgelehnt.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 21. Oktober 1893.)

Inhaltsverzeichnis.

Gedichte von Konrad Telmann, Franz Herold, Max Kiesewetter, Maurice von Stern, Heinrich Zeise, Gustav Falke, Karl Henckell, Berthold Funke, Albert Weiß, Hans Frhr. von Rothkirch und Panthen, Hanns Weber, G. Hecht und Theodor Freiberg. — Mathilde. Von Balduin Groller. — Bücherschau. — Notizen. — Offener Sprechsaal. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an **Max Geisler's Verlag**, Einsendungen an die **Redaktion des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Wachwitz.**

Digitized by Google

Die

Internationale Correspondenz Association (I-C-A)

Präsident: Adalbert von Majerssky in Bollesó im Waagthal (Ungarn)

(gegründet 1889, reorganisiert 1893)

bietet ihren Mitgliedern weitgehende internationale Beziehungen zu jedem erlaubten Zweck.

Jedes Mitglied erhält monatlich **gratis** das Vereinsorgan, welches auch **lyrische, novellistische** und **kritische** Beiträge **nur gewähltester Art** bringt, — sowie monatlich die Liste **sämtlicher Mitglieder**, welche nicht nur deren **genaueste Adressen** enthält, sondern auch die **Sprachen** und die **speziellen Fächer,** in welchen sie korrespondieren.

Aus diesen Listen kann sich jedes Mitglied die für seine Zwecke geeigneten Korrespondenten aussuchen und **ohne Umschweife** brieflich ansprechen, worauf das angesprochene Mitglied **statutengemäss** in einer möglichst raschen und entgegenkommenden Antwort (welche in begründeten Fällen natürlich auch ablehnend lauten darf) **verpflichtet** ist.

Da das Recht der Ansprache und die Verpflichtung des Antwortens für alle Mitglieder gleich ist, so entsteht durch dieses **Prinzip der Gegenseitigkeit** keine Last.

Schriftsteller können auf diese Art durch den geistigen Ideenaustausch mit hochgebildeten **Damen** und **Herren** der eigenen oder einer fremden Nation nicht nur sich in fremden Sprachen üben und einen flotten Stil aneignen, sondern sie können zahlreiche **interessante Charaktere und Verhältnisse** kennen lernen, ihren Gesichtskreis erweitern, eine Menge neuer Anregungen gewinnen, ihre eigenen Ideen und Gedanken klären, ihre Pläne oder fertigen Dichtungen, unabhängig von befangenen Recensenten, der objektiven Kritik uninteressierter und urteilsfähiger Personen unterbreiten. Wie anregend war der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller für das Schaffen beider Dichterheroen!

Die Beitrittsgebühr beträgt 1 Mark, der Jahresbeitrag 6 Mark. Jedes Mitglied erhält **monatlich gratis und franko** das Vereinsorgan „Icaea" **und** die Mitgliederliste. ☞ **Wer nach dem 1. Oktober dieses Jahres eintritt, zahlt für dasselbe ausser der Beitrittstaxe nurmehr 2 Mark Jahresgebühr.** ☜

Der Verein wurde durch den Deutschen Schriftsteller-Verband in dessen Verbandsorgan auf das wärmste empfohlen.

Prospekte, Statuten und Anmeldepapiere auf Verlangen sofort gratis und franko durch das **Präsidium der I-C-A.** in **Bollesó** im **Waagthal (Ungarn).**

Chef-Redakteur: **Max Heißler.**

Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier der Dresdner Papierfabrik.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)

Herausgeber: Max Geißler.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direkt durch Max Geisler's Verlag in Wachwitz-Dresden. Abbestellungen werden nur bis 1. März bezw. 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Kind und Sterne.

Es greift voll Verlangen
Nach Sternen das Kind,
Herab sie zu langen
So viel ihrer sind.

Ob lockend sie glühen,
Vergeblich Begehr!
Wie's Kind sich mag mühen
Sein Händchen bleibt leer.

Wie weit wohl entfernen
Wir uns von dem Kind?
Wir langen nach Sternen
Und — greifen nur Wind.

Julius Sturm.

Digitized by Google

Ergebnis des letztjährigen poetischen Preisausschreibens.

Hierdurch bringe ich zur allgemeinen Kenntnis, daß nach Beschlußfassung des Preisrichterkollegiums für den dreizehnten Jahrgang des „Deutschen Dichterheim“ folgende drei Gedichte als die besten zu bezeichnen und daher mit **je 100 Mark preiszukrönen** seien:

„An den Gräbern“ von **Rudolf von Gottschall** (Nr. 1, S. 8),
„Pästum“ von **Wilhelm Jensen** (Nr. 4, S. 60),
„Enzios Tod“ von **Karl Bienenstein** (Nr. 20, S. 329).

Indem ich den preisgekrönten Dichtern den herzlichsten Glückwunsch zu ihren Erfolgen ausspreche, sage ich dem nunmehr zurückgetretenen Preisrichterkollegium — bestehend aus den Herren **Felix Dahn, Ernst Eckstein, Hermann Lingg** und **Friedrich Spielhagen** — für die gehabte Mühewaltung und für die gewissenhafte Erledigung des freundlichst übernommenen Amtes meinen verbindlichsten Dank.

Dresden, am 1. November 1893.

Paul Heinze.

Ein Wort über Programmpoesie.

Von **Günther Walling.**

Wenn ich gezwungen wäre, eine litterarische Schule zu begründen, so würde deren erster Grundsatz sein: Suche dich von jedem Schulzwange frei zu halten. Denn ich habe ein Vorurteil gegen jede Dichtungsart, die sich an das Programm einer Schule, — sei diese nun, welche sie wolle — bindet. Dies ist Tendenzpoesie im allerschlimmsten Sinne des Wortes.

Gleicht das Dichten jedes wahren Poeten, zumal des Lyrikers, doch stets dem Nachtwandeln des Träumers, der einem unerklärlichen Drange folgend, ahnungslos dahinschreitet, ohne zu wissen, welche Bahnen er einschlagen wird; ja, je genialer der Poet ist, desto mehr wird sein Schaffen dem Blitze vergleichbar sein, der vorher den Weg nicht kennt, auf dem er zur Erde herniederstürzt, während mittelmäßige Talente litterarische Programme wie Krücken nötig haben, um fortkommen zu können.

Ich will hier gar nicht von jenem Streben*tum* in der Poesie reden, welches eine Gefährtschaft sucht, die zu gegenseitigem Lobe verpflichtet, die bemüht ist, andere bekannt zu machen, um durch diese selbst wieder bekannt gemacht zu werden, eine Gefährtschaft, in der einer auf die Schultern des andern klettert, um so jene Höhe zu erreichen, die es ihm möglich macht, in die Fenster des Ruhmestempels einsteigen zu können. Nein, ich rede nur von den Fesseln, welche die Befolgung litterarischer Programme auferlegt, Fesseln, die uns hindern, willenlos eigene Bahnen zu wandeln.

Nur sein Herz soll der Poet beim Dichten um Rat fragen, aber nie nach Rezepten arbeiten.

Wie in der Religion Gewissensfreiheit, so fordere ich in der Kunst Schaffensfreiheit, sie ist das Alpha und Omega jedes echten künstlerischen Hervorbringens! Alles Partei- und Cliquenwesen in dieser erscheint mir ebenso verderblich, wie das Sektiererwesen in jener, denn den ästhetischen wie religiösen Sektierer beseelt statt wahrer Liebe zum Schönen, statt wahrer Liebe zum Nächsten nur *ein* Streben: seiner Partei zur Alleinherrschaft zu verhelfen.

Goethe sagt einmal, es kommt weniger darauf an, was ein Mensch glaubt, als darauf, wie er handelt; ebenso meine ich: Es kommt weniger darauf an, zu welcher ästhetischen Ansicht — Sekte — sich jemand bekennt oder gezählt wird, als darauf, was er leistet, gleichviel in welcher Richtung.

Aber Partei! Partei! ist heute das Losungswort in der Kunst, wie in der Politik. Nicht nach ihrem inneren Werte, *nach der Schablone der Schule* werden Kunstwerke beurteilt.

Eh des Dichters Werk Ihr kennt,
Fragt nach Streben Ihr und Richtung,
Wißt Ihr nicht, daß das Talent,
Dies allein, erschafft die Dichtung?

Wie man niemand vorschreiben kann, wie er lieben soll, kann man niemand vorschreiben, wie er dichten soll.

Ich wiederhole es: Litterarische Programme sind Krücken für die Mittelmäßigkeit und Fesseln für jedes echte, wahre Talent.

Ich hasse jede Fessel, ob Freiheitsmänner oder deren Gegner sie geschmiedet. Muß ich in der Kunst anders empfinden lernen, als in der Politik?

So halte ich es z. B. für thöricht und ungerecht, dem Künstler daraus einen Vorwurf

Digitized by Google

zu machen, daß er sich antiker Stoffe bedient. Bieten diese ihm Gelegenheit, allgemeine Menschheitsfragen zu behandeln oder vermögen sie ihm volle Herzenstöne zu entlocken, weiß er aus ihnen Gebilde zu schaffen, die, von seiner Individualität durchdrungen, mit seinem Herzblut erfüllt sind, so thut er recht, sie und keine anderen zu wählen, ob er darin der herrschenden Mode entgegenhandelt, oder nicht, gleichviel. Fordert diese auch noch so laut die Behandlung von Tagesfragen, steht er ihnen innerlich kalt gegenüber, erwecken sie kein Echo in seiner Brust, so rühre er nicht an ihnen. Des Dichters heiligstes Recht, ja seine Pflicht ist es, seine Individualität in der ihm naturgemäßesten Art zum Ausdruck zu bringen. Je wahrhafter er ist, um so mehr wird er immer nur das geben können, was ihn tiefinnerst bewegt. Vom Gegenstande mit fortgerissen, wird er sich heut in einer mehr realistischen, morgen in einer mehr idealistischen Weise aussprechen müssen; in keinem Falle aber wird er sich an das Programm einer Schule binden können.

Ebenso thöricht, wie es ist, den Dichter in der Wahl des Stoffes, ist es thöricht, ihn in der Wahl der Form beschränken zu wollen. Denn innere Notwendigkeit muß die Form sein, durch den jedesmaligen Inhalt der Dichtung bedingt, gleichsam ein Gewand, das dieser sich selbst geschaffen, mag dessen Faltenwurf nun in antiken Metren, Reimstrophen oder freien Rythmen herniederrauschen. Nur eins kommt in Betracht, ob das Gewand dem Leib, den es umschließt, entspricht, und ob dessen Faltenwurf schön und gefällig ist. Wer dessen Anmut geringschätzt, entbehrt meist der Fähigkeit anmutig zu gestalten, oder gehört zu denen, die von Originalitätssucht erfüllt, sich einer scheinbar unbeabsichtigten Formlosigkeit bedienen, die im Grunde weiter nichts ist, als ausgeklügelte Berechnung, eine Berechnung, die einzig und allein den Zweck hat, um jeden Preis neu zu erscheinen.

Dieses Streben nun, um jeden Preis neu zu sein, ist nichts als selbstgefällige Originalitätssucht und widerspricht jedem wahrhaft künstlerischen, d. h. jedem unbewußten, naiven Schaffen; *denn neu soll der Poet nur dann sein, wenn er es unbeabsichtigt sein kann.*

Wahr soll der Poet sein, dann ist er stets neu, weil er den Abdruck einer neuen geistigen Persönlichkeit — seiner eigenen — unverfälscht darbietet.

Wohl gehen die großen Meister überall ihren eigenen Weg, aber nie tritt bei ihnen das Streben, neu sein zu wollen, aufdringlich in den Vordergrund. Sie sind es unbewußt, ohne sich um die Theorien einer Schule zu kümmern; sie sind es unbewußt und überlassen es kleineren Geistern die Reformatoren zu spielen. Begeisterung für das Schöne und schlichtes Können sind die Wahrzeichen ihrer göttlichen Abstammung; schlichtes Können, das keine Programme aufstellt und sich durch kein von andern aufgestelltes Programm in seinem Schaffen beeinflussen läßt.

Abschied vom Meere.

„Übers Jahr, ja übers Jahr,
Da schreiten wir wieder am Meer",
So spracheſt du freundlich und drückteſt die Hand,
Schon keuchte der Dampfer und hob sich vom Land,
Mein Herz war trüb und schwer.

Übers Jahr, ja übers Jahr,
Wer weiß, ob das Licht mir noch lacht;
Das Leben ist flüchtig wie Wellen und Wind,
Und der grausige Tod, er reitet geschwind,
Stürzt uns in Grabesnacht.

Übers Jahr, ja übers Jahr
Ach gehst du allein wohl am Meer,
Es rollen die Wellen wie heute zum Strand,
Mich aber hält eisig des Todes Hand,
Wir sehn uns nimmermehr.

Albert Möser.

Digitized by Google

Sehnsucht.

Ein Sonntagnachmittag im alten Rom,
Ich bin allein, es läuten alle Glocken
Und wie ein Duft, ein Träumen steigt's empor
Aus tausend Knospen, vom Terrassengarten;
Noch bin ich jung — und glücklich, meine Liebe,
Sie ward erfüllt, — schon regt sich neues Leben
Mir unterm Herzen, daß ich ganz vergesse
All das versunkne, schwere, tiefe Leid.
.... Nun klingt Musik in weichen, süßen Wellen
Mir leis ans Ohr von Piazza di Colonna,
Dann stirbt sie hin und Sonntagmittagstille,
Sie breitet sich und hüllt mein ganzes Sein.
Doch aus der Stille dringt es leis herüber,
Wie Echo einer lang versunknen Zeit.
.... Auf türk'schem Divan lag ich hingestreckt
Und lauschte so wie heut den sanften Klängen
Vom „Keller" drunten, der Theresienwiese.
Im dichtverhängten, dämmernden Gemach,
Vor goldnen Wänden, palmenüberschattet,
Lag halbe Tage ich und weinte — weinte,
Mein Schicksal schien für ewig mir beschlossen;
Ganz unverstanden — an des Gatten Seite
Nach Liebe schrie ich auf, nach Glück und Liebe,
Und rang die Hände wund, im dunklen Leben
Hascht' nach Phantomen ich — und griff ins Leere.
— Nicht kannt' ich dich, nicht wußt' ich, daß du lebtest,
Der du mein Gatte heut und meine Welt. —
.... Schwül dufteten um mich die Frühlingsblumen
In hohen Vasen, höhnend all der Dornen,
Von denen blutend zuckte meine Seele.
Ich weinte — weinte — alles schien verloren,
Da drangen Kinderstimmen mir ans Ohr,
Liebkosend fühlt' ich weiche Ärmchen um mich,
Die heut verloren mir für immerdar — —
Dann sprang ich auf, hinaus auf den Balkon
Und sah den ew'gen Schnee vom Alpenkranz
Im Abendglühn und sehnte mich hinaus,
Hinaus nach Leben, Ruhm, nach Liebe, Liebe.
Und alles schien am Ende — nur die Schwingen
Der Sehnsucht um die Schultern wuchsen mir;
Sie schatteten mir schwarz das Leben ein
Und wuchsen — wuchsen — bis sie ganz verschlungen
Das arme Einst .... Und hier, im neuen Leben,
Ein neues Leben unter meinem Herzen —
Bei jenen leisen Tönen der Musik
Dort vom Colonnaplatz fühlt' ich's zuerst
Wie neue Sehnsucht neu die Schwingen regt,
Ganz leise, leis — nach Leben oder Tod?

Hermine von Preuschen.

Digitized by Google

Im Herbſte.

Ein Herbſttag iſt's; doch lieblich dringt
Ein würz'ger Hauch aus Rain und Ried,
Und hoch in blauer Luft erklingt,
Wie Auferſtehn, ein Lerchenlied.

Und Berge prangen rings und Thal
In goldner, ſonnenfroher Pracht,
Als ob der Sommer noch einmal
Aus ſeinem Schlummer aufgewacht.

Theodor Freiberg.

Simaghans Weib.

„Simaghan! Der an den Armen
Goldne Ehrenſpangen trägt,
Unter ſeinen Siegesſchätzen
Mehr denn dreißig Skalpe hegt;

Der da wie ein Fürſt und Schutzgeiſt
Wird in ſeinem Stamm verehrt,
Simaghan, der tapfre Sachem
Hat zum Weibe Dich begehrt!

Dreißig Stuten, zwanzig Büffel,
Fünfzig Biberfelle auch,
Eichelöl und Bärenſchinken
Bringſt Du ihm nach Hochzeitsbrauch."

Und die Mutter ſprengte Waſſer
Der Gefallnen ins Geſicht;
Doch es ſprach die ſchlanke Ceder:
„Meine Liebe hat er nicht!"

Wampumgürtel, Perlenſchnüre
Häufte er in ihren Schoß,
Simaghan, der reich an Ehren
Und an Liebe zu ihr groß.

Doch es zog in ſeinen Wigwam
Nimmermehr die Freude ein,
Denn die ſchlanke Ceder liebte
Einen weißen Mann allein.

„Sachem, nach der Stammesſitte
Gehe mit mir ins Gericht:
Ward ich auch Dein Weib, o Häuptling,
Meine Liebe haſt Du nicht."

Simaghan, voll hohen Sinnes,
Wandte ſich von ihr betrübt,
Und ſie hat im Chriſtenglauben
In der Stille ſich geübt.

Vater ward er ihres Kindes,
Treuer Vater vor der Welt;
Doch der Kummer ihrer Liebe
Holte ſie aus ſeinem Zelt.

Die bei ihm in Ehren wohnte
Und ſein Lager nie geteilt,
Ward im ſtillen Erdenwigwam
Nun von allem Gram geheilt.

Jene letzte Friedenshütte
War allein noch ihr Begehr,
Denn die ſchlanke Ceder liebte
Einen weißen Mann zu ſehr.

Ernſt Hacker.

Digitized by Google

Blut für Wein.

Ballade nach einer nordischen Sage.

Herr Björn, der stolze Jäger, schlief ein am Waldmoosquell —
Da schleicht ums duft'ge Lager manch tückischer Gesell.

Sie schlingen um den Schläfer die Schlingen sachte zu,
Dann reißen sie empor ihn aus dämmersüßer Ruh'.

Bald steht er vor dem Mächt'gen, der solches hat gewollt;
Graf Hilding war's, deß Auge gar finsterfeindlich rollt.

„Ei, Björn, Ihr heißt der Geier ob Eurer wilden Kraft,
Ob Euren tollen Jagdmuts und Schusses Meisterschaft.

Zwar gönn' ich diesen Ruhm Euch und Euerm trotz'gen Haus;
Doch sag', warum die Krallen nach mir du strecktest aus?

So säh' ich nun den Arm hier, der seinem Herren droht,
Und säh' den glühen Blick auch, in dem die Freiheit loht?

Ich mein', Du herber Ritter und Schütze froh und frank,
Die kecke Dame Freiheit entbeut Dir schlechten Dank."

Herrn Hildings Mund entfloh noch gar manches schlimme Wort;
Dann zerren sie den Geier, den flügellahmen, fort.

Und Hilding trägt die Krone; er trägt sie Jahr um Jahr,
Doch, ach, des guten Rechtes nimmt selten er nur wahr.

Einst saß er wieder schwelgend bei überreichem Schmaus:
Das tollte, schrie und zechte mit wüstem Lärm und Braus.

Da ruft der Unhold plötzlich: „Wo bleibt der Sänger doch?
Sein Lied erst hebt die Seele des müden Herrschers hoch!"

Schon öffnen einem Jüngling die Schmauser eilig Bahn;
Der tritt mit scheuem Zagen zur Tafelei heran.

Doch spielt in seiner Miene kein Glanz von Lebensglück,
Er schaut nach einem Alten mit stillem Schmerz zurück.

Der reicht dem blonden Sänger ein kleines Harfenspiel,
Auf dessen goldne Saiten die Jugendlocke fiel.

Nun preist der junge Skalde des freien Volkes Kraft,
Die sich aus Drang und Fährden empor zum Siege rafft.

Doch klang sein vollstes Lied erst des Waldes hurt'gem Sohn,
Der sich mit treuem Bogen erzwingt den Schützenlohn.

„Ach wo", so singt er weiter, „wo lebt noch solch Geschlecht?
Da ist es nicht zu finden, wo jedermann ein Knecht!

Digitized by Google

Die Freiheit kann man morden, doch nicht der Freiheit Geist;
Drum Fluch dem stolzen Feigling, der ihm die Schranken weist!"

Die Töne sterben mählich, des Sanges Zorn verrauscht,
Indes der Jüngling träumend wie nach dem Danke lauscht.

Der König springt vom Stuhle und ruft vom Weine rot:
„Wer bist Du, frecher Bube, der solchen Sang mir bot?

Nicht schied das Kraftgeschlecht noch, das Deine Lippe preist,
Wenn auch ein starker Fittich ob seinem Haupte kreist.

So trete, Björn, der Geier, zur Probe nun herbei!
Führt schnell ihn her, den Alten, auf daß entschieden sei!"

Der Junge hört den Namen; vor Schreck erbleicht sein Mund;
Doch des Gefährten Auge giebt feindlich Feuer kund.

Schon schleppt sich her der Arme hartmühsam Schritt um Schritt,
Es naht der Gramgebeugte mit blindezagem Tritt.

Jetzt steht es vor dem König, der jammerreiche Greis,
Die dünnen Locken waren vom Raub der Jahre weiß.

„Dich wundert", hub Herr Hilding mit spitzen Worten an,
„Daß Dir zu Deinem König die Ladung ward gethan?

Zwar dunkel ist Dein Auge, doch stets Dein Arm gefeit;
So magst Du denn bewähren des Schusses Sicherheit.

Das Ziel sei dieser Becher aus Gold und Elfenbein;
Den setzt ein Diener klirrend auf jenen Marmelstein.

Horch scharf auf dieses Klirren und horch auf meinen Ruf!
Der Wein, den nur die beste der besten Trauben schuf,

Sei täglich Dir gespendet aus diesem Kelche hier!
Nun schieß' — und triff! — ach — Gott — weh' mir — — !"

Nicht strömt der Wein, doch strömt schon des Königs Leben aus —
Der Schütze lauscht mit Wonne dem Schreckenslärm im Haus.

„Ha, bringt mein Pfeil sein Leben? Ist's möglich? Könnt' ich's sehn!
So ist die Rache satt nun, mein Atem mag verwehn!" —

Doch seht, wie jetzt der Sänger mit Brunst den Greis umschlingt,
Indessen sein Genosse das Schwert in Lüften schwingt.

„Mein Vater, Deine Tochter Luitgarde küßt Dich heiß,
Die lang' schon um Dich weinte, umarmt Dich, heil'ger Greis."

Der Alte wankt: „O Engel, welch seligsüßer Ton!
Ist's wahr denn, oder neckt mich des bösen Geistes Hohn?"

Digitized by Google

„Mit dieſem treuen Diener durchzog ich Stadt und Land;
Nur kärglich nährte beide die harfenkund'ge Hand.

Und ſtreifte nur Dein Name mein ängſtlich lauſchend Ohr,
So riß mich wildes Sehnen aus Schlaf und Traum empor.

Nein!" ſchluchzt die Tochter ſtürmiſch, „Du träumſt, o Vater, nicht,
O laß mich allerwegen Dein Stab ſein und Dein Licht!"

„Ach", rief der Greis, „dem Herzen ſo nah, dem Aug' ſo weit,
Mein Kind, o welche Qualen, o welche Seligkeit!

Was meiner That auch werde, ich fürchte nicht den Lohn,
Hab' ich doch eingeſogen der liebſten Stimme Ton!" —

Jetzt fährt aus jeder Scheide des Schwertes Blitz heraus,
Und jubeltönig ruft es durch Halle, Hof und Haus:

„Sei furchtlos, Graf, es ſehre dir niemand nur ein Haar;
Dich ſchützt, Du alter Recke, der neuen Freunde Schar!

Wir ſtehen Dir wie Türme; das ſchwört dir Mund und Hand:
Im Blute liegt der Zwingherr und frei iſt alles Land!" —

Karl Zettel.

Meiner Mutter.

Ach, Mutter, du klagſt, daß ſo trübe mein Sang,
Daß ſo Wildes und Düſtres ich künde,
Wenn wie heißer Wehruf ans Ohr es dir klang
Über Schande und Frevel und Sünde;

Daß ſo Häßliches nackt deinem Blicke ſich zeigt
Und der Genius der Menſchlichkeit trauert,
Wenn aus ſchlammigem Pfuhl das Verbrechen ſteigt
Und ein Grauſen dich jäh überſchauert.

Ach, Mutter, dein Aug' iſt gewöhnt nur ans Licht
Und dein Herz iſt voll Güte und Milde,
Doch die Welt iſt voll Lug und ſie ähnelt nicht
Das im Innern du trägſt, ihrem Bilde.

Du ſiehſt nur die Sonne und ſiehſt nicht die Nacht,
Die ſo dunkel die Fittiche breitet,
An das Gute dein Glaube, der ſelig macht,
Iſt der Segen, der ſtill dich geleitet.

Du lehrteſt ihn mich und du haſt ihn gehegt
Auch in ſchweren, in traurigen Jahren,
Mit dem Herzen bliebſt, das vertrauend noch ſchlägt
Wie ein Kind du in ſilbernen Haaren.

Digitized by Google

Ach, Mutter, wär' wirklich die Welt nur so schön
Und so gut und so rein, die drin wohnen,
Wir wandelten wohl wie auf sonnigen Höhn
Und uns brauchte kein Jenseits zu lohnen.

Doch die Welt, die ich hoffnungsselig durchzog,
Ich erfand sie voll Fäulnis und Lüge,
Es gierte die Wollust, die Habsucht betrog
Und die Schande trug liebliche Züge.

Das Gemeine zumeist sah ich siegen im Streit,
Drin erbittert die Brüder sich maßen,
In das einsame Dunkel barg sich das Leid
Und das Laster durchprahlte die Straßen.

Da ward mir im Tiefsten die Seele geschwellt
So von Zorn, wie von Trauern und Hassen
Und schrillend hab' in die verlogene Welt
Meinen Sang da erschallen ich lassen.

Und will an den Sieg ich von Wahrheit und Recht,
Gleich dir, will in Treuen noch glauben,
Drum soll in des Tages wild-heißem Gefecht
Mir mein einzig Gewaffen nicht stauben.

Drum sing ich mein Lied, daß es mahnt und weckt,
Wie ein schmetternder Hornruf zur Fehde,
Daß die Feigheit es rüttelt, das Laster schreckt,
Das Gemeine in Thaten und Rede.

Ach, Mutter, mein Sang ist der Sang unsrer Zeit,
Und in all meinem Stammeln und Lallen
Singt selber sie aus nur ihr gährendes Leid
Und den Kampf, dem die Tausende fallen.

Und mein Sang ist nur ein verzitternder Hall
In des Tages gewaltigem Liede, —
Dir ruft es mit sehnendem, jauchzenden Schall,
O du heilig-versöhnender Friede;

Dir ruft es, du neuer, du kommender Tag,
Den die klaffenden Nebel schon deuten,
Und wir hören durch Sturm und durch Wetterschlag
Deiner Glocken geheimnisvoll Läuten.

Laß singen mich, heiligen Kampfes bewußt,
Denn mein Lied nur, das düstre, das reiche,
Doch glauben an Eines wir tief in der Brust
Und wir beten und hoffen das Gleiche!

Konrad Telmann.

Digitized by Google

In das Hausbuch der Familie von B. B.

Wenn im Gemache jeder Laut verweht,
Heißt es: Ein Engel durch das Zimmer geht!
Mich dünkt, wo das zu oft geschieht im Haus,
Hieß' besser es: Ein Engel geht hinaus,
Der uns Behagen bringt und Sonnenschein —
Und gähnend kehrt die Langeweile ein! —
Ich mein', wo liebes Wort man freundlich tauscht,
(Nicht nur auf leeres Phrasenklingeln lauscht!),
Wo schlicht und treu die ächte Freundschaft spricht,
Da weilt ein Engel, doch da geht er nicht!
So fand ich's hier, so war die Stund' geweiht —
Und dankend grüß' ich solche Gastlichkeit! —

Emil Rittershaus.

Jahrestag.

Das ist ein Tosen und Schäumen
Und Wogen in meinem Haupt:
Das ist das alte Träumen,
Das ich längst vergessen geglaubt.

Meine Liebe ist wie ein versunknes,
Verlorenes Götterbild,
Ein tief in den Fluten ertrunknes;
Die Wogen umspülen es mild.

Doch jährlich zur nächtlichen Stunde
Entsteigt die Hohe dem Meer ·
Und wandelt die schweigende Runde
Einsam am Ufer einher.

Und heut sind drei Lenze vorüber,
Daß die Liebste am Herzen mir lag. —
Das ist meiner Liebe trüber,
Trauriger Jahrestag.

Otto Michaeli.

Bergsee.

Ein Urweltmeer, im wilden Trotz sich bäumend,
Gen Himmel wälzend Gischt und eisigen Schaum,
Von einem jähen Götterblitz verwandelt
In ewig steinernen Titanentraum,
Liegt da der Berge ungeheure Öde!
Die Wetterwolken, wild verweht vom Sturme
Und von dem zackigen Felsengrat zerrissen, —
Wie Rabenflug um einen wüsten Turm, —
Fliehn drüber hin! — Hoch, wo die Adler kreisen,
Glänzt still in einem Felsenspalt ein See,
Als wär' dem Auge eines Gotts entfallen
Mild eine Thräne in den ewigen Schnee . . .

Hans Benzmann.

Digitized by Google

Macht des Liedes.

(Seguidilla.)

O Zaubermacht des Liedes!
Wenn golden thronen
Des Himmels fromme Sterne,
Wenn längst geschlossen
Das Aug' der Sonne,
Dann öffnet meine Seele
Sich dir voll Wonne.

O Zaubermacht des Liedes!
Den Eisgefilden
Entlockst du Frühlingsblüten,
Den Frühlingshimmel
Läßt du mir blauen,
Wenn noch umhüllt die Fülle
Des Schnees die Auen.

O Zaubermacht des Liedes!
Du lockst die Seele
Zu Sonnenhöhn des Guten,
Wo Licht der Wahrheit
Umwogt das Schöne,
Auf daß dem Weltgetriebe
Sie sich versöhne.

O Zaubermacht des Liedes!
Ob Stürme schüren
Der Leidenschaften Feuer,
Ob Blüten sterben
Zu meinen Füßen,
Stärkst du die müde Seele
Mit sanftem Grüßen.

O Zaubermacht des Liedes!
Wenn mir die Locken
Des Lebens Winter lichtet,
Läßt du mich wieder
Zum Kinde werden,
Du giebst mir Himmelsfrieden
Schon hier auf Erden.

Elisabeth Tilemann.

Laß ab von mir!

Vergebens blieb das jahrelange Ringen,
Umsonst des Herzens qualvoll stumme Wehr —
Es naht auf wildbewegten Geisterschwingen
Das alte Leid mit deiner Wiederkehr.

Was treibt, Unsel'ger, dich in meine Nähe,
Die dir des Jammers schon zu viel gebracht?
Laß ab von mir! — Es giebt noch größres Wehe
Als jene thränenreiche Sternennacht.

Da glomm ein Funke nur von jenen Flammen,
Die harrend unser Innerstes durchglühn.
Laß ab, laß ab, daß lodernd nicht zusammen
In heißer Lust die wilden Gluten sprühn.

Dereinst wirst du's begreifen, wenn ich flehe:
Wir beide sind zum Glück nicht auserwählt.
Laß ab von mir, — es giebt noch größres Wehe,
Als jene keusche Sternennacht erzählt.

Tony Sturm.

Digitized by Google

Nachklänge.

Schlagt mir nicht die letzte Fliege,
Meine Winterfliege nicht;
Mittags, wenn ich schlafen liege,
Deckt ein Tuch mir aufs Gesicht.

Nehmt da oben vom Regale
Auch das Heidesträußchen nicht,
Das aus alter Marmorschale
Träumrisch blickt ins Lampenlicht.

Winterfliege! Kleine Glocken!
Sollt in Abendeinsamkeit
Liebe, lichte Bilder locken
Aus verlorner Sommerzeit.

Paul Klie.

Das Frauenherz.

Und wäre alles licht und sonnenklar,
Das Frauenherz bleibt immer wunderbar:
Ein Rätsel ist's und keinem andern gleich:
Je mehr es schenkt aus seinem Zauberreich,
Je reicher wird es — unermeßlich reich!

Anna Theiß.

Bücherschau.

Gedichte von **J. G. Oswald.** (Dresden, E. Piersons Verlag.) Den Gedichten von J. G. Oswald ist zunächst Formgewandtheit nachzurühmen. Besonders tritt diese in den Stanzen hervor; die ersten Strophen von „Meine Lieder" erinnern etwas an H. von Kleists „Letztes Lied". Der kurze lyrische Naturlaut scheint dem Verfasser allerdings bis jetzt versagt zu sein; überhaupt glauben wir, daß seine Begabung mehr auf epischem Gebiete zu suchen ist. „Farinata degli Uberti", obwohl nicht sonderlich inhaltreich, zeigt eine markige Sprache. Seelische Vertiefung würde jedenfalls dem Autor zu statten kommen. Von den Übersetzungen aus dem Französischen des Victor Hugo giebt besonders „Schatten" II, das innige Gefühl des Originals treffend wieder.

Paul Kunad.

Am eignen Herde. Eine Chronik in Versen und sechs Abschnitten von **Oscar Thiergen.** (Dresden, Ehlermann, 1893.) Nein! Nicht „gierig, einem Raubtier gleich, stürzte sich die Kritik darüber". Vielmehr mit dankbar freudigem Behagen hat der Kritiker diese in schönem, glattfließendem Rhythmus geschriebene Familiengeschichte eines deutschen Ehepaares gelesen, und mit ebenso vielem Vergnügen wird jeder das Büchlein lesen, der Sinn und Verständnis für das schöne deutsche Familienleben und für die gesunde, nicht affektirte Gesittung deutschen Wesens hat. Die Handlung, der entwickelnde Lebenslauf eines jungen Paares, ist anziehend schön und warm geschildert; die Aperçus, die überall in passender, nicht lehrhafter Form eingewebt, sprechen klar und eindringlich an das deutsche Gemüth; die Schilderung der Hochzeitsfahrt, und namentlich der Wanderungen in der Schweiz und Italien zeichnet sich besonders durch poetischen Schwung aus, und das Ganze macht das Herz des Lesers warm und bereitet ihm schönen Genuß. Hier habe ich wieder einmal wahrgenommen, daß poetische Wahrhaftigkeit lange nicht französischer Naturalismus sein muß und diesen sogar weit hinter sich lassen kann.

Heinrich Kuhmerker.

Aus tiefstem Herzen. Gedichte von **Karl Bienenstein.** (Dresden, E. Piersons Verlag.) Eine erfreuliche lyrische Gabe, in erster Linie wohl für Frauen geeignet, wird hier geboten. Der Dichter handhabt — einige Verstöße, wie: „auf dem Grabe dein" statt „auf deinem Grabe" abgerechnet — die Form in anerkennenswerter Weise; seine Lieder, reich an weichen Tönen, klingen manchmal an Heine („Maimorgen", „Besuch"), öfters an Eichendorff an, doch ohne daß dies störend wirkt. Als wertvolle Zierden der Sammlung nennen wir: S. 16 „Heimwärts", S. 307

Digitized by Google

„Sie vergehen", S. 367 „Das Felsenkreuz", S. 108 „Kein Lied mehr?", sowie vor allem S. 39 „Im Fürstengarten". Doch beherrscht bis jetzt noch die Liebe Bienensteins Poesie zu ausschließlich; er hüte sich vor Sentimentalität und versuche sich künftig zuweilen auch in markigeren Gesängen.

Paul Kunad.

Portraits von **Heinrich Iversen.** (Selbstverlag des Verfassers.) Ihrer Majestät der deutschen Kaiserin und Königin von Preußen Augusta Victoria mit Allerhöchst Ihrer gütigen Genehmigung in tiefster Ehrfurcht und Dankbarkeit allerunterthänigst gewidmet von dem Verfasser. — Der Verfasser, welcher in dem Vorwort von 1888 sich als Lehrer in Munkbrarup vorstellt, bietet uns unter obigem Titel eine Anzahl verschiedenartiger Gedichte, welche ihn als eine edle, biedere, leider aber ganz und gar nicht dichterische Natur erkennen lassen. Die „Portraits" sind gut gemeint und enthalten auch zum Teil ganz gute Gedanken; aber sie kranken zumeist an dem Formzwang, welcher den vorhandenen geistigen Gehalt nicht zur Geltung kommen läßt. Mitunter auch bemüht sich der Verfasser, ganz undichterische, prosaische Schilderung in ein poetisches Kittelchen zu kleiden, was sich dann immer recht gespaßig ausnimmt. Auch die grammatikalischen Bildungen lassen oft zu wünschen übrig. Einige Iversensche Proben:

Doch wer ist der hohe Jüngling, der plaudernd neben
Preußens König steht im grünen goldglitzernden Rock?
O, es ist der junge Zar; von Bialystock,
Das auf Preußens Kosten ihm der Korse verehret,
Ist er hergereist. —

O, wie flücht'gen Fußes an uns vorübergeht
Auch die Zeit: sie schreitet vorwärts nach göttlichem Rat,
Und mit ihr muß schreiten die kluge, männliche That.
Sind wir überflügelt, dürfen wir müssig nicht weilen;
Hat die Pflicht nicht Flügel, so muß zu Fuß sie eilen
Nachzukommen und — wenn es möglich wäre — voran!

Wie Wolf im Walde nun schritt fürbaß,
Der Hund strich vor und flugs lanciert
Die Fährte, zeichnend im feuchten Gras
Das angesprochne Wild forciert'.
An Sumpfes Rand der Eber sich stellt',
Dort hatt' ihn der mutige Rüde verbellt.

Neben vielen unreinen und falschen Reimen finden sich u. a.: Duft—oft; Stirn—fern; Licht—Geflecht; enden—finden; falsche—welsche ꝛc. Am meisten sprechen H. Iversens drei Gedichte in Angler Mundart an.

Adalbert Rudolf.

Notizen.

Gustav v. Moser und Roderich Benedix. Nur wenige Eingeweihte wissen, unter welch schwierigen Umständen Mosers „Stiftungsfest" das Licht der Lampen erblickte. Obwohl Moser die Idee für dieses Stück selbständig gefaßt und die Scenenaufführung desselben bereits dem damaligen Görlitzer Theaterdirektor, auf dessen Bühne die Moserschen Stücke der zweiten Periode zuerst zur Aufführung gelangten, im Sommer 1873 ausführlich erzählt hatte, wollte er doch den alten Roderich Benedix zur Mitarbeiterschaft heranziehen. Benedix kam der Aufforderung Mosers nach und traf in den wunderschönen Sommertagen des Jahres 1873 in Holzkirch ein. Moser, von gesellschaftlichen Pflichten stark in Anspruch genommen, überließ die Ausarbeitung des Stückes dem greisen Benedix, der sich in dem lustigen Trubel des Holzkirchner Schlosses beengt fühlte, fast völlig allein. Benedix, trotz seines Alters eine emsige Arbeitsbiene, schrieb das Stück in einem Zuge nieder. Das Manuskript wurde dem Theaterdirektor vorgelegt — welche Enttäuschung! Das war ja etwas ganz anderes, als Moser dem damaligen Direktor August Grosse erzählt hatte: Kurz entschlossen lehnte dieser das Stück ab und ersuchte Moser um eine neue Bearbeitung. Ende September sandte Moser das gänzlich umgearbeite „Stiftungsfest" nach der ursprünglichen Idee dem Görlitzer Theaterdirektor zu. Benedix grollte. Schließlich aber besänftigte die Görlitzer Theaterdirektion den Dichter, und als er in Görlitz wieder erschien, um zunächst die Erstaufführung seines neuen Stückes „Der Wildling" anzusehen, war das alte biedere Herz schon halb versöhnt. Aber dem Wiener Direktor Laube hat er es schwer vergeben können, daß dieser die flotte Bearbeitung des Moserschen „Stiftungsfestes", das sich andauernd auf dem Repertoir des

Digitized by Google

Wiener Stadttheaters behauptete und den ausgesetzten Dukatenpreis einheimste, der seinigen vorzog. Als dann aber später der schlaggelähmte greise Dichter, einsam in seinen Rollstuhl gebannt, eines Tages im Krankensaale zu Leipzig Moser hereintreten sah — der mit der Börse voll Dukaten in der Hand, mit jener herzlichen, unnachahmlichen Liebenswürdigkeit ausrief: „Alter, ich bringe Dir den Ehrensold! Es ist alles Dein! Nur einen Dukaten schenke mir davon zum Angedenken!“ — — da drangen die hellen Thränen in das große schöne Auge des kranken, verlassenen Dichters: „Gustav, ich that vieles gegen Dich — Du bist in Wahrheit ein Edelmann.“

*

Der Fall Hedrich-Meissner. Der unerquickliche Streit, ob Franz Hebrich der Verfasser der Meißnerschen Romane sei, der schon so viel Staub aufgewirbelt hat, wird in neuer Form die Gerichte und zwar diesmal die schottischen Gerichte beschäftigen. Franz Hebrich, der sich in den letzten Jahrzehnten hauptsächlich in Schottland aufgehalten hatte — auch seine litterarische Mitarbeit an Meißners Werken wurde teilweise brieflich aus Schottland besorgt — heiratete am 3. Januar 1871 Jeanette Annie Barron in Edinburg, ein Mädchen aus wohlhabender Familie. Am 6. März 1892 starb als achtzigjährige Greisin die Schwiegermutter Hedrichs, Frau Elisabeth Abdie Barron, mit Hinterlassung eines Testaments, in dem sie ihre Tochter Annie und deren Gatten Franz Hedrich zu Universalerben ihres sich auf eine Million Mark in Liegenschaften und Bargeld belaufenden Vermögens einsetzte. Die Geschwister der Gattin Hedrichs wurden in diesem Testamente auf ihren Pflichtteil gesetzt. Die Geschwister strengten hierauf eine Anfechtung dieses Testaments an. Diese stützt sich auf Momente, die, wenn sie sich als richtig erweisen sollten, die Gestalt Hedrichs als die eines Mannes von geradezu suggestiver Gewalt über fremden Willen erscheinen lassen würden. Die das Testament anfechtenden Parteien führen aus, daß Frau Elisabeth Abdie Barron in ihren letzten Lebensjahren, in den Jahren 1890, 1891 und 1892, durch ihr hohes Alter nicht nur körperlich schwach, sondern auch geistig bereits geschwächt war. Da habe nun Hedrich, der sich seiner Schwiegermutter gegenüber den ihm nicht gebührenden Doktortitel angemaßt habe, die alte Frau durch Betrug und Hinterlist beeinflußt, indem er vorgab, ein Schriftsteller von höchster Auszeichnung in Deutschland und der Verfasser der unter dem Namen des Dr. Alfred Meißner erscheinenden Romane und Erzählungen zu sein. Die Klage wurde am 22. Juli 1892 dem zuständigen Edinburger Gerichte überreicht und am 21. November d. J. nun werden die Geschworenen in Edinburg über die Testamentsanfechtung zu Gericht zu sitzen haben.

*

„Das hohe Trinkglas von Krystall, sie nennen's das Glück von Edenhall“, das Uhland schon vor so langer Zeit und mit so schaurigen Folgen von dem jungen Schloßherrn von Edenhall zerschlagen ließ, ist immer noch ganz unversehrt. Am 12. d. M. wurde es noch, wie aus London geschrieben wird, bei Gelegenheit der Volljährigkeits-Festlichkeiten seines gegenwärtigen Besitzers, des Sir Richard Musgrave von Edenhall, allgemein bewundert, aber auch auf das sorgfältigste in Obacht genommen; denn es ist nicht nur wahr, daß mit der Unversehrtheit dieses Bechers das Glück des Hauses Musgrave aufs Engste verwebt sein soll, sondern derselbe ist auch um seines künstlerischen Wertes willen an sich der sorgfältigsten Aufbewahrung würdig. Derselbe ist in der That aus Krystall und zeugt von orientalischer Künstlerhand. Feen sollen ihn an der St. Cuthberts-Quelle im Park von Edenhall zurückgelassen und dann die warnende Prophezeihung in Bezug auf denselben ausgesprochen haben.

*

Die Freunde und Verehrer Konrad Ferdinand Meyers wird es freuen, zu vernehmen, daß der greise Dichter nach fünfvierteljährigem Aufenthalte in der Heilanstalt Königsfelden bei Baden in der Schweiz, wo ihn neben der sorgfältigen Pflege der Ärzte auch die aufopfernde Liebe seiner Gattin umgab, sich in fast wunderbarer Weise beruhigt, körperlich und geistig gestärkt hat. Der 68jährige Greis, früher eine hohe, starke Gestalt, geht ziemlich gebeugt und seine Haare sind schneeweiß geworden, aber aus den hellen Augen leuchten wieder der scharfe Verstand und die Milde seines Wesens. Gegenwärtig weilt er wieder im Schoße seiner Familie, wo er jedoch nur seine intimsten Freunde empfängt.

*

In Eisfeld wurde unlängst das auf dem dortigen Schloßplatz errichtete Denkmal des Dichters Otto Ludwig feierlich unter allseitiger Beteiligung der Bürgerschaft eingeweiht. Die auf hohem Steinsockel ruhende überlebensgroße Broncebüste ist ein Werk des Prof. Hildebrandt in München und als ein Geschenk des Herzogs Georg dem vor Jahresfrist zusammengetretenen Denkmalkomitee überwiesen worden.

*

Von Heinz Tovote gelangt in den ersten Tagen des November ein neues Buch zur Ausgabe: „Das Ende vom Liede“. Der im Verlage von F. Fontane & Co., Berlin, erscheinende Roman soll sich in Idee und Handlung eng an die bereits vorliegenden Werke: „Im Liebesrausch“, „Mutter!“ und „Frühlingssturm“ anschließen.

Digitized by Google

Briefschalter.

F. M. in B—n. Ihre Zumutung, daß wir Ihre falsch adressierten Briefe bei der früheren Redaktion abholen lassen möchten, damit in der Erledigung Ihrer Einsendungen keine Verzögerung eintrete, ist zum mindesten sonderbar. Wir verstehen nicht, wie selbst Abonnenten von Redaktions- und Verlagswechsel (und somit von der veränderten Adresse) z. B. noch keine Kenntnis genommen haben. Von Ihren Gedichten ist diesmal leider nichts zum Abdruck geeignet.

P. W. in S—n „Im Herbste", „Bescheidung"; H. B. in B—n „Bergsee"; E. N. in B—n II u. d. T. „Irdisches Glück"; R. H. in D—n „Mahnung" gelegentlich unter „Sprüche" ꝛc.; E. v. K. in St. P—g „Nur kein Mitleid"; P. S. in D—t „Gothengrab", „Gottsucher"; G. R. in B—n (einige der „Sprüche"; (die Gedichte sind leider zu rein lehrhaft); H. H. in W—n „Sag an" und „Letzte Qual"; K. B. in W—g „Auf der Heide", „N. u. A. F. Grf. v. S."; I. B. in H—g „Verlorene Spuren"; P. K. in L—g „Pompejus"; G. H. in G—n „De Glaser"; W. M. in W—n „Gedenkst du mein".

Angenommen!

J. D. in V—e. Die Notiz galt in der That Ihnen.

K. v. W. in H—m. Für so umfangreiche Gedichte haben wir begreiflicherweise nur in den seltensten Fällen Verwendung, nämlich: wenn Sie in jeder Beziehung unseren Ansprüchen genügen. Warum sandten Sie nichts zur Auswahl?

E. v. W. in B—tz. Wir vermissen durchgängig die innere Nötigung und sahen früher z. B. in XII. 15 ꝛc. wertvollere Beiträge aus Ihrer Feder. Die Ansprüche, die Sie vordem an sich stellen ließen, werden Sie auch heute fordern. Wenden Sie gefälligst dem Reime mehr Sorgfalt zu.

Chr. F. in H—r. Ihre Sendung wurde in Nr. 3 erledigt.

R. F. in G. L—e b. B. (nicht rein genug im Ausdruck; der Grund dürfte in mangelnder Sprachbeherrschung zu suchen sein); H. A. L. in B—n (es gelang Ihnen nicht, dem spröden Stoff glücklich beizukommen, z. T. recht hübsch, jedenfalls bitten wir um mehr); M. M. in A—n (Motiv und Formgebung zu abgebraucht); Dr. E. T. in J—a (beide Gedichte streifen die Grenze der Aufnahmefähigkeit; wir bitten um recht deutliche Schrift); P. H. in A—ch (arbeiten Sie nicht zu hastig); H. S. in G—n b. D. (noch nicht selbständig genug nach Sprache und Motiven); E. R. in D—n (zu willkürlich in der Behandlung des Versmaßes); I. W. in N—d in B. (noch zu wenig ausgereift); Graf E. Z. in B—l; M. L. S. in M—l (senden Sie gefälligst bald einmal mehrere Gedichte; das vorliegende ist stimmungsvoll, aber stofflich zu dünn); W. S. in T—t (ohne warm pulsierendes Leben); I. P. O. in B—g; F. K.-D. in S—e (die Ballade ermangelt der Pointe; der Volkston ist glücklich getroffen); W. K. in F—g in B. und A. A. in L—n und Dr. M. R. in B—g (durchgängig zu gelegenheitlicher Natur); E. St. in W—ch (diesmal sprachlich nicht flüssig genug); F. F. in T—n (der Vorwurf P. Heyses ist hart aber nicht unberechtigt:

„Der Maskentrödel guter alter Zeit
Entlehnt, birgt nur moderne Nichtigkeit;
Da schleift und stelzt ein blöder Mummenschanz,
Ein Landsknechtminnespiel und „Gowenanz"
Mit Hei und Ha und Phrasenputz verbrämt,
Der totem Kunstgebrauch sich anbequemt"
u. s. f.)

Dr. E. L. in R—ch; E. R. in Ch—tz (in die Sprache des Waldes tauchen Sie sich ein); A. S. Z. v. M. in W—n (die Mühe der Umarbeitung lohnt in den seltensten Fällen); E. D. in H—g v. d. H. (vierzeilige Strophen, in denen nur Vers 2 u. 3 reimen, haben etwas Erzwungenes, Hartes; „An Dome zu Hildesheim" ist sprachlich vielfach nüchtern).

Dankend abgelehnt.

I. S. in A—ey. Gedichte zur Auswahl wollen Sie uns gefälligst senden; wir empfehlen Ihnen, Ihre Dramen einstweilen im Pulte ruhen zu lassen, bis Sie selbst kritische Kraft genug besitzen. Auf Ihre Frage können wir Ihnen keine Auskunft erteilen! Von Ihren Gedichten ist leider nichts verwendbar; durch fleißiges Studium von guten Vorbildern würden Sie sich wohl fördern.

Abonnentin in Berlin. Wir müssen um gefällige Angabe Ihres Namens ersuchen; Sie erhalten dann ungesäumt die gewünschte Auskunft unter Ihrer Chiffre.

E. v. R. in B—n. Die „Glosse" hätten wir gern gedruckt; es ist in Vers und Prosa aber soviel über dies Thema geschrieben worden, darum verzichten wir dankend. Bei Abfassung der „Romanze" haben Sie sich die Arbeit durch den „Volkston" entschieden zu leicht gemacht; „Morgensegen" ist in der Anlage zu breit.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 5. November 1898.)

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Gedichte von Julius Sturm, Albert Möser, Hermine von Preuschen, Theodor Freiberg, Ernst Hacker, Karl Bettel, Konrad Telmann, Emil Rittershaus, Otto Michaeli, Hans Benzmann, Elisabeth Tiemann, Cony Sturm, Paul Klie und Anna Theiß. — Ergebnis des letztjährigen poetischen Preisausschreibens. — Ein Wort über Programmpoesie. Von Günther Walling. — Bücherschau. — Notizen. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an **Max Geisler's Verlag**, Einsendungen an die **Redaktion des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Wachwitz.**

Ausfahrt.

Dichtungen von **Max Geisler.**

Eleg. geb. ℳ 2,60.

Wochenrundschau: „G's Dichtungen sind nicht nur von sofort für dieselben einnehmender Schönheit der Form, sondern sie erfreuen auch durch die warme und ehrliche Begeisterung für das Gute und Schöne ... Dem Verzagenden Mut und Trost zu spenden, dem Irrenden durch freundliche Belehrung den rechten Pfad zu weisen ... gelingt dem Dichter in einfacher und vornehmer Weise."

Silhouetten.

Dorf- und Heidegeschichten von **Max Geisler.**

Eleg. geb. ℳ 2,60.

Leipz. Zeitung: „Eine reiche Naturphantasie und eine feinsinnige Naturbeobachtung, die aber frei bleibt von falscher, sentimentaler Naturempfindelei, sind die Hauptvorzüge des Autors, und Erzählungen wie „Das Heidehaus" sind in dieser Hinsicht kleine Meisterleistungen. Treffend weiss der Autor die Stimmungen der verschiedenen Tages- und Jahreszeiten wiederzugeben und überall fühlt man, wie er sich liebevoll in die Natur und ihre wonnigen Geheimnisse versenkt."

Reichs-Herold: „Hoffen wir, dass der begabte Dichter uns noch öfter Gelegenheit giebt, von ihm zu berichten."

Paul Heinze's Verlag. Dresden, Augsburgerstrasse 4.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Geschichte der deutschen Litteratur

von Goethe's Tode bis zur Gegenwart. Mit einer Einleitung: Die deutsche Litteratur von 1800 bis 1832.

Von **Paul Heinze** und **Rudolph Goette.**

Mit zehn Dichterbildnissen in Holzschnitt.

460 Seiten. Preis brosch. ℳ 6.—, Leinw. geb. ℳ 7.—, Halbfranz (Liebhaberband) ℳ 7.50.

Schlesische Zeitung: Selten haben wir ein litteraturgeschichtliches Buch mit solchem Vergnügen gelesen. Durch das Ganze weht ein erfrischender Hauch, und die Verfasser haben sich kein geringes Verdienst damit erworben, dass sie endlich einmal in den Wust von Namen und Titeln, in dem die neueste Litteraturgeschichte fast erstickte, Licht und Ordnung gebracht haben. Das Buch sei hiermit auf's Angelegentlichste empfohlen.

Reform (Hamburg): Das Buch sollte in jede Hausbibliothek gebildeter Familien, wo deutsche Litteratur noch gehegt und gepflegt wird, Eingang finden.

Vossische Zeitung: Ein brauchbares und tüchtiges Werk.

Pädagogium: Neben den Werken eines Gottschall und Salomon wird auch diese Litteraturgeschichte den Weg in's Publikum finden, das ein Bedürfniss fühlt, sich über die deutsche Litteratur der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit zu orientiren. — Der Stoff ist in passender Weise gruppirt, die Darstellung ist schlicht und frei von Phrasen und Wortgeflunker, was bekanntlich nicht von jeder Litteraturgeschichte gilt.

Deutsche Poetik.

Umriss der Lehre vom Wesen und von den Formen der Dichtkunst; mit einer Einführung in das Gebiet der Kunstlehre. Von **Paul Heinze** und **Rudolph Goette.**

Umfang 23 Bogen. Preis brosch. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—.

Magazin für Litteratur: Die Verfasser sind an ihre Aufgabe mit strengen Forderungen für sich und die Leser herangetreten; sie verrathen ein umfangreiches Wissen, reiche Belesenheit und feines Schönheitsgefühl.

Tägliche Rundschau: Die Verfasser sind Männer von praktischem Verständniss und tüchtigem Geschmack, von Ruhe und Unvoreingenommenheit des Urtheils.

Hamburger Nachrichten: Ein Berather und Führer aller gebildeten Kreise zum Verständniss des Wesens und zur Würdigung der Formen echter Dichtwerke.

Chef-Redakteur: **Max Geißler.**

Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier der Dresdner Papierfabrik.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)

Herausgeber: Max Geißler.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direkt durch Max Geisler's Verlag in Wachwitz-Dresden. Abbestelluugeu werden nur bis 1. März bezw. 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Im Herbstwalde.

Der Ruf kaum von wanderndem Vogelheer,
Das aus dem Lande scheidet,
Und Stille, Stille, die träumeschwer
Die Nebelflügel breitet.

Vom Wind nur, der den Wipfeln droht,
Ein heimliches Schwingen und Tropfen —
So mag an ein müdes Herz der Tod
Mit leisem Finger klopfen.

Ein letztes Duften und dann Verwehn,
Wie von sanft verlöschenden Kerzen —
So mag die Liebe scheiden gehn
Aus müdgetäuschten Herzen.

Max Geißler.

Digitized by Google

Christian Dietrich Grabbe.

Eine litterarische Skizze von **Theodor Freiberg.***

Dietrich Grabbe gehört zu jenen Unglücklichen, deren Name für immer der Vergessenheit anheimgefallen ist; jeder Versuch — und es sind gerade in jüngster Zeit deren mehrere gemacht worden, den Dichter unserem heutigen Publikum wieder näher zu bringen, hat sich bisher als unzulänglich erwiesen. Selbst die eingehende Biographie eines Rudolf von Gottschall, der den dramatischen Wert der Grabbeschen Dichtungen in einer glänzenden Apologie nach allen Seiten hin gewürdigt und uns von der Person des Dichters selbst ein vorurteilsfreies, lebenswahres Bild entworfen, hat nicht vermocht, Sympathie für den Heimgegangenen zu erwecken. — Grabbe ist und bleibt ein Verschollener, dessen Name nur noch dem Litterarhistoriker und Forscher bekannt ist. Möge man darum in meinem bescheidenen Versuche, einen Ueberblick zu gewähren über das Leben und Schaffen des Verewigten, nicht eine jener „Rettungen" erblicken, welche sich gerade in unseren Tagen einer so großen Beliebtheit erfreuen, weiß ich doch nur zu wohl, wie jene, wenn auch noch so ernstgemeinten Versuche oft nur das Gegenteil von dem erreichen, was sie bezwecken und die allgemeine Unklarheit und Verwirrung nur noch vermehren.

Christian Dietrich Grabbe ist geboren am 1. Dezember 1801 zu Detmold in den düsteren Räumen des dortigen Zuchthauses, wo sein Vater die Stellung eines Gefängnisinspektors einnahm. Die ersten Eindrücke, welche der Knabe hier empfing, konnten somit nicht gerade förderlich auf seine Entwicklung einwirken. Äußerte der Dichter doch selbst später in einer verzweiflungsvollen Stunde zu Immermann: „Wie konnte auch je aus einem Menschen etwas werden, dessen erste Erinnerung aus seiner Kindheit ist, einen alten Mörder spazierengeführt zu haben".

Gleichwohl zeigte der Knabe schon früh Spuren einer glänzenden Begabung und erregte auf dem Gymnasium durch seine eigenartigen, phantasievollen Aufsätze die Aufmerksamkeit von Lehrern und Schülern. Als einst die Dichtung eines Märchens zur Aufgabe gestellt worden war, lieferte der junge Grabbe eine so eigentümliche, blendende Arbeit, daß der Lehrer voller Erstaunen ausrief: „Aber Grabbe, wo haben Sie denn das her? Das klingt ja fast wie Calderon oder Shakespeare?

Doch legte er noch auf der Schule den Grund zu seinem späteren Leiden, das dann seinen Tod herbeiführte, indem er sich in ganz unmäßiger Weise an den Kneipereien und Gelagen seiner Kommilitonen beteiligte und mehr denn einmal bewußtlos nach Hause gebracht werden mußte. Und nicht „der Kainsfluch der Dichtung", wie der Freiligrath in seinem Nachruf „bei Grabbes Tod" wehmütig ausruft, hat den Dichter in den Tod getrieben, sondern lediglich der Dämon des Alkohols, dem Grabbe im Laufe der Jahre immer mehr und mehr verfiel. Gleichwohl finden sich gerade in jener tollen Primanerzeit die ersten Spuren seines poetischen Schaffens; er verfaßte damals ein Trauerspiel „Der Erbprinz", das er jedoch infolge unzureichender Motivierung später nicht wieder aufnahm. Auch die Entstehung des vielberufenen und geschmähten „Herzogs Theodor von Gothland" fällt noch in die Gymnasialzeit zu Detmold. —

Nachdem der junge Grabbe Ostern 1820 seine Reifeprüfung bestanden, ging er auf den Rat des Archivrats Klostermeyer, eines alten Freundes seines Vaters, nach Leipzig, um sich dort dem Studium des Jus zu widmen. Hier verweilte er aber mehr in den Räumen des Theaters als in den juristischen Hörsälen, wie er denn auch plötzlich von der Idee erfaßt wurde, Schauspieler zu werden, ein Vorhaben, von dem er durch Professor Wendt und dem berühmten Schauspieler Jerrmann unter Hinweis auf seine für die Bühne gänzlich ungeeignete Figur nur mit Mühe abgebracht werden konnte. Doch ist der Aufenthalt in Leipzig für den jungen Dichter insofern von Bedeutung gewesen, als er infolge seines Verkehrs mit Mitgliedern des Theaters mit den Einrichtungen und technischen Künsten der Bühne vertraut gemacht wurde, ein Gebiet, dessen gründliche Kenntnis gerade dem dramatischen Dichter unerläßlich ist.

Von Leipzig siedelte Grabbe Ostern 1822 nach Berlin über, das damals für den litterarischen Mittelpunkt Deutschlands galt und eine Menge berühmter, aber ebenso zügelloser Künstler beherbergte. Da waren der Schauspieler Ludwig Devrient, Theodor Amadeus Hoffmann, der Verfasser von „Kater Murr", Heine, Uechtritz, Köchy, der geistreiche Ludwig Robert u. a. m. Die Weinstube von Luther & Wegener, Behrenstraße 71, war der nächtliche Versammlungsort der Gesellschaft, die durch ihre Orgien die ganze Stadt von sich reden machte, und der Tollsten einer war Grabbe. Hier verfaßte er z. B. den berühmten Brief an den damaligen Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm IV., den er mit einem Kienspan schrieb, und der mit folgenden bitteren Worten schloß: „Die Leute nennen mich zwar ein Genie; ich fühle aber,

* Unter Benutzung von R. v. Gottschalls Biographie. (Grabbes sämtliche Werke, Reclam, Leipzig, April 1870) und L. Salomons Nationallitteratur des XIX. Jahrhunderts (Stuttgart, Levy & Müller).

Digitized by Google

daß ich nur eins mit dem Genie gemeinsam habe: den Hunger." —

In Berlin vollendete er auch den „Gothland", der von den Freunden mit großem Beifall begrüßt wurde, von der Kritik aber eine weniger günstige Beurteilung erfuhr. Ludwig Tieck, dem Grabbe das Stück sandte, leugnete zwar keineswegs die hervorragende dramatische Begabung des jungen Poeten, die sich in kraftvoller Sprache und Gestaltung und eigentümlichen, farbenprächtigen Bildern offenbare, mißbilligte aber auch entschieden die Unwahrscheinlichkeit der Fabel und Motive, die Nichtbeachtung der dramatischen Gesetze und die Ungeheuerlichkeiten des Ausdruckes. Vor allem aber stieß den feinsinnigen Romantiker der alles zersetzende Cynismus und Weltekel ab, der das ganze Stück verletzend durchweht. Trotzdem ist der „Gothland" aber ein Stück von Bedeutung, nicht nur für den Entwicklungsgang Grabbes, sondern auch für unsere ganze Nationallitteratur. Mit ihm hat die Dramatik der „Stürmer und Dränger", der Lenz, Klinger und Genossen, ihren Höhepunkt erreicht, denn auch seine Nachfolger, Buchner und Griepenkerl, vermochten nicht jenen titanenhaften Lapidarstil für ihre Gefühle zu finden, dessen unverkennbarer Stempel den meisten Grabbeschen Schöpfungen aufgeprägt ist. — Ich vermag bei dem beschränkten Raum den Inhalt des „Gothland" nur flüchtig anzudeuten: Der Mohr Berdoa ist mit einem Heere heidnischer Finnen in Schweden eingefallen. Aus Rache über eine früher von Gothland erlittene Unbill sät er Zwietracht zwischen das Brüderpar Theodor und Friedrich und zeigt sich dabei als ein Scheusal, das alle Shakespeareschen Schreckensgestalten in den Schatten stellt. Auch Gothland, dessen reine Bruderliebe uns im Anfang des Stückes noch die höchste Sympathie einflößt, wird im Verlaufe desselben zu einer Bestie, die den heiligsten Gesetzen der Moral Hohn spricht. Nachdem er schließlich an dem Mohren fürchterliche Rache genommen, geht er mit dem Ausdrucke des grandiosesten Weltekels auf den Lippen unter. — Wie reich das Stück auch ist an Blut- und Gräuelscenen aller Art, in wie gemeiner und cynischer Weise wir auch die Pietät verletzt sehen, so treffen wir doch auch Verse an von wahrer dichterischer Größe, Gedanken von titanenhafter Kühnheit und Großartigkeit, wie sie nur ein echtes Genie gebären kann. —

Grabbe, der durch das Interesse Tiecks zu neuem Schaffen ermutigt worden war, wandte sich jetzt der Komödie zu und schrieb das Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", ebenfalls eines der originellsten und bizarresten Stücke, welches unsere Litteraturgeschichte aufweist. Und wahrlich! bis auf die tiefere Bedeutung ist alles in diesem seltsamen Machwerk enthalten, was der Titel verspricht. Von Handlung kann in diesem Stücke keine Rede sein, Grabbe selbst hat wohl auch kaum an eine solche gedacht, sondern er begnügt sich einfach in lose aneinandergeketteten — meist in gar keinem Zusammenhang stehenden — Scenen damit, Geißelhiebe auf die damalige Litteraturmisère und die Afterpoeten zu führen, selbst Goethes „westöstlicher Divan" kommt nicht ungerupft davon. Eine merkwürdige Rolle spielt der Teufel in dieser Burleske, der, als in der Hölle „geschruppt" wird, auf die Erde entflieht und dort als „Kanonikus Teufel" die seltsamsten Verwicklungen herbeiführt. Schließlich wird er von einem immer betrunkenen Schulmeister in einem Käfige gefangen, wozu diesem als Lockspeise Casanovas Werke und Althings hinterlassene Schriften dienen. Seine Großmutter, die uns Grabbe als „junge schöne Dame in modischen, russischen Kleidern" vorführt, befreit ihn jedoch, nachdem das „Schruppen" in der Hölle vorbei ist, und das Stück endigt mit einem großen Gelage. — Für die Entwicklungsgeschichte unseres Lustspiels kann das Stück selbstverständlicherweise nicht in Frage kommen, es hat überhaupt nur so viel Bedeutung, als es geistreiche Schlaglichter auf die damaligen Litteraturverhältnisse wirft und uns den Beweis liefert, daß Grabbe auch den jedem großen Dramatiker unerläßlichen Witz und Humor besaß. —

Sein nächstes Stück, das tragische Spiel „Nanette und Marie", durch das er — wie er in der Vorrede selbst ausspricht — die Leser, welche der „Gothland" verletzt, wieder zu versöhnen glaubte, ist aber trotz einiger Stellen von hohem lyrischen Zauber im Vergleich zu seinen übrigen gigantischen Schöpfungen ein so schwaches Erzeugnis, daß von einer Besprechung hier füglich abgesehen werden kann. —

Weitaus bedeutender jedoch in Anlage und Wurf ist die leider Fragment gebliebene Tragödie „Marius und Sulla". Mit grandioser Sicherheit und plastischer Schärfe sind diese beiden gewaltigen Römergestalten gezeichnet und in Gegensatz zu einander gebracht; jeder Zug an ihnen beweist, daß Grabbe wie kein zweiter befähigt war, Charaktere von weltgeschichtlicher Bedeutung bis ins kleinste hinein zu entwerfen. Auch hier zeigt die Sprache schon jenes lapidare Gepränge, wie es in seinen späteren Schöpfungen noch mehr zur Schau treten sollte, und es ist nur lebhaft zu bedauern, daß das Stück unvollendet geblieben. Zwar in jüngster Zeit ist es vollendet worden, aber wie es den meisten solcher Versuche geht — sie mißlingen, und so auch hier; denn man kann sich wohl trefflich in den Geist und die Intentionen des Meisters hineinversetzen, ohne darum schon selbst der Meister zu sein. — Mit dem Aufsatz „Über die Shakespearomanie" erreicht die Berliner Jugendproduktion Grabbes ihr Ende. Grabbe wollte mit dieser Schrift dem übertriebenen Shakespeareenthusiasmus der „Romantischen Schule" steuern, die kein anderes Muster neben ihm gelten lassen wollte und Shakespeare als unerreichbares Ideal hinstellte.

Digitized by Google

Vor allem aber gedachte er der gesunkenen deutschen Dramatik wieder geebnete Bahnen zu weisen, indem er die Erwartung aussprach, daß sich dereinst Talente erheben würden, welche den großen englischen Meister noch übertreffen würden. Müssen wir dem Verfasser auch in vielen Punkten unbedingt beipflichten, so finden wir doch gleichzeitig manche Schattenseiten und Verstöße, die Gruber an Shakespeare rügt, in ebenso reichem Maße bei diesem selbst an. — Der unmotivierte Orts- und Zeitwechsel, die seltsamen, oft ungeheuerlichen Hyperbeln im Ausdrucke, die Groteskheit mancher Charaktere u. dgl. m.

Inzwischen hatte der Dichter seine juristischen Studien beendigt und ging zunächst nach Dresden zu Tieck, um dort sein Vorhaben, Schauspieler zu werden, zu verwirklichen. Der Plan schlug jedoch fehl; auch das Verhältniß mit seinem Gönner Tieck scheint eine Trübung erlitten zu haben, wenigstens wurden die früheren Beziehungen nicht wieder aufgenommen. Voll Unmut über das Scheitern seiner Hoffnungen begab sich der Dichter wieder nach seiner Vaterstadt, wo er nach bestandener Staatsprüfung (1821) durch Vermittlung seines früheren Wohlthäters, des Archivrath Klostermeyer, 1827 eine Stellung als Auditeur erhielt. Noch in demselben Jahre erschien seine ganze Berliner Jugendproduktion im Druck und erfuhr von der Kritik eine beifällige Aufnahme, die ihn zu weiterem Schaffen anspornte. Auch die Liebe zog zu jener Zeit in das einsame Herz des jungen Poeten. Und zwar war es Frl. Klostermeyer, der er seine Neigung zuwandte, und die er auch im März 1833, allerdings nicht ohne einigen Widerstand seitens ihrer Eltern, als Gattin heimführte.

(Schluß folgt.)

Des Normanns Heim.

In meinem Geiste sind aufs neue
Des Nordlands Berge auferwacht,
Sie steigen auf zur Himmelsbläue
Bedeckt mit stolzer Fichten Pracht.
Und über Klippen und Gesteine
Ergießt mit lautem Wiederhall,
Umblitzt vom goldnen Sonnenscheine,
Sich in das Thal der Wasserfall.

Wie brausen rings auf allen Pfaden
Die Elve durch den Klippengrund,
Du hörst das Donnern der Kaskaden
Im weiten, unermeßnen Rund.
Und Birken flüstern still und leise
Allüberall auf deinem Gang,
Es klingt im Herzen ihre Weise
Dir schwermutsvoll und wehmutsbang.

Wie menschenleer die öden Weiten,
Du hörst des Adlers Beuteschrei,
Und lautlos auf den Schwingen gleiten
Die Wanderfalken dir vorbei.
Dann siehst du unter dir zu Füßen
Ein blitzend Aug', den Alpensee,
Und von der Berge Gipfel grüßen
Die Gletscher dich und ew'ger Schnee.

Der Bauern Hütten, wie bescheiden,
Umwogt nicht von des Weizens Flut,
Nur Schafe, die am Abhang weiden,
Stehn unter eines Knaben Hut.
Vereinsamt liegen rings die Fluren
Im weiten, unermeßnen All.
Und rings erweckt der Ton der Luren*
Am Klippenhang den Wiederhall.

Wie liebt der Normann diese Auen,
Die er so treu und sorgsam pflegt,
Die er mit gläubigem Vertrauen
In seiner tiefsten Seele hegt.
Ihn locken nicht des Südens Schätze,
Die Felder nicht, an Früchten schwer,
Er gäb der Heimat traute Plätze
Selbst für Golkondas Gold nicht her.

* Lange Blasehörner norwegischer Hirten.

Heinrich Zeise.

Digitized by Google

Das Opfer Baals.

Seit Monden schon senkt kein erquickend Naß
Sich neu belebend auf Samaria's Auen,
Der Sonne Pfeile sprühn ohn' Unterlaß,
Die Nacht selbst säumt, die Fluren zu betauen.
Die Palme ragt versenkt in fels'ger Kluft,
Das Gras verdorrt, geborsten klafft die Erde,
Verdurstend stürzt der Vogel aus der Luft,
Verschmachtend mit dem Hirten stirbt die Herde.

Im Tempel vor dem selbst geschaffnen Gott
Verharrt die Priesterschar in dumpfem Schweigen:
Laut murrt das Volk, denn allem Flehn zum Spott,
Will sich am Firmament kein Wölkchen zeigen. —
Und hoch und höher wächst des Zornes Flut
Und steigert sich zu offenem Verhöhnen:
„Was fordert Baal? Vermocht' das Opferblut
Von zwanzig Stieren ihn nicht zu versöhnen!?“ —

„Wodurch hat seinen Grimm das Volk erregt,
Daß er solch' hartes Strafgericht verhängte?“
Da schallt's aus Priestermund: „Mit Fluch belegt,
Ist's Jessa, die den Hohen frevelnd kränkte!
Starrsinnig hängt sie an dem alten Gott,
Den Isebell, die Kön'gin, abgeschworen,
Und macht die Gottheit Baal's zum Kinderspott —
Tod ihr, die er zum Opfer sich erkoren“.

„Man opfre sie!“ — — Im weiten Felsgemach
Ragt hoch das Bild des Götzen ernst und düster.
Nur spärlich scheint der Tag durchs offne Dach;
Fern rauscht der Lärm der Stadt wie Blattgeflüster.
Ein schrecklich Löwenpaar, zur Wut entflammt
Durch Fasten, reckt sich zu des Gottes Füßen;
Das Opfer ruht, zu grausem Tod verdammt,
Im Schoß ihm, für des Volkes Wahn zu büßen.

O Jessa, holde Mädchenblüte du,
So jung und schön dem Leben schon verloren,
Wie schaust du gläubig auf in hehrer Ruh
Zu ihm, der dich zum Werkzeug sich erkoren!
Wie kämpftest du mit Wort und That beredt,
Dein Volk dem alten Glauben zu versöhnen —
Auch jetzt gedenkst du seiner im Gebet
Und lässest laut Jehovas Lob ertönen! —

Die Nacht umschleiert traumhaft das Gefild,
Ein sanfter Schlaf senkt sich auf Jessa's Lider,
Und mild auf sie, der Unschuld rührend Bild,
Strahlt klar sein Licht der Abendstern hernieder.
Kein Laut ertönt, nur hin und wieder grollt
Ein zornig Brüllen aus der Bestien Kehlen —
Da schallt's wie wenn ein Stein zu Boden rollt;
Zum Brand entfacht wird einer Fackel Schwelen:

Digitized by Google

Vom Rand des offnen Daches gleitet leis
Ein Seil zu ihr herab, an ihm ein Schatten:
Ein Mann im Prieſterkleid, ein rüſt'ger Greis,
Faßt zaghaft jetzt die Hand der Schlummermatten —
Sie ſchreckt empor und ſchaut verwundert auf,
Und „Vater" tönt es bang aus ihrem Munde,
„O, Vater du? — Steigt mir dein Bild herauf,
Mir noch zu dräun in meiner Todesſtunde?" —

Da wendet gramerfüllt der Greis das Haupt:
„Vergieb dem Eiferer, der dich verdammend,
Vom Wahn bethört, des Kindes ſich beraubt,
Sich frevelnd für des Götzen Dienſt entflammend!
In Nächten qualvoll banger Seelenpein
Entrang ich mich dem ewigen Verderben:
Jehova iſt der wahre Gott allein! —
Ich kam mein Kind, vereint mit dir zu ſterben!" —

O Jeſſa, holde Mädchenblüte du,
Wie jauchzſt dein Herz vor wonnigem Entzücken,
Du lachſt und weinſt und findeſt nimmer Ruh
Den Greis beſeligt an die Bruſt zu drücken.
Gott gab, was ſtündlich du von ihm erfleht,
Und wandelte in Glück dein leidvoll Grämen,
Die Saat ging auf, die duldend du geſät,
Dein iſt das Heil, was kann der Tod dir nehmen?

Ein trüber Morgen graut, wie Wetterſchein
Zuckt's grell, ein Donnern läßt den Fels erzittern,
Scheu bergen ſich die Löwen im Geſtein,
Der Sturmwind toſt und macht die Bäume ſplittern.
Ein dumpfer Lärm trifft jetzt das bange Ohr
Die Lauſcher, die verſöhnt ſich eng umſchlingen:
Geborſten weicht mit lautem Krach das Thor,
Durch das, bekehrt, bußfert'ge Scharen dringen:

„Der Aftergott iſt tot, es fiel ſein Reich,
Und mit ihm fielen ſeines Reichs Propheten!
Elias hat mit blut'gem Schwertesſtreich
Sie hingeſtreckt, ihn in den Staub getreten!
Von Gott geſandt, hält furchtbar er Gericht,
Zertrümmert ſinken jäh des Tempels Hallen:
Ob finſterm Wahn ſteigt hehr des Glaubens Licht,
Mit ihm auch muß das Bild des Götzen fallen!"

Von wucht'gen Schlägen dröhnt der Felſenraum,
In Stücken ſtürzt Baals Haupt zu Jeſſas Füßen —
Iſt's Wirklichkeit, iſt's nur ein ſchöner Traum,
Darf ſie, befreit, aufs neu die Welt begrüßen?
Bald winkt die Au im jungen Tageslicht,
Vom Himmelstau erweckt zu neuem Leben,
Da ſinkt ſie betend auf das Angeſicht:
„Heil dir, mein Volk, Jehova hat vergeben!" —

Eugen Hané.

Digitized by Google

Jairus Tochter.

Luc. 8, 41.

Vor dem Hause des Jairus sammelt sich des Volkes Menge,
Denn es tönen aus der Halle dumpfe klagende Gesänge,
Und auf ihrem Totenbette ruht die junge Tochter drinnen,
Eine welke, weiße Rose: und der Mutter Thränen rinnen.
Draußen aber wächst die Menge, Weiber, Kinder spähn und flüstern,
Doch es ruft sie nicht das Mitleid, nur die Neugier macht sie lüstern,
Weil Jairus mit den Knechten auszog, um den Mann zu finden,
Jenen großen Wunderthäter, der die Lahmen heilt und Blinden,
Den die Armen alle kennen, die mühselig und beladen,
An des Jordans fernen Ufern, an Genezareths Gestaden.
Plötzlich — sieh! Was drängt sich jeder hastig nach des Hauses Schwelle!
Durch die schmale Gasse flutet brausend eine Menschenwelle,
Und es ragt aus ihrem Schoße jener Mann voll Ernst und Milde
Mit der schwarzumlockten Stirne gleichend einem Götterbilde.
Ihm zur Seite geht Jairus, trennt den Schwarm mit hast'gem Worte,
Aengstlich fliegen seine Blicke nach des Hauses dunkler Pforte,
Und die Pforte wird geöffnet, und ins Freie stürzt ein Bote,
Ruft mit gramerfüllter Stimme: „Herr! Du findest eine Tote!"
Da vor Schmerz erbebt Jairus, kann die Klage nicht ersticken,
Auf den hohen Wandrer schaut er mit verzweiflungsvollen Blicken.
Jener aber spricht: „Was klagst du! Spar der Zukunft deine Thränen!
Denn dein Kind ist nicht gestorben, wie die deinen mutlos wähnen."
Da verhöhnen ihn die Gaffer, aber in die hohe Halle
Tritt er stumm und schließt die Pforte vor des Volkes wildem Schwalle.
Als der Vater nun die Tochter ruhen sieht auf weißem Linnen,
Seufzt er laut und heiße Thränen über seine Wangen rinnen,
Und an seines Weibes Schulter schmerzbezwungen lehnt der Schwache;
Doch der Fremde spricht gebietend: „Mädchen! hörst du mich! Erwache!"
Atemlose, tiefe Stille. — Aller Augen, starr und trocken,
Hängen an der Maid. — O, siehe! — Jedes Herzens Schlag will stocken. —
Langsam öffnet sie die Lippen, ihre Brust beginnt zu beben,
Von den halbgeschlossnen Augen langsam sich die Wimpern heben,
Und mit langem, scheuen Staunen schaut sie nach dem hohen Manne,
Noch erzittert ihre Seele unter seines Blickes Banne;
Bittend faltet sie die Hände — sieh! da sinkt Jairus nieder,
Weinend halb, halb jauchzend ruft er: „Kind, mein Kind! ich hab dich wieder!"
Leise schluchzend preßt die Mutter ihre Tochter in die Arme,
Und des Hauses Knechte künden draußen es dem dichten Schwarme.
Horch! Da tönt die schmale Gasse von des Jubels lautem Schalle,
Und es drängen durch die Pforte Weiber, Kinder in die Halle.
Jeder will das Wunder schauen, will des Meisters Hände fassen,
Aber jener hat die Halle mit den Seinen still verlassen.

A. Bessell.

Digitized by Google

Frau Maria W. Sch.

Die ich dereinſt gebildet, die Geſtalten,
Wenn ich mit glühend heißer Stirn gedichtet,
Inwärts den Blick, aufwärts das Herz gerichtet,
Hat hier des Malers Pinſel feſtgehalten.

Ich hab' ſie all, die jungen wie die alten,
Gar wohl gekannt, und dennoch gern verzichtet,
Sie ganz wie ſie geartet und gerichtet
Zu ſchildern; denn des Genius freies Walten

Geſtattet nicht, was Geiſt und Blick geſehn,
Lichtbildernd oder pauſend zu kopieren; —
Auch nachgeſtaltend will er frei hantieren,

Doch würdeſt Du Modell dem Dichter ſtehn,
Könnt' Deinem Bildnis Schaden nur geſchehn,
Wollt' er die Züge ändern, die es zieren.

Georg Ebers.

Güte.

Endlos müßte Güte ſein
Unermüdlich im Verzeihn,
Wollte ſie ein Herz erlöſen,
Das verſtrickt ſchon iſt im Böſen,
Das voll Trotzes iſt und Hohn —
Aber herrlich wär' der Lohn.

Hermann Lingg.

Das Glück.

Wohin ich auch ſchau': vor meinem Blick
Wird's immer düſtrer und trüber.
Während ich träumte von meinem Glück,
Zog's eilends an mir vorüber.

Ich ließ es ruhig des Weges gehn
Anſtatt es keck zu erfaſſen —
Nun läßt es nimmer ſich wieder ſehn;
Es hat den Träumer verlaſſen.

Emil Graf Zeleski.

Digitized by Google

Achmed.

„Auf, auf, ihr Sklaven all und bringt den Tadler mir,
Deſſ' gift'ge Zunge oft verſehrte meinen Thron!
Ha, Welid, der Kalif, er zürnt! Nun wehe dir,
O Achmed, deines Haupts begehrt' ich lange ſchon!"

Es rennt der Sklaventroß, und finſter blickt der Chan,
Dem, ſchlimmer Herrſchaft ſatt, das Volk im Stillen flucht,
Den Achmeds edles Herz, der Freiheit zugethan,
Vor ſchrankenloſer Wut zu warnen oft geſucht.

Vor den Kalifen tritt, von Ketten ſchwer bedrückt,
Der greiſe Achmed hin mit kühnem Angeſicht.
Schon hält des Henkers Fauſt das krumme Schwert gezückt,
Da winkt der ſtolze Fürſt; voll grimmen Hohns er ſpricht:

„Nun Achmed, der ſo gut des Reiches Schickſal kennt,
Das ich herauf beſchwor, der du um Beifall wirbſt,
Um meines Volkes Gunſt, das dich den Weiſen nennt,
Du weißt auch dies gewiß: „O ſage, wann du ſtirbſt!"

Der Alte wiegt das Haupt, dann ruft er ernſt und feſt:
„Drei Tage, Herr, vor dir wird Achmed ſchlafen gehn!
O Herr, unendlich lang ſei deines Lebens Reſt!
Wie Achmed ſagt, mein Fürſt, o glaub's, ſo wird's geſchehn!"

Vom Antlitz Welids flieht des Hohnes bittrer Zug.
Des Alten ernſter Spruch — ein jähes Schreckenswort!
Es bebt der Fürſt. Die Furcht umzirkt ſein Haupt im Flug.
Er murmelt dumpf. Es ſchleicht der Henker ſchweigend fort.

Von Stund' an hütet bang wie eines Auges Stern
Der Herrſcher Achmeds Wohl; mit heil'gem Eide ſchwört
Er ſeinem Arzt: „Du ſtirbſt, wenn du von Achmed fern
Zu halten nicht vermagſt, was Achmeds Leben ſtört!"

Der Arzt vernimmt's und ſorgt, zu wahren dies Gebot.
Zuſammen zuckt der Chan, wenn Achmed leiſe krankt,
Und flüſtert durch die Nacht bis hin zum Morgenrot:
„Drei Tage nur nach ihm!" Und alles um ihn ſchwankt.

Doch Achmed lebt. O Glück, aus Achmeds eignem Mund
Erlauſcht der Fürſt, daß friſch wie nimmer je zuvor
Des Alten Leben ſei. Und bis zum Freundſchaftsbund
Erſchließt ſich Welids Herz — die Reue ſtieg empor!

Von Tag zu Tage mehr begehrt er Achmeds Rat.
Das Land frohlockt der Huld, der edlen Fürſtenzier.
Glorreich ergießt ins Land ſich Welids Herrſcherthat,
Und Achmed ſtrahlt in Ruhm — des Reiches Großvezier!

Max Kunath.

Digitized by Google

Erinnerung.

Nur vom Himmel eingeſchloſſen,
Weit und unbegrenzt,
Ganz von Duft und Licht umfloſſen,
Wie die Heide glänzt!

Wölkchen, ähnlich goldnen Schwänen,
Schwimmen abendwärts;
Und ein Träumen und ein Sehnen
Zieht mir bang durchs Herz.

Und das Glück vergangner Zeiten
Mir im Geiſt erſcheint:
Durch die Heide ſacht wir reiten,
Einſam, traut vereint.

Leiſe rauſcht das Gras, das ſchlanke,
Und es ſtreift zum Gruß
Säuſelnd deines Rappen Flanke,
Deinen zarten Fuß.

Lieblich wallt dein Haar, das lichte,
Und in heller Glut
Strahlt in deinem Angeſichte
Glück und froher Mut.

Und die Lerche ſingt in Lüften,
Und die Amſel ſchlägt.
Wie der Heide Sang und Düften
Froh das Herz bewegt!

Und in Andacht muß ich lauſchen,
Drücken dir die Hand —
Doch die Weidenbäume rauſchen
Und dein Bild entſchwand.

Zwiſchen Linden, in der Ferne
Blickt ins Land hinaus
Ähnlich einem bleichen Sterne
Dein verlaſſnes Haus.

All das Glänzen, all das Flüſtern
Hat der Wind verweht,
Und ein Trauern und ein Düſtern
Durch die Heide geht.

Und der Himmel bräut und dunkelt
Und gewitterſchwer
Zieht, vom Mondenlicht umfunkelt,
Schwarz Gewölk einher.

Hanns Weber.

Bitte.

Wenn ihr einſt mich in die traute
Heimaterde ſenkt hinab,
Freunde, gebt mir meine Laute
Als mein einzig Gut aufs Grab.

Zwiſchen Roſen legt ſie nieder,
Daß ſie ruhig raſten kann,
Wenn auch alle ihre Lieder
In den Saiten ſchlummern dann,

Wenn mir ſelber dann auch ihren
Klang zu leiten — nicht mehr frommt,
Wird der Wind die Saiten rühren,
Immer, wenn der Frühling kommt.

René Maria Rilke.

Sehnſucht nach der Heide.

Unbezwingbar lebt in mir ein Drang
Fried'ger Einſamkeit mich hinzugeben,
Gern zur Heide lenk' ich meinen Gang
Und erwache dort zu neuem Leben.

Digitized by Google

Was ich in der Welt verlor an Glück,
Was ich einſt begrub mit heißen Thränen,
Kehrt mir wie ein Traumbild dort zurück,
Auferweckt von inn'gem, tiefem Sehnen.

Wenn ſo leis, ſo ſtill die Grille zirpt
Und im Wind das Schilf rauſcht auf und nieder,
Weit um mich die Welt verſinkt und ſtirbt,
Einzig nur in mir find' ich ſie wieder.

Und das keimt und ſproßt, und Wort und Lied
Fühl' ich mächtig aus der Seele bringen,
Froher Mut, der in der Welt mir ſchied,
Leiht mir Lebenskraft und Liedesſchwingen.

Friedlich ſtille Heide, immerdar
Schlägt mein Herz voll Sehnſucht dir entgegen,
Denn des Schmerzes Dornen wunderbar
Tragen Roſen mir auf deinen Wegen.

Joh. Alboth.

Auf dem Gardaſee.

Der Wolkenſäule gleich, die durch die Wüſte
Bei Tag und Nacht einſt Israel geleitet,
Stößt in die Flut, zum Meer hier ausgebreitet,
Der Dampfer funkenſchnaubend von der Küſte.

Die Welle ſchäumt um ſeine breiten Brüſte,
Doch achtlos wie das Schickſal, herrlich ſchreitet
Hindurch er, und im Segel aufgeſpreitet
Rauſcht's fern vom Norden her, wie Sturms-Gelüſte . . .

Dort Sermione! . . . Lorbeerbüſche, Roſen
Mit Myrten, Aloë im duft'gen Bunde,
An Maulbeerbäumen Purpurfrucht der Reben . . .

Melodiſch gleich Catullus' Liedern koſen
Die Wogen dort, indes im dunkeln Grunde
Wie Cäſars Schatten ſich die Berge heben.

Max Carl Stich.

Rätſel.

Zwei Rieſen ſind wir, nicht erreichen uns
Die Kraftgeſtalten deutſcher Heldendichtung;
Geliebt als fleiß'ge Knechte, doch verflucht,
Wenn unſer Wüten Tod bringt und Vernichtung.

Uns gleich an Kraft, ſind wir doch ganz verſchieden
An Art und Sitte, Weſen und Geſtaltung,
Und grimmig uns einander zu befehden
Befiehlt uns das Gebot der Selbſterhaltung.

Digitized by Google

Wir selber können nie zusammen weilen,
Und bittrer Haß ist unsers Daseins Nahrung,
Doch gänzlich neues zeigt sich dir, o Löser,
Bei unsrer beider Namen enger Paarung.

Ein Zwerg ist es, so lange man ihm nicht
Sich unterwirft; doch mit der Herrschaft Mehrung
Wird es ein Riese, ganzen Völkern bringt es
Im Siegesschritt Verderben und Verheerung.

Arthur Rehbein.

Aufl.: Feuer — Wasser — Feuerwasser.

Bücherschau.

Die neuen Ideale. Evolutionäre Plaudereien. Von Herrmann Fürst. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.) 1893. Preis 2 Mk. Ein geistvolles Buch, das trotz seines einseitigen Standpunktes doch viel Anregendes und manches zweifellos Wahre enthält. Der Verfasser hat ein anerkennenswertes Wissen auf naturwissenschaftlichem, „soziologischem“ und philosophischem Gebiete und verfügt über eine gewandte und fesselnde Ausdrucksweise, er redet aber auch mit jenem selbstbewußten Brustton, den die „Modernen“ sich fast durchaus angeeignet haben. Darum fehlen auch nicht die geringschätzigen Seitenblicke auf die Kritiker, welche „vermöge ihres Bildungsganges“ die „neue Bildung“ nicht verstehen, auf „die kleinen Geister“, die Ibsen nicht gebührend würdigen u. s. w., und mehr als einmal wird recht deutlich nur für die Vertreter der „Modernen“ die „Fähigkeit des logischen Denkens“ vorausgesetzt, während in dieser Hinsicht bei Anderen ein bedenklicher Mangel behauptet wird.

Ich gehöre nicht zu Jenen, welche blind sind für die Bewegung unserer Tage und kein Verständnis haben für die Gährung, die das Ende unseres Jahrhunderts kennzeichnet; ich weiß auch, daß der Schriftsteller der Herold seiner Zeit sein soll, aber die Dichtkunst soll durch die Gährung zur Klärung führen, und daß ein Teil der modernen Richtung auf ihrem bisherigen Wege dies vermag, dafür sind selbst ihre Hauptvertreter den Beweis noch schuldig geblieben. Sie steigen herab in den Sumpf und zeigen mit wahrem Behagen, wie schmutzig und ungesund derselbe ist, aber das ist auch alles. Sie suchen geflissentlich die Wahrheit nur da, wo sie häßlich, trivial und widerwärtig erscheint und vergessen darüber den unverrückbaren Zweck der Dichtung, mit Hinweis auf das, was seit alten Tagen als groß und gut in der Menschheit gegolten und sie zu den besten Thaten begeistert hat, zu läutern und zu erheben. Letzteres kann doch die von dem Verfasser u. a. zitirte „Familie Heinecke mit all' ihrem Schmutz, ihrer Verlotterung und ihrer Verkommenheit, welche einen Ausschnitt aus der Welt der sozialen Erscheinungen darstellt“, wahrlich nicht. Freilich die Berechtigung des Schmutzes in der Dichtung oder, wie Fürst sagt, „die tiefe, sittliche Idee solcher Werke“, vermag Derjenige „nicht zu würdigen, der sich an den Schmutz, der unser moralisches Reinlichkeitsgefühl in der bestehenden Gesellschaft so oft berührt, gewöhnt hat oder ... gewaltsam über denselben hinwegsieht“. Das schmeckt einigermaßen nach Phrase nnd ist eine der zahlreichen etwas paradoxen Ausführungen des Verfassers, der nicht erkennt, daß, wenn es notthut, solche Zustände in aller Nacktheit zu schildern — und solche Notwendigkeit soll nicht in Abrede gestellt werden — dies in ein anderes Kapitel gehört, als in das der Kunst. In New-York soll demnächst ein Melodram „Bowery“ aufgeführt werden, in welchem zwei eben aus dem Zuchthause entlassene Einbrecher mitspielen und dem Publikum zeigen werden, wie man nach allen Regeln der „Kunst“ einen Geldschrank öffnet. Mehr kann an Naturalismus im Drama bez. auf der Bühne nicht verlangt werden, wenn die „Wahrheit“ alles sein soll. Aber wo bleibt das Wesen der Kunst?

Wir müssen es uns versagen, näher auf dies und jenes in dem Buche einzugehen und können nur wiederholen, daß manches sehr zutreffend ist, wie in den Artikeln über „Die Gebildeten“, „Die Autoritäten“, „Nietzsche“ und daß das Werkchen lobenswert ist um der geistvollen Darstellung willen, sowie wegen der zweifellos ehrlichen Überzeugung des Verfassers, die wir achten, auch wenn wir sie nicht allenthalben zu teilen vermögen.

Prof. Dr. Anton Ohorn.

Digitized by Google

Offener Sprechsaal.

Paul Grotowsky, Leipzig, Dorotheenplatz 1, der Herausgeber von „Der große Kaiser im deutschen Lied“ (Leipzig, C. G. Naumann), bereitet eine Bismarck-Anthologie vor, welche in dem gleichen Verlage erscheinen soll, und bittet Schriftsteller und Litteraturfreunde um gefällige Einsendung geeigneter Gedichte oder um Quellenangabe solcher bis spätestens 1. Februar 1894. Jeder Mitarbeiter wird s. Z. ein Gratisexemplar der Sammlung erhalten.

Briefschalter.

K. M. R. in P—g „Bitte“; E. S. in B—g „Dat Letzte“; Prof. Dr. A. O. in Ch—tz „Warum“; E. U. in O—s „Dornen und Rosen“; M. L. S. in M—n 6 u. d. T. „Auf dem Gardasee“; E. H. in L—n „De Belihrung“; A. S. in C—au „In ein Stammbuch“; Dr. F. H. in P—g Alles; M. F. in F—n u. d. T. „Sterbende Natur“; H. Z. in H—g „Verweht und vergangen“

Angenommen!

Dr. O. F. in G—z. Ihre Ballade gelangt zum Abdrucke, sobald Raum vorhanden.

H. A. L. in B—n (schwülstig); M. Oe. in T—tz (entledigen Sie Ihren Pegasus des Sattels); F. K. D. in S—e (sprachlich nicht flüssig genug); J. B. in E—r (desgleichen); E. P. in W—au (wenn Ihnen das besser gefällt, warum nicht? Also: Sie machten sich Ihr „poetisches Schaffen“ auch diesmal zu leicht; das Sonett fordert reine Reime); J. P. B. in F—au (finden Sie diesen nackten Realismus so schön?); Th. Ph. B. in D—n, F. H. in St—g (Sie vergewaltigen die Sprache); Dr. E. S. in M—n („Wonne“ ist sprachlich recht gut, aber die Personifikation nicht glücklich); W. H. in L—g und A. D. in H—g (zu alte Motive ohne eigenartige Behandlung); H. H. in L—au (Sie werden später jedenfalls noch Druckreifes senden); C. H. in B—l, H. N. in S—n (Sie lehnen sich zu sehr an Heine an); E. Z. in F—th (stofflich zu abgebraucht); E. S. in B—n, F. W. in N—g (sprachlich steif); W. G. in W—s (nüchtern in der Diktion); C. S. in D. Z—n; W. L. in L—g; J. W. in N—d (nicht ohne Talent; Sie waren in der Wahl des Stoffes diesmal nicht glücklich); M. S. in B—n; P. W. in S—n; E. T. in B—f (das Sonett fordert vorzugsweise weibliche Reime; im übrigen zu sehr Gelegenheitsdichtung); J. A. in R—au (wir bitten, bereits gesandte Gedichte ohne unsern ausdrücklichen Wunsch nicht nochmals zu schicken).

Dankend abgelehnt.

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 19. November 1893.)

Inhaltsverzeichnis.

Gedichte von Max Geißler, Heinrich Zeise, Eugen Hané, A. Bessell, Georg Ebers, Hermann Lingg, Emil Graf Zelcki, Max Kunath, Hanns Weber, René Maria Rilke, Joh. Alboth, Max Carl Stich und Arthur Rehbein. — Christian Dietrich Grabbe. Von Theodor Freiberg. — Bücherschau. — Offener Sprechsaal. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an **Max Geisler's Verlag,** Einsendungen an die **Redaktion des „Deutschen Dichterheim“ in Dresden-Wachwitz.**

Digitized by Google

In **Ernst Hühn's Verlag** in **Cassel** erschienen:

Gedichte von Carl Preser.

4. Aufl. Eleg. geb. 4 ℳ.

Die Braut (Wien): Die Gedichte lassen den edelen hochgesinnten Menschen im Dichter uns schätzen.
Kasseler Journal: Der Erfolg dieser Gedichte findet seine Erklärung in der erquickenden Schönheit und dichterischen Individualität der P'schen Muse.
Wiener Abendblatt: Diese Gedichte verdienen vollauf den grossen Erfolg, den sie gefunden. Formvollendete Sprache, reiches Empfinden einer starken Individualität.
Splitter (Berlin): Wir begegnen Reflexionen, die die innersten Saiten des Herzens in Schwingung versetzen.
Hausbuch deutscher Lyrik: Was die glänzende Hülle einschliesst, ist — Liedergold.
Litterarische Blätter (Richard Zoozmann): Kurz und gut: der Leser kommt zu seinem Rechte und zur Erkenntniss, dass er hier etwas vorgesetzt erhalte, das himmelhoch verschieden ist von unseren modernen Goldschnittslyrikern. Frisch auf zu weiterem Schaffen!

Ulrich von Hutten. Ein Heldengedicht von Carl Preser.

Orig.-Prachtbd. 4 ℳ.

Litterarische Blätter (N. v. Sommerfeld): Markig und lichtvoll tritt uns Huttens Rittergestalt in dem vorliegenden Werke entgegen. Das P'sche Buch ist überall von echt nationalem Geiste durchweht. In wohllautendem Fluss gleitet die Sprache dahin, dass man das Buch bis zu Ende lesen kann ohne jemals die Versuchung zu spüren, es aus der Hand zu legen. Das deutsche Volk kann dem Verfasser nur dankbar sein.
Deutsches Tageblatt: Wir wünschen, dass das Werk die weiteste Verbreitung finden möge.
Hausbuch deutscher Lyrik: Eine der Beachtung aller Litteraturfreunde werthe Dichtung. Die Sprache edel, schwungvoll, zündend. Der Gesang „In Rom" dürfte als ein Meisterstück für sich gelten.

Im Verlage von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig** sind erschienen:

Laskaris

Epische Dichtungen von **Arthur Pfungst**

1. Teil: **Laskaris' Jugend**
2. Teil: **Der Alchymist** jeder Teil elegant gebunden ℳ 3.—
broschiert ℳ 2.—

Lose Blätter

Gedichte von **Arthur Pfungst**

elegant gebunden ℳ 3.—
broschiert ℳ 2.—

Die Leuchte Asiens

oder die grosse Entsagung

(Mahabhinishkramana)
von **Edwin Arnold**
ins Deutsche im Versmaſse des Originals übertragen
von **Arthur Pfungst**

elegant gebunden ℳ 3.—
broschiert ℳ 2.—

Die Verlagshandlung hat eine Sammlung der über obige Werke erschienenen Essays und Besprechungen erscheinen lassen, welche sie Interessenten auf Verlangen gratis und franko übersendet.

Digitized by Google

Zeitfragen.

Prinzipielle Betrachtungen

von

Wilhelm von Lichtenow.

Mk. —,75.

Reichs- und Staatsanzeiger: (Nach längerer Ausführung des Inhalts.) „Aus Vorstehendem ergiebt sich, dass diese „Zeitfragen" eine Fülle von Anregung bieten und wohl der Beachtung weiterer Kreise wert sind."

Blätter f. litter. Unterhaltung: „— (Betrachtungen, welche wir als geistvoll und tiefgeschöpft bezeichnen müssen." . . . . . „Diese Proben mögen genügen, um die Leser zur eigenen Lektüre dieser Broschüre zu veranlassen."

Norddeutsche Allgemeine Ztg.: „Beachtenswert unter der Fülle mehr oder minder wertiger Presserzeugnisse des Tages ist eine im Verlage von (u. s. w.) erschienene Broschüre: Zeitfragen. Prinzipielle Betrachtungen von Wilhelm von Lichtenow. Auf Geist und Charakter der Zeit, Reform der Schule und Universität, besonders des juristischen Studiums, grundbesitzenden Adel und Landwirtschaft, Kunst und Publikum, neue Litteratur und in besonders glücklicher Ausführung auf Arbeiterbewegung und Arbeitswert erstrecken sich die von einer seltenen Universalität des Geistes zeugenden Bemerkungen des Herrn Verfassers. Wenn es für feinfühlende Seelen ein unleugbarer Genuss ist, auf Erfahrung und Überlegung wohlbegründete und in sich gefestigte Anschauungen über bedeutende Tagesfragen zu vernehmen, so ist hier den weitesten Kreisen der Gebildeten zu solchem Geniessen Gelegenheit gegeben."

Preuss. Schulzeitung: „Es sind eigentümliche Gedanken, denen der Verfasser in dieser Schrift Ausdruck giebt und sie verdienen sicherlich Beachtung."

Moldenhauers Litterar. Blätter: „— — diese Broschüre ist berufen, weiten Kreisen Anregung zu bieten in Erwägung des Prinzipienstreites über Realismus und Idealismus, nicht nur im Bereiche der Poesie, sondern auch auf dem Gebiete der gesamten Kunst. Und weitergreifend behandelt der einsichtsvolle Verfasser viele Zeitfragen, die unser ganzes Kulturleben berühren. Die Schrift wird zur Klärung im Streite der Meinungen ein Erkleckliches beitragen; man liest dieselbe mit vollstem Interesse, gefesselt bis zum Schlusse."

Wiesbadener Tageblatt: „— — einem Autor, der sich durch lichtvolle und interessante Aufsätze schon vielfach bekannt gemacht hat." (Folgt eingehende Besprechung des Inhalts.) „Des Weiteren ist dann die Schul- und Universitäts-Reformfrage, der Landwirtschaft treibende Adel, die Kunst und deren Aufnahme seitens des Publikums und die neue Litteratur einer Besprechung unterzogen, die kein Leser unbefriedigt aus der Hand legen wird. Das Schriftchen sei allen, die nicht gleichgiltig durch die ernste und bewegte Zeit gehen, in der wir leben, aufs wärmste empfohlen."

Der Reichsbote: (Nach ausführlicher Angabe des Inhalts.) „Das Werk liest sich gut und zeichnet sich aus durch massvolles Urteil, klare Begriffsentwickelung und logischen Fortschritt der Gedanken. Allen, die für die in dem Buch behandelten Fragen Interesse haben, ist darum die Lektüre desselben angelegentlichst zu empfehlen."

Neue Poetische Blätter: „— — beanspruchen diese leidenschaftslosen, klaren Darlegungen und Abhandlungen der brennendsten Tagesfragen — sowohl auf dem Gebiete sozialen Lebens als auf dem der Kunst — unsere volle Anerkennung. Der Verfasser verfügt über ein gesundes Abstraktions-, über ein treffliches Reflexionsvermögen und steht — vor allen Dingen! — auf einem Standpunkte hoch über den Parteien. Ruhiger Ernst, gesunder Realismus, — wie ihn der Geist der Zeit erfordert, spricht aus jeder Zeile. Das Buch birgt viel! — Für jeden etwas."

Ebenso anerkennend äussern sich „Litterarischer Mercur" in eingehender Besprechung, „Wochenblatt des Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg", „Dresdner Landwirtschaftliche Presse" u. s. w.

Verlag der Wundermannschen Buchhandlung in Friedeberg N. M.

Digitized by Google

„Dämmerstunden“, Gedichte von **Clemens Drache.**

Bautzen, Ed. Rühls Verlag. Eleg. geb. ℳ 2,40.

Deutsches Dichterheim: „Diese Gedichte sind wirklich reizend, sowohl diejenigen ernsteren Inhalts, als die leichten Liedlein; die Worte schmiegen sich auch .... in glatter, wohllautender und dichterisch anmutiger Weise dem Gedankengange treffend an. Es ist ein Genuss, die Gedichtsammlung zu lesen.“

Blätter für litterarische Unterhaltung: „In Clemens Draches Poesien, welche alle möglichen Situationen des Lebens berühren, spricht sich ein anmutiges Talent aus; die Gedichte zeichnen sich aus durch eine saubere, oft musikalisch bewegte Form. — — Klarheit und eine lichte Helle der Form sind die charakteristischen Zeichen der Dracheschen Muse.“

Leipziger Tageblatt: „Inniges Gemüt und ebenso gewandter als geschmeidiger Aufbau sind es, die dieser Sammlung von Dichtungen reichen Wert verleihen. Das ist eine Sprache, die, aus warmen Herzen kommend, tief zum Herzen spricht. — — Es ist eine gewählte Blumenlese, die Clemens Drache in dem Buche bietet und worin er das Empfindungsleben in anmutigster Abwechslung dargestellt hat. Besonders bei den Frauen dürfte dem Buche die wärmste Aufnahme zu versprechen sein.“

Ausfahrt.

Dichtungen von **Max Geifsler.**

Eleg. geb. ℳ 2,60.

Wochenrundschau: „G's Dichtungen sind nicht nur von sofort für dieselben einnehmender Schönheit der Form, sondern sie erfreuen auch durch die warme und ehrliche Begeisterung für das Gute und Schöne ... Dem Verzagenden Mut und Trost zu spenden, dem Irrenden durch freundliche Belehrung den rechten Pfad zu weisen ... gelingt dem Dichter in einfacher und vornehmer Weise.“

Soeben erschienen in

II. Auflage:

Silhouetten.

Dorf- und Heidegeschichten von **Max Geifsler**

160 Seiten, kl. 8°. Hocheleg. geb. mit Goldschnitt. ℳ 2,60.

Leipz. Zeitung: „Eine reiche Naturphantasie und eine feinsinnige Naturbeobachtung, die aber frei bleibt von falscher, sentimentaler Naturempfindelei, sind die Hauptvorzüge des Autors, und Erzählungen wie „Das Heidehaus“ sind in dieser Hinsicht kleine Meisterleistungen. Treffend weiss der Autor die Stimmungen der verschiedenen Tages- und Jahreszeiten wiederzugeben und überall fühlt man, wie er sich liebevoll in die Natur und ihre wonnigen Geheimnisse versenkt.“

Reichs-Herold: „Hoffen wir, dass der begabte Dichter uns noch öfter Gelegenheit giebt, von ihm zu berichten.“

Verlag von L. Ehlermann, Dresden.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: die

Zweite Auflage

von

Zu Zwei'n im Süden

von

K. Woermann.

IX und 160 Seiten kl. 8°. Geh. ℳ 2.50, fein geb. ℳ 4.—.

Chef-Redakteur: **Max Geißler.**

Druck von Ferdinand Thomaß in Dresden. — Papier der Dresdner Papierfabrik.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der **Pierson**'schen Verlagsbuchhandlung in Dresden bei, betr. **Wilhelm Arminius „Um den Wildsee“**, einer desgl. von **G. Weiss: Friedrich Kirchner, „Die deutsche Nationallitteratur“**, die wir unsern Lesern zur geneigten Beachtung empfehlen.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle“ 28. Band.)

Herausgeber: Adalbert von Majerszky.

Monatlich 2 mal. Preis: 5 ℳ halbjährl., vorauszahlb. Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direkt durch Max Geisler's Verlag in Wachwitz-Dresden. Abbestellungen werden nur bis 1. März bezw. 1. September angenommen. Einzelne Nummern à 50 ₰. 5 Stück einer Nummer ℳ 1,50.

Ewige Schönheit.

Still ist die Nacht; des Schnees schwanweißer Schleier
Ruht schwer auf toter Sommerschönheitspracht;
Und in der schweigsam ernsten Totenfeier
Durchschauert mich der Wehmut tiefe Macht:

Wie Duft und Klang und blühnde Farbentöne,
Die hier im Lenz der Weltgeist ließ erstehn,
Wird auch des ganzen Erdballs stolze Schöne
Im Hauch des urgewalt'gen Tods verwehn.

Doch still mein Herz! schau nach den Sternenfluren,
Wo Welt an Welt durch hehre Bahnen schweift,
Wo ungeahnter Schönheit Zauberspuren
Des Weltgeists Odem glückerschaffend streift.

Und stürzten donnernd einst auch diese Sterne
In eine große, undenkbare Nacht: —
In endlos unerforschter, heil'ger Ferne
Strahlt ewig neu der Schönheit Wunderpracht.

Theodor Renneberg.

Digitized by Google

Christian Dietrich Grabbe.

Eine litterarische Skizze von **Theodor Freiberg.**

(Schluß.)

In jene Maienzeit seines Lebens, die durch den Hauch der Liebe sonnig verklärt und erwärmt wurde, fallen auch diejenigen seiner Schöpfungen, um derentwillen allein der Name „Grabbe" unsrer Nationallitteratur unvergessen sein dürfte. Zunächst trug sich der Dichter mit dem gewaltigen Plane, die beiden Extreme der Menschheit in Don Juan und Faust zu verkörpern und beide an einem Gegenstande ihrer gemeinsamen Liebe zu Grunde gehen zu lassen. Diese geniale Idee wurde in einer ebenso glänzenden Fassung zur Ausführung gebracht. Der ernste Denker Faust, dem das Geisterreich unterthan, und der jugendlich frohe, genußsüchtige Don Juan sind in kühnen Umrissen gezeichnet, ohne, wie Gottschall treffend bemerkt, sich einander ähnlich zu sehen, was hier, wo beide als Liebhaber auftreten, leicht hätte geschehen können. Der Inhalt ist kurz folgender: Don Juan tötet, um sich in den Besitz der Donna Anna zu setzen, ihren Bräutigam Octavio und dann ihren Vater, den Gouverneur, im Zweikampfe. Inzwischen bemächtigt sich aber Faust des Mädchens und entführt sie auf sein Zauberschloß, hoch auf dem Montblanc. Donna Anna jedoch, die nicht Faust, sondern Don Juan liebt — eine große psychologische Feinheit — wird von dem verschmähten Liebhaber Faust kraft eines einzigen Wortes getötet. Aus Reue über diese That überliefert sich Faust freiwillig dem Mephisto, der auch dem Religionsfrevler Don Juan, welcher hartnäckig jede Umkehr von sich weist, am Schlusse des Stückes ergreift, ihn mit Faust zusammenschmiedet und beide zu ewiger Verdammnis in die Unterwelt entführt. — Die landschaftliche Scenerie, die pittoreske Schönheit der „Regionen des ewigen Schnee's" ist in lebendigen und wirkungsvollen Farben geschildert; Pinselführung und Colorit erinnern nicht selten an Byron.

Zudem bietet das Stück eine Fülle der geistreichsten und tiefsinnigsten Sentenzen, die man getrost manchem klassischen zur Seite stellen kann; außerdem ist es auch dasjenige von den Grabbeschen Dramen, das die festgefügteste Handlung aufweist und auch in Detmold einmal zur Aufführung gelangt ist. Statt also unsre heutigen Bühnen mit den massenhaften Übersetzungen seichter französischer Lustspiele zu überschwemmen, sollte man doch lieber einmal den Versuch machen, ein gedankentiefes und formschönes Werk eines deutschen Dichters auf die Bretter zu bringen und diesem einen Teil der Dankesschuld abzustatten, welche ihm das deutsche Volk fristet. — Nach dieser gewaltigen Schöpfung beschloß Grabbe, der schon in Berlin durch den Umgang mit dem berühmten Historiker Raumer und durch das Studium seiner „Hohenstaufengeschichte" viel Anregung gewonnen, jene an interessanten Vorwürfen überaus reiche Zeitepoche dramatisch zu verwerten und vollendete binnen kurzem die beiden Tragödien „Friedrich Barbarossa" und „Kaiser Heinrich VI." Beide Stücke sind zwar im Vergleich zu den erbärmlichen Machwerken Raupachs, der sogar einen ganzen Cyclus von Hohenstaufentragödien fabrizierte, Werke von imposanter Schönheit, stehen aber doch unserem modernen Standpunkte viel zu fern, um jemals zu einer anderen als historischen Bedeutung gelangen zu können. Auch hier treffen wir wieder Scenen von hinreißendem dramatischen Schwung (namentlich die ersten in „Barbarossa") und einen an Shakespeare gemahnenden urwüchsigen Humor, der sich am trefflichsten in der Gestalt des Hauptmanns von Schwarzeneck widerspiegelt. Aber auch die Heldengestalten „Rotbarts" und „Heinrichs des Löwen" sind mit Meisterhand gezeichnet und von unvergänglichem Gepräge. Der Gegensatz zwischen Welf und Waiblingen ist überall charakteristisch zum Ausdruck gebracht; das Charakterbild des unbeugsamen Despoten Heinrich, zu dem der ritterlich kühne und offene Richard Löwenherz in wohlthuendem Gegensatz steht, ist mit der Grabbe eigenthümlichen Schärfe und Knappheit ausgeführt, wie er ja überhaupt eine merkwürdige Vorliebe für grausame und blutdürstige Naturen hegte.

In noch stärkerem Maße aber als in den „Hohenstaufentragödien" sollte Grabbes Eigenart in seiner nächsten großartigen Schöpfung hervortreten. Mächtig ergriffen von der damals herrschenden Begeisterung für den Titan Napoleon schuf er seinen „Napoleon oder die hundert Tage", ein Werk, das wie kein zweites die gewaltige Bewegung jener Zeitepoche widerspiegelt und ein Kultur- und Sittenbild von weitgehendster Perspektive bietet; Scheer nennt es darum auch die weitaus bedeutendste Huldigung, welche dem Koloß Napoleon zu teil wird. Leider fließt die im Lapidarstil angelegte Tragödie zum Schluß in epische Schlachtenbilder auseinander, die allerdings von machtvollem kriegerischen Feuer beseelt, aber auch gänzlich ungeeignet sind für eine etwaige Aufführung. Glänzend hebt sich aus der zahlreichen Schar bunter, lebensvoller Gestalten der Sieger von Lodi und Austerlitz hervor, dessen eiserne Energie mit dem hohlen Wortpomp Louis XVIII. und seiner Höflinge grell kontrastirt. Die Volksscenen sind von packender Lebenswahrheit und Bewegung und durchweg beherrscht von einem kernigen Humor. — Ist es auch unmöglich das Stück aufzuführen oder auch nur bühnenfähig zu machen, als Buchdrama

Digitized by Google

wird es immer seinen bleibenden Wert behalten, obwohl damit sein eigentlicher Zweck verfehlt ist; denn ein echter und großer Dramatiker kann nur von der Bühne aus seine volle Wirkung ausüben.

Doch kehren wir nun zu dem Lebensgange des Dichters zurück! Wie wir gesehen, hatte sich derselbe 1833 verheiratet. Aber seine Hoffnungen auf ein ruhiges, glückliches Familienleben sollten sich nicht erfüllen. Seine Frau verstand es nicht, die Eigenartigkeiten und Härten seines Charakters durch weibliche Milde und Sanftmut auszugleichen, sondern forderte mehr denn einmal durch unvernünftigen Spott den Widerspruch ihres Gatten heraus. Dieser, mißmutig gemacht und verstimmt durch den häuslichen Unfrieden, versah infolgedessen auch seine Amtsgeschäfte nicht mehr mit gleicher Sorgfalt, so daß er bald die höchste Unzufriedenheit seiner Vorgesetzten erregte. Auf seinen Wunsch wurde ihm indeß ein 6monatlicher Urlaub gewährt, ja der Fürst war so gütig, die Rückstände in der Kasse aus seiner Privatschatulle ersetzen zu lassen. Als Grabbe jedoch infolge eines Magenleidens um Verlängerung seines Urlaubes einkam, wurde ihm diese Bitte rundweg abgeschlagen, und er erhielt die diktatorische Weisung, entweder innerhalb 8 Tagen sein Amt anzutreten oder seinen Abschied nachzusuchen. Ein Mißverständnis, das zwischen Grabbe und dem Minister eintrat, veranlaßte ersteren zu quittieren. Nun hielt es ihn nicht länger in Detmold; ohne sich auch nur von seiner Frau, mit der er in der letzten Zeit gänzlich zerfallen war, zu verabschieden, eilte er Anfangs Oktober nach Frankfurt. Immer mehr und mehr sehen wir ihn nun die abschüssige Bahn wandeln, die schon viele unsrer Besten ins Verderben geführt, immer mehr und mehr sehen wir ihn der Rumflasche huldigen, die auch in seinen glücklichen Tagen stets eine große Rolle bei ihm gespielt. In Frankfurt verkehrte er nur mit Eduard Duller, dem Herausgeber des „Phönix", der sich mit wahrhaft aufopfernder Liebe des Verlassenen annahm und auch in seiner Zeitschrift mehrere Auszüge seiner neueren Dramen veröffentlichte. Dennoch hielt es Grabbe auch in Frankfurt nicht; er ging weiter nach Düsseldorf zu Karl Immermann, der damals an der Spitze des Nationaltheaters stand und den bekannten Dramatiker freundlich empfing. Noch einmal schien sich für Grabbe alles zum Guten wenden zu wollen, noch einmal lächelte ihm die Sonne des Glücks. Immermann nahm sich des Genossen nach Kräften an; er sorgte für ein anständiges Unterkommen und die nötige Kleidung — denn Grabbe hatte sich ihm in einem miserablen Aufzuge präsentirt — er lieh ihm Bücher und führte ihn in die Gesellschaften und Zirkel der Stadt ein. Grabbe schien auch seiner alten Wirtshausneigung gänzlich entsagt zu haben; er schrieb Kritiken für das dortige Theater und bethätigte überhaupt ein reges Streben. Bald jedoch verfiel er wieder in seine alten Gewohnheiten und komprimittirte den Freund durch seine Aufführung derart, daß dieser seine rettende Hand von ihm zurückzog. Allerdings ist auch die Handlungsweise Immermanns nicht frei von Tadel; er hatte den Dichter in Grabbe aufs Tiefste verletzt, indem er nicht einmal den Versuch machte, eines seiner Stücke aufzuführen und ihn schließlich — mit Rollenabschreiben beschäftigte. Kurz und gut, Grabbe ging nach Detmold zurück, wo er in einem entsetzlichen Zustande ankam. Schon auf der Reise bedenklich erkrankt, bildet sich jetzt sein Leiden zu vollständiger Rückenmarkschwindsucht aus, der er am 17. September Nachmittags 3 Uhr erlag. Das deutsche Volk nahm kaum mehr Notiz von dem Hinscheiden eines seiner genialsten Dichter, nur eine auserlesene Schar von Freunden und Bekannten geleiteten den Leichnam zur Gruft.

Das dramatische Vermächtnis, das uns Grabbe hinterlassen, sind seine beiden Stücke „Hannibal" und die „Herrmannsschlacht", welche in der Unglückszeit seines Lebens entstanden sind. Über den Wert der beiden Schöpfungen gehen die Ansichten auseinander; während einige sie mehr für „Ausbrüche wilder Verzweiflung" ansehen, für „Schlacken, die er aus dem Glutmeer seines Innern mit gigantischer Kraft emporgeschleudert", wollen andre ihnen die Palme unter seinen Dramen zuerkennen. Wir möchten uns dem Urteil des uns am maßgebensten erscheinenden Kritikers, Rudolfs von Gottschall, anschließen, welcher beide Tragödien gedichtete „Ruinen" oder „Tragödien in Epigrammen" nennt. Denn beide erweisen jenen Zug „epischer Zerfahrenheit", wie wir schon bei „Napoleon" bemerkt, nur noch in viel stärkerem Maße als dort, auf und sprechen jeder dramatischen Einheit und Geschlossenheit Hohn. Alle Fehler, wie sie Grabbe in der „Shakespearomanie" hervorgehoben, treffen wir in diesen beiden Dramen an; in der „Herrmannsschlacht" gliedert sich die Handlung nur noch nach Tagen und Nächten; Grabbe denkt gar nicht mehr daran, die dramatischen Gesetze, die Anforderungen der Bühne zu beobachten: in wilden Sprüngen setzt er über Zeit und Raum dahin. Gleichwohl enthalten auch diese Stücke wieder imposante Schönheiten, Aussprüche, aus denen das wahre Genie hervorblitzt und Charaktere von der nur Grabbe eigenen Schärfe und Bestimmtheit. Als meisterhaft gelungen nennen wir z. B. im Hannibal die Scene zwischen Hannibal und dem König Prusias, „aus welchem uns ein wahrhaft vernichtender Hohn entgegengrinst". Auch diese Stücke werden für Kenner immer ihren dauernden Wert behalten, namentlich aber seien sie dem jungen Dramatiker empfohlen, der eine Fülle von Belehrungsstoff aus ihnen schöpfen kann. —

Fassen wir also noch einmal unser Urteil über den Dichter zusammen. Wie wir gesehen haben, war Grabbe ein Genie von eminenter Begabung, das berufen schien, Großes und Dauerndes zu schaffen. Aber

Digitized by Google

diese herrlichen Geistesanlagen sehen wir zerstört, vernichtet von einer unbändigen, alles verzehrenden Leidenschaftlichkeit, die schließlich auch seinen Körper zerrüttet. Und dieselben Worte, die Goethe einst über Christian Günther geäußert, und Schiller über Bürger, finden auch auf Grabbe ihre Anwendung: „er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben, wie sein Dichten".

Dornen und Rosen!

Das Leben gleicht dem Rosenstrauch
Mit Dornen und duftigem Kosen,
Wie bei der Rose im Leben auch
Giebt's wechselnd Dornen und Rosen.

Das Leben gleicht dem Rosenstrauch,
Und soll's dich recht beglücken,
So mußt du klüglich nach altem Brauch
Die Rosen mit Dornen pflücken!

Emil Rellenberg.

Warum?

Es bebt wie eine ew'ge Klage
Durchs Herz der Welt von Alters her
Die antwortlose, bange Frage;
Verstummen wird sie nimmermehr.
Wo Menschen wohnen, frägt's rundum:
Warum?

Sie geht mit uns in Not und Leiden.
Wenn uns erlischt der Hoffnung Licht,
Und wenn es scheiden gilt und meiden,
Und wenn das Herz in Jammer bricht,
Frägt noch das Aug' verweint und stumm:
Warum?

Doch wenn in Hangen und in Bangen
Auf deiner Seele lautes Schrei'n
Du keine Antwort kannst erlangen,
Ob alles dies so mußte sein . . .
O sprich, was frägst du noch, warum? —
Warum?

Anton Horn.

Digitized by Google

Dem Angekannten.

Sacht durch Rom die Sonne geht,
Aufgelöst die goldnen Haare;
Unterm Palatin sie steht
Still vorm niederen Altare;

Braune Quadern aufgereiht,
Ohne Mörtel Fug' an Fuge,
„Ungekanntem Gott geweiht"
Liest sie drauf, mit schlichtem Zuge.

Lächelt, neigt sich hin zur Au',
Weckt sie, die da heimlich wohnen,
Und von Veilchen ist sie blau,
Rötlich schon von Anemonen.

Weiter dann der Blumen Schar,
Hyazinthen, Tulpen, Rosen
Um der Erde Hochaltar
Streut sie ihm, dem Namenlosen.

Und auf leichten Wölkchen hin,
Flatterrosen, die erstrahlen,
Wallt die hehre Priesterin
Mit den goldenen Sandalen.

Franz Herold.

Sterbende Natur.

Sie stirbt dahin! — Ein letztes, mattes Grüßen,
Ein Scheideblick aus düsterm Trauerflor! —
Bang atmend lauscht der Sturmwind ihr zu Füßen
Dem Todeskampf. — Dann fährt er wild empor.

Und brausend jagt er durch erstorbne Haine,
Zerrt ihren Schmuck herab mit rauher Hand,
Flieht dann mit bangem Laut, wie wenn er weine,
Hin übers öde, braune Heideland.

Die fahlen Blätter rieseln leise nieder,
Vom Regen naßgeweint, vom Sturm verweht!
Wehklagend hallt es in den Lüften wieder,
Weil's an ein traurig Abschiednehmen geht. —

Sie schläft. — Schon ist verhallt die Totenklage; —
Der Winter naht mit weißem Grabgewand. —
Doch einst — zum großen Auferstehungstage
Weckt sie des Frühlings mächt'ge Zauberhand.

Magda Fuß.

Digitized by Google

Hei is wat e woren.

Ol' Klunken Mutter kummt nah'n Herrn Pastor
Un tüht en Breif ut öhrer Tasche vor.
„'n Morgen, mit Verlop", segt sei verlegen
Un mak't en Knix, sau gut sei't igtens kann;
„'n Morgen", fangt sei weer von nien an:
„Ach, Herr Pastor, ek hewwen Breif e kregen
Von minen Fritz, den Jungen ut der Stadt —
Sei wet't jo, Herr Pastor, hei is Soldat;
Doch mit den Lesen well dat nich mehr gahn,
Ek kann nich gut mehr seihn, un mine Ogen
Dei hewwet mek de leste Tiet bedrogen,
Un fang ek an — gliek bliwe ek weer stahn.
Darümm woll ek Sei bidden, Herr Pastor,
Ob sei sau gut for dütmal wollen sien
Un lesen mek nu düssen Breif mal vor!"

Dei Pastor smusche lacht — hei weit Bescheid,
De Klunkschen het hei jo all lange kennt,
Dei het öhr Lew'dag noch nich lesen könnt;
Doch deiht hei, as wenn hei dat gar nich weit.
„So, so, nun, geben Sie den Brief mal her!
Ja, Mutter Klunk, das Alter kommt heran,
Und ohne Brille les' ich auch nicht mehr."
Hei nimmt den Breif un fangt tau lesen an
Von Strümpen, Unnerböxen, Hemden, Schauhen;
Von öhren Hauptmann un von'n Exerzieren;
Datt't nun vorbi wör' mit den Manövrieren
Un wat se alle Dage nu tau dauen —
„Ei, ei", röpt dei Pastor nu up enmal,
„Frau Klunk, da muss ich wirklich gratulieren!
Ei, denken Sie, Ihr Fritz ist Korporal
Und kann jetzt selbst schon Leute kommandieren!"
„Wa — wat, Kapral!" röpt sei, „Min Fritz, min Junge —
I, Herr Pastor, is't wahr, dat is min Sohn?
Dat heww ek jümmer segt, min Fritz, min Junge
Dei is sau klauk, sau klauk — da werd wat von!

Dei Böxen, Hemden, Strümpe sind vergetten:
Ol' Klunksche rennt, as wör de Düwel los!
Wat öhre Beine willt löpt sei nah Hus —

Düt möttet doch de Nawerschens es wetten!
Kapral—ral—ral summt dat öhr in den Ohren,
Ral—ral—ral summt et in'n Koppe öhr,
Un as de Nawerschens kom't alle her
Röpt Mutter Klunk; „Min Fritz is wat e woren —
Min Fritz, min Junge, dei is General —
Ne, mehr uoch — ach, Ji dröw't Jük nich verfieren —
Hei deiht jo nix as Lüe kummedieren —
Ne, ne, ek leuwe gar, hei is Kapral!"

Christian Ikemes.

Digitized by Google

Auf der Heide.

Wenn sich im Herbst die Nebel senken,
Verlöschend jeden Sonnenschein,
Dann muß ich oft die Schritte lenken
Ins braune Heideland hinein.

Da will es wieder mir bedeuten,
Wie schön doch einstens alles war! —
Ich höre ferne Glocken läuten
Im Nebel tief und wunderbar.

Und plötzlich kommt es aufgeflogen,
Ein märchenhaftes Rosenlicht:
Da taucht aus reichen Nebelwogen
Dein blumenzartes Angesicht.

Das will mir süß und innig wirken
Aus blonder Locken seidnem Rand,
Und muß doch wieder stumm versinken
Ins nebelschwere Heideland.

Karl Bienenstein.

Irdisches Glück.

Laß im stillen Wald uns rasten,
Wo sich's zarter, süßer träumt,
Tannendüfte uns umkosen,
Sonnengold das Moos umsäumt;

Wo wie Traum uns wiegt die Stille,
Buschwerk heimlich uns umlaubt;
Frische, wilde Rosenzweige
Schling' ich dir ums Lockenhaupt.

Leise schleicht die Zeit von hinnen,
Und auch unser Kranz verdorrt,
Und auch unsre Rosen welken —
Nur die Dornen stechen fort.

O. E. Emmar.

Der Tod als Friedensengel.

Hast gerungen, hast gestritten,
Fandest, daß dein Recht nichts galt;
Ausgeklagt und ausgelitten,
Armes Herz! hast du nun bald.

Als ein Retter, ein Befreier,
Kommt der Tod — und führt dich mild
Heimwärts zu der Siegesfeier
Aus dem wüsten Schlachtgefild.

Emil Graf Zeleki.

Digitized by Google

Pompejus.

Ich ankre ſtolz im blauen Ruhmesport
Und Romas Adel preiſt mich Licht und Hort.

Mein Angeſicht, geſchnitten wie von Stein,
Beſtrahlte ſtets Fortunas Sonnenſchein.

Im Schlafe ward mir Ehr' und Sieg gezollt,
Und Feinde ſchlug ich, wo ich's kaum gewollt.

Die Gegner all', die nimmer Furcht gekannt,
Wie Haſen ſind ſie mir ins Netz gerannt!

Nun weich' ich keck vor Keinem mehr zurück:
Wer hielte Stand vor meinem blinden Glück?

Und bald verbleicht, nach kurzem Schlachtentanz,
Auch Cäſars Geiſt vor meinem Thorenglanz!

Paul Knuad.

Verlorne Spuren.

Seit Jahren hatt' ich deiner kaum gedacht;
Ich war verlockt von andrer, ſtolzer Pracht,
Von Ruhm bethört, in ſünd'ger Liebe Bann,
Die kurz berauſcht, doch nie beglücken kann.
Geſchäftig half die Welt mein Gut verpraſſen;
Den Armgewordnen hat ſie ſchnöd verlaſſen.

Drum ihr entfliehend ging ich heut waldein;
Der erſte Schnee bedeckte weiß und rein
Die Flur — wohin mein Auge ſpähend ſah,
Nicht einen Flecken fand es fern und nah.
Mit rauhen Liedern kam der Wind von Norden,
Und Wolken zogen gleich verſprengten Horden.

Die Tannen ragten ernſt und feierlich;
Ein Falke wiegte überm Weiher ſich.
Wie leiſes Weinen klang es aus dem Bach —
Ein düſtres Land! es rief die Schwermut wach.
Und doch — voll herber, keuſcher Schönheit war es!
Ein Leid erfaßte mich — ein wunderbares.

Auch auf dem Grund im Walde lag der Schnee.
Zum Bache niedereilend war ein Reh
Hervorgetreten. Seine zarte Spur
Verlor ſich einſam auf der weißen Flur.
Ich habe lange ſtumm davorgeſtanden;
Erinnerungen kamen — winkten — ſchwanden.

Digitized by Google

So war mein junges Leben! ſtreng und rein!
Ich ſah die Welt im kühlen Morgenſchein;
Durch all mein Denken ging es ernſt und hehr,
Wie Sturmesrauſchen durch ein Wäldermeer.
Zum Lichte drang mein unentweihtes Streben,
Wie Falken feſſellos zur Höhe ſchweben.

Doch meines Herzens allertiefſter Grund
Lag unberührt, bis daß in ſel'ger Stund'
Ein ſchlankes Reh ſich ſcheu hinein mir ſtahl.
O, jene lange Stunden ſonder Zahl,
Da wir im Wald uns froh zuſammenfanden,
Der erſten Liebe Wonnen uns geſtanden!

Ich hab die Treu gebrochen, armes Kind!
Wie bitter nun der Reue Qualen ſind!
Wohl kehrt' ich gerne heute noch zurück,
Ein müder Wandrer, krank und ſonder Glück.
Verzeihung möcht' ich mir von dir erbitten.
Du gäbſt ſie mir! ich habe viel gelitten.

Doch du biſt fern; ich ſeh' dich nimmermehr,
Und ging ich jeden Weg auch thränenſchwer,
Den dein geliebter, leichter Fuß beſchritt.
Der Gang der Welt verwiſchte jeden Tritt.
Erſchauernd wandl' ich über tote Fluren.
Wo iſt mein Glück? — verloren ſind die Spuren.

Ida Baer.

Zuflucht.

In banger Öde ruht ein tiefes Thal,
Sorgſam umhegt von wildzerriſſnen Klüften,
Das nie geküßt des Lenzes warmer Strahl
Und das zu einſam ſelbſt den Haidelüften.

Kein Blümlein leuchtet an dem ſtein'gen Hang,
Und keines Vogels Flug mag dort verweilen,
Nur unter Thränen grüßt herab ſo bang
Die düſtre Wolke im Vorübereilen.

Und auch kein Quell, der froh zu Thale ſpringt,
Allüberall des Todes banges Schweigen,
Nur leiſe ob den grauen Felſen ſchlingt
Der bleiche Abendnebel ſeinen Reigen.

Ja, ſelbſt ein heißes Herz pocht ſanfter dort,
Und milder will das herbſte Weh erſcheinen,
Du ſtilles Thal, du biſt der rechte Ort,
Ein tief geheimes Leid ſtumm auszuweinen.

Theodor Freiberg.

Digitized by Google

Das Starenpaar hockt auch schon in dem Neste.

Das Starenpaar hockt auch schon in dem Neste.
Der Pfirsichbaum starrt blendendweiß im Lichte.
Die Blüte träumt, die schneeig-zarte, dichte,
Und schwebt und schwankt im abendwarmen Weste.

Da nah'n sie schon, des Frühlings luft'ge Gäste!
Die Blütenwelt sieht staunende Gesichte
Und eilt sich, daß sie sich zu Ende dichte.
Die Schmetterlinge gaukeln auch zum Feste.

Die Bienen naschen noch des Honigs Reste
Und taumeln müd von einem Kelch zum andern.
Bald starren blütenlos die kahlen Äste.

Ich aber will beseligt weiter wandern,
Pathetisch, mit der weltverlornen Geste,
Die mich erkennen läßt vor allen Andern.

Maurice von Stern.

Moderne Lectüre.

Nun, meinetwegen lies das Buch,
Jedoch mit Vorsicht, liebe Base,
Und nimm dir ja das Taschentuch
Beim Lesen vor die Nase.

Lassen wir die Schleicher schleichen,
Einmal müssen sie doch auch
Ihre feinen Segel streichen,
Wer läg' ewig auf dem Bauch?

Der große Haufe, der nicht sieht,
Weiß nicht wie ihm geschieht,
Wenn anderswo der Wind her weht,
Er fühlt sich nur herumgedreht.

Hermann Lingg.

Im Spätjahr.

Schon flaggt an Halm und Blüte
Spätsommers Seidenhaar;
Die Rosen werden nicht müde
In diesem tollen Jahr.

Und auf dem Raine Veilchen
Und Sonne auf jedem Dach,
Als würden über ein Weilchen
Die goldnen Schlüssel wach.

Als wollten zu sanftem Geläute
Maiglocken erstehn im Thal,
Als hätten wir Zwei uns heute
Geküßt zum erstenmal.

Max Heißler.

Digitized by Google

Menschengeschick.

Heute wie morgen
Bringen die Tage
Leiden und Sorgen.

Ach und oft schmerzen
Tiefer verborgen
Wunden im Herzen.

Julius Sturm.

Die Hexe von San Marco.

Venezia, hinaus zum Kampf
Auf blauer Wogenflut!
Hinaus! und tilge deine Schmach
In Sizilianerblut!

Ein Bettelweib riß Napels Fürst
Aus deines Friedens Bann;
Nun zeige, daß San Marcos Leu
Die Seinen schützen kann.

Und war's auch eine Hexe gar,
Venedig zaubert nicht:
Den königlichen Frevler ruft
Der Städter vor Gericht. —

An Lidos Ufern braust das Meer,
Doch lauter braust die Schlacht.
Mit neunzig Wimpeln kam zum Kampf
Neapels ganze Macht.

Am Maste steht der König Karl,
Sein Blick ist grimm und wild:
„Seht dort! Der Bucentoro naht!
Vasallen, auf! Es gilt!

Die Ruder ein mit aller Kraft!
Das Steuer scharf in Lee!
Willkommen zum Entscheidungskampf,
Gemahl der blauen See!"

Da tönt's ihm dumpf und schauerlich
Wie Schicksalsruf ins Ohr:
„Noch diese Stunde trifft der Tod
Dein Haupt, du stolzer Thor!

Gedenkst du, wie du mich gehöhnt?
Gedenkst du, wie ich sprach:
Der Löwe von San Marco hört's,
San Marco rächt die Schmach!

Gedenkst du, wie dein Bracke mir
Den morschen Arm zerbrach? —
Der Löwe von San Marco naht,
San Marco rächt die Schmach!"

„Verdammnis soll dich treffen, Weib!
Bei meiner Fürstenehr',
Das, Hexe, war dein letztes Wort!
Hinab mit ihr ins Meer!"

Ein kurzer Kampf. Vom Wasser dann
Ein wüthend-greller Schrei. —
Da jagt der Bucentoro schon
Mit Sturmgewalt herbei.

Tief in des Feindes Flanke bohrt
Sein Bug sich donnernd ein;
Die Masten brechen, brausend bringt
Die Flut ins Schiff hinein.

Nun sinkt's hinab; es braust und wallt
Ein Strudel fürchterlich.
Dorthin zur Planke, König Karl!
Hinauf! sie rettet dich!

Da plötzlich blitzt wie Todesgraun
Ein wildes Aug' ihn an,
Daß bebend seine schwache Faust
Ihn nicht mehr halten kann.

Und als er in die Fluten sinkt,
Da tönt's ihm gellend nach:
„Der Löwe von San Marco sieht's!
San Marco rächt die Schmach!"

Guido von Asedom.

Digitized by Google

Gedenkst du mein?

Gedenkst du mein noch in der Ferne?
So frag' ich früh den Sonnenstrahl;
Und Nachts das Heer der goldnen Sterne,
Das frag' ich wieder tausendmal.

O sende mir ein Liebeszeichen!
Ein Wort nur, einen Gruß von Dir,
Der, kann mein Blick dich nicht erreichen,
Mir sagt, dein Herz weil' noch bei mir!

Wanda Meyer.

Letzte Gunst.

Ich will vom Schicksal nicht verlangen,
Es komme nochmals eine Stund'
Für mich, im Wonnekuß zu hangen
Wie einst, wie einst an deinem Mund.

Erreichen möcht' ich nur die Stunde,
Und wär's an meines Lebens Rand,
In der ich, knieend auf dem Grunde,
Noch einmal fasse deine Hand;

Und leise bittend zu dir sage,
Bevor auch du in Erdenruh':
O denk' noch einmal jener Tage,
Um die nur wissen ich und du . . .!

Hermann Hango.

In Thränen.

O lächle, wenn der Drang der Thränen
Dein wundes Herz zusammenschnürt,
Und laß die Menschen niemals wähnen,
Sie wußten, was dein Herz verspürt!

O schließe vor der Welt verborgen
Dich selbst in deine Seele ein
Und laß die Leiden, laß die Sorgen
Nur deinem Gotte sichtbar sein!

O trachte niemals nach Erbarmen
Und nach dem Mitleid dieser Welt,
Man giebt dir's stolz, wie einem Armen,
Der bettelnd naht, — ein Gnadengeld.

Elisar von Kupffer.

Digitized by Google

Bücherschau.

Jucunda Juventus! Neues humoristisches Liederbuch von **Ernst Eckstein.** (Leipzig, 1893, Verlag Carl Reißner.) Mit der Größe des Dichters wachsen auch die Ansprüche des Publikums. Ob auch der Kritik? Gewiß. Und die Kritiker sind meist um so pretensiöser, als sie dem Publikum gegenüber eins über zu haben glauben. Ich gestehe, ich bekenne mich nicht zu diesen Bevorzugten. Ich bin nur ein Leser, der der Lectüre auch ein bischen Geist zuwendet und das Gelesene mit beiden, mit Gemüt und Geist zu genießen pflegt. Ich schätze Ernst Eckstein als eine geborene Größe. Das hindert mich aber nicht, mein Urteil ohne Vorurteil und Beeinflussung zu geben. Das vorliegende Buch scheint nicht das Produkt eines Zeitabschnittes, vielmehr verschiedener Stimmungen und Gelegenheiten zu sein. Ich kann in Eckstein nicht den Humoristen sehen, als den man ihn gewöhnlich taxirt. Er geißelt gewisse Zustände, macht sich über gewisse Verhältnisse lustig, er tadelt, kritisiert, aber aus seinen Schöpfungen schaut zu stark die Tendenz heraus. Den befriedigenden Eindruck, den der wahre Humor durch die warme Gemütlichkeit, durch edlen harmonischen Gerechtigkeitssinn, durch kecken, aber nicht bösen Uebermut, durch menschenliebenden Hellmut beim Leser hervorrufen und zurücklassen soll, den entbehren gar oft die Ecksteinschen Humoresken. Denn sein Humor ist meist nur Witz und Satire. Beinahe scheint er, wenn auch mit andern Mitteln, Heine nachzuahmen, aber ihm fehlt das Heinesche tieflyrische Gemüt, das dessen wenn auch bittren Witz am Ende doch mit eigenem Reiz verklärte. Dort, wo Eckstein das rein lyrische Element behandeln will, spielt, vielleicht wider Willen und Bewußtsein, der seiner Natur eigene Witz, nicht selten auch ein lehrhaft philosophischer Ton herein und wirkt störend. Man muß aber gegen Eckstein insofern gerecht sein, daß beinahe allen hier vorliegenden Dichtungen keine Geziertheit oder Künstelei anhaftet und solche vielmehr auf wahre Innerlichkeit zeugen. Hier schafft offenbar eine geniale Kraft. Und wo diese zu irrlichtern scheint, dort ist es nur der Denker, der dem Dichter schadet. Den Beweis sehen wir in den epischen Stücken, wo er sich so recht in seinem Elemente befindet. „Der glückliche Registrator" ist eine meisterhaft schöne Leistung, die in der Diction und Stimmung schier Fritz Reuter erreicht. Da ist Gemüt und Feuer, da spricht ein echter Poet. Würdig daran reihen sich „Theorie und Praxis", „Im Treppenbau" und manches andere. In den Balladen kommt das dramatisch Gewaltige zu wenig zum Ausdrucke, so im „Scharfrichter", so im „Hofzwerg", dessen Schluß sogar sehr stimmungsschön. — Gelungen sind „Lore", so auch „Philosophie des Naturgemäßen", wenn letzteres auch etwas zu hochtrabend in Ton und Form. — Vor Kunststückchen, wie: „Arth-Rigi-Zahn-Rad-Bahn", sowie vor Exotischem à la Mirza Schaffy sollte sich, meinen wir, Eckstein hüten; sie scheinen nicht in seiner Art zu liegen. Ungeachtet all dessen hat mir das Buch genug Interessantes und Schönes geboten. Das wird gewiß auch bei jeden Poesiefreund der Fall sein.

Heinrich Kuhmerker.

Tollkraut. Novelletten von **Hermine von Preuschen.** (Leipzig, Carl Reißner, 1893.) Ein gewöhnliches Buch ist dies nicht! Es steht ein gutes Stück über dem Durchschnitt der Leihbibliothekswerke, und seine Verfasserin hat eine schöne Begabung. Reiche Phantasie, die sich oft in hervorragender Weise in farbensatten Landschaftsbildern bekundet, Schwung und Feuer des Ausdrucks, scharfe Beobachtungsgabe und psychologisches Feingefühl — das alles ist vorhanden, und doch ist das Werk zum Teil kein gesundes. Es geht ein schwüler Hauch hindurch, der nervös angelegte Naturen unbehaglich berühren und aufregen muß, und die Verfasserin ist unzweifelhaft selbst eine nervöse Natur. Novellistische Skizzen wie gleich die drei ersten fallen unter diesen Gesichtspunkt, auch manches von dem Späteren. Das sind nicht Probleme, wie sie das Leben giebt, sondern wie eine überreizte Phantasie sie schafft — das ist wahrhaftig Tollkraut! Dagegen findet sich auch vieles, bei welchem die Feinheit der Darstellung und ein warmer Hauch inneren Feuers und innerer Ueberzeugung überwältigend wirken, wo ein berechtigter Realismus uns packt und selbst überzeugt. Und hier ist einzelnes ergreifend schön. Wahre Cabinetstücke sind „Château neuf", „Im Friaul", „Schmirius" u. a. Wir würden beklagen, wenn ein so reiches Talent sich selbst aufreiben würde durch Hingabe an Stoffe, die lediglich vom pathologischen Standpunkte aus Interesse haben; das Leben bietet der Kunst des Dichters doch ungleich geeignetere Motive, und Hermine von Preuschen hat das Zeug dazu, auch solche packend auszugestalten.

Anton Ohorn.

Digitized by Google

Herr von Müller. Roman in 2 Bänden von **Ernst Wichert** (Leipzig, Carl Reißner, 1893).

Ein neues Buch von Wichert kann man stets mit angenehmen Erwartungen zur Hand nehmen und man darf versichert sein, daß man niemals ganz enttäuscht sein wird. Es geht ein vornehmer Zug durch die Werke dieses Autors, man atmet überall die reine Höhenluft eines gediegenen ästhetischen Empfindens und einer gereiften Lebensanschauung und braucht niemals zu fürchten, daß man dem Trivialen und Ungesunden begegnen wird. So ist's auch bei diesem Roman. Die Gestalten sind nicht originell: Dieser geadelte Fabrikant, der sich in den neuen Verhältnissen und neben seiner blaublütigen Frau, die ihn völlig beherrscht, nicht recht wohl fühlt; der hochadelige Majoratsherr von Trumpen, der kein Bedenken hat, seinem Erben zur Aufbesserung seiner finanziellen Verhältnisse eine Vermählung mit der Tochter des Parvenue anzurathen; diese leichtlebigen, aber im innersten Wesen ehrenhaften und liebenswürdigen Lieutenants und manche anderen sind dem Leser im Einzelnen schon anderwärts begegnet, aber bei alledem sind die Gestalten aus dem Leben herausgeholt und mit psychologischer Korrektheit dargestellt, so daß sie, ebenso wie die Handlung unser volles Interesse gewinnen. Und die Geschichte fesselt, je mehr man sich in dieselbe hineinliest, sie nimmt Wendungen, welche man zwar im Allgemeinen erraten kann, die aber durch teilweise ganz unerwartete Motive herbeigeführt werden, und der Ausgang läßt, trotzdem tragische Momente in die Handlung eingreifen, jene Befriedigung zurück, die sich immer da einstellt, wo wir ein Problem sauber, ungezwungen und edel gelöst sehen. Daß der aus bürgerlichem Blute entsprossene Herr von Müller sterbend noch das von seiner Frau für ihren einzigen leiblichen Sohn erstrebte Fideikommiß rückgängig macht und alle seine Kinder — auch jene aus seiner ersten bürgerlichen Ehe — gleichbedacht wissen will, bedeutet den Sieg eines gesunden Gedankens über althergebrachte wenig segensvolle Traditionen. Auch im Uebrigen findet der Verfasser Gelegenheit, ungesucht sein juristisches Wissen und seine auf edeln sittlichen Grundlagen ruhenden sozialen Anschauungen zum Ausdruck zu bringen. Die Darstellung ist, wie stets bei Wichert, schön und gewählt. Die Ausstattung des Werkes ist vorzüglich.

Anton Ohorn.

Der toten Mutter. Ein Liederkranz von **Paul Grotowsky.** (Großenhain und Leipzig, Baumert und Ronge, 1893.) Daß der Dichter in den weichen, klangvollen Versen dieses Liederkranzes den eigenen Schmerz poetisch verklärt, wird dem Leser bald klar. Es läßt sich indes nicht leugnen, daß der behandelte Stoff eine gewisse Eintönigkeit in den Liedern mit sich bringt, die der Verfasser freilich durch rhythmischen Wechsel abzuschwächen gesucht hat. Gerade solchen Stoff, den man alltäglich nennen könnte, durch die Behandlung so zu gestalten, daß unsere Anteilnahme innig und rege bleibt, darf man als das eigentliche Verdienst des Dichters Grotowsky bezeichnen. Es ist die sanfte Beredtsamkeit des Schmerzes, durch welche er, oft in ächten Naturlauten, unser Herz ergreift und unser Mitgefühl bis zum letzten Liede wach erhält. Wir dürfen diese Lieder wohl als ein Vorspiel zu einer größeren Sammlung des Dichters betrachten, in welcher die jetzt gebotenen Molltöne durch kräftige Durklänge wirksam ergänzt werden.

Wilhelm Idel.

Max Hoffmann. Morgenstimmen und anderes. Mit dem Bildnis des Dichters. München, Druck und Verlag von Dor. E. Albert & Co.

Wie des Dichters „Irdische Lieder" zeichnen sich auch die „Morgenstimmen" durch klangvolle, formvollendete Sprache aus. Nicht Liebe und Natur allein begeistern den Dichter, ihn beseelt auch tiefes Mitleid für Kummer und Elend der besitzlosen Klassen. Wer etwa glaubt, daß die Schilderung solcher Leiden eine edle und schöne Sprache nicht vertrage, lese die Dichtung „Tantalus, Tagebuchblätter eines Einsamen" (S. 85), worin uns das mühselige Leben eines armen Schreibers wahr und ergreifend und doch in echt dichterischer Weise vorgeführt wird. Ich kann mir nicht versagen, eine Strophe dieses schönen Gedichtes hierherzusetzen:

„Wer hat wie ich das Weh gekostet?
Wen hat wie mich der Schmerz erwählt?
Mein Herz ist krank, mein Hirn verrostet,
Kein Muskel ist zur Kraft gestählt.
Entbehrung sog das Mark der Knochen.
Der Hunger ist mein Bettgenoß,
Die Schläfen glühn, die Pulse pochen,
Und täglich kommt zu mir gekrochen
Der Nahrungssorgen langer Troß."

Auch an Humor sind die „Morgenstimmen" nicht arm; in dem Gedichte „Hans Sachsen's irdische Sendung" wird in köstlicher Weise erzählt, wie Hans Sachs, der im Himmel weilt, sich von Gott Urlaub erbittet, um zur Erde herabzuschweben und sich zu überzeugen, wie es „um die Poeterei stehe." Welche Enttäuschungen er auf Erden erlebt, das zu lesen, ist recht ergötzlich. Insbesondere will es ihm nicht gefallen, daß diejenigen, die sich einst in Nürnberg mit Trödelwerk und schlimmeren Sachen befaßten, sich nun allein für den Geistesadel, für die Erwählten und Erkor'nen, für die zur Denkarbeit Gebor'nen halten. Betrübt kehrt Hans Sachs in den Himmel zurück und klagt dem Herrn sein Leid.

„Kein Wörtlein sprach der Herr dazu;
Er saß in Glanz, Er saß in Ruh,
Schaut' unverwandt und wie im Traum
In der Unendlichkeiten Raum . . . .
Hans Sachs stand fragend und beklommen,
Da ist Albertus Dürer kommen,
Der hat ihn bei dem Arm genommen,

Digitized by Google

Und sprechend von der Künste Uebel
Verschwanden sie im Herrenstübel."

Es ist zu beklagen, daß Hans Sachs bei diesem Ausfluge in die Niederungen der Erde die „Irdischen Lieder" und die „Morgenstimmen" nicht zu Gesichte bekam. Da wäre er triumphirend gen Himmel emporgefahren und im Herrenstübel da droben hätten die Gläser bis spät nach Mitternacht freudig aneinander geklungen auf das Wohl des Dichters, dem der „edle Meistersang" so vortrefflich gelingt.

Hanns Weber.

Die kleine Odyssee. Eine Seegeschichte von **Heinrich Kruse.** Leipzig, Verlag von S. Hirzel. Der ehemalige Gymnasiast und nunmehrige Schiffsjunge Heinrich, der vor dem Hebräischen aufs Meer entlaufen ist und hier eine Liebelei mit der jungen Frau seines bejahrten Kapitäns angeknüpft hat, eröffnet auf Verlangen der Seeleute seinen Schulsack und holt daraus aufgewärmt das poetische Gericht des Vaters Homer hervor. Die Matrosen, unter denen sich besonders der biedere Steuerman Claus Babbe und der arrogante Fritz Runge durch Lebhaftigkeit bemerklich machen, beschauen aufmerksam die dargebotenen Herrlichkeiten und steuern ihre Zwischenbemerkungen bei, wodurch für Witze und komische Mißverständnisse Sorge getragen wird. Das Epos zerfällt in sieben Gesänge, die in zwangloser Weise, doch unter Wahrung des historischen Zusammenhanges, der trojanische Krieg und die Abenteuer des edlen Dulders Odysseus bis zu seiner Heimkehr nach Ithaka vorführen. Der 7. und letzte Gesang bringt dem Erzähler den Lohn für sein Scharmuziren mit der Kapitänsgattin in Gestalt einer Tracht Prügel und dem Ulysses die endliche Wiedervereinigung mit Penelope. Dies die Anordnung des Stoffes bei Kruse. Daß durch die arabeskenartige Einflechtung der Seemannsscherze der Ernst desselben bedeutend in den Augen manches Beurteilers vielleicht sogar zur Parodie abgeschwächt wird, kann nicht geleugnet werden; doch weiß der Verfasser die rührendste und tragischste Stelle seiner Erzählung, die vom Hunde Napos und die von der Freierermordung handelnde von störenden Einmischungen freizuhalten. Schade, daß ihm dies nicht auch bei der psychologisch interessanten Beschreibung des Bades des Odysseus am Strande von Scheria möglich war! Daß die Behandlung des Hexameters eine angemessene ist, bedarf bei Kruse wohl kaum einer besonderen Erwähnung.

Paul Kunad.

Notizen.

Im „Verein der Litteraturfreunde" in Wien hielt jüngst Herr Dr. Paul Schlenther einen interessanten Vortrag, in welchem er die Idee des Realismus und dessen hervorragendste Vertreter: Ibsen, Zola und Tolstoy lebhaft in Schutz nahm. Besondere Beachtung widmete Redner auch Gerhard Hauptmann's Mädchengestalten, welche er mit denjenigen Goethe's verglich. Dr. Schlenther kam zu dem Resultate, daß zwischen Goethe's Prinzipien und jenen der besseren Realisten von heute kein Unterschied herrsche.

— * —

Das Befinden der Königin Elisabeth von Rumänien (Carmen Sylva) ist andauernd ein sehr ungünstiges und die Schaffensfreudigkeit der hohen Dichterin wird durch das physische Leiden sehr beeinträchtigt.

— * —

Am 28. November öffnete ein neues Musenheim seine Pforten: das Raimund-Theater in Wien. Es soll eine Volksbühne im edelsten Sinne des Wortes werden und durch Darstellung guter Werke alter und neuer Dichter sowie durch billige Eintrittspreise auch den ärmeren Bevölkerungsschichten Gelegenheit zur geistigen Erholung bieten. Hoffen wir, daß es seinen Zielen treuer bleibt als das „Deutsche Volkstheater", welches alles eher, denn eine Volksbühne ist.

— * —

Indem wir auf die Werke unseres zeitgenössischen bayerischen Dichters Karl Zettel auch heuer wieder aufmerksam machen, möchten wir außer seinen allbekannten und weitverbreiteten Anthologien, namentlich dessen eigene „Dichtungen" 4. Auflage, und sein romantisches Epos „Gela", 4. Aufl., sowie dessen „Kleine Litteraturkunde" für Töchter

Digitized by Google

gebildeter Stände auf den Weihnachtstisch empfohlen haben.

* * *

Georg Ebers wird auch dieses Jahr nicht verfehlen, seine zahlreichen Freunde und Verehrer mit einer neuen Gabe seines Geistes zu erfreuen. Es erscheint demnächst in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart ein Roman aus seiner Feder, betitelt „Kleopatra". Wie schon der Titel sagt, ist die berühmte Aegypterin dieses Namens die Hauptheldin des Werkes, und um ihr merkwürdiges Lebensschicksal gruppirt sich ein großartiger kulturgeschichtlicher Stoff, zu dessen lebensvoller Gestaltung allerdings niemand berufener war als Georg Ebers.

* * *

Ludwig Fulda erhiet den Schillerpreis.

* * *

„Das baltische Dichterbuch". Eine Auswahl deutscher Dichtungen aus den baltischen Provinzen Rußlands: Esthland, Livland und Kurland. Mit einer litterarhistorischen Einleitung und kritisch-biographischen Studien herausgegeben von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß. Mit 24 Holzschnitt-Portraits und einem Titelbilde. Reval, 1894. Verlag von Franz Kluge. 4°. XLVIII und 432 S. Wir sind heute in der Lage, unseren Lesern das binnen Kurzem zu erwartende Erscheinen des vorstehenden Werks anzuzeigen. Wie uns die Verlagsbuchhandlung mitteilt, wird dasselbe in doppelfarbigem Druck auf das Eleganteste ausgestattet. Der Einband des Buchs wird nach einem Entwurf des bekannten Kunsthistorikers W. Neumann (Verfasser der „Geschichte der bildenden Künste in den Ostseeprovinzen") im Styl der Renaissance hergestellt und zeigt u. A. die Wappen der drei baltischen Schwesterprovinzen Esthland, Livland und Kurland in ihren Farben. Eine eingehende Besprechung dieses Werks, das die gesamte deutsche Dichtung der baltischen Provinzen von den Anfängen ihrer Geschichte (13. Jahrhundert) bis auf die Gegenwart in auserlesenen Proben umfaßt, behalten wir uns bis nach Erscheinen vor.

Briefschalter.

Bestimmungen von allgemeiner Geltung. Jede Einsendung, über deren Verwendung Auskunft gewünscht wird, muss deutlich und mit dunkler Tinte geschrieben sein. Ferner ist jeder Beitrag auf ein Blatt Papier besonders zu schreiben und darf eine Einsendung deren höchstens fünf enthalten. Man bewahre sich von allen Einsendungen Abschrift, da wir Gedichte überhaupt nicht, grössere Arbeiten aber nur dann zurücksenden, wenn der volle Betrag zur Bestreitung des Rückporto's beiliegt. Honorar wird nicht bewilligt. Bei erstmaliger Einsendung ist Angabe der Bezugsquelle des „D. D." erforderlich, da nur Abonnenten Anspruch auf Prüfung ihrer Arbeiten haben. Briefe, welche mit Strafporto belastet bei uns anlangen, werden ausnahmslos zurückgewiesen. Anonyme, sowie alle diesen Bestimmungen nicht Genüge leistenden Briefe verfallen dem Papierkorbe. Es werden nur Originalbeiträge angenommen.

L. V. in S. Die Besprechung Ihres Buches konnte leider nicht mehr in Nr. 6 erscheinen. Durch den doppelten Redactionswechsel entstand so manche Verzögerung.

H. W. in Z. Wir halten die Uebertragung von Horaz' Dichtungen für ein sehr undankbares Unternehmen. Die mitgeteilten Proben gefielen uns allerdings, aber — wir würden lieber „ins volle Menschenleben" greifen.

O. M. in O. (Baden). „Wintersonntag auf dem Lande" und „Wir sind sieben" angenommen. Gute Uebersetzungen origineller in Deutschland unbekannter Gedichte nehmen wir ab und zu ganz gerne an.

F. E. in M—x. „Hochzeitsreise" und „Im Pantheon" angenommen. Die Reiseskizzen können wir vielleicht brauchen. Senden Sie ein.

Frau W. M. Leider nicht verwendbar Zu einer Buchausgabe können wir nur schwer raten. Es fehlt (den Proben wenigstens) an Originalität, welche unerläßlich ist, wenn man inmitten der Hochflut heutiger Produktion sich siegreich behaupten will. Vielleicht warten Sie noch einige Jahre und wählen dann mit peinlichster Selbstkritik nur das Beste heraus.

P. K. in L—g. „Der kl. Seej. B." angenommen. Rezensionsexemplare wollen wir baldmöglichst senden. Möchten Sie nicht uns und dem Setzer eine Weihnachtsfreude bereiten und sich zu größerer und leserlicher Schrift bekehren lassen? Er und wir, beide sind jung und werden unsere Augen hoffentlich noch viele Jahre brauchen. Mikroskopie treiben wir nicht. Nichts für ungut. Herzlichen Gruß!

W. J. in W. „Begenburg" angenommen. Die Recensionen wollen wir gern veröffentlichen.

Digitized by Google

V. T. in B. „Herbstlieder I und III“ hübsch und originell aber für heuer verspätet. Für's nächste Jahr angenommen. „W. macht d. H. lieb u. tr.“ angenommen.

W. H. in L. a. W. „Trost“ und „Zur Beherzigung“ abgelehnt, das Uebrige angenommen. Sie haben entschiedenes Talent! Ueben Sie mehr Selbstkritik und seien Sie recht nachsichtslos gegen sich selbst, dann können Sie noch schöne Erfolge ernten.

W. H. in C—e b. N. (Schweiz). „Raub“ angenommen. „Herbstlieder“ sind hübsch aber post festum. Wollen Sie uns freundlichst nochmals Ihre Adresse mitteilen, da uns dieselbe leider abhanden kam.

E. v. K. in St. P. „Alljährlich“; F. G. in G. „Loos“, „Wiederkehr“, „Im Park“; H. Sch. in G. b. D. „D. sterb. Zecher“; P. H. in Au. „Märchen“; F. W. in M „Auf einsamer Haide“, „Tragödie“, „An ein hübsches Vis-à-vis“; O. W. in T. b. Fg. „Allein“; W. von Sch. in K. „An Platen“; F. Herold in N. „Unterschied“; A. Sch—e in N. „In ein Stammbuch“; H. Z. in N. „Verweht und vergangen“; R. S. in H. „Tauben des Noah“; Th. R. in V. „Abendstern“; F. Z. in K. „Reines Herz“; M. F. in F. „Sturmnacht“, „Bescheidung“, „Erfolg“; A. Th. in D. „Das wahre Glück“; W. J. in M. „Des Mädchens Klage“. Angenommen!

A. Sch. in K.; F. S. in T.; P. Sch. in Alt.-D.; K. W. jun. in F. a. d. O.; K. v. W. in H.; G. B. in M.; H. O. in A.; H. N. in H—ch. Dankend abgelehnt!

(Schluß der Redaction dieser Nummer: 7. Dezember 1893.)

Inhaltsverzeichnis.

Gedichte von Theodor Renneberg, Emil Uellenberg, Anton Ohorn, Franz Herold, Magda Fuß, Christian Firmes, Karl Bienenstein, O. E. Emmar, Emil Graf Zelecki, Paul Kunad, Ida Baer, Theodor Freiberg, Maurice von Stern, Hermann Lingg, Max Geißler, Julius Sturm, Guido von Usedom, Wanda Meyer, Hermann Lango und Elisar von Kupffer, — Christian Dietrich Grabbe. (Schluß.) Von Theodor Freiberg. — Bücherschau. — Notizen. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an **Max Geissler's Verlag**, Einsendungen an die **Redaktion des „Deutschen Dichterheim“ in Bolleső im Waagthal in Ungarn.**

„Dämmerstunden“, Gedichte von **Clemens Drache.**

Bautzen, Ed. Rühls Verlag. Eleg. geb. ℳ 2,40.

Deutsches Dichterheim: „Diese Gedichte sind wirklich reizend, sowohl diejenigen ernsteren Inhalts, als die leichten Liedlein; die Worte schmiegen sich auch .... in glatter, wohllautender und dichterisch anmutiger Weise dem Gedankengange treffend an. Es ist ein Genuss, die Gedichtsammlung zu lesen.“

Blätter für litterarische Unterhaltung: „In Clemens Dracheschen Poesien, welche alle möglichen Situationen des Lebens berühren, spricht sich ein anmutiges Talent aus; die Gedichte zeichnen sich aus durch eine saubere, oft musikalisch bewegte Form. — — Klarheit und eine lichte Helle der Form sind die charakteristischen Zeichen der Dracheschen Muse.“

Leipziger Tageblatt: „Inniges Gemüt und ebenso gewandter als geschmeidiger Aufbau sind es, die dieser Sammlung von Dichtungen reichen Wert verleihen. Das ist eine Sprache, die, aus warmen Herzen kommend, tief zum Herzen spricht. — — Es ist eine gewählte Blumenlese, die Clemens Drache in dem Buche bietet und worin er das Empfindungsleben in anmutigster Abwechslung dargestellt hat. Besonders bei den Frauen dürfte dem Buche die wärmste Aufnahme zu versprechen sein.“

Max Geissler's Verlag.

Silhouetten II. Auflage. **Ausfahrt** II. Auflage. ℳ 2,60.

Bis zum Feste beide Bücher (direkt vom Verlage) **4,50 Mk.**

„Herzensklänge“ 1890. 2. Aufl.

„Nichts Neues“ 1894.

(Im Selbstverlage.)

Gedichte von Hermine Semsey de Semse, geb. von Dragollovics-Drachenburg.

Brochirt 4 Kronen.

Triest, via Tigor Nr. 3.

Digitized by Google

Die

Internationale Correspondenz Association (I-C-A)

Präsident: **Adalbert von Majerszky** in **Bollesó** im **Waagthal** (Ungarn)

(gegründet 1889, reorganisiert 1893)

bietet ihren Mitgliedern weitgehende internationale Beziehungen zu jedem erlaubten Zweck.

Jedes Mitglied erhält monatlich **gratis** das Vereinsorgan, welches auch **lyrische, novellistische** und **kritische** Beiträge **nur gewähltester Art** bringt, — sowie monatlich die Liste **sämtlicher Mitglieder,** welche nicht nur deren **genaueste Adressen** enthält, sondern auch die **Sprachen** und die **speziellen Fächer,** in welchen sie korrespondieren.

Aus diesen Listen kann sich jedes Mitglied die für seine Zwecke geeigneten Korrespondenten aussuchen und **ohne Umschweife** brieflich ansprechen, worauf das angesprochene Mitglied **statutengemäss** in einer möglichst raschen und entgegenkommenden Antwort (welche in begründeten Fällen natürlich auch ablehnend lauten darf) **verpflichtet** ist.

Da das Recht der Ansprache und die Verpflichtung des Antwortens für alle Mitglieder gleich ist, so entsteht durch dieses **Prinzip der Gegenseitigkeit** keine Last.

Schriftsteller können auf diese Art durch den geistigen Ideenaustausch mit hochgebildeten **Damen** und **Herren** der eigenen oder einer fremden Nation nicht nur sich in fremden Sprachen üben und einen flotten Stil aneignen, sondern sie können zahlreiche **interessante Charaktere und Verhältnisse** kennen lernen, ihren Gesichtskreis erweitern, eine Menge neuer Anregungen gewinnen, ihre eigenen Ideen und Gedanken klären, ihre Pläne oder fertigen Dichtungen, unabhängig von befangenen Recensenten, der objektiven Kritik uninteressierter und urteilsfähiger Personen unterbreiten. Wie anregend war der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller für das Schaffen beider Dichterheroen!

Die Beitrittsgebühr beträgt 1 Mark, der Jahresbeitrag 6 Mark. Jedes Mitglied erhält **monatlich gratis und franko** das Vereinsorgan „Icaea" und die Mitgliederliste. ☛ **Wer nach dem 1. Oktober dieses Jahres eintritt, zahlt für dasselbe ausser der Beitrittstaxe nurmehr 2 Mark Jahresgebühr.** ☚

Der Verein wurde durch den Deutschen Schriftsteller-Verband in dessen Verbandsorgan auf das wärmste empfohlen.

Prospekte, Statuten und Anmeldepapiere auf Verlangen sofort gratis und franko durch das **Präsidium der I-C-A.** in **Bollesó** im **Waagthal** (Ungarn).

Digitized by Google

Verlag von Otto Teich, Leipzig.

Die Ahnen.

Ein Cyklus lebender Bilder nach Gustav Freytags gleichnamigem Romane.

Dichtung
von
Wilhelm von Lichtenow.

Eleg. geb. ℳ 1,20

Blätter für litterarische Unterhaltung: „Mit ästhetischem Sinn und besonderem Geschick werden gerade die ergreifendsten und schönsten Momente des Freytagschen Romans dem Auge vorgeführt ... Der begleitende Text ist kräftig und schwungvoll gehalten."

Moldenhauers litterarischer Jahresbericht: „W. von Lichtenow hat sich bereits mit einem Bändchen tiefempfundener Gedichte vorteilhaft in die Litteratur eingeführt. Seine Dichtung „Die Ahnen" ist ein weiterer Fortschritt, da dieselbe auf das epische Gebiet hinüberspielt, auf dem wir dem Verfasser Erfolge voraussagen dürfen..."

Litterarischer Merkur: „Ein sehr ansprechender Gedanke, welcher hoffentlich dazu beitragen wird, der Freytagschen Dichtung sowohl wie dem vaterländischen Gedanken thätige Teilnahme zu erhalten ... Es ist nur zum guten, wenn wir uns gewöhnen, den vaterländischen Gedanken uns auch dichterisch und künstlerisch näher zu bringen."

Grazer Tagespost: „— — Ein gewandter, von nationaler Begeisterung erfüllter Text verbindet die einzelnen Bilder."

Vossische Zeitung: „Einen schwungvollen Text zu einem Cyklus lebender Bilder, die nach Gustav Freytags „Ahnen" zu stellen wären, bietet Wilhelm von Lichtenow dar. (Leipzig, Otto Teich.) Die fünf ersten Bilder, die der Verfasser gruppiert und durch volltönende Verse erläutert, sind aus Freytags grossem Werke geschöpft, während ein sechstes Bild, Auszug zum Befreiungskampfe, sich nur lose daran anlehnt und ein siebentes eine Apotheose Kaiser Wilhelm I. bietet..."

Verlag der **Schulzeschen Hofbuchhandlung (A. Schwartz)** in Oldenburg.

Liederborn

Gedichte von

Emma Croon-Mayer.

Elegant gebunden mit Goldschnitt 4 ℳ, broschiert 3 ℳ.

Unter anderen günstigen Urteilen, so namentlich des Dichters Rittershaus, des „D. Dichterheim", des „Salon", „Litt. Unterhaltungsblattes", der „Kölnischen Zeitung", „Romanzeitung" etc., aussert sich die „Nord- und Ostseezeit." folgendermassen über die vorliegende Sammlung:

„Mag es doch in unserer materiellen und raschlebenden Zeit ein eigen Ding sein, mit Liedern vor das Forum der Lesewelt zu treten und ein bleibendes Interesse zu erwarten. Wo aber tief empfunden, wie hier, die Wirklichkeit in einem Meer edelster Gedanken und Empfindungen sich wiederspiegelt, da scheint es uns, als sei die Poesie zur Brille geworden, durch die wir selber deutlicher als je die Schönheiten des Lebens erkennen. In solcher Weise mutet der **Liederborn** uns an, in welchem wir das grosse obwaltende **Talent** fast vergessen um der in der schönsten Form gegebenen Gedanken willen, die uns über das Irdische und Alltägliche erheben und uns so recht deutlich erkennen lassen, wie die wahre Poesie in jedem Zeitalter in reinem Herzen ihren Wiederklang finden muss. Nicht nur das anerkannt Schöne, nein, auch das Kleinste und Unscheinbarste, einfache Familien- oder Naturvorgänge, sie tauchen gleichsam unter in den Zaubergarten dieser Poesie, um fortan im verklärten Bilde sich unserem Auge zu erschliessen. - So dürften diese Lieder, auch in ihrer äussern Ausstattung, jedem Weihnachtstisch zur besondern Zierde gereichen." —

Litterarisch befähigten Herren oder Damen kann unter vorteilhaftesten Bedingungen eine ältere Zeitung (belletristische) abgetreten werden. Eventuell gründliche Anweisung zur technischen Leitung durch bewährte Kräfte. Angebote mit Benennung des zur Verfügung stehenden Kapitals unter **„Lebensstellung"** an die Expedition dieses Blattes.

Digitized by Google

In **Ernst Hühn's Verlag** in **Cassel** erschienen:

Gedichte von Carl Preser.

4. Aufl. Eleg. geb. 4 ℳ.

Die Braut (Wien): Die Gedichte lassen den edelen hochgesinnten Menschen im Dichter uns schätzen.
Kasseler Journal: Der Erfolg dieser Gedichte findet seine Erklärung in der erquickenden Schönheit und dichterischen Individualität der P'schen Muse.
Wiener Abendblatt: Diese Gedichte verdienen vollauf den grossen Erfolg, den sie gefunden. Formvollendete Sprache, reiches Empfinden einer starken Individualität.
Splitter (Berlin): Wir begegnen Reflexionen, die die innersten Saiten des Herzens in Schwingung versetzen.
Hausbuch deutscher Lyrik: Was die glänzende Hülle einschliesst, ist — Liedergold.
Litterarische Blätter (Richard Zoozmann): Kurz und gut: der Leser kommt zu seinem Rechte und zur Erkenntniss, dass er hier etwas vorgesetzt erhalte, das himmelhoch verschieden ist von unseren modernen Goldschnittslyrikern. Frisch auf zu weiterem Schaffen!

Ulrich von Hutten. Ein Heldengedicht von Carl Preser.

Orig.-Prachtbd. 4 ℳ.

Litterarische Blätter (N. v. Sommerfeld): Markig und lichtvoll tritt uns Huttens Rittergestalt in dem vorliegenden Werke entgegen. Das P'sche Buch ist überall von echt nationalem Geiste durchweht. In wohllautendem Fluss gleitet die Sprache dahin, dass man das Buch bis zu Ende lesen kann ohne jemals die Versuchung zu spüren, es aus der Hand zu legen. Das deutsche Volk kann dem Verfasser nur dankbar sein.
Deutsches Tageblatt: Wir wünschen, dass das Werk die weiteste Verbreitung finden möge.
Hausbuch deutscher Lyrik: Eine der Beachtung aller Litteraturfreunde werthe Dichtung. Die Sprache edel, schwungvoll, zündend. Der Gesang „In Rom" dürfte als ein Meisterstück für sich gelten.

Im Verlage von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig** sind erschienen:

Laskaris

Epische Dichtungen von **Arthur Pfungst**

1. Teil: **Laskaris' Jugend**
2. Teil: **Der Alchymist** jeder Teil elegant gebunden ℳ 3.—
broschiert ℳ 2.—

Lose Blätter

Gedichte von **Arthur Pfungst**

elegant gebunden ℳ 3.—
broschiert ℳ 2.—

Die Leuchte Asiens

oder die grosse Entsagung

(Mahabhinishkramana)

von **Edwin Arnold**

ins Deutsche im Versmafse des Originals übertragen

von **Arthur Pfungst**

elegant gebunden ℳ 3.—
broschiert ℳ 2.—

Die Verlagshandlung hat eine Sammlung der über obige Werke erschienenen Essays und Besprechungen erscheinen lassen, welche sie Interessenten auf Verlangen gratis und franko übersendet.

Chef-Redakteur: **Adalbert von Majerszky.**
Druck von Ferdinand Thomas in Dresden. — Papier der Dresdner Papierfabrik.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)
Herausgeber: **Adalbert von Majerszky.**

Monatlich 2 mal. Preis: 5 Mk. halbjährl., vorauszahlb. Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direkt durch die Expedition des Deutschen Dichterheim's in Wien, VIII. Josefsgasse 10. Abbestellungen werden nur bis 30. Juni bezw. 31. Dezember angenommen. Einzelne Nummern à 50 Pfen. 5 Stück einer Nummer 1·50 Mk.

Nachtruhe.

Das Thal liegt mir zu Füßen
Im weißen Mondenschein;
Von stillem Anger grüßen
Die Gräber, Stein an Stein.

Fern hallt des Flusses Rauschen
Aus dunklem Tannenschacht,
Die schwarzen Wipfel lauschen,
Und schweigend ruht die Nacht.

So liegen im Nachtgewande
Allein die Gräber nun;
Ich schreite von Land zu Lande
Und sehe die Schläfer ruhn.

Wilhelm Jensen.

Digitized by Google

An die Leser des „Deutschen Dichterheim."

Nur kurze Zeit ist es mir vergönnt gewesen, das Blatt zu leiten welches nach wie vor mein ungetheiltes Interesse beansprucht. Indem ich mich von den verehrlichen Lesern verabschiede, bitte ich, Herrn Adalbert von Majerszky das Vertrauen entgegen bringen zu wollen, dessen sich die Redaction des „D. D." von jeher erfreut hat, und hoffe, die mit vielen Lesern angeknüpften freundlichen Beziehungen auch für die Folge bestehen zu sehen.

Hochachtungsvoll ergebenst

Max Geissler.

Wachwitz-Dresden,
Weihnachten 1893.

An die Leser.

In's Deutsche Dichterheim zog bereits mit der vorigen Nummer abermals ein neuer Hausherr ein. Meinem geehrten Vorgänger, Herrn Max Geißler, war leider nur eine allzu kurze Wirkungszeit vergönnt; seine zarte Gesundheit litt die mannigfachen Erregungen und geistigen Anstrengungen nicht, welche die Führung einer Zeitung stets zur Folge hat.

Der neue Wirth will die Pforten des Dichterheims weiter bauen. Die neue Zeit hat neue Dichter mit neuen Gedanken, die auch neue Formen brauchen. Dem kühnen Schritte der Jugend wird die Pforte nicht ängstlich verschlossen bleiben, wenn Schönheit des Inhaltes und Geist mit Formvollendung sich paaren. Regellose Ungebundenheit und Häßlichkeitscultus sollen vor der Thüre bleiben. Eingang finde nur das Schöne, das Geistvolle, kurz: echte Poesie. Pocht diese an, dann wird nicht nach dem Namen des Gastes gefragt. Er wird willkommen sein im Heime der deutschen Dichter!

Unser Blatt wird keiner besonderen Richtung dienen. Es will ein Spiegel des jeweiligen dichterischen Schaffens werden und stellt sich zur Aufgabe, daß alle „Schulen". „Richtungen" und einzelnen hervorragenden Talente mit ihrem Besten in seinen Spalten vertreten seien. Nicht nur gebundene Rede, auch Prosa heißen wir willkommen, wenn sie in knappe Form gefaßt ist und Geist und Poesie in sich birgt. So möchte das „Deutsche Dichterheim" ein treues Bild aller Phasen unserer Dichtkunst werden, es will thatsächlich das sein, was es sich nennt: ein Heim der deutschen Dichter, ihr vornehmster Sammelpunkt, mögen ihre Klänge in Deutschland, Oesterreich oder in fremden Gauen ertönen.

Unser Blatt soll dann in allen litterarischen Kämpfen läuternd und versöhnend wirken, echte Kunst verbreitend und zur echten Kunst zurückführend, welche sich durch keine „Schule" Gesetze aufzwingen läßt, sondern einzig der dichterischen Individualität entspringt.

Daß es so werde, laden wir alle echten deutschen Dichter ein, die Bekanntesten und die Unbekanntesten, die Schwelle des Dichterheims ohne Stolz und ohne Zagen zu übertreten.

Wien, am 1. Januar 1894.

Adalbert von Majerszky.

Digitized by Google

Neues von Adolf Friedrich Graf von Schack.

Von **Karl Bienenstein.**

Es ist jetzt viel Streit in der Welt; mächtige Gegensätze ringen miteinander: im politischen Leben Capitalismus und Socialismus, im künstlerischen Realismus und Idealismus. Uns interessiren besonders die letzteren, soll doch aus ihrem Widerstreite ein neues Schönheitsideal erstehen, das unseren irrenden Seelen ein Fanal sei, dem wir zustreben müssen. Die alte Schönheit ist todt, hören wir tagtäglich und wir suchen nach einer neuen — haben sie aber bisher noch nicht gefunden. Diejenigen, welche den Naturalismus als die eigentliche Kunst betrachten, verleugnen den tiefen Zug der Menschennatur, in eine Welt zu flüchten, die frei von irdischen Mängeln ist, ein verlorenes Eden, in dem die Gegensätze versöhnt erscheinen in einer einzigen wunderbaren Harmonie. Dieser Zug nach Versöhnung in einem Etwas, das wir gemeinhin „Schönheit" nennen, ist der Menschenseele immanent, und eine Poesie, welche diese Schönheit pflegt, kann deshalb auch nie veralten.

Ein Meister solcher Poesie ist der im 79. Lebensjahre stehende Dichter Adolf Friedrich Graf von Schack. Die Gaben, die uns der reiche Geist des Dichters seit zwei Jahren beschieden, sind: zwei weitere Bände seiner gesammelten Werke, die epische Dichtung „Weltmorgen", das dramatische Gedicht „Das Jahr Eintausend" und „Sirius", ein Mysterium.

Schlagen wir den 7. Band der gesammelten Werke auf, so stoßen wir zuerst auf den Mythus „Memnon". Im Angesichte der tönenden Kolosse ist in dem Dichter die Idee entstanden zu den neunzehn Gesängen des Mythus, wie der sagenhafte Fürst Memnon seine Mutter Hetho sucht, wie sein tiefstes Wesen ihr entgegen strebt, bis er sie endlich findet und mit ihr in das Reich des Lichts einzieht. Dies zugleich der karge Stoff. Und was ist daraus geworden? Eine Dichtung voll der herrlichsten Bilder und Schilderungen und tiefsten Gedanken. Ein reiches, bewegtes Menschenleben, den höchsten Idealen zustrebend, hineingestellt in eine Zeit, deren mystischer Zauber zu genialem Ausdruck kommt, wird vor uns aufgerollt. Über die Farbenpracht, über die dichterische Sprache noch ein Wort zu reden, hieße Eulen nach Athen tragen. Nur einem Bedenken sei hier Raum gegeben: es ist die ausschließliche Anwendung der dreizeiligen Strophe in einer größeren epischen Dichtung. Das Breite, Behäbige der epischen Darstellung soll sich auch im Strophenbau ausdrücken. Der etwaige Einwand, daß auch z. B. Dante seine große Dichtung in derselben Form schrieb, kann daran nichts ändern, da ja bei Dante das philosophische Element das epische überwiegt.

An Memnon schließen sich unter dem Titel „Aus zwei Welten" kleinere Erzählungen und Bilder. Besonders hervorheben möchte ich aus ihnen „Die Villa der Thränen". Die Dichtung behandelt die herzbewegende Geschichte von König Pedro und seiner geliebten Ines. Alles, was der Dichter an schwermuthsvollen Lauten besitzt, hat er vereinigt in diesem Gedichte, das zu den schönsten der Schack'schen Muse zählt. Wie weich und innig klingt schon das Präludium:

O Garteneinsamkeit, du blühendes Eden
An des Mondego schwermuthvollem Strand,
Wo noch die Büsche von der Liebe reden,
In der mit Ines Pedro sich verband.
Die Quelle dort, die sie den Thränenbronnen
Bis heute nennen, rauscht noch von dem Weh,
Das sie getrennt nach allzu kurzen Wonnen.

Eine erschütternde Dichtung ist dann „Der Tod des Dichters", in der uns der unglückliche Hölderlin in seinen letzten Augenblicken vorgeführt wird. Daran schließen sich als besonders nennenswerth: „Das Gesicht des Franz Xaver", „Auf dem Felsen" und „Lorbeer und Dornenkrone". Weitere „Erzählungen und Dichtungen" bringt der Schluß des 8. Bandes. Unter ihnen sind von besonderer Schönheit das rührende Jugendidyll „Der Hirtenknabe" und „Mysterien der Seele", ein Gedicht, das uns in lebendiger Weise die Stürme schildert, welche eine junge, der Kunst geweihte Seele bestehen muß, um sich den Glauben an das Ideal zu erhalten, das in Gestalt einer todten Jugendliebe, der Beatrice Dante's gleich, endlich den Sieg über die düstere Skepsis davonträgt. Dichtungen voll Plastik und Leben sind dann das „Wappenschild" und „Die Kaiserstochter". Die Abtheilung schließt mit dem „Morgen auf Pathmos", in dessen Schlußgesang des Dichters Überzeugung von einem zukünftigen Weltalter, in dem alles, was die heutige Menschheit drückt, gewichen ist, zu Worte kommt.

Das jüngste epische Werk des Dichtergrafen ist „Weltmorgen". Was er mit diesem Werke gewollt, sagt er in der an Anna von Lepel gerichteten, einleitenden Epistel. Wie wir dies bei Schack gewohnt sind, hat er auch diesmal einen bedeuten-

Digitized by Google

den Stoff für seine Dichtung gewählt. Das Zeitalter der Entdeckungen wird in allen seinen epochemachenden Ereignissen vor uns aufgerollt, ein Riesengemälde von Meisterhand. Die Hauptfigur, der die künstlerische Einheit des Ganzen vermittelnde Held ist Egon, ein Johanniter. Von der Burschenherrlichkeit Alt-Heidelbergs folgen wir Egon in die Kämpfe mit den Piraten Moreas, nehmen an den Kämpfen der Mainoten gegen die Osmanen theil, fühlen den klaren Geist griechischer Bildung auf uns wirken wie einen Zaubertrank und landen endlich auf Rhodos, dem Ziele des Ritters. Die Scenen, welche den erbitterten Kampf um Rhodos und den endlichen Fall der Insel schildern, gehören zu den schönsten der Dichtung. In prächtig abgetönten, dem Gange der Handlung zwanglos eingefügten Bildern, werden dann die einzelnen für das kulturgeschichtliche Bild jener Zeit wichtigen Ereignisse vorgeführt; so die Gründung der Gesellschaft Jesu, die Reformation, das kirchliche Leben unter Leo X. und Clemens VII., die Entdeckung Amerikas und die großartigen Umwälzungen auf dem Gebiete der Astronomie. Ich stehe nicht an, Weltmorgen als die schönste Blüthe der Epik des Grafen zu bezeichnen. Diese Dichtung steht nicht nur den Plejaden ebenbürtig zur Seite in Bezug auf künstlerische Durchführung, sondern sie fordert einen noch wärmeren Antheil heraus, da ja der Held ein Deutscher ist, dessen Denken das unsere ist, und da ja wir auch noch im Jahrhundert der Wissenschaft viel von der Bildung jener so wildbewegten verrauschten Epoche zehren. Nicht wenig trägt zur Wirkung des Ganzen das Metrum bei mit seinem angenehmen Tonfall der fünffüßigen trochäischen Verse.

Fassen wir also die neue Epik Schack's zusammen, so haben wir: das wundervolle Epos „Weltmorgen", die hochbedeutsame Mythe „Memnon" und einige schöne kleinere Dichtungen. Von den anderen Dichtungen letzterer Art gilt dasselbe, was ich an anderer Stelle einmal über die „Tag- und Nachtstücke" sagte. Ihr Werth liegt darin, daß sie Documente hiefür sind, wie Schack selbst das Unbedeutende und Gehaltlose, sowie seine philosophischen Gedanken in eine anziehende Form bringt. Größeren Werth wird er ihnen selbst auch nicht beilegen.

Außer den epischen, hat Graf Schack besonders seine dramatischen Dichtungen um mehrere werthvolle Nummern vermehrt. Ich wende mich zuerst den Lustspielen zu. Es sind deren fünf, die sich würdig an „Cancan" und den „Kaiserboten" anschließen: Ein Hofstaat, der Magier, Willi, das Fastnachtspiel, ein Volksfest am Aetna und ein modernes Satyrspiel „Menschen und Affen". Der Dreiakter „Ein Hofstaat" führt uns in eines jener kleinen Fürstenthümer, deren Anzahl der Karte Deutschlands einst das Ansehen eines Harlekingewandes gab. Fürst Ernst von Laubach steht vor dem Untergang seines fürstlichen Daseins, als ihm der Besuch seines Vetters, des Herzogs von Hochheim und dessen Schwester Clotilde und bald darauf auch die Ankunft des hessischen Ministers Trenk und dessen Gemahlin gemeldet wird. Um den prunkliebenden Herzog nun mit einem Hofstaat empfangen zu können, erbietet sich der gerade anwesende und dem Fürsten zu Dank verpflichtete Steinemann, Director einer Schauspielertruppe, mit letzterer den Hofstaat zu posieren. Und es gelingt vortrefflich. Der schlaue Schauspieler Trank weiß als Baron von Blumenthal die Eifersucht des alten Hessenministers Trenk derart zu erregen, daß dieser besorgt um den Verlust seines zwanzigjährigen Weibchens nicht nur den Zollvertrag zu Gunsten des Fürstenthums Laubach abschließt, sondern auch einen Brief an den Herzog schreibt, in dem er die Werbung seines Herrn um Clotilde zurückzieht, deren Hand und reiche Mitgift nun dem Fürsten Ernst zufallen, nachdem er ohnehin längst ihr Herz besitzt. So endet alles zur vollen Zufriedenheit. „Ein Hofstaat" ist in frischem, flottem Zuge geschrieben, der die Fabulierkunst Schack's aufs Glänzendste beweist. Der eifersüchtige Minister und sein liebebedürftiges Weibchen sind köstliche Figuren, und das Stück müßte von guten Schauspielern dargestellt einen vollen Erfolg erringen.

Stoffverwandt mit dem besprochenen Lustspiele ist der Einakter „Der Magier". Rudolf Elcho, ein eben aus dem Orient zurückgekommener Kaufmann hilft durch seine kühne Schlauheit seinem Freunde Franz von Sontheim nicht nur zu seiner geliebten Emma, sondern auch zu hervorragendem Reichthum. „Der Magier" ist das Werk eines übersprudelnden, lebensfreudigen Humors, der die kühnsten Situationen schafft und sich schon äußerlich im Wechsel des Versmaßes kennzeichnet.

Prächtig ist ferner das historische Lustspiel „Willi". Es stellt das Leben Willi's als Küchenjunge in York dar. Willi ist jener Hirt, der von den Feinden Heinrichs VII. als der rechtmäßige Nachfolger Edward IV. ausgegeben wurde und gegen Heinrich die entscheidende Schlacht verlor, weil er am Abend vor der Schlacht durch einen Brief seines Erziehers über seine wahre Herkunft aufgeklärt wird und nun im Bewußtsein der Rechtlosigkeit seines Kampfes den Muth verliert. „Willi" ist ein lebensvolles, humorstrotzendes Bild aus der Kleinstädterei Alt-Englands, das unwillkürlich an die Komödien Shakespeares erinnert.

Einer ganz eigenartigen Richtung gehören das Fastnachtsspiel „Ein Volksfest am

Digitized by Google

Aetna" und das Satyrspiel „Menschen und Affen" an. Ein grotesker Humor, wie er uns aus manchen Bildern Böcklins anblickt, ist Vater dieser beiden Dichtungen. Das erstere lehnt sich an eine sicilianische Volkssage an. Zwei Cyklopen verhelfen einem deutschen Maler zur Flucht mit des Gastwirths Töchterlein. Das Stück ist ein toller Carneval von buntesten Scenen, wie wir ihn bei Schack nie gesucht hätten. Noch bunter geht es in dem zweiten Stücke zu. Zugleich ist es aber der Ausfluß eines scharfen kritischen Geistes, der von seiner Höhe auf das Satyrspiel des modernsten Lebens herabsieht und dasselbe in geistreicher und beißender Weise verspottet.

An diese Lustspiele reihen sich die dramatischen Werke ernster Richtung: der Einakter „Der Johanniter", das Trauerspiel „Walpurga" und die neuesten Dichtungen „Das Jahr Eintausend" und „Sirius". Der Inhalt des Johanniters ist der: Oberst Sternberg liebt Katharina, die Tochter des Herzogs Wilhelm. Da aber der standesstolze Vater eine Verbindung der beiden nie zugeben würde, beschließen sie die Flucht. Zu derselben soll ihnen ein Aberglaube behilflich werden. Man erzählt nämlich, daß, sobald ein Sproß des herzoglichen Hauses dem Tode nahe sei, sich ein Ahne des Hauses in Johannitertracht sehen lasse. Sternberg will nun in dieser Verkleidung die Flucht bewerkstelligen. Sie wird aber dadurch vereitelt, daß der Erbgraf Theobald, der als Major in des Herzogs Diensten steht, den Oberst in seiner Verkleidung niederstoßt. Katharina vergiftet sich an der Leiche. So hat sich also noch einmal die Familiensage bewahrheitet. Der Grundgedanke, daß sich jede Speculation auf die Thorheit der Menschen bitter rächt und daß sie eines ehrlichen Mannes unwürdig ist, ist in der schönsten Art durchgeführt.

(Schluß folgt.)

Sanct Peter.

Eine Allegorie

Herrn P. K. Rosegger hochachtungsvoll zugeeignet.

Widmung.

Von Deinem Namensbruder will erzählen
Ich Sitt' und Art, wie er am Himmelsthor
Die Seelen weist nach wohlverdienten Sälen
Und ihren Reden leiht sein willig Ohr.
Zwar wünsch' ich nicht, daß Dir's bald mag begegnen,
Doch ist's auch Dir beschieden dermaleinst,
Gewiß wird er dann Deinen Eingang segnen,
Wird ausgehorcht Dich haben, eh' Du's meinst,
Und sicher kommst, als Hutten Du von Steier,
Zum Extra-Himmel, Petri Kettenfeier!

Zum Himmel droben, zum Bestimmungsorte
Verklärter Seelen, kam einst solche Schar
Und sie empfing Sankt Peter an der Pforte,
Wie seines Ehrenamtes immerdar,
Und wie er pflegt' von jeher es zu halten,
Er jede sorglich um ihr Los befrug.
Zwar ist's Gewohnheit nur vom treuen Alten,
Ein letzter Prüfstein noch für Lug und Trug,
Denn in des Himmels goldnem Buch geschrieben
Steht Tag für Tag, wie es der Mensch getrieben.

Digitized by Google

Voll Würde sprach die Erste: „Herr Konfrater,
„Gleich Euch war ich ein frommer Gottesknecht.
„Die heil'ge Schrift, die Dogmen mir Berather
„Und stets gewahrt hab' ich der Kirche Recht.
„Manch räudig Schaf, das sich vom Pfad verloren,
„Führt' ich zurück zu seiner Seele Heil.
„Des Lohnes werth bin ich und auserkoren,
„Zur Rechten Gottes, hoff' ich, ist mein Theil."
Er schwieg. Und Petrus fragte unbefangen:
‚In Lieb' und Güte wär's doch stets gegangen?'

„Mein Herr Konfrater, daran nicht zu denken,"
So eifert jener, „welch ein sündig Heer
„Nennt heut sich Menschheit, und um es zu lenken
„Bedarf's der Kirchenstrafen viel und schwer;
„Durch scharfe Zucht nach Konsistorii Willen,
„Und nimmer läßig, hab' ich es vollbracht!"
Sankt Peter nickte, unterm Bart im stillen
Hat er ein wenig vor sich hingelacht,
Dann wies er freundlich zu Hochwürdens Schrecke
Im ersten Himmel ihm die... rechte Ecke.

Doch schnell gefaßt begann zu remonstrieren
Das Kirchenlicht: „Kollega, denkt daran,
„Sie gaben selbst, so viel ich weiß, den Ihren
„Von scharfer Zucht Exempla dann und wann."
Sankt Peter schmunzelte: „Aus diesem Grunde,
„Für's Läugnen ausserdem, bin, wie bekannt,
„Derweil ihr selig drinnen jede Stunde,
„Ich Thor ans Thor in Ewigkeit gebannt!"
Still in sein Schicksal hat sich drauf ergeben,
Der stetig Rufer war in Streit und Leben.

Nicht minder selbstbewußt der Seelen zweite
Laut rühmte ihre allzeit offne Hand,
Wie reichlich Spenden sie an Spenden reihte
Und auf zum Himmel schlang manch' gülden Band.
Daß von Kollekten keine existiere,
In der ihr Nam' mit stolzen Ziffern fehlt,
Und was die Welt durch ihren Tod verliere,
Das würde Kindeskindern noch erzählt.—
Sankt Peter nickte: „Zweiter Himmel hinten,
‚Da wirst Du Dich bei Deinesgleichen finden.'

„Wie", rief gekränkt, die also leicht befunden,
„Nicht höher werd' im Himmel ich geschätzt?
„Ich hab', mein letzter Wille kann's bekunden,
„Noch Summen milden Zwecken ausgesetzt!"
Sankt Peter schmunzelte: Gieb Dich zufrieden,
„Wohlthätigkeit war Mittel Dir zum Zweck,
„Was kann der Himmel Dir Besondres bieten,

Digitized by Google

„Im Leben nahmst Du Deinen Lohn vorweg.
„Den Werth genau mißt himmlisches Vergelten,
„Drum sei gescheit und laß das ird'sche Schelten."

Die dritte Seele, ohne lang zu prahlen,
Begann: „Ich mußt' als braver Handwerksmann
„Mein Lebtag schaffen brav, brav Steuern zahlen,
„Doch Dank dem braven Weib, ging's brav voran.
„Gab es am Tage Zwist mal zwischen beiden,
„Vertrugen wir uns ohne Groll zur Nacht,
„Noch manchen Feiertag, kann's nicht bestreiten
„Hab' in der Werkstatt thätig ich verbracht."
Sankt Peter strich den Bart: „Soweit ist's richtig,
„Doch warst auch sonst Du mit.. dem Mundwerk tüchtig."

Unschlüßig sah der Meister auf den Alten,
Dann rief er frank und frei: „Steht's in dem Buch,
„Daß ich nicht immer an mich konnte halten,
„Je nun, Ihr kennt ja s' Handwerkfach, ein Fluch
„Ist in der Rage flink dem Maul entfahren,
„Doch meiner Treu, und wenns auch anders scheint,
„Ich schwör es Euch bei Euren weißen Haaren,
„Nie — Bomben=Element — war's bös gemeint!" —
Ihn sandte Petrus nach der Himmel dritten
Mit der Verwarnung ‚Fluchen nicht gelitten!'

Die Seele vier, mit Zittern und mit Zagen
Trat sie zu dem gestrengen Pförtner her.
Ihr ward zu schwer der Liebe Leid zu tragen
Und mit sich selber senkte sie's ins Meer.
Ins Meer darinnen Sturm den Schatz gebettet,
Und sie gestand, wie sie in Frevelmuth
Auf Gott gescholten, der ihn nicht errettet....
Zum vierten Himmel hat das junge Blut
Mit mildem Ernst Sankt Peter hin entsendet:
‚Dort harret Deiner, der Dir Tröstung spendet!'

„Ach, alter Herr," begann die fünfte Seele
Halb keck, halb scheu, „es ist das alte Lied,
„Wer leichten Sinns und ungern trockner·Kehle,
„Gehört wohl kaum ins himmlische Gebiet.
„Die Welt durchstreifte ich, die wunderfeine,
„Und freute mich der Hymnen der Natur,
„Zwar haften blieb am rollenden Gesteine
„Vom Moos — Ihr wißt es — niemals eine Spur;
„Doch dafür nistet drunter kein Gewürme,
„Nun, und von Kirchen kenn' ich doch — die Thürme."

‚Wär' höllisch wenig für ein himmlisch Erbe,'
Im Buche blätternd Herr Sankt Peter brummt,
‚Hast sonst Du gar nichts weiter auf der Kerbe?' —

Digitized by Google

Und als der andere beschämt verstummt,
Da hat der Alte vor sich hin gelesen:
‚X X, der Sausewind nahm hülfreich an,
‚Obgleich's ein armer Krüppel nur gewesen,
‚Sich eines hart Gestürzten, dann und dann'...
‚Nun ja — war Menschenpflicht — ein scheuer Schimmel —'
‚So stimmt's, marsch, Kamerad, zum fünften Himmel!'

Ein kümmerlich Gewächs der Schattenseite,
Das stets der Sorge saß im dürren Schoß,
War Seele sechs. Sie ward geboren, freite
Und starb zuletzt — ein Hungervirtuos.
Der erst' und letzte nicht vom Lehrerstande,
Und dennoch dankerfüllt das arme Herz,
Daß, eh ihn selbst der Tod von hinnen bannte,
Voraus die Seinen wallten himmelwärts.
Nun wär's vorbei für Alle mit Kasteien,
Mit Krankheit, Noth und Trübsals-Litaneien.

Schon wollte Petrus ihn zur Himmel sechsten
Verweisen mitleidsvoll, als ängstlich rief
Der arme Schelm: „Ach Herr, fürwahr wir fechsten
„Nie reichlich Hanf und Flachs, in Schulden tief
„Bin ich den Gläub'gern schließlich weg gestorben,
„Und ob der Nachlaß reicht, ich glaub' es kaum — —"
Sankt Peter lächelte: „Du hast erworben
„Als gläub'ger Dulder Dir den Himmelsraum.
„Im ird'schen Soll und Haben sind die Schulden
„Dir aufgewogen durch Dein Mehr an Dulden."

Heißtrocknen Blickes harrte gottergeben
Die letzte, ein vergrämtes Mütterlein.
Nach kurzem Eheglück und Liebeleben
Ließ sie der Gatte in der Welt allein.
Des Vaters Ebenbild, dem einz'gen Sohne,
War fürderhin ihr ganzes Sein geweiht,
Vertrauend felsenfest, daß einst er lohne
Ihr lebenslang das still getragne Leid.
So sah sie wachsen ihn, gedeihen, werden,
Und nach dem höchsten griff er kühn auf Erden.

Er zwang das Glück, warb Weib und Gold und Würde,
Doch Hoffarths Stolz zwang ihn. Mit hartem Wort
Trieb er der Mutter alterläst'ge Bürde
Von seines Hauses Schwelle herzlos fort.
Fern blieb sogar er in der letzten Stunde,
Sie starb verschmäht — verschmäht vom eignen Kind. —
Die Stimme brach ihr, und die todeswunde
Umfing Sankt Peter grollend zorngesinnt:
‚Bei Gott, und ewig soll er dafür büßen!' —
Sie schrack zusammen, sank zu seinen Füßen:

Digitized by Google

„Herr, Herr, o Herr", und ihre Thränen rannen,
„Er irrt wohl nur, einst war er brav und gut,
„Er wird es wieder werden, nehmt von dannen
„Ihn nicht im Zorn — es ist mein Fleisch und Blut!"
Von Petrus Stirne schwand die grimme Falte,
Wie einst vor Kaiphas' Hof ward weich sein Sinn,
Zur Himmel höchsten führte selbst der Alte
Der Seelen letzte: „Goldherz, zieh dahin,
‚Verkünd's dem Herrgott mit der Macht der Zähren,
‚Wie Mutter-Lieb' und Treue sich bewähren!'

A. Sonnemann.

Thränenlos.

Thränen, Thränen, wilde Fluthen,
Warum stürzt ihr nicht hervor,
Zu verlöschen diese Gluthen!
Ringt kein Schluchzen sich empor?

Brecht die Dämme und die Schranken
Und befreit was schwer beengt!
Spendet Thau dem sehnsuchtskranken,
Wunden Herzen, schmerzversengt!

Immer schwerer, düstrer ballen
Sich die Wolken, wie zur Schlacht.
Stürme tosen, Donner hallen,
Blitze zucken durch die Nacht.

Und kein Regen stillt das Sehnen,
Diese schwüle, bange Pein!
Thränen, Thränen, milde Thränen,
Quellt hervor mich zu befrein!

Adalbert v. Majerszky.

Bundeslied der Landwirthe.

(Gedichtet für das „Commersbuch deutscher Landwirthe.")

Mel: „Strömt herbei, ihr Völkerschaaren!"

Einem unter allen Ständen
Zolle ich den ersten Preis:
Dem, der mit erprobten Händen
Alle nährt durch seinen Fleiß;
Dem, der unsrer Mutter Erde
Samen streut und Frucht entnimmt,
Wie es nach der Schöpfung „Werde!"
Gott im Paradies bestimmt;

Und wie Gottes Wort ergehet
Nach der Sintfluth Hochverlauf:
„Nie, so lang' die Erde stehet,
Höre Saat und Ernte auf!"
Ja, der älteste der Stände
Wird zugleich der letzte sein:
Was auch die Cultur vollende, —
Nur durch ihn kann sie gedeihn.

Schloß einst durch den Regenbogen
Gott mit Noah seinen Bund,
Bleibe er auch hold gewogen
Dem von uns bebauten Grund!
Unsrem Mühen, unsrem Ringen
Werde reichste Frucht zu Theil!
Und so laßt die Gläser klingen:
Heil dem Landbau, dreimal Heil!

Otto Franz Henstchen.

Digitized by Google

Der sterbende Becher.

Reich mir den Becher Freund
Will noch mal trinken! —
Siehst du — die Schatten nicht.
Drüben mir winken?

Lieber Freund spute dich, —
Schnell her den Becher, —
Riesengroß nahen die
Schatten dem Zecher!

Muß den geschieden sein
Von dieser Erden, —
Möcht noch ein einzig mal
Selig hier werden!

Lechzend umfängt der Mund
Goldene Labe.
Weihevoll schlürfend die
Göttliche Gabe.

Hell um das Antlitz spielt
Himmlisches Lächeln,
Während der Stirne Gluth
Schatten umfächeln.

Selig zur Seligkeit
Schließen die Lippen,
Heimlich mit Noah dort
Nectar zu nippen.

Hermann Schäfer.

Verlassen.

Nach dem Vlämischen.

Wo in der Straße fremd der Fußtritt hallt
Und üppges Gras, fortwährend ungestört,
Mit grünem Rand die grauen Stein' umzieht,
Dort steht, gar öd, das längst verlassne Haus.
Die Fenster blinken blau im Mondenlicht
Und starren seelenlos mit todtem Blick,
Dem Blick von Augen, die kein Licht mehr sehn,
Dem Blick des Armen, der sich blind geweint.
Vom hohen Thurm der alten Kirch herab,
Der grau sich in die Nacht aufreckt, ertönt
Hin ob der Stadt das alte Glockenspiel,
Und wehmuthweich, indes rings Alles schweigt,
Klagt, fern verhallend, sanfter Geigenton.

Helene Swarth.

Zur Zeit.

Naht der Sturm mit düstern Rauschen,
Vöglein ängstlich duckend lauschen
In den schwanken Zweigen!
Doch die dürren Blätter hasten
Auszuflattern ohne Rasten,
Gaukeln tollen Reigen!

Laß die Sonne doch nur grüßen —
Vöglein fliegen rasch mit süßen
Himmelsfreud'gen Tönen!
Das Verworfne morscht im Staube,
Mit dem Edlen wächst der Glaube:
Sieg wird allem Schönen!

August Silberstein.

Digitized by Google

Auf einsamer Heide.

In Sturm und Wetter
Gingen wir beide
Seligen Herzens
Über die Heide.

Wie wilde Dämonen,
Eine finstere Heerde,
Rasten die Stürme
Über die Erde.

Und Wolken am Himmel
Sich drohend ballten
Zu Riesenleibern
Und Schreckgestalten.

Du schmiegtest dich zitternd
An meine Seite,
Und angstvoll irrte
Dein Blick ins Weite.

In Sturm und Wetter
Auf einsamer Heide
Schlossen fürs Leben
Den Bund wir beide.

Die leisen Seufzer,
Die stillen Klagen
Hat brausend von dannen
Der Sturm getragen.

Zum süßen Kosen,
Zum Liebesgeflüster
Rauschte die Heide
So wild und düster.

Den Hals umschlangen
Mir deine Arme —
So sei es immer
In Freud und im Harme.

Mit meinem Leben
Will ich dich hüten
Vor Noth und Sorgen,
Vor Sturmeswüthen.

Ich will dich schützen
Vor Trug und Gefahren,
Dein süßes, weiches
Herz dir bewahren.

Seligen Herzens
Gingen wir beide
In Sturm und Wetter
Über die Heide.

Fritz Weber.

An ein Stammbuch.

Dein Frühling sei immer an Hoffnung reich,
An Liebe, an Knospen und Blüthen!
Dein Sommer dem reichen Ernteschatz gleich,
Den Du in der Scheuer magst hüten!
Dein Herbst sei wie echter Rheinwein so klar,
Gereift sei Dein Glück gleich den Reben!
So schön, wie das Christfest der Kindheit war,
So schön sei Dein Winter im Leben!

Albrecht Schulze.

Digitized by Google

Die Eisbahn.

Lockende Klänge
Riefen die Menge
Hin auf die Bahn mit dem spiegelnden Eis.
Über die weiten
Flächen zu gleiten
Oder sich zierlich zu schwingen im Kreis!

Welches Entzücken
Schon sich zu bücken
Nah an des reizenden Mädchens Gewand,
Und ihr den hellen
Stahl an die schnellen
Füße zu schnallen mit zitternder Hand

Fort dann zu fliegen
Und sich zu wiegen
Neben der Holden mit klopfender Brust,
Scherzend zu lachen
Und zu entfachen
Kraft und Gesundheit und feurige Lust!

„So durch das Leben
Denkt er zu schweben!"
Und wo der Lärm nur von ferne noch rauscht —
Seid zu beneiden
Zwischen den Beiden
Fallende Flocken, was dort ihr belauscht!

Heinrich Kruse.

Märchen.

Nun sind die Rosen und Nelken verblüht,
Es blaut der Himmel so blaß, so müd,
Im Walde schweigen die Lieder.
Es stehen im Froste die Bäume so bloß,
Die Stürme rissen die Blätter los
Und wirbeln sie hin und wieder.

Laß ächzen die Blätter, laß sausen den Wind,
Ich halt dich geborgen, geliebtes Kind,
In meinen starken Armen.
Uns macht nicht bange der Wettergraus,
Löscht nimmer die Flamme der Liebe aus,
Dran unsere Herzen erwarmen.

Und schaut die Dämmrung ins Stübchen herein,
Sie findet uns Beide selig allein,

Digitized by Google

Ein goldenes Märchen ersinnen:
Wie einst ein König im Morgenland
Im Walde die schönste Schäferin fand,
Und wie er die Holde thät minnen.

Und weiter und weiter spinnt es sich fort,
Es drängt ohn' Stocken sich Wort um Wort,
Das Glück der Liebsten zu weben. —
Da schwinden die Stunden uns wie im Traum,
Und wir merken es Beide vor Wonne kaum,
Wie selber das Märchen wir leben.

Paul Heinicke.

Bücherschau.

Anton Ohorn. Wenn sich zwei Herzen scheiden. Roman. Chemnitz. B. Richters's Verlag 1893. Der neue Roman Ohorn's ist ein fesselnd und anmuthig geschriebenes Buch, das jeden Leser erfreuen wird. Er gehört zur besseren Unterhaltungslektüre und der Verfasser selbst wird sich wohl kaum die Aufgabe gestellt haben, ein künstlerisches Abbild des Lebens und seiner Kämpfe zu geben. Aus diesem Grunde wollen wir ihm nachtragen, daß die psychologische Zeichnung seiner Charaktere nicht immer ganz der Wahrheit entspricht. Da ist einmal Graf Corrodi, der schlecht ist vom Haupt bis zu den Zehen. Jedes seiner Worte ist Haß und Neid, jede seiner Thaten Feigheit und Niederträchtigkeit. Wenn er jähzornig wird, „brennt in seinem Antlitz die unheimliche Narbe". Er ist der zum Menschen gewordene Ahriman. Ihm gegenüber steht Baron Tautenhain, ein nobler, feinsinniger Mann. Jedes seiner Worte verrät ein edles Gemüt, er vollbringt so hochherzige Thaten und Rettungswerke, daß er gewiß zum Ehrenpräsidenten der Wiener Freiwilligen Rettungsgesellschaft ernannt worden wäre, wenn es eine solche im Jahre 1848 gegeben hätte. Er ist Ormuzd in Person. Daß Ormuzd schließlich über Ahriman siegt, ist nach der Anlage des Romanes nicht anders zu erwarten. Wie der Dachdecker oder Ziegelbrenner nach vollbrachtem Tagewerk, erhält die Tugend im letzten Kapitel gewisser Werke ihren Lohn auf die Hand ausbezahlt. Sonst könnte man ja das Buch nicht „mit Befriedigung aus der Hand legen". Die Sprache Ohorn's ist klar und fließend und manchmal poetisch schön. Allerdings wiegt sich (Seite 10) die glänzende Gesellschaft auf den Tonwellen von Mozart's sonniger C-moll-Sonate. Die etwas anspruchsvolle „glänzende Gesellschaft" hätte sich doch mit Schaukelstühlen begnügen können. Der Roman spielt im Jahre 1848 in Oesterreich. Damals ging es in Wien etwas bunt zu. Der Kaiser verließ im October 1848 das Schloß Schönbrunn, um sich nach Olmütz zu begeben. Rebellische Bauern versperren ihm bei Stein an der Donau den Weg. Der brave Baron Tautenhain sprengt an der Spitze seiner Bauernschaar zum Entsatze des Kaisers heran. „Es lebe Kaiser Franz!" schallt es aus der Mitte seiner Schaar, und immer lauter erklingt ihr Feldgeschrei: Es lebe Kaiser Franz! (S. 209, 210). Die Rebellen ergreifen die Flucht, wahrscheinlich aus Schrecken über die mangelhaften historischen Kenntnisse des Baron Tautenhain, der offenbar durch seine vielen edelmüthigen Handlungen und Rettungswerke allzusehr in Anspruch genommen, ganz übersehen hatte, daß Kaiser Franz seit 1835 nicht mehr lebe. Diese Episode soll übrigens, wie es in der Anmerkung (S. 211) heißt, „historisch" sein. Und trotzdem schätze ich den Dichter Ohorn sehr hoch. „Gewöhnlich", so sagt einmal Baron Tautenhain, „gleicht das, was man Liebe nennt, den Blumen, die uns durch Luft und Farbenglanz entzücken, so lange der Sonnenschein ihnen lacht, die aber bei dem ersten rauhen Herbstwind oder beim Wintersturm verwelken und verfallen . . . Aber es gibt auch eine Blume, die heißt Weihnachtsrose, denn um das Christfest öffnet sie fromm und still die weißen Blüthen, die unter dem Schnee keimen und treiben. Ja sie mag das Sinnbild der echten Liebe sein, die durch Frost und Eis,

Digitized by Google

durch Sturm und Drang sich nicht abschrecken läßt, zu blühen und zu beglücken ..." Und dieser Weihnachtsrose gleicht vielleicht nicht nur die echte Liebe, sondern auch die echte Dichtkunst. Mag der Dichter sein Saatkorn auch in ungünstigen Boden streuen, durch Frost und Eis, durch Sturm und Drang sprießt es doch empor zu reiner, duftiger Blüthe.

Hanns Weber.

Arthur von Wallpach. Im Sommersturm. Gedichte. München. Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co. Das sind nicht Gedichte eines Jünglings, der noch ganz von den Schicksalen seines eigenen Herzens in Anspruch genommen wird, sondern Gedichte eines gereiften Mannes, der mit theilnehmendem und verständnißvollem Auge hinausblickt in die Welt. Er haßt „das öde Gesimpel von Liebe und Liebesweh", das „ewige Schwerenöthen mit Heine'schem Winselrefrain", die „Jammergestalten, die mit gewärmtem, lyrischem Kohl hausieren". Er nimmt die Welt, wie sie ist, und weiß, daß der Kampf um die hohen Güter des Lebens die Aufgabe des Mannes ist:

„Das Sein ist ernst und unerbittlich.
Weh dem, der weichlich es verpraßt.
Nicht Sanftheit will die Welt vom Manne,
Sie fordert, daß er kämpft und haßt".

Doch der Dichter kämpft und haßt nur aus Liebe zum Recht und zum Vaterlande:

„Als Fußsoldat will ich mich werben
In's Dichterheer, zum Kampf um's Recht,
Will zornig streiten, freudig sterben
Für dich, zukünftiges Geschlecht".

Es beseelt ihn die wahre Vaterlandsliebe, welche nicht die Mächtigen allein, sondern vor Allem den bedrückten Theil des Volkes umfaßt, die sich nicht in eitlen Phrasen des Lobes ergeht, sondern wachsam und treu jeden Fehler aufdeckt und tadelt.

Die Zustände allerdings, die er als Ideal preist, liegen noch fern in der Zukunft:

„O deutsche Menschen sagt, wann seid ihr frei?
Von Kindheit auf zur Sklaverei verdammt,
In Kirche, Schule, Ehe und Partei,
Schleppt ihr voll Dünkel euch durch Rang und Amt.

Blutleer ward euer Denken. Euch entmannt
Die kleinlich zaudernde Besonnenheit;
In alter Vorurtheile Haft gebannt
Staut ihr entgegen euch dem Strom der Zeit.

Doch zwischen euch erwächst schon ein Geschlecht,
Das sich die neuen Werthe selber prägt
Und nichts nach eurem vieldeutbaren Recht,
Nach eurer kümmerlichen Tugend frägt.

Das keinem Volksgenossen es verwehrt
Selber zu steuern seines Lebens Fahrt
Und das nur Eines rücksichtslos begehrt:
Ganz auszuleben seine Eigenart".

Und doch findet der Dichter, dem Spott und Tadel so herb von den Lippen fließen, innige Worte, um sein geliebtes Heimathland Tirol, seine herrlichen Berge zu preisen. Nur sagt er, wie ich glaube, nicht ganz mit Recht:

„Wenn vom Tirolervolk die Rede geht,
Denkt ihr an Weihrauchwolken und Gebet,
Denkt an den Jesuitenhut erschreckt,
Von dem es heißt, daß er das Land bedeckt."

Das „muskelstarke", „nervenfrische Volk" der Tiroler hat manchen bedeutenden Künstler und Dichter hervorgebracht. Das gedankenreiche Buch Arthur von Wallpachs aber ist in hohem Grade geeignet, die Theilnahme für das geistige Leben dieses kerngesunden Landes in allen deutschen Gauen zu fördern und zu heben.

Hanns Weber.

Kinder des Dorfs. Roman in 2 Bänden von **M. Temmel**. (Chemnitz, B. Richter's Verlag, 1893.) Wenn, wie wir vermuthen, der Roman ein Erstlingswerk ist, so hat sich der Verfasser damit recht vortheilhaft eingeführt. Das Grundmotiv ist zwar nicht ganz neu, aber es ist in glücklicher Weise erfaßt und durchgeführt. Die gesellschaftlichen Verhältnisse der vornehmen Kreise, sowie das schlichte Behagen ländlicher Beziehungen erscheinen trefflich geschildert, und die Persönlichkeiten sind mit Sicherheit und Klarheit gezeichnet, so daß die ganze Entwicklung spannend und doch natürlich ist und die Geschichte jenes wahren und gesunden Realismus nicht entbehrt, der zur künstlerischen Ausgestaltung nöthig ist. Und wie der Verfasser seinen Stoff beherrscht, so verdient auch die Form alle Anerkennung. Die Darstellung ist frisch und lebendig bewegt und die Sprache, welche Wärme, poetische Anmuth und vornehme Klarheit besitzt, wird allen Situationen völlig gerecht. Alles in Allem: Es ist ein gutes Buch, dessen Ausstattung, wie bei allen Werken des B. Richter'schen Verlags, in jeder Weise würdig und geschmackvoll ist.

Anton Ohorn.

Digitized by Google

Briefschalter.

E. v. M. in St. P. Sie haben Talent und gute Ideen, sind aber hie und da noch unsicher im Ausdrucke. Wir glauben, daß Sie uns noch ganz Vollkommenes liefern werden, darum lehnen wir heute ab.

K. v. W. in H—m. Einiges sehr gelungen, anderes sehr ungenügend, z. B. der Reim: „Ursprung hat — Ungenad". Vielleicht entschließen Sie sich, das Poëm zu verbessern. Nie darf ein Dichter von seinem Stoffe so eingenommen sein, daß er glauben könnte, dem Stoffe zuliebe würden ihm Formfehler nachgesehen werden, weil er zu träge war, eine tadellose Form so lange zu suchen, bis er sie gefunden hat.

F. le F. in A. „Sommertag" angenommen. Im „Blumenstrauß" ist die letzte Zeile unklar. Warum ein „schwindend" Geschlecht? „Sonnenaufgang" ist noch schwach. Die Stimmung treffen Sie aber überall vorzüglich und darum sind wir auf Ihre Natur-Schilderungen gespannt.

A. G. in W—s a./S. Noch nicht druckreif. Doch dürften Sie mit der Zeit Besseres leisten. Die letzte Strophe ist am schwächsten. „Sabbathtag — geh' ihm nur nach", solch ein Reim als Schlußeffect wirkt bös.

H. Sch. in B—n. Leider ist Ihre Bitte unerfüllbar, weil das Gedicht für unser Blatt nicht genug vollendet ist.

A. L. in B—dt. Für uns nicht verwendbar. In einem Thüringer Blatte würde es sich aber recht nett ausnehmen und gewiß ein zahlreiches Echo wecken.

B. F. in M—n. „Resede" angenommen, obzwar drei unreine Reime ihren Duft beeinträchtigen.

E. P. in W—au. Noch ungenügend, obzwar inhaltlich und rhythmisch gut. Hier einige Fehler: „Dunkel schluchzt ein Ton." „Ihre Gluthen mögen fluthen." Man kann wohl im Dunkeln schluchzen aber dunkel schluchzen kann man nicht. — Fluthen können nur flüssige Sachen. — Dann: „Traumesrosen" und „Tief versumpft in blut'gen Qualen kroch mir meine Seele lang." — Vermeiden Sie solche Verschrobenheiten und unmögliche Wendungen!

M. F. in F—n. Wäre verwendet worden, kam aber zu spät.

E. T. in B. „O K. ich m. D. n. wecken"; H. B. in B. „Einsamkeit" und „Am Kamin", Nr. 1; P. W. in S i/Th. Die Abhandlung über W.; G. R. in B. Sprüche; Frl. E. D. in B—H. „Auf d. T. eines Dichters"; E. T. in J—a. „Mondaufgang"; E. Graf Z. Alles, mit Ausnahme von: „Wünsche für eine Freundin"; G. M. in St—n. „Flugsommer"; E. Ch. in E—d. Die drei Uebersetzungen; E. H. in F. a./M. „Der Jettatore" mit Weglassung des Epilogs; F. H. in F—t. „Klage" und „Ein Traum"; G. F. in G—n. „St.rnschnuppen"; E. R. in B—n. „Wahlsprüche"; F. O. in A. G. „Die Stunde"; Th. F. in S—n. Alles; Ch. K. in A—a-O—n. Beide Lieder.

Angenommen.

A. K. in N—l.; P. K. in L.; C. K. in G—n; E. K. (E. V) in D—n; H. H. in Z—au; W. St. in T—t; C. v. D in F—n; F. K—D. in S—e; E. Ue in O—s.

Dankend abgelehnt.

Die Einsender plattdeutscher Gedichte ersuchen wir noch um Geduld.

Allen unseren verehrten Lesern und Mitarbeitern senden wir anläßlich des Jahreswechsels unsere aufrichtigsten und herzlichsten Glückwünsche!

Circular der Expedition.

In der Erscheinungsweise des Deutschen Dichterheim's wird durch die neuerdings wechselnde Leitung und durch die Uebersiedlung des Verlages nach Wien keine Aenderung eintreten. Dagegen dürfte eine Milderung des bisherigen Principes vor allem im Briefkasten unseres Blattes zum Ausdrucke gelangen.

Digitized by Google

Die neue Redaction erblickt keine Tugend darin, die Einsender unverwendbarer Gedichte schroff und unhöflich zurückzuweisen. Jeder Dichter, besonders der Anfänger, welcher noch wenig Selbstkritik übt, liebt seine Geistesfrucht wie eine Mutter auch ihr mißrathenes Kind liebt. Wozu ihn durch Spott verletzen? Die neue Redaction rechnet auf höfliches Entgegenkommen und wird es auch ihrerseits an einem solchen nicht fehlen lassen.

In Erkenntniss dessen, daß ein Gedicht mit einigen Schlagwörtern oder einer Phrase nicht beurtheilt werden kann, wird der Briefkasten unseres Blattes die den abgelehnten Gedichten bisher in Parenthese beigefügte kurze Begründung weglassen.

Wie der Prospect des neuen Herausgebers verspricht, wird das Dichterheim auch einem liberalerem Principe als bisher huldigen und ein positives, hohes Ziel verfolgen. Wir laden aus all diesen Gründen jeden Freund echter Poesie ein, unserem Blatte näher zu treten, welches seit jeher ein Sammelpunkt der besten Vertreter deutscher Dichtkunst und dieser ein geachtetes, vornehmes, eigenartiges Organ war, bestimmt, in Zukunft Führerrolle zu übernehmen.

Die Expedition des Deutschen Dichterheim's
Wien, VIII. Josefsgasse 10.

Schluß der Redaction am 5. Januar 1893.
Die nächste Nummer erscheint am 1. Februar 1894.

Inhaltsverzeichnis.

„Nachtruhe" von Jensen, „An die Leser" von Geißler, „Antrittsworte" von Majerszky, „Neues von F. A. Gr. von Schack" von Karl Pienenstein. — Gedichte von A. Sonnemann, Adalbert von Majerszky, Otto Franz Gensichen, Hermann Schäfer, Helene Swarth, August Silberstein, Fritz Weber, Abrecht Schulze, Heinrich Kruse, Paul Heinicke. — Bücherschau. — Briefschalter. — Circular der Expedition.

☞ **Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.** ☜

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Wien, VIII. Josefsgasse 10.**

Verlag **„Deutsches Dichterheim" in Wien.** Verantwortlich: **Adalbert von Majerszky.**

Druck Kamus & Strezek, Wien, VII. Burggasse 104.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)

Herausgeber: **Adalbert von Majerszky.**

Monatlich 2 mal. Preis: 5 Mk. halbjährl., vorauszahlb. Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direkt durch die Expedition des Deutschen Dichterheim's in Wien, VIII. Josefsgasse 10. Abbestellungen werden nur bis 30. Juni bezw. 31. Dezember angenommen. Einzelne Nummern à 50 Pfen. 5 Stück einer Nummer 1·50 Mk.

Das wahre Glück.

Wenn jemals es dein eigen war im Leben,
Wenn das Geschick es je dir anvertraute,
Wenn du gefühlt sein wunderbares Weben —
O dann nimm alle Klänge, alle Laute,
Der Farben schönste nimm und jene Töne
Vom Regenbogenglanz im Strahl der Sonne
And schildre mir des wahren Glückes Schöne
And schildre mir es selbst mit seiner Wonne!
O male es getreu, daß ich's erkenne,
Wenn je es mir auf meinem Weg begegnet —
Daß ich's erfasse, daß ich mein es nenne —
And sei bedankt dafür und sei gesegnet!

Anna Theiß.

Digitized by Google

Neues von Adolf Friedrich Graf von Schack.

Von **Karl Bienenstein.**

(Schluß.)

Ein tieferschütterndes Drama hat Graf Schack in „Walpurga“ geschaffen. Meister Gebert, Lehrer an der Hochschule zu Heidelberg, hat Walpurga, eine Nonne, aus dem Kloster entführt und sie zu seiner Frau gemacht. Durch den von einem Mörder zu Tode getroffenen Juden Baruch gelangt er zu großem Reichthum. Später lernt er die italienische Gräfin Olympia kennen und ist daran, seinem Weib, das ihn abgöttisch liebt, untreu zu werden. Eine Szene die Walpurga belauscht, macht sie mit der sündhaften Liebe Gerberts bekannt. Rasend vor Eifersucht schenkt sie nun ihrer Dienerin und Freundin Beata Gehör, als diese den scheinbar begründeten Verdacht ausspricht, daß Gerbert den Juden ermordet habe, um zu dessen Gold zu gelangen. Sie gibt nun ihren Mann bei Gericht an, um ihn von der Italienerin abzubringen. Als sie sein Todesurtheil hört, siegt wieder ihre Liebe. Es ist aber zu spät, Gerbert wird hingerichtet. Nach seinem Tode kommt seine Unschuld ans Tageslicht. Walpurga stirbt im Kloster, dem sie entfloh. Dies in wenig Worten der Inhalt. Das tragische Motiv dieser Dichtung ist der Irrthum. Die tragische Schuld Gerberts liegt in der sündigen Erwerbung seiner Frau und ferner in der Lüge seines Lebens, daß er seinen Reichthum einem Arkanum verdanke. Die Schuld Walpurgas liegt in dem Bruch der Klostergelübde, daß sie der himmlischen Liebe zugunsten der irdischen untreu wird. Diese beiden Gestalten allein weisen schon auf den blutwarmen Puls hin, der das Trauerspiel durchrollt. Das sind Menschen von echtem Fleisch und Blut, Gestalten, wie sie nur ein großer, großer Dichter hinstellen konnte. Neben Scenen von einem zauberhaft lyrischen Schwunge stehen wieder andere Volksszenen, so frisch, so herzerquickend, wie sie nur das Auge eines echten Dichters zu schauen vermag. In allem liegt dann noch ein tiefes, inniges Gemüth und eine Wehmuth, die an vielen Stellen zu ergreifendem Ausdruck kommen. Ich weiß nicht, ob Walpurga schon irgendwo aufgeführt wurde, wenn es aber nicht geschah, dann verdienen die deutschen Bühnen überhaupt kein großes Drama, dann erklären wir deutschen Geist als bankerott und deutsche Kunst für verloren.

Von den neuesten Werken Schacks scheint mir keines für die Bühne bestimmt zu sein. Dafür spricht schon der oftmalige Wechsel der Scenerie und der Mangel einer einheitlichen dramatischen Fabel. Es sind phänomenale Gedankendichtungen, die jedem, der sie mit Aufmerksamkeit und Liebe liest, zwingen, mit Ehrfurcht zu dem greisen Dichter emporzublicken.

Sirius kleidet die Sintflutsage in ein tiefpoetisches Gewand. Der König Sirius ist ein schrecklicher Tyrann der Urzeit, dessen Macht auf einem Grund von Blut ruht. Ein furchtbarer Aufstand gegen seine Despotie wird niedergeschlagen und seine Herrschaft ist gesichert. Nun kann aber Gott all der Ruchlosigkeit auf Erden nicht mehr zuschauen und er schickt die große Flut. Nur Noah mit wenigen rettet sich auf der Arche. Sirius selbst wird von den Wellen verschlungen, nachdem er in seinem fluthumrauschten Riesenpalast einen vergeblichen Kampf gegen die emporkletternden Riesen kämpfte. Es ist nicht möglich all die tiefen, großen Gedanken der Reihe nach anzuführen, von denen diese mächtige Tragödie des Menschenthums voll ist; nicht in ein paar dürren Worten läßt sich die großartige poetische Schönheit fassen, und wer Schack kennt, wird sich auch darüber nicht wundern, daß sich die Diction stellenweise zu einem so erhabenen Schwunge steigert, wie er nur in den Psalmen des königlichen Sängers zu finden ist.

Den Schluß meiner Betrachtung bildet „Das Jahr Eintausend.“ Im Mittelpunkt steht die Gestalt Sylvester II. jenes mit dem arabischen Geiste vertrauten Papstes, von dem die seltsamsten Sagen durch das Volk gingen. Auf dem Wege der Magie will Sylvester den letzten Räthseln des Lebens auf die Spur kommen. Da, als er sich zutiefst in Irrwahn und Frevel verstrickte, tritt sein besseres Ich in Gestalt seines Schattens auf ihn zu, weist ihn auf den rechten Weg und Sylvester wird nun der Stern in den wildgehenden Wogen seiner Zeit. Den Hintergrund, von dem sich diese düsterschöne Papstgestalt abhebt, bildet das Jahr Eintausend mit all dem Samen, den der Glaube an den Untergang der Welt gebar, und der Aufstand des Crescentius in Rom „Das Jahr Eintausend ist ein Seelengemälde ergreifendster Art im Rahmen der genialen Darstellung einer Zeit, welche die sonderbarsten Gegensätze reifte. Mancher Dichter hat sich schon an das Thema gewagt, so Heyse, Wilbrandt; keiner aber hat es so intensiv erfaßt wie Schack, dessen Dichterkraft hier einen ihrer schönsten Triumphe feiert.

Seien mir noch einige allgemeine Bemerkungen vergönnt. Sämmtliche Dichtungen

Digitized by Google

des Grafen Schack sind der Ausdruck seiner Persönlichkeit. Sein edler, großer, allem Hohen zugewandter Sinn spricht sich in der Wahl seiner Stoffe aus. Selbst dort, wo er verspottet und seiner beißenden Satyre die Zügel schießen läßt, bewahrt er seinen vornehmen Tact. Das Reine, Lautere seines Wesens, sein klarer Geist, sein an den vorzüglichsten Mustern herangebildetes Schönheitsempfinden finden ihren Spiegel in seinem eigenen dichterischen Ausdruck. Er liebt den Vers als das eigentliche Mittel poetischer Darstellung und handhabt ihn, selbst in seinen schwierigsten Formen, mit staunenswerther Gewandheit. Wenn wir gelernt haben, der Stil sei gleichsam der concentrirte Ausdruck der Persönlichkeit, so trifft dies bei Schack in vollstem Maße zu. Auch seine Prosa ist von einer vollendeten Schönheit, daß ihr nur der fließende Rhythmus fehlt, um als Gedicht hervorragendster Art zu gelten. Ich denke da besonders an das classische Werk über Poesie und Kunst der Araber, dessen Schlußcapitel einen Zauber bergen, dem sich keiner entziehen kann. Auch auf einen erschütternden Klang möchte ich aufmerksam machen, der viele Dichtungen des greisen Dichtergrafen durchzieht, es ist der, wenn er von denen singt, die des Augenlichtes entbehren müssen. Graf Schack leidet selbst an einem hochgradigen Augenübel, und der Ton den er in dieser Richtung anschlägt, ringt sich aus der tiefsten Brust des Dichters los.

In dem Gedichte „Die Opferfahrt" sagt Schack: „Früh stirbt der Knabe, den die Götter lieben." Wir sagen aber entgegen: Wen die Götter lieben, den lassen sie alt werden und erleben, daß seines Geistes Kraft nicht ebbt, sondern zunimmt. Es ist erstaunlich und wohl ein ganz ungewöhnlicher Fall, wenn ein Dichter in vorgeschrittenem Alter Werke schafft, die den besten seiner früheren Tage nicht nur gleichkommen, sondern sie sogar überragen. „Sirius" und „Das Jahr Eintausend" sind solche Werke. Da wird immer über den Mangel bedeutender Dichterindividualitäten geklagt, hier ist eine. Nur ist igt sie eben nicht zum Alltag herunter und die Meisten scheuen den schwierigen Pfad, der zu ihr empor führt. Wer aber hinaufgekommen ist, der bleibt auch in dieser reinen klaren Höhenluft und sehnt sich nimmer zurück in die Stickluft der Niederungen, durch welche die Sonne nur matt leuchtet, die aber oben emporsteigt, erhaben, wie am ersten Schöpfungstage.

Gotthengrab.

Ein Aar, von hallendem Tritt geschreckt,
Fliegt auf ins Himmelsblau,
Der mächtigen Fittiche Schatten bedeckt
Zwei Männer, wild und rauh;
Die kommen von Süden krank und wund
Gewandert unverdroßen,
Der neunzigjährige Thorismund
Mit Sigbrant, seinem Genossen.

Sie haben erklommen den steilen Pfad
Und schau'n, gen Norden gewandt,
Vom flechtenumsponnenen Alpengrat
Ins weite, waldige Land.
Und müde gelehnt auf den eschenen Speer
Spricht Thorismund, der greise:
„Es ist umsonst — ich kann nicht mehr,
Zu End' ist meine Reise!

Wir müssen scheiden, — fall' auf dein Knie,
Nimm diese Kapsel von Gold, —

Digitized by Google

Mir zittert die Hand, — ich hab' es nie
Im Leben lassen gewollt, —
Darinnen liegt, das ich blutend in Hast
Aus regnenden Speeren gerettet,
Darinnen liegt zur ewigen Rast
König Tajas Herz gebettet!

Das Herz, das jeden reichsten Preis
Der Heldenehre trug,
Das heilige Herz, das hoch und heiß
Für Volk und Treue schlug,
Das lachend lauschte dem Todesruf
Zu lauter Bitternissen,
Und das am donnernden Berge Vesuv
Die römischen Lanzen zerrissen.

Steh' auf und reich' mir deine Hand
Und wand're gen Mitternacht
Durch alles gesegnete deutsche Land,
Bis wo das Meer hält Wacht,
Das baltische Meer, das grün und klar
Die trotzigen Küsten umbrandet,
Auf denen einst die freudige Schaar
Der gotischen Ahnen gelandet.

Und dort ergreife den goldenen Schrein
Und schleud're das köstliche Gut
In das hell auffauchzende Meer hinein,
In die fröhliche Heimatfluth.
Dort mag es ruh'n von aller Noth,
Wenn die Wellen es schmeichelnd umschäumen, —
Mich aber laß in den seligen Tod
Einsam hinüberträumen."—

Ein Händedruck, — ein rollender Stein, —
Und stille wird es im Rund,
Am moosigen Felsblock lehnt allein
Der alte Thorismund.
Von ferne noch funkelt der Goldglanz klar,
Die wuchtigen Schritte verklingen,
Und droben breitet der Alpenaar
Die majestätischen Schwingen.

Paul Sartori.

Digitized by Google

Nordlandlieder.

Ein Fluß im hohen Nordenland.

Ein Fluß im hohen Nordenland
Schwemmt ab mit jedem Wogenschlag
Des Ufers hohes Schilfgewand,
Und schlürft's hinab in Jahr und Tag!

Asphodelos und Binse schlingt
Die Welle tief auf Flußes Grund,
Und wie auch heiß das Leben ringt,
Dem fernsten Fleck kommt seine Stund'.

Es steht ein Strauß Vergißmeinnicht
Gar nahe an des Ufers Rand.
Die Woge unterhöhlt ihn, bricht
Den blausten Kelch vom höchsten Stand.

Und Du sprichst auch „Vergißmeinnicht!"
O Mensch, auf deinem hohen Ort:
Die Erde spült, und dein Gedicht,
Nicht allzuferne Stunde fort!

Romsdal.

Im Romsdal hoch im Nordenland
Steht Felsenwand an Felsenwand.
Wie schwarze Schiffe, die betheert,
Den Bug einander zugekehrt.

Sie ragen düster, schroff und steil,
Bald Ram vom Schiff, bald droh'nder Keil,
Als ob ein Edda-Götterheld
Bei Götterdämm'rung sie gefellt!

Der Zeitenschnee als Wasserfall
Rauscht her aus ungeahntem All,
Wie Schnee vom Riesendach gekehrt —
Ein Widderfell, das Loki scheert.

Gigantisch, majestätisch, — sacht,
Wie der, so Raum und Zeit verlacht,
Geht stumm der Fall zu Thal vom Berg —
Ein Riesen-Wasserfeuerwerk!

Wie aus des Thor gewalt'ger Faust
Rakete auf Rakete saust',
Doch, wie von Freya's milder Hand,
Des Feuers wilde Macht gebannt —

So überm Nebel hoch vom Grat
Sinkt Gletscherwasser her zum Pfad —
Leuchtkugel — Traumgeweb — ein Kleid,
Für eine Riesenbraut bereit!

* * *

Digitized by Google

Vom Schiefer selbst rinnt schwarzer Guß,
Als flöß' vom Phlegeton ein Fluß,
Ein Arm hoch oben, unerkannt,
Und triefte an der Felsenwand!

Urreste sind's vom Höllenmaß
Aus wilden Genius' Tintenfaß,
Der hier sein Felsenepos schrieb.
Das Bruchstück in den Wolken blieb.

Wie Dämpfe steigt's aus Kratern auf,
Kaum reicht der müde Blick hinauf
Zu Felsenburggekrönter Wand,
Die aus dem Chaos hier entstand!

Und mitten durch der Spalte Thal,
Bald kiefernreich, bald öd und kahl, —
Smaragdenblau geht Flußcrystall
Bald See, bald Bach, bald Wasserfall!

Der jetzt sich steten Gang gelobt,
Dann ob der Hindernisse tobt,
Und wenn er ausgezürnt, gegrollt,
Wie Menschen auch, zu Grabe rollt!

Wie brausender Walkürenruf,
Wie Staub von Grani's scharfem Huf,
Geht jetzt ein neuer Fall ihm zu,
Und stört ihm der Secunde Ruh!

* * *

Geht unser Weg zum Tartarus?
Führt hadeswärts der Rauma-Fluß?
Nein, er, so unerhört, und groß
Führt auch uns in der Heimath Schoß.

Nordfahrten.

I.

Durch den Basaltleib der Erde
Flogen wir donnernd dahin,
Dampfwolken waren die Pferde,
Wunder ist's, daß ich noch bin!

An dem Schaumesgefälle
Blühte die Erica;
Auf dem Schiefer der Wälle
War dem Himmel sie nah.

Und in den tiefsten Schlünden,
Wo das Leben verweht,
Nahe der Unterwelt Gründen,
Himmelnah war der Poet!

Digitized by Google

II.

Wie wenn ein Vogel aus dem Waſſer taucht,
Heben ſich meine Gedanken,
Wie wenn ein nordiſch einſam Hüttlein raucht,
Wölkchen empor ſich ranken,
Denk' ich an Dich!

Wie wenn die Möve in die Schaumkron' ſchießt,
Schwimmende Beute zu jagen,
Wie wenn ein Schleierbach zu Thale fließt,
Drunten dem Meere zu ſagen:
Ich denk an Dich!...

So ſchwebt mein einſam Denken auf und ab,
Doch nur um Dich zu umkreiſen,
Denn weil ich Dir mein Herz nun einmal gab,
Sing' ich mit Tönen, leiſen:
Ich denk' an Dich!

Kellerud.

Einen Käfig ſah ich tragen,
Und ein Vögelein darin,
Und ich hört' es zirpen, klagen,
„Ach, daß ich gefangen bin!"

Vögelein, ich leb' in freier
Luft und fleuch' wohin ich will,
Doch, bezwungen, tönt die Leyer
Einer, oder ruht ganz ſtill!

Alfred Friedmann.

Aktiſis.

Hoiho! ein mediciniſch Lied
Soll flott dem Stahl entſtrömen!
Was Ilias, Nibelungen, Cid!
Was Cato, Philopoemen!
Der Mode Ton erheiſcht es ja,
Nach Zola und nach Ibſen
Der Medizin Compendia
Poetiſch abzgipſen.

Hans Schluckmund kam vor langer Zeit,
Ein Jüngling noch an Jahren,
Als kecker Burſch voll Freudigkeit
Gen Heidelberg gefahren.
Vom Vater war ihm zum Beruf
Geſetz und Recht erkoren,
Doch zu ſo niedrigem Behuf
War Schluckmund nicht geboren.

Digitized by Google

Der zog in allen Kneipen um
Vom Abend bis zum Morgen.
Wer wollte auch um Studium
Und Wissenschaft sich sorgen?
Doch lange trieb er's nicht so fort,
Dem Laster folgt die Belohnung:
Eine Lungenschwindsuchtsbazillenkohort'
Nahm in ihm ihre Wohnung.

Er fühlte sich so krank und matt,
Kreuzlahm an Kopf und Lenden.
„So will ich", sprach er, Schwärmens satt,
„Als Rechtsgelehrter enden!"
Den Codex nahm er sich zum Pfühl,
Sein Haupt darauf zu legen,
Und so gebettet ist er kühl
Verschieden von Rechts wegen.

Dem Vater hinterließ er bloß
Dies Buch und seine Schulden;
Der schlug das Corpus Juris los,
Er löste keinen Gulden!
Bei einem Trödler lag es dann
Verstaubt in einer Ecke
Und träumt allda ein Säculum
Von seinem edlen Zwecke.

Da endlich ward's nach langer Haft
Aus seiner Ruh' gerissen
Durch Samuel Strebsam, der mit Kraft
Und Lust des Rechts beflissen.
Der wälzte bis zum Morgenroth
Das Ungethier, das große;
Doch tückisch lauerte der Tod
In des Folianten Schoße.

Denn die Bakterienkolonie,
Die einst sich eingenistet,
Im Pergamentenband hatte sie
Sich fröhlich fortgefristet.
Sie bildeten einen monarchischen Staat:
Eine alte Mikrobendame
Regierte das Reich mit Rath und That;
Hochadlig war ihr Name!

Im Jahr der französischen Revolution
War sie zur Welt gekommen,
Sie hatte seit diesem Jahre schon
Keine Nahrung zu sich genommen,
War gleichwohl noch eine gute Parthie

Digitized by Google

Und viel bekomplimentieret:
In des Codex Trockenheit hatte sie
Sich trefflich conservieret.

Da plötzlich erschien eines Morgens schon
Um achte der Kanzler im Rathe:
„Eine socialistische Revolution
Droht dem Bacillenstaate.
O weh! wir haben am längsten gelebt!"
Er sprach's mit trauernden Mienen.
(Des Bellamy großes Erlösungsrezept
War leider noch nicht erschienen!)

„Und daß sich das Volk so rebellisch betrug,
Seine Führer haben's verschuldet.
Man hat sie, dacht' ich, lange genug
In unseren Reichen geduldet.
Am schlimmsten von all den Empörern ist
Einer, der Ibsen geheißen,
Er ist ein grämlicher Pessimist,
Doch spielt er mitunter den Weisen.

Des Ibsen lampenölduftende Kunst
Geht nicht von Phöbus Apoll aus;
Er schwefelt blauen Sophistendunst
Und macht aus der Welt ein Tollhaus.
Er zieht die Weltverbissenheit groß
Mit seinen Uhugesängen.
Wär' ich Regent eine Stunde bloß,
Ich ließ' den Ibsen hängen!"

Die Kaiserin sprach mit sicherem Takt:
„Der Pöbel bleibt eben Pöbel!
Er ist (ich hab' es immer gesagt)
Ein unzufriedenes Möbel!
Was ich ihm geben kann, ich geb's;
Ich kenn' meine Pappenheimenses!
Es brüllte bereits die römische Plebs:
»Panem et circenses.«

Des Volkes Parole ist: „Gut gespeist!"
Es will auch etwas Vergnügen. —
Ich schaff' es ihm, und des Aufruhrs Geist
Liegt in den letzten Zügen.
Die Volkszahl ist stark und das Land besetzt:
Auswanderung sei der Wahlspruch!
Kolonialpolitik betreiben wir jetzt
Und weben des Aufstands Bahrtuch!" —

Digitized by Google

Im Reichsorgan stand bald nachdem:
„Der Frieden ist gekommen
Und der sozialen Frage Problem
Endgültig ad acta genommen!
Freizügigkeit gilt in vollstem Sinn!
Zieht hin, den Heiden predigt!
Eine Prämie erhält als Reisegewinn,
Wer kolonial sich bethätigt!“

Die Völker vernahmen's mit lechzender Gier,
Dem Weckruf folgten sie gerne.
Los schwirrte der Schwarm aus dem engen Revier
Hinaus in die lockende Ferne.
Sie fragten nicht lange, wohin es sie warf;
Sie suchten nicht viel nach Objecten. —
O Strebsam! was forschtest du doch so scharf
Im würdigen Buch der Pandekten!

Bacillus hier, Bacillus dort!
Das war ein arges Drängen!
So mancher blieb zum Glück sofort
Am Gaumendeckel hängen.
Doch andre trieb's zur Lunge hin;
Die wühlten schlimm dort unten!
(Des großen Koch „Tuberkelin“
War leider noch nicht erfunden!)

Da saß die ganze Höllenrott'
In Strebsams Brust verschlossen.
Den Sterbenden umtanzten mit Spott
Accursius' spitze Glossen. —
Ein Corpus Juris ward aus Erz
Als Grabmal dem Todten gespendet'
Drauf stand: „Ermesset unsern Schmerz!
Er ist am Jus verendet!“

Und dieses Sanges Schlußmoral,
Sie sei euch nicht verhohlen.
Horaz schon hat sie hundertmal
Mit viel Geschick empfohlen:
„Versteig' dich nicht auf Gletschereis,
Steig' lieber auf den Knicbis! *)
Versumpf' auch nicht im Wiesengleis:
Medio tutissimus ibis!

*) Ein Berg mittlerer Höhe in badischen Schwarzwald.

Otto Michaelk.

Digitized by Google

Des Vogels Gabe.

Es flog ein Vogel vor mein Haus
Und bat sich ein kleines Krümlein aus.
Ich gab's ihm, und er setzt' sich nieder;
Da weht' der Wind ihm aus dem Gefieder
Ein Körnlein, das sich drin verfangen;
Das fiel zur Erd' und ist aufgegangen.
Dann fing es an emporzusteigen
Und ward ein Baum mit schönen Zweigen.
Unter den Zweigen die mich schützen,
Kann ich nun froh mit andern sitzen.

J. Trojan.

Vögel und Blumen.

Vögel und Blumen! Nicht gern entrath' ich im Zimmer der beiden,
Denn sie entrücken mich rasch lastenden Nöthen des Tags.
Stets im keuchenden Frohn wie wir auch müht die Natur sich,
Pflanzen und buntes Gethier schafft sie zum Nutzen allein.
Aber vom Banne befreit der kläglichen täglichen Nothdurft
Sonntagslaunig und froh wirkt sie als Künstlerin hier.
Zwecklos duftet die Blume und zwecklos singen die Vögel,
Zwecklos schaffen: es ist eigenstes Wesen der Kunst.

Albert Möser.

Wir sind sieben.

(Aus dem Englischen des William Wordsworth).

O Bruder! ein schuldlos Kindergemüth,
Leicht athmend im Morgenroth,
Dem jung und frisch das Leben blüht,
Wie wüßte das vom Tod?

Ich traf ein kleines Bauernkind,
Acht Jahre war sie alt,
Von krausen Locken licht und lind,
War dicht ihr Haupt umwallt.

Gesund und rauh war ihr Gesicht,
Und wild ihr wallend Gewand,
Süß glänzt' ihr schönes Angesicht,
Daß ich bewundernd stand.

Digitized by Google

„Schwestern und Brüder, liebes Kind,
Wie viele mögt ihr sein?“
„Wie viele? Unser sieben wir sind!“
Sie sprach's und staunte mein.

„Und wo sind alle? Das sage mir!“
„Herr! Wir sind unser sieben:
Zwei sind zur See und weit von hier,
Zwei wohnen in Conway drüben.

Im Gottesacker liegen zwei,
Bruder und Schwesterlein.
In der Kirchhofhütte dicht dabei
Wohn ich und die Mutter mein.“

„Du sagst, daß zwei zu Conway sind
Und zwei sind gangen zur See,
Und doch sind sieben? Erzähle mir, Kind,
Damit ich dich recht versteh'!“

Und frisch verkündet der kleine Mund:
„Ja! sieben Kinder wir sind.
Zwei von uns liegen im Kirchhofgrund
Unter der Kirchhoflind'!“

„Du läufst umher, du kleine Maid,
Und blühest wie eine Ros'.
Wenn zwei im Kirchhof ruh'n, so seid
Ihr euer fünfe bloß.“ —

„Ihre Gräber sind grün, sie sprechen und blüh'n,“
Sprach flink das Kind zu mir,
„Dicht nebeneinander ziehen sie hin,
Zwölf Schritt' von der Mutter Thür.

Oft hab ich dort mein Tuch gesäumt
Und Strümpfe gestrickt, — und gekniet,
Im Kirchhofgras auf dem Grund, und geträumt
Und ihnen gesungen ein Lied.

Und oft nach Sonnenuntergang
Bei der Sterne hellem Strahl
Trag ich meinen Teller die Gräber entlang
Und esse dort mein Mahl.

Erst starb das Hannchen, mein Schwesterlein,
Lang lag sie in Schmerzen dort,
Bis Gott sie erlöste von ihrer Pein:
Da ging sie von uns fort.

Digitized by Google

Dann wurde sie in das Grab gelegt.
Da spielten des Sommers sodann
Im Grase, das das Grab umhegt,
Ich und mein Bruder Johann.

Und als ich schleifen konnt' auf dem Eis
Und der Rasen war weiß verschneit,
Ging auch der Hans aus unserem Kreis
Und liegt nun an ihrer Seit'."

„Zu wievielt seid ihr dann?„ sprach ich,
„Wenn zwei im Himmel sind?"—
„Ei! sieben sind wir sicherlich!"
Erwiderte rasch das Kind.

„Doch sie sind todt! die Zwei sind todt
Und sind im Himmel geblieben!"—
Ach! Alles umsonst! ich sprach in den Wind!
Auf seinem Willen bestand das Kind
Und sagte: „Nein, wir sind sieben!"

Otto Michaeli.

Epigramme.

Erinnerung und Hoffnung.

Lieblich flüstert der Lenz in den würzigen Gipfeln des Waldes;
wie doch den Geist mir so traut seel'ges Behagen erfüllt.
Seufzend bei jedem Tritt aufrascheln die Blätter des Vorjahrs,
ach, zur Erinnerung wird morgen, was heut mich erfreut.
Aber sieh' aus moderndem Laub, aus Tod und Verwesung
lächelt das Veilchen hervor, duftig und schalkhaft und jung!
Also, wenn träumend der Geist sich verliert in die Macht der Erinn'rung
leuchtet die Hoffnung ihm auf, traulich und licht wie ein Stern.

Die Schwalbe.

Hoch zu den Wolken fliegt, fast bis an die Grenzen des Himmels,
badend im Lichte die Stirn, freudig die Schwalbe empor.
Aber sie kehrt dann heim und baut an nied'res Gemäuer
klein und wohnlich das Nest, dem sie ihr Lieben vertraut.

Digitized by Google

Wurm und Adler.

Ob nicht der stolze Aar, wenn er kreist in der Nähe der Sonne,
manchmal beneidet den Wurm, der auf den Halmen sich wiegt?
Ob nicht der häßliche Wurm, sich wiegend auf duftigen Halmen
manchmal den Adler verlacht, welcher die Wolken umkreist?

Hanns Weber.

Im Pantheon.

(Viktor Emanuel. Raphael Sanzio.)

Des Volkes stilles Heiligthum,
Zweifach geheiligte Tempelstätte:
Hier wehts wie ewige Klagemette,
Steigt es wie Opferduft dem Ruhm.

Ein schmucklos Haus, unscheinbar, kahl,
Graufeierlich der Wölbung Wände —
Von oben fällt wie eine süße Spende
Des Lichtes bläulich matter Strahl.

Es brennen Kerzen müd und blaß
In einer Nische hinterm Gitter,
Geruch von Kerzen, goldnem Flitter . . .
Wie oft schon ward ein Aug hier naß!

Wie oft rief hier des Volkes Sohn
Des todten Vaters großen Namen,
Wie oft auch streute edlen Samen
Wehmüthige Erinnerung schon!

Und wie gebannt von einem Traum
Hinüberwenden sich die Blicke:
Dort dämmert durch der Nische Lücke
Madonnenbildes zarter Flaum.

Und sieh, es winkt ein Namen her
Von jener dunklen Bronzebüste —
Als ob's nicht jeder Pulsschlag wüßte:
Hier liegt ein Raphael, liegt Er!

Wie mancher stolze Künstlersinn,
Der ewigen Ruhmes sich vermessen,
Hier mußt er seinen Stolz vergessen,
In Thränen schwand die Hoffnung hin . . .

Digitized by Google

Und dennoch Staub nun hier wie dort,
Der sich im Erdengrund zerstiebet,
Und nur die Liebe, die da liebet,
Trägt leuchtend eure Namen fort!

Fritz Eberhardt.

Inez de Castro.

I.

Was jagen die Reiter des Königs so wüst durch die Nacht?
Die Braut des Infanten wird heute vom Leben zum Tode gebracht.

Die Blume von Castro schlummert zu Beira im Kerkergelaß,
So fern dem Geliebten, so nahe des Königs unendlichem Haß.

Sie träumt, und im klopfenden Busen wird rege vergangene Lust;
Noch leuchtet das Bildnis Dom Pedros ihr rein in der liebenden Brust.

Da pocht's an die schallende Pforte: „Glutäugige Hexe, wach auf!
Es stürmt auf die Stiegen der König: es folgten die Granden zu Hauf.

Schön Inez erwacht: „Mein Geliebter, mein Hort, o du nahst; ich bin frei!
So rissen die Mächte der Hölle den seligen Bund nicht entzwei?"

Sie schreitet verlangend zur Schwelle, sie öffnet die Arme dem Glück,
„O wehe — der König!" Sie ruft es und sinkt auf das Lager zurück.

„Ha, ruft mir die Dirne von Castro empor aus der üppigen Gluth
Und reinigt den Schild meiner Ehre in Castros rauchendem Blut!"

Hold Inez gewahret mit Grausen zu Häupten funkelnden Stahl:
„Verzeih euch der Himmel! Ihr tödtet — Dom Pedros ehlich Gemahl."

„Was zischelt die Natter? Kein Priester mag weihen so schändlichen Bund!
Sie lügt, o sie lügt die Verruchte! Auf! schließt ihr den heuchelnden Mund!"

Ein Blitz bei dem Scheine der Fackeln — es quillt von dem Lager so roth.
Die Ritter, sie jagen von dannen. Schön Inez, die Frau, ist tod.

II.

Zu Lissabon schmettern Trompeten; sie rufen die Granden in's Schloß.
Es lädt sie zu seltener Feier Dom Pedro, der fürstliche Sproß.

Er thront auf dem Stuhle des Vaters im prunkenden Königsornat
Zu sühnen, wie heiß er geschworen, von Beira die grausige That.

Digitized by Google

Die Granden, sie nahen so zagend, und Grausen durchzittert sie wild —
Sie schauen zur Seite des Königs ein bleiches, erschütterndes Bild.

Donna Inez de Castro, die Reine, aus moderndem Grabe entstand,
Vom Haupte ihr funkelt die Krone und purpurn erstrahlt ihr Gewand.

Der König erhebt sich und richtet die Hände zum Himmel empor:
„Bei Gott, mir vertraut war in Ehren die Holde, die jäh' ich verlor!

Zu Coimbra an heiliger Stätte verband mir der Priester dies Weib.
Nun ziere, ob spät auch, der Schimmer des Thrones den fürstlichen Leib!"

Da knieen die Granden vor'm Throne und neigen das Haupt wie im Traum
Und küssen das Szepter der Fürstin, des Kleides goldschimmernden Saum.

Aufleuchtet in schmerzlicher Wonne das Auge des Königs; er spricht:
„Gerächt ist die Sünde von Beira, doch ewig vergess' ich sie nicht."

Es hallen die Glocken, es fluthet vom Schlosse der Trauernden Strom:
In weihrauchduftiger Wolke schwebt Inez zum ragenden Dom.

Dort steigt sie hinunter zum Grunde; Gesänge erschallen darein:
„Schlaf wohl, süße Rose von Castro! Mög' leicht dir die Erde nun sein!"

Max Kunath.

Sag an . . .

Sag' an, sag' an — war's nur ein Traum,
War's Leben, klar und wach:
Das Abendblau, der goldne Saum,
Die Villa, dein Gemach —?

Hab ich gehalten zitternd leis'
Dich wortlos jene Stund',
Hat meine Lippen durstend-heiß
Gesucht dein junger Mund —?

Hat durch dein leichtes Sommerkleid
Geschimmert deine Brust,
Sanftleuchtend, wie durch Dämmerzeit
Entfernte Rosenlust —?

Digitized by Google

Zog schmeichelnd mit der lauen Luft
Beim allerletzten Schein
Musik herein und Blüthenduft —
Und sage: Warst du mein? ! . .

Hermann Hango.

Bücherschau.

Sein Modell. Schauspiel in 4 Aufzügen von **Heinrich von Zimmermann.** (Budweis F. Zdarsa). Die Idee zu diesem Trauerspiel ist eine gute. Es ist auch gut aufgebaut und die Sprache ist bis auf einzelne Kleinigkeiten die dramatische. Man sieht nicht nur aus der Rückseite des Bühnenmanuscriptes, daß der Herr Verfasser schon 14 Bühnenwerke verfaßt hat; daß einige mit Erfolg aufgeführt worden, wollen wir ihm glauben und redlich gönnen. Das Leben des Malers Kurt mit seiner Schwester Minna, inmitten seiner ganz modernen Schüler, mit seinem Freund Reinhold, ist in den ersten Acten sehr anschaulich geschildert. Kurts Freund, der Maler Reinhold liebt Minna und wird wieder geliebt. Schon früher ist indessen ein Weib Lydia (sie fehlt merkwürdigerweise im Personenverzeichniß und ist doch das Schicksal Aller) in Reinhart's Leben verwüstend getreten. Sie kommt nun zu Kurt, der sie als Lorelei malt. Das Bild erregt solches Aufsehen, daß es Stadtgespräch, preisgekrönt wird. Lydia veranstaltet aus Eitelkeit ein Fest zu Ehren ihres Künstlers, auf dem auch der Marquis d'Orb erscheint. Dieser hat früher Lydia entehrt und begehrt jetzt das schüchterne Minnchen. Der Hauptcoup ist nun, daß Lydia ihm dazu verhilft, die Schwester ihres Geliebten in gleicher Weise vergewaltigen zu lassen, wie es ihr geschehen. Während sie sich hingiebt, hört man Minnas Hülfeschrei. Aber die Sühne naht: Lydia wird in Kurt's Wohnung als Genossin des Fälschers d'Orb verhaftet. Kurt stirbt und Minna bleibt entehrt. Das Stück ist einer Aufführung in einer Großstadt wohl werth und wird die Kritik Herrn von Zimmermann dann mit dem näherkommen, wozu hier der Raum fehlt. Einen Satz darf der gestrenge Herr Redacteur des Grenzboten wohl streichen: Der Franzose spricht: La vice. Bei ihm ist das Laster ein Weib. Das Laster heißt dem Franzosen: Le vice. La vis heißt die Schraube und die Schnecke. Das konnte der gestrenge Herr Redacteur des Grenzboten in jedem Dictionair finden. Die Scenen auf dem Fest mit der gemischten Gesellschaft erinnern stark an Fernande und Sardou. Dort würde man auch nicht sagen: Bon nuit. Französisch scheint nun einmal nicht Herrn von Zimmermanns Stärke zu sein.

Alfred Friedmann.

Für Dich. Ein Liederbuch von **Léon Vandersee.** (E. Pierson Dresden 1894.) Für Dich? Vielleicht? Für mich! sicher nicht. Diese netten, gefälligen, anspruchslosen unneuen (Heine sagte doch: unjung!) mögen für des Sängers Lieb' gedruckt sein — dann paßt wieder das Gedicht „An eine Verlorene" nicht hinein. — Das große Publikum wird sie nicht kaufen. Kleine Gedanken und Gefühle und kein Vers, der nicht schon einmal gedichtet worden wäre. Gedichte wie: „Mein Lieb' wenn ich gestorben und lieg in meinem Grab" lassen sich ihrer Einfachheit und Sangbarkeit wegen componiren. Wenn ich aber nochmals lese:

Mein lieber Freund, wenn ich gestorben,
Pflanz' auf das Grab **mir eine Weide hin.**

so schlage ich das Buch „**Für Dich**" zu und meinen alten lieben Freund Alfred de Musset auf, der schon 1834 gesungen:

Mes chers amis, quand je mourrai
Plantez un Jaule au cimetiére!;!

Alfred Friedmann.

Digitized by Google

Auslese von **Eberhard Kraus**. Schauspiel in 4 Aufzügen (Verlag von E. Pierson Dresden). Ich weiß nicht, ob der Herr Verfasser Ibsen's „Baumeister Solneß" in Berlin aufführen sehen und Tags darauf die verschiedenen Kritiken der verschiedensten Parteiblätter gelesen? Ich wünsche ihm eine recht gute Aufführung seiner „Auslese" im Lessing-Theater, ob er aber am nächsten Tage mit den Herren Recensenten zufrieden sein wird? „Auslese" heißt: Darwin'sche Zuchtwahl. Im Stücke stehen sich zwei Brüder feindlich gegenüber, einmal sogar der Schwächere, so eine Art Fabriks-Alkibiades, dem Stärkeren, so eine Art Cato und Bramarbas in einer Person, mit der Pistole in der Hand! Dem Fleißigen fällt die Führung des Hauses und die Braut des Bruders heim — dem Stärkeren gehört eben die Welt. Daß ein gesitteter Mensch — hier der auserwählte Zuwachs-Bruder in ein Fest seiner eigenen Mutter wie eine Bombe platzt und macht, daß alle Gäste sich zurückziehen, kommt wohl nur auf dem Theater vor, allwo ich es freilich schon einigemale gesehen habe. Das Buch enthält viel, allzuviel Weltweisheit. Ich glaube nicht, daß man soviel davon auf der Bühne vertragen könnte. Aber vieles wiederspricht sich. Der Auserwählte sagt einmal: Ersparen kann man nichts, man muß erben, in der Lotterie, in der Speculation gewinnen u. s. w.!!! Und Agathe, dessen geraubte Braut, sagt zu ihrem ersten Bräutigam, dem Taugenichts: Du, der „Feudale" liebt, daß seinen Sinnen geschmeichelt wird und stellt darum die schöne Form über alles. Mit Ibsen coquettiren die Namen Manders und Roesner. Ich bin aus dem Buche klüger, aber nicht klug geworden.

Alfred Friedmann.

Notizen.

Das Goethe- und Schiller-Archiv hat sich durch die hochherzige Schenkung des Großherzogs von Weimar um ein interessantes Ineditum von Schiller vermehrt. Die Handschrift, zwei Blätter klein Octav, ist von der Freundin des Dichters, der Ober-Regierungsräthin Körner, der Mutter Theodors, als echt bezeugt und enthält einen offenbar für die musikalische Composition gedichteten Wechselgesang im Stile der pathetisch-rhetorischen Diction des Liedes „An die Freude." Die singenden Personen sind Delia und Leontes, die abwechselnd eine Strophe allein und dann zusammen den Abgesang singen. Wenn auch die bisher ganz unbekannte, in Schillers Briefwechsel gleichfalls nicht erwähnte Dichtung wohl seinem Ruhmeskranz kein neues Blatt hinzufügen dürfte, so ist es doch interessant, den Dichter, wie in einigen anderen Stücken, im Bunde mit dem Componisten und auf dem Wege zum Singspiel zu sehen. Der Wechselgesang entstammt Schillers Dresdener Zeit, Herbst 1785, wo er im Hause seiner neuerworbenen Freunde, Rath Körner und Frau, Huber und Dora Stock, glückliche Tage verlebte und es ist wahrscheinlich, wie der Herausgeber der Verse, Professor Suphan, der Direktor des Archivs, feinsinnig bemerkt, daß diese Dichtung für das neuvermählte Körnerische junge Paar, das sehr musikalisch war, gedichtet ist. [Der Sammler.]

(Z) Der Vortrag, welchen Herr Emil Milan am Donnerstag in der literarischen Gesellschaft in Köln gehalten hat, fesselte die Aufmerksamkeit der zahlreich erschienenen Zuhörer nach drei Richtungen. Zunächst das Thema selbst, die Balladen Konrad Ferdinand Meyers in ihrer früheren und jetzigen Gestalt, dann dadurch, daß der als ausgezeichneter Recitator bekannte Redner hier mit einer eigenen literarisch-bibliographischen Arbeit hervortrat, und endlich durch den Umstand, daß ihm durch vielfach angeführte Stellen und mitgetheilte ganze Gedichte auch Gelegenheit geboten war, Proben seiner besonderen Kunst zu geben. Für den einen oder anderen mochte vielleicht noch ein viertes Motiv hinzukommen: Die Vorstellung Konrad Ferdinand Meyers überhaupt, denn es ist doch nicht zu leugnen, daß Meyer, dessen Platz bei den Besten ist, die wir haben, trotz dieser Bedeutung und trotz der zahlreichen Auflagen die seine Werke erlebten, doch

Digitized by Google

nur eine verhältnißmäßig kleine Gemeinde um sich geschart hat.

Die „Grazer Tagespost" hat als Neujahrsbeilage sehr geschmackvoll ausgestattete und sehr gediegene „Dichtergrüße zum neuen Jahre" gebracht, unter denen sich Beiträge von Felix Dahn, Friedrich Spielhagen, Hermann Lingg, Betty Paoli, Rosegger, Ferdinand von Saar, Marie von Ebner-Eschenbach, Martin Greif, Otto Roquette u. A. finden.

Das Comité für den Schiller-Preis, das bekanntlich alle drei Jahre vom preußischen Kultusminister neu gewählt wird und diesmal aus den Hoftheater-Intendanten Dr. Bürklin und Grafen Hochberg, den dramatischen Dichtern Gustav Freytag und Paul Heyse, den Akademikern und Professoren Dilthey, Minor, Erich Schmidt, Treitschke und Weinhold bestand, hat bekanntlich einstimmig dem Märchendrama Ludwig Fulda's „Der Talisman" den Preis zuerkannt; der Kaiser hat aber diesem Antrage die Bestätigung versagt. — Wie Ludwig Fulda über den Werth dieser Auszeichnung denkt, hat er in einem Sinngedicht schon vor Jahren ausgesprochen:

Dem Preis, den Schiller sich errang,
Gilt seiner Jünger Wettgesang:
Der fernen Zukunft Lorbeerreis
Das ist der echte Schillerpreis.

Pensionsanstalt deutscher Dichter und Schriftsteller (A. V.) Der Stand der verlängst angemeldeten Mitglieder ist im Monat November von 492 auf 533, der definitiv aufgenommenen von 215 auf 259 gestiegen. Nachdem die mannigfachen Vortheile eines Eintrittes im Jahre 1893 schon mehrfach erörtert wurden, erübrigt nichts als das wiederholte Ersuchen an alle Interessenten, sich möglichst bald zu melden. Als sehr erfreulich ist der nunmehr beschlossene corporative Beitritt des „Journalisten und Schriftstellervereines für Schlesien und Mähren," des neugegründeten „Westösterreichischen Journalisten und Schriftstellerverbandes," die fortschreitende Organisation der Ortsverbände, die Antheilnahme deutscher Journalisten im Auslande zu bezeichnen. Die bisherigen Einnahmen der Anstalt beziffern sich auf rund Mk. 50.000, — Schenkungen erfolgten u. A. von den Verlagsfirmen Brockhaus und Reclam in Leipzig, Bazar-Aktiengesellschaft in Berlin, Irrgang in Brünn. Aufschlüsse jeder Art werden von der Pensionsanstalt München, Schäfflerstraße 16 II, jederzeit bereitwilligst ertheilt.

Das „Literarische Unterhaltungsblatt für Westdeutschland" hat mit 1. Oktober 1893 aufgehört zu erscheinen.

Bertha von Suttner's weltbekannter und bereits in alle Weltsprachen übersetzter Roman „Die Waffen nieder" erscheint demnächst (bei E. Pierson in Dresden und Leipzig) in zehnter Auflage.

Unter dem Titel „Neue Novellen" erschien kolorirt im Verlage von J. Bensheimer in Mannheim ein neues Buch von Alfred Friedmann, dem bekannten, niemals langweilig werdenden Autor mit der prickelnden Erzählungsgabe. — Von demselben Verfasser sind in neuen Auflagen drei Novellenbändchen, sämmtlich in Reclam's Universalbibliothek erschienen und zwar: „Der letzte Schuß" u. s. w. (Univ.-Bibl. Nr. 2871/72) in dritter, „Der Todesring" u. s. w. (Univ.-Bibl. Nr. 2430) in fünfter, „Kirchenraub" und „Falsche Freundschaft" (Univ.-Bibl. Nr. 2260) in sechster Auflage.

Von Walther Siegfried, dem Verfasser des Künstlerromanes „Tino Moralt", erschien im Verlage von Dr. E. v. Albert & Co., Separat-Conto, in München das zweite Werk des Autors unter dem Titel „Fermont."

Briefschalter.

E. Graf Z. „Wie lange noch" angenommen. Jedes ihrer Gedichte ist ein Aufflackern echter Genialität, darum geht Ihr Pegasus wiederholt durch mit Reim und Form und Regel. Brief folgt.

R. K. in N.-Y.-k. Gute Gedanken aber noch zu dilettantisch in der Form.

R. M. R. in P—g. Nun ist der bau- und lebenslustige Fürst tadellos und comme-il-faut. Besten Dank für Ihren Brief.

L. B. in M—n. „Frommer Wunsch" angenommen. Nicht deshalb, weil Sie ein langjähriger Abonnent sind, (denn bei der Beurtheilung von Einsendungen müssen wir unparteiisch vorgehen), sondern weil das Gedicht gut ist.

C. W—m in Gross—l. „Die Völker und ihre Liebe" für uns nicht geeignet. Versuchen Sie's mit den „Fliegenden Blättern."

O. W—f. in Falken—g. bei Frei—g.

Digitized by Google

„Sehnsucht" angenommen. Natürlich waren Sie neulich gemeint. Das „T. bei Fg." war ein Druckfehler.

F. K-D. in S—e. Ein zu oft behandelter Stoff, daher für uns leider nicht geeignet. Andere Fehler besitzt Ihr Gedicht nicht, wir rathen zu weiteren Versuchen.

F. le F. in A—g „Kindermund" ist gedanklich sehr hübsch aber noch nicht ganz formvollendet. Es dürfte Ihnen wohl nicht schwer fallen, das Gedicht in gleich lange, 9- oder 11silbige jambische Zeilen zu bringen; es würde dadurch sehr gewinnen. Wollen Sie dies thun und das Gedicht dann nochmals einsenden?

F. E. in M—n. Diesmal können wir nichts verwenden. Recensionsexemplare gehen Ihnen zu.

A. W. H. in B—n Für unser Blatt noch nicht ganz vollendet. Ob Sie lyrisches Talent haben? Unsere Antwort hängt von Ihrem Alter ab. Sind Sie jung, so sind die Fehler, die Sie begehen, dem talentirten Anfänger zugute zu schreiben, sind Sie nicht jung, sind Sie ausgetobt und ausgegohren, dann bedeuten Ihre Fehler Mangel an Talent.

M. K St. in M—n. Warm gefühlt aber für uns nicht geeignet.

H. Freiherr von R. u. P. in P—tz. „Aphorismen" für „Icaea" angenommen.

A. B. in L—ck. Nicht verwendbar, weil im Verhältnisse zum kargen Stoff viel zu lang. Sie haben gutes Formtalent und könnten mit guten epischen oder episch-lyrischen Stoffen einen Versuch wagen. In lyrischen Gedichten befleißigen Sie sich der Kürze und achten Sie darauf, daß dem Reim zuliebe nicht etwa ein Nonsens niedergeschrieben werde, wie: „Herr der Ehren" oder „Rosen frühten." Wer Gutes schaffen will, kann gegen sich nie streng genug sein.

R. S. in B—n. „Leben" angenommen. „Andere Weise" gefällt uns inhaltlich sehr gut und wir wollen es zugleich mit „Leben" abdrucken, wenn Sie die zweite Strophe der ersten, (welche sehr gut klingt), gleichmachen.

E. P. in W—au. Beide Gedichte angenommen. Versuchen Sie das „Gedicht in Prosa" ebenfalls in Verse zu bringen, es kann dadurch nur gewinnen. „Gedichte in Prosa" sind unserer Ansicht nach zumeist Musik ohne Takt, nur Skizzen zu werdenden Gedichten.

A. W. in C—l. „Heckenröslein"; F. au J. G. in C—a. „Lied" (fürs Dichterheim), „Lose Bl. aus d. Vereinsmappe" (für die Icaea); Ch. F. in H—r. „Der Musen Gunst"; H. Sch. in G—n b. D—m. „Träume" und „M's Leid und Freud"; M. K. in B—n. „In m. Hand d. R."; „Morgengruß" und „Erwartung"; Dr. A. P. in M—n. Mit Ausnahme von „Trias" alles; A. D. in H—g. „Gegensätze"; A. A. in L—u. „Nächtliche Rückkehr"; P. H. z. Z. in T—u i. V. „Nachtzauber" „Ausgeschlossen" E. E. in Z—ch. „Herbstnacht"; V. F. auf Schloss K—tz. a. d. L. Beide Gedichte.

Angenommen.

K. S. in S.-G—n.; O. E. in St—t; R. G. in Z—au; Th. R. in W—tz.; R. O. F—k in H—dt. b. G—a.; H. H. in Z—au; K. S. in R—k.; R. J. in B—n.

Dankend abgelehnt.

Schluß der Redaction am 20. Januar 1894.

Die nächste Nummer (Nr. 9) erscheint am 15. Februar 1894.

Inhaltsverzeichnis.

„Das wahre Glück" von Anna Theiß, „Neues von F. A. Gr. von Schack" von Karl Bienenstein. — Gedichte von Paul Sartori, Alfred Friedmann, Otto Michaeli, J. Trojan, Albert Möser, Hanns Weber, Fritz Eberhardt, Max Kunath, Hermann Hango. — Bücherschau. — Notizen. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Wien, VIII. Josefsgasse 10.**

Verlag „Deutsches Dichterheim" in Wien. Chefredacteur: **Adalbert von Majerszky, Bollesó, Ungarn.**
Verantwortlich: **Victor Girschner, Wien, VII. Breitegasse 19.**

Druck Kamus & Strezek, Wien, VII. Burggasse 104.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)
Herausgeber: **Adalbert von Majerszky.**

Monatlich 2 mal. Preis: 5 Mk. halbjährl., vorauszahlb. Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direkt durch die Expedition des Deutschen Dichterheim's in Wien, VIII. Josefsgasse 10. Abbestellungen werden nur bis 30. Juni bezw. 31. Dezember angenommen. Einzelne Nummern à 50 Pfen. 5 Stück einer Nummer 1·50 Mk.

Auf den Tod eines Dichters.

Beneidenswerther Tod war ihm beschieden!
Gleich einem Kind, das müd' vom Blumenpflücken
Entschlief auf duft'ger Wiese, voll Entzücken
Sich träumend schon im Paradies hienieden:

So durft er bis zuletzt, vom Leid gemieden,
Mit Liederkränzen sich die Wege schmücken,
Mit ihrem Dufte Andere beglücken,
Entschlummern sangesmüde dann im Frieden.

Das ist nicht Sterben, sondern leises Tauschen
Des Erdenseins mit jenem schönen Leben,
Aus dem die Geistesströme uns umrauschen.

Nicht Ruhm war des Entschlaf'nen höchstes Streben,
Doch das, was reinen Sinns er durft' erlauschen,
In unentweihten Tönen uns zu geben. —

Emilie Droescher.

Digitized by Google

„Ernst von Wildenbruch".

Litterarische Skizze.

Von **Theodor Freiberg.**

Zu den wenigen Dichtern, welche heute — in einer Epoche des wüstesten und schamlosesten Naturalismus — noch bestrebt sind, ihren Schöpfungen einen ideellen Gehalt zu geben und nicht auf die Sinnenlust des Publicums speculieren, gehört auch der Verfasser der Quitzow's — Ernst von Wildenbruch. —

Wildenbruch's Produktivität ist eine große, ja fast unerschöpfliche; denn er ist bis jetzt bereits mit nicht weniger als 15 Dramen, Schauspielen und Lustspielen, 2 großen Romanen, einer Unmasse von Novellen, Humoresken und kleineren Erzählungen, zwei epischen Gesängen in Reimform und einigen ziemlich umfangreichen Bänden von Liedern und Balladen vor die Oeffentlichkeit getreten. Seine Hauptstärke liegt jedoch im Drama, und zwar ist es das volksthümlich-historische Drama, für das der Dichter entschieden die meiste Begabung verräth. Ist es ihm auch bis jetzt noch nicht gelungen, ein in allen Stücken der Kritik Genüge leistendes, vollendetes Kunstwerk zu schaffen, so beweist doch die edle, schwungvolle Diction, die geschickte Anlage besonders in der Exposition, die Farbenpracht und dramatische Spannung einzelner Scenen, sowie ein oft recht derber, volksthümlicher Humor, daß wir es mit einem echten Dramatiker zu thun haben. Schon seine beiden ersten Stücke, „Die Karolinger" (Berlin 1882) und „Harold" (Berlin 1882) zogen bei ihrer ersten Aufführung die Aufmerksamkeit weiterer litterarischer Kreise auf sich. In beiden offenbart sich schon der große Dramatiker: lebendiger, schwungvoller Dialog, fesselnde Scenen und einige scharf und bestimmt gezeichnete Charaktere. Leider ist es aber dem Dichter nicht gelungen, die Fabel klar und sicher durchzuführen, und so erlahmt die Handlung durch das Unterschieben neuer Motive und den Mangel an tragischer Knappheit gegen den Schluß hin, ohne im Zuschauer jene Mischung von φόβος καὶ ἔλεος zu erwecken, wie sie die Aristotelische Norm verlangt. Weit bedeutender jedoch in Anlage und Wirkung ist der „Menonit", welcher ebenfalls im Jahre 1882 zu Berlin das erste Mal über die Bretter ging und einen großen Erfolg erzielte. Das Stück versetzt uns in die Zeit der Erniedrigung und Bedrückung, in die Epoche der Napoleonischen Zwingherrschaft, und der Haß gegen die fremden Eroberer ist in zündenden Worten zum Ausdruck gebracht; überall fühlt man, daß der Dichter von der edelsten Begeisterung und Vaterlandsliebe durchglüht ist; daher auch die machtvolle Wirkung, die es namentlich auf die unteren Volksschichten ausübte. Namentlich sind es wieder die beiden ersten Akte, die den nachhaltigsten Erfolg erzielten; gegen den Schluß wird das Stück schwächer. Die einzelnen Charaktere sind mit kräftigen Strichen entworfen; die Contraste scharf und wirkungsvoll herausgearbeitet, so der Gegensatz zwischen dem Menoniten Reinhold und seinem schurkischen Nebenbuhler Mathias. Die weiteren Stücke „Väter und Söhne", „Opfer um Opfer", „Der König von Kandia" (Ein Lustspiel ohne nachhaltige Wirkung), „Christoph Marlow," „Die Herrin ihrer Hand" ꝛc. weisen keinen besonderen Fortschritt auf. Erst „Das neue Gebot" (Berlin 1886) hielt die Aufmerksamkeit des Publikums wieder längere Zeit rege und erlebte im Ostendtheater zu Berlin mehr denn 100 Aufführungen. Der Anfang des Stückes berechtigt auch zu den glänzendsten Hoffnungen. Eine kraftvolle, fast an Shakespeare gemahnende Exposition und eine ebenso kräftig sich hieraus entwickelnde Handlung, die fesselnd bis zum Höhenpunkt emporsteigt. Hier aber schiebt der Dichter, wie in seinen früheren Stücken, wieder ein ganz neues Motiv ein, so daß die ergreifende Wirkung, die der Conflict zwischen Heinrich IV. und dem gewaltigen Gregor hervorruft, gegen den Schluß hin immer mehr und mehr sich verliert. —

Seinen Haupterfolg jedoch errang Wildenbruch zwei Jahre später mit den „Quitzow's", einer von echt nationalem Geiste durchwehten Dichtung, die schon in Folge ihrer äußeren theatralischen Wirkung dauerndes Repertoirstück unserer Bühnen werden dürfte. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß das Stück frei von Fehlern ist; im Gegentheil, „Die Quitzow's" weisen manche schwerwiegende, sogar störende Mängel auf. Wir wollen hier nur auf den, jedes sittliche Zartgefühl verletzenden Zweikampf der beiden Brüder und ihr theatralisches Ende hinweisen, abgesehen davon, daß der Dichter mit der historischen Wahrheit ziemlich willkürlich umgegangen (beide Quitzow's wurden zwar von Friedrich belagert, starben aber, nachdem sich sogar der eine mit diesem versöhnt, eines natürlichen Todes). Gleichwohl sind „die Quitzow's" ein Stück von gewaltiger Wirkung und echt nationalem Gehalt; namentlich hebt sich die vor-

Digitized by Google

nehme Heldengestalt des Hohenzollernfürsten lichtvoll und edel ab von der trotzigen, reckenhaften Erscheinung eines Dietrich von Quitzow, der das wüste Raubritterthum der damaligen Zeit meisterhaft vertritt, und der Grundgedanke — die Errettung der gänzlich heruntergekommenen Mark durch einen edlen Hohenzollernfürsten — ist diesmal klar und zielbewußt durchgeführt. Das Stück hat infolgedessen auch die Runde auf allen größeren Bühnen der Provinz gemacht und überall den gleichen durchschlagenden Erfolg erzielt.

Alle folgenden Stücke reichen an „Die Quitzow's" nicht heran und sind bald wieder von der Bühne verschwunden. So „Der Generalfeldoberst", dessen Aufführung anfänglich sogar verboten wurde. Das Stück, das zur Zeit des 30jährigen Krieges spielt, bietet ein getreues Abbild jener für Deutschland so schmachvollen Zeit und ist keineswegs arm an dramatischer Handlung, aber der Charakter des Haupthelden Johann Georgs, des Generalfeldobersten der schlesischen Stände, ist nicht consequent durchgeführt und obendrein noch durch die mystische, jeder psychologischen Analyse Hohn sprechende Prophezeihung seiner Geliebten Elisabeth dermaßen beeinträchtigt, daß das Stück kaum zu einem matten Schluß gelangen kann.

Auch „Der neue Herr", obwohl wirkungsvoller und fester in der Composition als „Der Generalfeldoberst", hat keinen nachhaltigen Erfolg erringen können. Trotzdem ist die jugendliche Gestalt des großen Kurfürsten eine der besten, die Wildenbruch je geschaffen, ja sie mahnt in einzelnen Aussprüchen fast an Grabbe und Shakespeare.

Damit wäre die Reihe der historischen Dramen abgeschlossen, und wir hätten nur noch die beiden sozialen Schauspiele „Die Haubenlerche" und „Meister Balzer" sowie den Märchenschwank „Das heilige Lachen" zu besprechen. Von einer solchen Besprechung wollen wir aber absehen, denn Wildenbruch hat in den beiden ersten Stücken bewiesen, daß ihm jedes Talent für das soziale Drama mangelt und daß sein eigentlicher Boden eben die Geschichte ist; in dem Märchenschwank „Das heilige Lachen", welches sich gegen den Pessimismus und die nordischen Führer der neuen litterarischen Schule richtete, erhebt er sich nicht über eine flache und witzlose Satyre. Diese letzten Versuche sind also als gänzlich verfehlt zu betrachten, und wir wünschen nichts sehnlicher, als daß der Dichter zu seinem eigentlichen Feld, dem historischen Drama zurückkehren möchte. Hier hoffen wir noch recht Ersprießliches von ihm.

Als epischer Dichter ist Wildenbruch noch lange nicht so bedeutend; doch beweisen seine Romane und Novellen, z. B. „Der Künstler von Tanagra" und auch sein jüngster Roman „Eifernde Liebe", daß dem Dichter eine bedeutende Gestaltungskraft eigen ist, daß er andrerseits aber die Prozesse der seelischen Analyse nicht zu verfolgen weiß; so tritt z. B. in letzterem Roman das Lauschen einmal an Stelle einer psychologischen Entwicklung.

Auch seine Lyrik erhebt sich nicht über den Durchschnitt; in seinen Balladen weiß er dagegen durch eigenartige, düstere Färbung den Leser in Spannung zu halten; so in dem wahrhaft ergreifenden „Hexenlied." Auch in den beiden patriotischen Epen „Vionville" und „Sedan" bewährt sich die starke epische Kraft des Dichters; beide Dichtungen wirken noch überdies durch die nationale Begeisterung, die sich in ihnen ausspricht. —

Was man nun aber auch über Wildenbruch's Talent und Haltung denken mag — es hat ja gerade in jüngster Zeit nicht an Spitznamen wie „poeta laureatus," der „politische Thermometer" ꝛc. gefehlt —: seine Tendenzen, das deutsche Volk, mit Hinweis auf die Geschichte, zu Großem und Hohem zu begeistern, muß man anerkennen, und ist es ihm auch nicht gelungen, seine Absicht vollkommen zu erreichen: in magnis voluisse sat est. —

Nacht.

Wer kann die Nacht besingen als heilige Mutter,
Die über den Wonnen seliger Liebe wacht,
Wer kann die Nacht bewundern als Werdedunkel,
Drin keimendes Leben langsam zum Tag erwacht?

Wer kann die Nacht verehren als heilig Höchstes,
Draus alles Wachsen, Weben und Werden sprießt,

Digitized by Google

Wer kann die Nacht bestaunen als hehres Geheimniß,
Draus sich der Genius langsam der Welt erschließt?

Was sie geboren an Schönheit und Liebe und Größe —
Zwecklos nur schuf sie's und nur in Vernichtungswuth,
Lachend des Kindes „Menschheit", das gläubig vertrauend
Immer auf's Neue liebend am Herzen ihr ruht.

Drum — wer könnte hoffend die Nacht umfassen,
Dem erschauernd jemals die Seele gebangt,
Wem sich blitzgleich ihr Schatten, ihr grausigstes Dunkel,
V ö l l i g enthüllte! — Nein, nimmer der Nacht verlangt,

Wen nur ihr Eigenstes streifte und nur auf Sekunden!
Furchtbar und grausam ihr Schwarz ist, — erbarmungslos,
Molochgleich schlingend, was in Aeonen geschaffen,
Birgt es Verzweiflung und Wahnsinn und Tod im Schooß.

Schlingend und würgend, die Nacht, vom Himmel reißt sie,
All' seine Sterne; hungernd zur Sonne empor
Reckt sie den gierigen Schlund; ihr sammtener Mantel
Hüllt uns nur trügerisch weich, was in ihr sich verlor.

Drum, wenn im nächt'gen Dunkel die Seele jammert
Sehnend zu den geglaubten Sternen des Lichts,
Dräuend tritt sie ans Lager und löscht alle Gluthen,
Und ihre Hand umkrampft uns, das große Nichts!

Hermine von Preuschen.

Unterschied.

Sie sprachen geistreich, sprachen schön,
Sie waren alle schwer belesen,
Wie Stahl an Stahl schlug mit Getön
Das Argument an Hypothesen,
Wie Blei zur Scheibe flog der Scherz
Von Damenlippen mir entgegen,
Und sie, die schön war und verwegen,
Schlug an die Stirn: Hier ist das Herz!

Und jetzt gesammelt drauf und vor
Und Sturm dem sogenannten Gotte,
Und krachend fiel das Himmelsthor
Vor dieser Amazonenrotte.
Wo ist er denn? Saht Ihr den „Herrn"?
Und Cigarettenwolken flogen
Und qualmende Gedanken zogen
Um's Molochgötzenbild: Modern. —

Digitized by Google

Ich schwieg, war lang im Geiste fort,
Zog eine Straße, langsam sinkend,
Von Deinen Lippen jedes Wort
Wie eine Honigbiene trinkend.
Und Blatt und Blättchen bog ich sacht
Vom duft'gen Kelchgrund Deiner Seele,
Und was er selber Dir verhehle,
Ich nahm es halbberauscht in Acht.

Wie's Knösplein in der Hülle lag,
So träumend schon in eig'ner Weise,
Bis weckend es ein Frühlingstag
Berührt mit sonn'gem Finger leise.
Wie sich's gedehnt, und wie so schwer
Das Aufsichrollen und Entfalten,
Wie's blinzelnd seinen Blick verhalten,
Wie auf es sah — und Gott sah her.

„Gott", nur geflüstert war das Wort,
Ich glaub', Du hast Dich umgesehen,
Ich aber fühlt' ihn immerfort
An unsr'er Seite lächelnd gehen.
Und rief zurück nicht das Geleit',
Und hätt' ich nicht den Ruf vernommen,
Wir wären in die Ewigkeit
Zusammen alle Drei gekommen!

Franz Herold.

Fürst Woyvov.

„Sprich Wahrheit mir, Alte, — es soll Dir Gewinn
Vieltausendfachen noch tragen.
Sag, ob ich dem Tode so nahe schon bin
Wie alle die Ärzte es sagen."
So gebot der Fürst der Zigeunerin,
Und die Alte beschloß es zu wagen.

Sie neigte sich über die faltige Hand,
Die der Greis ihr, der zitternde, reichte,
Zu lesen die Sprache, die wohl sie verstand,
Und kündete ihm, der erbleichte:
„„Du baust Dir ein Schloß an des Bosporus Rand,
Das noch nicht die Vollendung erreichte.

Und wie ich aus Deiner Hand hier erschau'
Wird's bald bis zum Dach sich erheben; —

Digitized by Google

Doch ist Dir Dein Sein, — o vernimm und vertrau' —
In die eigene Hand nun gegeben:
Am Tag, da vollendet der prächtige Bau,
Erst endet, Gebieter, Dein Leben!

Die Alte, sie sprach es, — erhob sich, verschwand . . .
Und der Fürst saß mit sorgendem Sinnen.
Dann sandte er eilende Boten in's Land,
Befahl den Grundbau der Zinnen
Herniederzureißen; mit thätiger Hand
Auf's Neu' dann das Werk zu beginnen.

Und stets, wenn ans Ohr ihm die Kunde schlug,
Daß nah der Vollendung man stünde,
Da war ihm kein Bote verläßlich genug,
Da däuchte zu zögern ihm Sünde;
Da lohnt er ihn reichlich, damit er im Flug
Den strengen Befehl dort verkünde.

Doch einst, als er wieder Boten gesandt,
Zum Lohn ihnen Schätze vertraute,
Da fielen am Weg sie von frevelnder Hand,
Weil Gold man bei ihnen erschaute. —
So drang keine Kunde dahin in das Land
Zum Schlosse, — man baute und — baute.

Wohl war es mit sicherem Tode bedroht,
Daß den Stein, den letzten, man lege,
Doch man harrte umsonst auf Befehl und Gebot
Und so baute man thätig und rege . . .
Der Bau war vollendet! — Der Fürst war todt! . .
So bahnt sich das Schicksal die Wege. —

René Maria Rilke.

Gedichte

von **Theodor Freiberg.**

Müde.

Und wenn auch rings im Goldgeschmeid'
Die sonnentrunkenen Hügel prangen —
Es zittert durch mein tiefes Leid
Kein sehnsuchtvolles Glückverlangen.

Digitized by Google

Nur tiefe, düstere Trauer hält
Mich fest in ihrer ganzen Schwere —
So müde blick ich in die Welt,
Als ob ich längst gestorben wäre . . .

„Nachhall".

Auf den Buchenwipfeln, welk und todt,
Glüht das letzte, bleiche Abendroth.
Leise murmelnd schläft die Quelle ein —
Tiefes Schweigen webt durch Flur und Hain.
Und in düstrer Waldeseinsamkeit,
Wacht im Busen auf das alte Leid . . .

Sternennacht.

Märchenhafter Silberflimmer
Auf dem duftig zarten Schnee! —
Und des Mondes holder Schimmer
Glänzt auf dem gefrornen See.
Wunderbares Sprühn und Prangen
In der klaren Sternennacht!
Wunderbare Märchenpracht,
Hältst mir Herz und Sinn gefangen!

Neues Leben.

Hörst Du, wie meine Lieder hell ertönen,
Wie sie lautjauchzend durch die Haine klingen?
Nie wußt' ich früher also froh zu singen,
Nie mocht' ich mich an solchen Klang gewöhnen.
Dir will ich freudig meine Lieder bringen,
Mit ihrer Rhythmen Kranz Dein Haupt bekrönen,
Du nur verstand'st melodisch zu versöhnen
Die Gramgewalten, die mich wild umfingen.
Und wie der Sonne goldig-klare Flimmer
Sich auf verwelkte Fluren sanft ergießen,

Digitized by Google

Und fröhlich sie zu neuem Glanz beleben,
So lieblich leuchtet Deiner Liebe Schimmer
In meiner Herzenswelt verödet Leben,
Und einen neuen Lenz seh ich ersprießen.

Nachtfriede.

Schweigen weht im weiten Raum;
Nur die Quelle rauscht im Sand;
Nur ein Hauch wie sel'ger Traum,
Zieht durch's Schilf am Uferrand.
Und des Mondes holdes Bild
Leuchtet durch die Einsamkeit —
Wie ein Abglanz hell und mild,
Aus verlorner Jugendzeit!

Zwei Gedichte.

Bild aus dem Leben.

„Rings stille Nacht.
Am Himmel lacht
Der Sterne Pracht."

Trüber Lampenschimmer
Im elenden Zimmer.
Im Ofen kein Feuer,
Im Schranke kein Brod.
Der Armuth, — der Noth
Ist Alles zu theuer.
In dünnen Decken
Zwei Kindlein stecken.
Wie bleich sind die Wangen!
Mitleidig umfangen
Hält sie der Schlummer.
Traurig, voll Kummer
Sitzt die Mutter daneben,
Voller Furcht für das Leben
Der kränkelnden Kleinen.
Ach! sie kann nur weinen.
Sie kann nur beten —
Und unterdeß wird sich
Hilfe verspäten.
Ob der „gute Hirt" sich
Erbarmt seiner Schafe?
O ja! vielleicht schickt er
Den Bruder vom Schlafe
Zu ihnen und beide
Lämmchen erquickt er
Auf himmlischer Weide.

„Rings stille Nacht.
Am Himmel lacht
Der Sterne Pracht."

Digitized by Google

Blümchen Tausendschön.

Am besten wär's wohl für uns beide
Wir hätten uns niemals gesehn,
Dann wüßten wir nichts von dem Leide,
Betrübt von einander zu gehn.

Und dennoch: zum völligen Glücke,
Da hättest Du stets mir gefehlt,
Blieb' unausgefüllt diese Lücke
Hätt' Sehnsucht nach Dir mich gequält.

Dann könnten wir fröhlich noch bauen
Luftschlösser von blendender Pracht
Und gläubig der Zukunft vertrauen,
Die Wünschen Erfüllung oft bracht'!

Wir müssen und werden uns trennen;
Das ist ein gewaltiger Schmerz!
Und dennoch! aufs Glück, dich zu kennen
Verzichtete niemals mein Herz.

Emil Graf Zelski.

Liebesgetändel.

Liebchen, rechne mir nicht vor,
Was ich sonst getrieben
Und wie oft ich junger Thor
Hängen schon geblieben.

Dämmerung kommt vor dem Tag,
Primeln vor den Rosen,
Küssen lernt sich nach und nach;
Komm und laß uns kosen!

Heinrich Kruse.

O Kind, ich möchte dich nicht wecken, Nur grüßen dich zum letzten Mal.

Die blauen Augen sanft geschlossen,
Das marmorne Gesichtchen weich
Vom goldenen Lockenhaar umflossen,
Das liebe Mündchen stumm und bleich.

Gebettet unter Rosendecken,
Geküßt vom letzten Sonnenstrahl:
O Kind, ich möchte dich nicht wecken,
Nur grüßen dich zum letzten Mal.

Digitized by Google

Zum letzten Mal! Mein Auge trocken!
O Kind, zu gut für diese Welt,
Dich grüßen Engel mit Frohlocken
Auf Gottes lilienduft'gem Feld.

O Kind, ich möchte dich beneiden
Um deine kurze Pilgerfahrt,
Auf der die Sünde, Gram und Leiden
Sich niemals um dich her geschart.

Du holde, fleckenlose Blume,
Die nur die Hand des Engels bricht,
Blühst fort in Gottes Heiligthume,
Drum klag' ich, darum wein' ich nicht.

Gebettet unter Rosendecken,
Geküßt vom letzten Sonnenstrahl:
O Kind, ich möchte dich nicht wecken,
Nur grüßen dich zum letzten Mal.

Elisabeth Tilemann.

Am Kamin.

Scheidend haucht von Dach zu Dach
Ros'gen Kuß des Tages Schein,
Traulich wandeln durch's Gemach
Abendliche Träumerei'n.

Meister Frost an's Fenster malt
Silberblumen fein und zart,
Einen dichten Farrenwald,
Der im flock'gen Reife starrt...

Doch in uns'ren Seelen blüht
Eine bunte Frühlingspracht,
Und der Liebe Sternlein glüht
Hell uns durch die Winternacht...

Wie im reifen Weizenmeer
Segnend geht der Herrgott hin,
Geht ein Friede liebeschwer,
Kinderkeusch durch unsren Sinn...

Digitized by Google

Und die Lippen schweigen still,
Weil die Seele, licht und klar,
Heiß durchschauert, beten will
An der Liebe Hochaltar .....

Hans Benzmann.

Der kleinen Seejungfrau Bitte.

(Nach Andersen)

O Liebster, dem ich Alles hingegeben,
Belohnst du mich? Ich ließ der Eltern Haus,
Die treuen Schwestern und der Ahnen Hallen
Um Deinetwillen! Wenn mein zarter Fuß
Den Boden rührt, so fährt's wie Messerklingen
Durch meinen Leib, doch lächeln kann mein Mund,
Will einmal nur dein Blick mir freundlich strahlen!
Und meine Stimme, ach, die helle Stimme,
Die schönste auf des Meeres weitem Grund,
Auch ihr entsagt' ich! Darf der Mädchen Chor

Des Theuren Herz mit holdem Sang entzücken,
Dann mahnt mich's wohl, wie süßer tausendmal
Mein Lied erscholl, und stumm das Haupt gesenkt,
Denk' ich in Wehmuth deß, was ich verloren!
Doch sei's! ich trage was ich selbst gewählt,
Und dulden will ich um den höchsten Preis.
Nur Eines, Eines: eine Seele gib,
Unsterblich, ewig, mir in seinem Kuß,
Du großer Gott, den sie die Liebe nennen!

Paul Kunad.

Verblaßte Andenken.

(Nach dem Französischen des Laurent Pichat).

Andenken, Gruß aus alten Zeiten,
Vergeßne Blume, sage mir:
Wie kommst du zwischen diese Seiten,
Welch zart Geheimniß ruht in dir?

Gefangne Blüthe, müde, zarte,
Die ich aus diesem Buch befreit',
Sag, als ich dich darin bewahrte,
War ich da froh? War ich voll Leid?

Digitized by Google

Die Hand, die dich gepflückt im Haine,
Im Frühling an des Weges Rand,
Kann ich sie pressen noch in meine?
Und kennt sie wohl noch meine Hand?

Dein blaues Auge, sanfter Schatten,
Das du auf mich gerichtet hast,
Starrt mich mit Blicken an, mit matten,
Als wärest du vor Schmerz verblaßt.

Umsonst durchirr' ich, fremde Kleine,
Die Zeiten, die vergangen sind,
Ich finde keine Spur, nicht eine,
Ich kenne dich nicht mehr, mein Kind.

Verzeihe mir, sieh, ich verehre
Dich doch; vergessner Liebe weiht
— Auf daß dein Duft mir wiederkehre —
Mein Herz den Kult der Dankbarkeit...

Ihr Düfte, die ich ließ verwehen,
Andenken, meinem Sinn entschwebt,
Laßt Gnade über mich ergehen,
In diesem Blumenrest vergebt!

E. Ehrenberg.

Die Schwester.

(Nach dem Italienischen des Luigi Carrer.)

Ich lebte einsam und hoffnungslos,
Verklungen waren des Herzens Töne,
Nichts freute mich mehr, nicht Spiel und Tanz,
Nicht Blumenduft und nicht Sonnenglanz,
Bis Dich ich erblickte, Du Reine, Schöne,
Süße Schwester, süße Schwester!

Was ich bei Deinem Anblick empfand,? —
Mir war, als hätt' ich Dich oft gesehen,
Ich wußte nicht wo und zu welcher Frist,
Mein Herz doch jubelte: sieh, dies ist
Die Seele, die ganz Dich kann verstehen,
Deine Schwester, deine Schwester!

O Schwester, Name, wie lieb bist du mir!
Was du bedeutest, lern' ich nun erst kennen,

Digitized by Google

Freundin, Geliebte, Wiederhall Du
Meiner Seele, Dir kommt der Name zu,
Mit ihm nur kann meine Lippe Dich nennen,
Meine Schwester, meine Schwester!

In Gräsern, Blumen find' ich die Spur
Von Schwesterliebe, dem zarten Zuge,
Mir ist, als flüst're das Laub im Hain,
Als murm'le der Silberquell im Gestein,
Als singe die Schwalbe im Fluge:
Komm' o Schwester, komm' o Schwester!

Durchstreif' ich die Welt zu Wasser, zu Land,
Meine Sehnsucht ruft Dich zu jeder Stunde,
Bedroht mich Unglück, ich fürchte mich nicht,
Aus Deinem engelholden Gesicht
Strahlt mir unwelkbaren Glückes Kunde,
Süße Schwester, süße Schwester!

Als mir der Tod die Mutter geraubt,
Glaubt' ich die Liebe für immer verschwunden,
Die selbstlose Liebe, zart und treu,
Die ganz in mir aufging, täglich neu,
In Dir doch hab ich sie wieder gefunden,
Theure Schwester, theure Schwester!

Wenn die gefürchtete Stunde naht,
Die von Deiner Seite mich reißt, mein Leben,
Wenn Dein trauerndes Haupt sich zu mir neigt,
Bevor meine Lippe für immer schweigt,
Wird mit dem letzten Hauch ihr entschweben:
Leb' wohl Schwester, leb' wohl Schwester!

E. Ehrenberg.

Wahlsprüche.

Im Sonnenschein, im Sturm,
Vergiß das Eine nicht:
Bewahre, was auch kommt,
Der Seele Gleichgewicht.

*

Digitized by Google

Wirke treu in Deinem Kreise,
Dringst Du auch nicht hoch hinan,
Jeder, ob mit Kopf, mit Händen,
Leiste, was er leisten kann.

Was dem Vater nicht gelungen,
Das gelingt vielleicht dem Sohn:
Für des Vaters treues Mühen
Wär's der allerschönste Lohn.

*

Erweise Liebes stets
Dem, den Du wirklich liebst:
Du weißt nicht, ob vielleicht
Zum letzten Mal Du giebst.

Ernst Rethwisch.

Mahnung

Dem nur wird ein edel Leben,
Der sich kraftvoll aufgerafft;
Dem sein Wille hoch zu streben
Frieden schon auf Erden schafft.
Selig ist, wer das errungen,
Was allein den Frieden giebt;
Der in sich den Feind bezwungen
Und Gott mehr denn Alles liebt.

R. Henke.

Bücherschau.

Wilhelm Jensen. **Auf der Feuerstätte.** Roman, (Leipzig, Verlag von Karl Roesner). Was an diesem Roman, der drei Bände umfaßt, besonders auffällt, ist, daß uns die Helden unter falschem Namen, in Lebenslagen, die ihnen nicht angemessen sind, gewissermaßen in Verkleidungen vorgeführt werden, so daß wir kaum erst am Schluße des dritten Bandes ihr wahres Schicksal, ihren wahren Charakter zu erkennen vermögen. Da ist Hans Straßer, den wir als verhafteten Abenteurer kennen lernen, der mit seinem wahren Namen Hartwig Gadewold heißt und Sohn des reichen Hamburger Kaufmannes Matthäus Gadewold ist. Da ist Hans Armleder, der liebenswürdige Weltmann, der sich über alle Widerwärtigkeiten und Fährlichkeiten mit dem Ausrufe „Kismet!" leicht hinwegsetzt und der doch eigentlich Jasiek von Pogerellen heißt, Gutsherr von Neunkirchen und Ehegatte der daselbst hausenden Freifrau Henriette von der Schranne ist. Da ist weiter Hedda Nebel, die anfangs, man weiß nicht recht aus welchem Grunde, von der Behörde wegen Kindesmord verfolgt wird, die sich dann als pflichtgetreues und äußerst tugendhaftes Dienstmädchen durch den langen Roman tummelt und doch die Tochter des Gutsherrn Jasiek von Pogerellen ist.

Hans Straßer, richtig Hartwig Gadewold, hat aus Gründen, die dem Leser mit merkwürdiger Kunst so lang als möglich verschwiegen werden, das väterliche Haus verlassen, um sich in Amerika seine Existenz zu gründen. Nach Jahren kehrt er nach Ham-

Digitized by Google

burg in das elterliche Haus zurück. Aber es behagt ihm daselbst nicht. Ihn quälen Gedanken und Empfindungen, die dem Leser kaum angedeutet werden. Hartwig begibt sich zu Pastor Eschenbeck, um sich ihm anzuvertrauen, um Hilfe bei ihm zu suchen. Erleichtert athmen wir auf und hoffen, daß wir in Hartwigs Gemüthszustand bald Einblick gewinnen werden.

„Eschenbeck fordert mit einer Handbewegung Hartwig auf, sich zu setzen, doch dieser fiel, den Blick scheu umherwendend, ein:

„Nein, nicht hier — durch die Thüre könnte Jemand hören. Ist nicht anderswo — ?

„Dat mutt ja bös sin." Der Antwortende schüttelte mechanisch den Kopf und setzte hinzu: „Dann kommen Sie in meine Schlafstube, da können Sie sicher sein, daß Niemand hört." Er öffnete die Thüre des Nebenzimmers, ließ Hartwig eintreten, und schloß sie, nachfolgend, hinter sich zu."—

Der Verfasser ist nicht so unhöflich, an versperrten Thüren zu lauschen und kann uns daher nichts darüber mittheilen, was Hartwig dem Pastor Eschenbeck anvertraut hat.

Die Anschauung, daß der Roman die Aufgabe habe, die Seelenzustände zu schildern und Menschenschicksale nach und nach vor dem Auge des Lesers zu entwickeln, ist hiernach ebenso unrichtig, wie die seit Talleyrand gänzlich veraltete Ansicht, daß die Sprache bestimmt sei, unsere Gedanken zum Ausdrucke zu bringen. Jensen, der Talleyrand auf dem Gebiete des Romanes scheint zu glauben, die Bestimmung des Romanes sei, Seelenzustände und Menschenschicksale so lang als möglich in geheimnißvolles Dunkel zu hüllen und den Leser solang als möglich in einem zum Theil angenehmen, zum Theil unheimlichen Gefühl der Spannung zu erhalten. Und dies versteht er vorzüglich. Und deshalb ist er ein Dichter, ein eigenartiger Dichter, der vor allem die Kunst des Verschweigens und Verhüllens kennt.

Ich hatte beim Lesen des Buches das Gefühl, als ob ich mit einem überlegenen Gegner Schach spielte, in dessen Pläne einzudringen ich nicht vermochte. Spät erst, sehr spät merkte ich die Kunst des Meisters und beugte mich vor ihm.

Es ist wohl überflüssig, zu bemerken, daß Jensen's Sprache anziehend und oft von bestrickender Schönheit ist. Ich möchte nur hervorheben, daß die Gegend zwischen der unteren Elbe und Weser mit ihren Moorgründen und kleinen Flüssen und Bächen, der Schauplatz der meisten Begebenheiten des Romanes, vortrefflich geschildert ist, und daß die Beschreibung des Brandes, dem im Jahre 1842 der größte Theil Hamburgs zum Opfer fiel, welche den Abschluß des Romanes bildet, zu dem Schönsten gehört, das ich gelesen habe.

Hanns Weber.

Seher und Denker, von Ola Hansson (Berlin, Rosenbaum & Hart). Zu einem bedeutend-bedeutsamen Buche hat Ola Hansson seine Aufsätze über Poë, Garschin, Stirner, Bourget, Böcklin erweiternd zusammengefaßt. Ihm personifizieren diese fünf Männer die Stadien der individuellen Entwicklung, welche für die Jugend der Gegenwart in allen Ländern allgemein und typisch ist. Von Poë, der Irruption, dem Aufbrausen, über Garschin's Altruismus, Stirner's selbstsüchtigen Egoismus, Nietzsche's Herren-Moral, bis zu dem weinerlichen Rückwärtsler Paul Bourget (hier stimme ich am meisten bei), und endlich zu der Ruhe Böcklin'scher Todteninsel — das scheint O. Hansson der moderne Menschenweg. Die Idee ist im Grunde nicht neu, heißt sie doch: Jugend, Wachsen, Werden, Sein, Rückbildung, Alter, Tod, wie es uns die Natur vorgesprochen. Aber die Beispiele sind trefflich gewählt, erschöpfend in geistvoll klarer, oft gedankentiefer und wissenschaftlich-belesener Sprache geschildert. O. Hansson steht ganz auf dem Standpunkt, den Max Nordau in seinem viel angreifenden, viel angegriffenen Buche „Entartung" (2 Bände, Carl Duncker, Berlin, 374 und 562 S.) vertritt. Gleich Poë ist ihm ein Entarteter, ein Kranker. So wie Lombroso, Moreau, Ribot u. A. in dem Genie einen großen Kranken, einen Visionär, sehen; wie schon Bacon sagt: Es giebt keine ausgezeichnete, vollkommene Schönheit ohne absonderlich Fremdartiges in den Verhältnissen," so sieht Hansson in seinen Sehern und Denkern Menschen, in deren Gehirn ein Körnchen, ein Gran, ein Atom zu viel oder zu wenig — und das Gleichgewicht des gesunden Menschen ist gestört. Vielfach lehnt sich der Aesthetiker Hansson an den Mann der Litteraturströmungen Georg Brandes an. Brandes sagt im 6ten Band: „Alle Kunst ist ein Ausdruck einer Gemüthsbewegung und hat zum Zweck, Gemüthsbewegung hervorzurufen." („Das junge Deutschland" S. 44). Hansson: „Der Werth eines Dichtwerkes besteht in dessen Fähigkeit, Eindruck auf den Leser zu machen." (S. 7.) Die Parallelen lassen sich noch weiter und genauer verfolgen. Ola Hansson denkt und urtheilt dennoch ganz selbstständig und versteht es, in kurzem Auszug das Wichtigste aus seinen problematischen Naturen zu geben, so daß in dem Buch eine Fülle von Stoff und Urtheil geboten wird. — Poë, der krankhaft war, fragt sich, ob Krankheit nicht die höchste Intelligenz ist? Er erzählt uns die Geschichte zweier William Wilson deren einer sozusagen der Zwilling, de

Digitized by Google

Doppelgänger des Anderen ist. Es ist hier (ca. 1833) schon das Vorbild zu Paul Lindau's „Der Andere" gegeben.

Freunden mannigfachster litterarischer Anregung sei:n „Die Seher und Denker" bestens empfohlen.

Alfred Friedmann.

Briefschalter.

F. le F. in Au—g. Geb. mit Ausnahme von „Frühlingstag" und „Mondnacht" ang. „Sommerbilder" werden wir prüfen. Die Novelle erwarten wir gern.

V. T. in B—au. 1) Die heute gesandten Gedichte halten wir nicht für druckreif. 2) Die von unserem Vorgänger acceptirten Gedichte werden alle veröffentlicht, die abgelehnten keiner neuen Prüfung unterworfen. 3) Sowohl Ihnen als allen anderen Abonnentinnen und Abonnenten werde ich für eine Photographie sehr verbunden sein.

K. v. W. in H—m. Die betreffenden Gedichte sind als abgelehnt zu betrachten. Von unserem Vorgänger abgelehnte Einsendungen acceptiren wir nicht mehr.

A. H—sch. in D—n „Liebenswürdigkeit" angenommen. „Des Mädchens Schicksal" ist im Beginne sehr ansprechend, wird aber zum Schlusse schwächer und verschwimmt ohne Pointe.

F. K.-D. in St—e. Die Uebersetzung; G. von U. in B—n. Beide Gedichte; E. Z. in F—th. „Hoffnung."

Angenommen.

F. Th. in V—n; C. St. in H—g.; P. Sch. in N—d.; M. in T.; H. W. in Z—au.; K. S. in D-Z—n; M. D. in S—x.; J. B. in Sch—n. i. M; K. E—dt. in E. bei W.; J P. B in F—au bei B—n.

Dankend abgelehnt.

Mittheilung der Expedition. Den geehrten Abonnenten, welche in letzter Zeit Einbanddecken bestellten, bringen wir zur gefl. Kenntniß, daß wir für ältere Jahrgänge nur in beschränktem Maße Decken abgeben können; daß wir aber welche nachfertigen lassen und hievon rechtzeitig Mittheilung machen werden.

Druckfehler. In der vorigen Nummer soll es auf S. 130 in Friedmanns „Romsdal" statt „Höllenmaß" richtig heißen: „Höllennaß". In desselben Autors Besprechungen ist zu lesen: „Janle" statt „Janle" (S. 141), ferner: „diese anspruchslosen Verse" statt „diese anspruchslosen". Schließlich auf S. 142 soll es statt „Zuwachs" richtig: „Zuchtwahl" heißen.

So sehr wir bedauern, daß sich diese sinnstörenden Druckfehler eingeschlichen haben, müssen wir doch gerechterweise constatiren, daß auch die Unleserlichkeit des Manuscriptes ein wenig mitschuldig war.

Die Redaction.

Schluß der Redaction am 5. Februar 1894.

Die nächste Nummer (Nr. 10) erscheint am 1. März 1894.

Inhaltsverzeichniß.

„Ernst v. Wildenbruch" von Theodor Freiberg, Gedichte von Emilie Droescher, Hermine v. Preuschen, Franz Herold, René Maria Rilke, Theodor Freiberg, Emil Graf Zel:ki, Heinrich Kruse, Elisabeth Tilemann, Hans Benzmann, Paul Kunad, E. Ehrenberg, Ernst Rethwisch, R. Henke. — Bücherschau. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Wien, VIII. Josefsgasse 10.**

Verlag **„Deutsches Dichterheim" in Wien.** Chefredacteur: **Adalbert von Majerszky,** Verantwortlich: **Victor Girschner.**

Druck Kamus & Strejek, Wien, VII. Burggasse 104.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)

Herausgeber: **Adalbert von Majerszky.**

Monatlich 2 mal. Preis: 5 Mk. halbjährl., vorauszahlb. Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direkt durch die Expedition des Deutschen Dichterheim's in Wien, VIII. Josefsgasse 10. Abbestellungen werden nur bis 30. Juni bezw. 31. Dezember angenommen. Einzelne Nummern à 50 Pfen. 5 Stück einer Nummer 1·50 Mk.

Glück.

Welch' holdes Mattsein fesselt Deine Glieder!
Du schweigst und träumst. Die Amsel lockt im Strauch.
Im Garten drunten duftet schwer der Flieder
Und durch das Fenster weht der Abendhauch.

Der Fluß eilt thalwärts, blinkend in dem Lichte
Der scheidenden Sonne, wie ein Silberband.
Du ruhst bei mir mit glühendem Gesichte
Und in der meinen fühl' ich Deine Hand.

Du zartes Räthsel! Unter uns die Normen
Wie Zwerggebilde einer kranken Zeit.
Wohl wechselt Liebe spielend ihre Formen,
Doch Lieb' bleibt Liebe heut' und alle Zeit.

Maurice von Stern.

Digitized by Google

Eine Freundin Lenau's.

Von **Karl Griol.**

Wer sich für Lenau interessiert — und wer interessierte sich nicht für den Dichter, den sein Geschick sowohl wie sein herrliches Genie zu einem unserer Lieblinge gemacht und dessen poesiereiche Werke sich tief in unser Herz eingeschlichen? — wird sicherlich auch gerne etwas über die Menschen lesen, die dem unglücklichen Dichter nahegestanden im Leben. — Ueber das Freundschaftsbündniß Lenau's mit der geistvollen Sofie Löwenthal, das sein ganzes Dasein gleich einem sanften Trostesquell durchzieht, ist schon sehr viel geschrieben worden, ebenso über die entsagende Liebe Lenau's zu Lotte und über das so unselig geendete Verlöbniß mit Marie. Wie Lenau sich an den Worten seiner klugen Freundin Sofie stets erfreute, — wie schwer ihm die Entsagung und der Verzicht auf das geliebte Lottchen wurde und wie und unter welch grausigen Umständen seine voreilig geknüpfte Verlobung mit Marie sich löste: dies alles ist nur zu bekannt, als daß wir es wieder berühren sollten. Ein anderes Herzensbündniß des Dichters ist es, von dem ich sprechen möchte, und ich hoffe damit auch das Interesse meiner Leser zu erregen, da es sich in diesem Falle um eine hervorragende Frau und um eine berühmte Künstlerin zugleich handelt. Sonderbarerweise aber wird über diese Episode im Leben Lenau's von seinen Biographen wenig berichtet, so daß wir uns daraus kein klares Bild des Verhältnisses machen könnten, in dem der Dichter zu der genialen Künstlerin gestanden.

Karoline Unger wurde im Jahre 1800 in Wien geboren. Sie verlebte ihre Kindheit in dem bescheidenen Heim ihres Vaters, der ein kleiner österreichischer Beamter war, und der, wohl auch um seinem Haushalte in etwas aufzuhelfen, sich auf die Schriftstellerei warf. Er gab selbst ein Taschenbuch heraus, dem er den volltönenden Namen „Klio" gab, dessen litterarische Beiträge er aber zumeist selbst verfaßte. Frühzeitig bekundete sich Karolinen's musikalische Begabung, und nach einer Zeit eifrigen Studiums betrat sie im jugendlichen Alter die Bühne. Ihr erstes Auftreten fällt in das Jahr 1819 als Cherubin in der „Hochzeit des Figaro". Sie errang lebhaften Beifall, und jede neue Rolle, die sie fortan spielte, bedeutete ein Blatt mehr in ihrem Ruhmeskranze. Jedoch nach Art aller Bühnenkünstler litt es Karoline nicht lange an einem Orte; der Beifall des heimischen Publikums genügte ihr nicht mehr, es zog sie mächtig hinaus, und vorzugsweise nach Italien, dem Eldorado der dramatischen Sänger und Musiker. — Ehe Karoline nach Italien ging, sehen wir sie noch mit der Sonntag in einer Aufführung der IX. Sympho.ie mitwirken, die Beethoven selbst dirigierte. Es war im Jahre 1824, und um diese Zeit hatte das Gebrechen des Meisters schon jenen Grad erreicht, der ihm den Verkehr mit den Menschen so sehr erschwerte. Der Beifall war ein ungeheurer — der Meister vernahm aber nicht das Tosen des Beifalls — da nahte sich ihm Karoline Unger, und wendete ihn mit dem Gesichte gegen das begeisterte Publikum, das nun in noch stürmischeren Beifallsbezeugungen dem unglücklichen Tonheroen seine Verehrung kundgab.

Im Jahre 1825 gastierte Karoline in Italien, wo sie vergöttert wurde; man nannte sie allgemein „la diva del canto." Und als sie dann nach Wien zurückkehrte, wurden ihr die großartigsten Ovationen dargebracht; ja der Enthusiasmus, den ihr großes Talent erregte, ging soweit, daß man sie als die hervorragendste aller um jene Zeit lebenden Sängerinnen pries! Karoline verfügte über eine warme, lebensfrohe Darstellungsweise. Sinniges Erfassen der Dichtung und eine vom reinsten Wohllaut getragene Stimme — dies alles, verbunden mit einem höchst anziehenden Aeußeren, machte Karoline zu einer in jedem Sinne verführerischen Erscheinung.

Ist es da ein Wunder zu nennen, daß das Herz des Dichters sich gleich bei ihrer ersten Begegnung ihr zuneigte? Verband sie ja doch mit schöner Weiblichkeit die hehre Gabe der Tonkunst, der Lenau stets treu geblieben, und die ihm über manch bittere Stunde im Leben hinweggeholfen.

Es war im Sommer des Jahres 1839, als sie einander das erstemal sahen; und Lenau selbst schreibt über diese ersteBegegnung an seine Herzensfreundin Sofie: „Gestern besuchte mich Graf Ch. und lud mich nach Penzing zu Mittag. Ich speiste mit Fräulein Karoline und Graf H., dem dramatischen Dichter. Karoline sang vor Tische unter H.'s Begleitung den „Wanderer" und „Gretchen" von Schubert hinreißend. Es rollt wirklich tragisches Blut in den Adern dieses Weibes. Sie ließ in ihrem Gesang ein singendes Gewitter von Leidenschaft auf mein Herz los. Sogleich erkannte ich, daß ich in einen Sturm gerathe; ich kämpfte und rung gegen

Digitized by Google

die Macht ihrer Töne, weil ich vor Fremden nicht so gerührt erscheinen mag; umsonst, ich war ganz erschüttert und konnte es nicht verhalten. Da faßte mich, als sie ausgesungen, ein Zorn gegen das sieghafte Weib und ich trat in's Fenster zurück; sie aber folgte mir nach und zeigte mir bescheiden ihre zitternde Hand und wie sie selbst im Sturm gebebt. Das versöhnte mich, denn ich sah, was ich gleich hätte sehen sollen, daß es ein Stärkerer war, als ich und sie, der durch ihr Herz gegangen und meines, und vor dem wir Beide gleich gebeugt dagestanden, als es wieder stille war. Wir setzten uns zu Tische. Karoline war sehr freundlich und gesprächig. „Ich bitte mir meinen Lenau zum Nachbar aus," sagte sie und so ward ich denn ihr Nachbar. Doch das Singen hatte mir den Appetit verdorben und mich in mich selbst gekehrt, so daß ich weder den trefflichen Speisen meine gebührende, verzehrende Würdigung, noch den Tischgesprächen meiner Nachbarin die gehörige Aufmerksamkeit und Theilnahme angedeihen lassen konnte. Nach dem Essen ging's an's Kegelschieben. Karoline glänzte auch hier als Primadonna, sie warf fünf bis sieben Kegel mit robustem Schub. Abends fuhr ich mit ihr sammt H. in die Stadt zurück."

Und diese erste Begegnung war entscheidend für den Dichter, denn mit zündender Leidenschaft erfaßte die Liebe zu der genialen Künstlerin sein Herz. Karoline feierte die größten Triumphe, sie war die gefeiertste Sängerin der Residenz; sie selbst aber bezeichnet als den größten Triumph denjenigen, den sie über das Gemüth des Dichters errungen. Insbesondere nach einer Vorstellung des „Belisar" war es, in der Karoline die Partie der Irene sang und Stürme des Beifalls erregte, als Lenau ihr den gewaltigen Eindruck gestand, den sie auf sein Herz hervorgebracht. — Aber auch im Herzen der gefeierten Künstlerin war ein starkes Interesse für die eigenartige Persönlichkeit des Dichters erwacht; all ihre Gedanken waren von nun ab dahin gerichtet, den Platz im Herzen Lenau's zu behalten. Wie sehr selbstverständlich es für Karoline schien, ihr ferneres Dasein nur mit jenem des Freundes verknüpft zu betrachten, geht aus dem Umstand hervor, daß Karoline auf den dunklen Grund des Bildes, auf dem sie sich für den Freund als „Maria" im „Faust" hatte malen lassen, die Worte schrieb: Karoline von Strehlenau geb. Unger.

Der Irrwahn aber, in dem sich ihr liebendes Herz eingelullt, sollte nur zu bald ein jähes Ende finden.

Die Zeit, in der sie sich von Lenau geliebt wähnte, und wo das Herz des Dichters auch wirklich für Karoline heiß empfand, gehörte zu der glücklichsten im Leben der Sängerin, deren edle Gestalt und warmes Empfinden frei von jeder komödienhaften Selbstüberhebung unser Interesse im höchsten Grade erregt. Wie rührend muthet es uns an, wenn wir Karoline im Kreise gleichgesinnter Freunde bei Ludwig Tieck einen Brief des geliebten Freundes vorlesen sehen, gleichsam als wollte sie, daß die anderen das Glück mit ihr theilten, das sie empfand. — Und gerade das war es, was den Dichter tief verletzte, und auf's höchste gereizt eilte er nach Ischl, wo sich Karoline befand, um alle seine an sie gerichteten Briefe zurückzuverlangen.

Und dies einige Tage nachher, nachdem er in einem Briefe an eine Freundin geradezu begeistert ausgerufen: „Karoline liebt mich und will mein werden, sie sieht's als ihre Sendung an, mein Leben zu versöhnen und zu beglücken. Mein Gefühl für Sie bleibt ewig und unerschüttert, aber Karolinens Hingebung hat mich tief ergriffen. Es ist an Ihnen, Menschlichkeit zu üben an meinem zerrissenen Herzen. Karoline liebt mich grenzenlos, sie hat mir geschrieben. Verstoße ich sie, so mache ich sie elend und mich zugleich, denn sie ist werth, geliebt zu werden".

Steht dies nicht im krassesten Widerspruche mit der oben citierten Handlungsweise des Dichters? Und drängt sich uns hiebei nicht der Gedanke auf, daß da ein fremder Einfluß störend dazwischen getreten? Und ist es nicht unschwer, diesen Einfluß zu erkennen, denn nur eine Person besaß solch weitgehende Gewalt über die Entschlüsse des Dichters, und diese eine war — Sofie

Karoline benahm sich dem Ansinnen Lenau's gegenüber mit schöner, edler Weiblichkeit, und obwohl ihr Herz schmerzlich aufzucken mußte bei dem Gedanken, die Liebe Lenau's verloren zu haben, obwohl ihr Stolz und ihre weibliche Würde auf's tiefste durch ein solches Benehmen verletzt werden mußte, — sie ließ es den Freund nicht fühlen, sie hegte keinen Groll gegen den Ungetreuen, und diese Handlungsweise läßt uns ihre Gestalt in weit günstigerem Lichte erscheinen, als diese zu schildern von mancher Seite — im entgegengesetzten Falle wohl — des öfteren schon unternommen wurde.

Lenau war überglücklich, als er sich wieder im Besitze seiner „dokumentirten Narrheiten" (wie er die Briefe nannte) befand, und die Nacht verbrachte er mit dem Lesen derselben.

Des anderen Tages traf er wieder mit Karoline zusammen, und an einem Spaziergange, den sie miteinander im Walde machten, ritzte Karoline ihren Namen in einen Baumstamm und dazu das Datum des

Digitized by Google

Tages, an dem sie Lenau gefunden — und das des vorherigen Tages, an dem sie ihn verloren!

Dies war ihr letztes Beisammensein mit dem über alles geliebten Freunde. Sie lebte von nun an nur ihrer Kunst; später verheirathete sie sich mit einem Franzosen Monsieur Sabathier, und im Jahre 1842 zog sie sich von der Bühne zurück und fand das Glück in einer stillen Häuslichkeit. Ihre Ehe war eine glückliche, und nur ein wehmüthiges Erinnern mag in ihrem Herzen jener Zeit geweiht worden sein, in der sie von dem leidenschaftlichen Dichter so heiß geliebt worden, um dann so rasch wieder vergessen zu werden.

Wahlverwandtschaft.

Was zwingt mich, zitternd Dir ins Aug' zu schauen
In jäh erwachter, tiefer Leidenschaft?
Was bräut gebietend Dir auf Stirn und Brauen,
Ist's die Gewalt ureigner Manneskraft?

Welch Flammenmeer loht auf in Deinem Blicke,
Ergießt, ein heller Brand, sich über mich?
Mein Herz ist übervoll! Weh, ich ersticke!
Ich weiß nicht, haß ich oder lieb ich Dich!

Ottilie Siebenlist.

Im Park.

Still schläft der Park. Aus grauer Himmelsferne
Rinnt eine Fluth von Silberflocken nieder,
Und leuchtend schmücken tausend Demantsteine
Des stillen Schläfers schimmerndes Gefieder.
Vom Schlosse dringt Musik und Gläserklingen,
Ein Lichtermeer umfluthet die Terrassen,
Und blut'ge Fackeln von dem Haupte ringen
Der Winternacht den Schleir, den silberblassen.

Und zweie stehn in tiefen Parkes Mitten
Im weichen Flockenfall, der niederfluthet —
Von gleichem Weh das junge Herz zerschnitten,
Von gleichem Kampf das arme Hirn durchgluthet:
Daß sie dem Glück den Abschied geben sollen,
Dem süßen Glück — mit demuthsvollem Neigen, —
Indeß der Maid mit Tönen, fastnachtstollen
Man drinnen spielt den lust'gen Hochzeitsreigen.

Ein greller Ton verirrt sich in die Stille,
Und schaudernd reicht sie ihm die bleichen Hände:

Digitized by Google

„Lebwohl, mein Lieb, — hart ist des Schicksals Wille, —
Der letzte Schein verglimmt am dunkeln Ende."
Da zittert aus des Mannes Brust ein Stöhnen,
Und heiße Thränen seine Wimper feuchten:
„Fahrwohl, mein Traum von allem Erdenschönen,
Laß deinen Stern durch meine Nächte leuchten!"

Und wie die Lippen sich zum Kusse einen,
Gleich Rosen, die in Wetternacht entsprießen,
Da flimmert durch den Park ein helles Scheinen,
Daß Strahlenkronen um die Häupter fließen.
Ein Geisterhauch vertrieb das Schneegewimmel,
Und auf die Herzen, die im Scheiden bluten,
Strömt von dem nachtumwölkten Winterhimmel
Das Mondlicht seine Silberthränenfluthen. — —

Still schläft der Park im bleichen Mondenstrahle,
Mild wie ein Kind, vom Mutterarm umfangen, — —
Und in dem lichtdurchwogten Kerzensaale
Erscheint die Braut mit blüthenblassen Wangen:
Die ernste Stirn verklärt von stillem Sehnen,
Wie Demanttropfen in den weichen Locken
Des Mondes mild geweinte Strahlenthränen —
Der Winternacht versprühte Silberflocken.

Tony Sturm.

Gottsucher.

Ein Jüngling, früh verachtend Tand und Geld,
In ernstem Ringen grübelnd Tag und Nacht,
Zog aus, um den zu finden in der Welt,
Der über Gott am würdigsten gedacht.

Er kam nach Rom — und hörte lauten Schwall,
Er kam an Chinas fernentleg'nes Meer, —
Umsonst! Man gab ihm Antwort überall,
Doch jede war im Kerne hohl und leer.

Er fragte in des Nordens ew'gem Eis
Und in des Südens wechselvollem Licht,
Umsonst, umsonst! — Der Jüngling ward zum Greis,
Was Gottes Wesen sei, erfuhr er nicht.

Da trug in Afrikas verborgnen Schoß
Den müden Mann die lange Wanderfahrt,
Und einen Neger frug er, arm und bloß:
„Was denkst du, Freund, von Gottes Sein und Art?"

Digitized by Google

Der Schwarze aber schaut ihn an und lacht
Und spricht wie schelmisch fast und aufgeräumt:
„O Herr, wir haben nie von Gott gedacht,
Wir haben immer nur von Gott geträumt!“

Da sinnt der Wandrer lange vor sich hin:
„Mein Sohn, du redest weiser als du meinst,
Ein Traum ist Menschenwitz und Menschensinn;
O schenk' uns Gott ein froh Erwachen einst!“

Paul Sartori.

Erfroren.

Sie starrt mit hohlen Augen
Auf's winterkalte Feld,
Sie will es nimmer glauben,
Daß auf der weiten Welt
Nicht eine Menschenseele
Nimmt theil an ihrem Leid.
Es krächzen mit heiserer Kehle
Die Raben, – – rings Einsamkeit.
Durch blattlos kahle Zweige
Fährt stöhnend der Abendwind.
O du Verlassne, neige
Dein Haupt zur Ruh' geschwind;
Der Schlaf mit dunklen Armen
Umfängt dich lind und leis.
Der Himmel hat Erbarmen,
Er legt die Decke weiß
Um deine starren Glieder,
Und hüllet weich dich ein —
Die Flocken rieseln nieder —
Es hört nicht auf zu schnei'n,
Und langsam flieh'n die Gedanken:
Es schweigt das müde Herz —
Die Abendschatten sanken:
Vorüber Leid und Schmerz.

Herbert von Osten.

Wintersonntag auf dem Lande.

Hier im Dorf, in der Bierschenke,
Sitz' ich mißmuthig,
Von gräßlichen Tabakswolken umqualmt.
Kein feines Kraut ist's,
Das der Bauer raucht.

Zwar heut am Sonntag
Schmaucht er Cigarren
Zu zwei Pfennigen das Stück,
Statt wie sonst zu einem,
Und freut sich des noblen Aromas.
Aber verwöhntem Geruchsinn des Städters
Dünkt es entsetzlich.

Digitized by Google

Da sitzen sie,
Trinken und spielen, spielen und trinken.
Und verliert einer nur einen Heller,
So däucht's ihn ein kleines Vermögen.
Ein anderer aber erklärt ihm
Wohlmeinend weitläufig,
Wie er gewonnen hätte, unfehlbar,
Hätt' er's nur so gemacht oder so.

„Schippen ist Trumpf!"
Die knochigen Fäuste, die arbeitsgehärteten,
Wettern mit Wucht auf den eichenen Tisch,
Daß Minnie, die Katze,
Der schwarze Hausgeist
Manchmal erschreckt hinterm Ofen auffährt
Und blinzend hineinlugt
In das seltsame Thun
Der unbegreiflichen Menschenkinder.

Die Luft ist erstickend!
Zum Teufel auch! mit anderm
Als mit läppigem Bier
Will der Festtag gefeiert sein,
Drum sinn' ich andres.

Die Schenke verlaß' ich
Und schreite weiter
Durchs winterstille Dorf.
Nur ab und zu
Ein paar rothbackige Kinder
Mit erfrornen Nasen,
Schneeballenwerfend und schlittend,
Oder ein altes Weib,
Das Wasser holt am Brunnen,
Sich ein Schälchen Kaffee zu kochen
(Soll heißen Cichorie).

Dort schlürft auch ein alter,
Eisgrauer Bauer
Auf warmen Filzschuhen
Fröstelnd in den Hof,
Die Händ' in den Hosen,
Und denkt an den Enkel, den Martin,
Der drüben in Straßburg
Als Uhlan seine Zeit abdient.

Und dem er gestern erst
Schinken geschickt und Würste und Schwarzbrot,
Auch einen alten, langgesparten,
Extra blankgeputzten Dukaten
Vom Großherzog Leopold selig;
Denn viel muß er leiden, der dicke Martin,

Digitized by Google

Unter den Flüchen
Des brummigen Korporals.

Des Martin Schatz aber, die blonde Rose,
Lehnt im Erker am Fenster,
Und träumend schaut sie
Durch die eisblumigen Scheiben
Und summt ein altes, altes Lied.

Im rieselnden Dorfbach
Stehn die Enten und halten Siesta.
Komisch Vergnügen!
Alte Mütterchen
Sitzen wohl manchmal
Hinter dem Ofen,
Die Füß' auf der Wärmflasch'.
Die Enten aber,
Rauhbeinig Volk,
Stehn in dem eisigen Winterwasser,
In langer Reihe,
Die Köpfe gesenkt, doch selbstbewußt,
Wie Backfische in der Tanzstunde.

Dazwischen schnattern
Mit gereckten Hälsen
Die Gänse ihr Gickgack,
Thun gar wichtig,
Als führten sie kluge Staatsgespräche,
Und schreien gewaltig,
Wie Weltverbesserer in der Volksversammlung.

Bleibt ihr ruhig bei eurem Wasser,
Ihr Gänse und Enten!
Und treibt Politik
Wie sonstiges Heerdenvieh!
Bleibt ihr ruhig bei euerm Wasser!

Ich aber bin heut nicht gesellig
Und lieb' auch nicht die Politik
Und mag auch nicht das Wasser!

Hei! Taradei!
Schon blinkt von behäbiger Schenke Schild
Der goldene Stern, der verführerische,
Gleißende Optimismusprophet!
Die schöne Käthe lächelt schelmisch
Hinter dem Rosenstock her durch die Scheiben
Dem alten Gaste entgegen;
Und der purpurstrahlende Weinwirth
Tritt mit Schmunzeln unter die Thür
Und harrt voll Andacht des Kommenden.

Otto Michaeli.

Digitized by Google

Kindermund.

Ich saß zu Hause jüngst im trauten Kreise
Von meinen Lieben bei der Abendlampe
Und sprach von diesem, oder auch von jenem,
Von meinem Hoffen und von meinen Wünschen
Und daß mein erstes Lied, auf das ich setzte
Der Hoffnung wohl zu viel, verworfen wurde
Von einem langeher berufnen Manne.
Nicht etwa, daß er mir die Sehergabe
So ganz und gänzlich abgesprochen hätte;
Allein, er schrieb mit wenig dürren Worten:
Geehrter Herr, ein undankbares Thema!

Mir gegenüber saß mit ernster Miene
Mein Mädel mit den lichten, goldnen Locken.
Sechs Sommer zählt sie, geht zum erstenmale,
Seitdem die Trauben reiften, in die Schule.
Ja Du, was ist es denn mit Dir, so sagt' ich
Zum Töchterlein, als es mich angelächelt.
Ich sah' Dich heute spät nach Hause kommen
Verweinten Auges gar, ich will nicht hoffen!
Papa, entgegnet d'rauf gefaßt die Kleine
Und sieht mit ihren lieben blauen Augen
Mich schalkhaft an, hast Recht, es war die Rechnung.
Ich konnt' sie nimmer, nimmer fertig kriegen,
Papa! — es war ein undankbares Thema!

Fritz le Feubure.

Hoffnung.

Gleich dem Frühlingssonnenstrahle, dem längst schon ersehnten,
Weckend die frosterstarrte Natur mit glühendem Kusse,
Blickst du herab, o göttliche Tochter, aus heiteren Höhen,
Freundlich der Menschheit Geschicke mit himmlischem Glanze verklärend.
Ohne die Hoffnung, den mächtigsten Trieb des Schaffens und Strebens,
Müßten wir Staubgeborenen oftmals zagend vergehen,
Ähnlich dem schwankenden Schifflein, des sicheren Ankers entbehrend,
Treibend auf stürmischem Meere, ein Spiel der brandenden Wogen.
Wird durch drohende Wolken die Sonne zuweilen verdunkelt,
Dank dem gütigen Schöpfer ruhet im Herzen ein Schatz auch,
Hoffnungen bergend und wieder den Muth, den gesunk'nen, belebend.
Frei noch von nagenden Sorgen und drückenden Lebensbeschwerden,
Träumt die glückliche Jugend von goldenen Bergen der Zukunft.
Auch das höhere Alter, durchs Feuer der Trübsal geläutert,
Trägt als köstlichste Frucht die grünende Hoffnung im Busen.
Selbst am Rande des Grabes blicken die Augen des Glaubens
Sehnend hinüber in jenes gepriesene Land der Verheißung,

Digitized by Google

Wo wir, dem Ird'schen entrückt, zum Ziel der Vollendung gelangen.
Laß, o Allgütiger, leuchten den Schimmer der Hoffnung, bis einstens
Über den Sternen erglänzt die Sonne der frohen Erfüllung!

Ernst Zick.

Verweht und vergangen.

Auch ich hab' einst erfahren
In längstvergangnen Jahren
Der seligen Liebe Lust und Leid,
Und denk' in stummer Klage
Heut der verflossnen Tage,
Der schönen, schönen Jugendzeit!

Und was mich einst beglückte,
Was mir das Herz berückte,
Es taucht im neuerwachten Flor,
Aus meiner Seele Grunde,
In mitternächt'ger Stunde,
In seinem reichsten Glanz empor.

Ich seh', wie süß erschrocken,
Im Schmuck der goldnen Locken,
Ein Kind sich zu mir niederbog,
Und wie des Purpurs Prangen
Des Mädchens zarte Wangen
Mit wundervollem Schmelz umwob.

Und sie, die lieblich glühte
Gleich einer Rosenblüthe,
Benetzt vom klaren Morgenthau,
Es strahlt aus weiter Ferne,
Gleich wie der Glanz der Sterne,
Ihr Bild durch trüber Wolken Grau.

Und du, die ich verloren,
Als aus der Heimath Thoren
Die Sehnsucht mich zum Wandern trieb,
Wie war so schnell entschwunden
Das Glück, das uns verbunden,
Von dem der Seele nichts verblieb.

So steigen all die Bilder
Vor mir empor in milder,
In nie geahnter Herrlichkeit,
Und heben lieblich strahlend,
Vergangne Tage malend,
Sich aus dem Dunkel ferner Zeit.

Was ist, ruf' ich, geblieben
Von all dem heißen Lieben,
Das tief in deiner Brust geglüht?
Die Flamme ist gesunken,
Und leuchtend nur ziehn Funken,
Erlöschend still mir durchs Gemüth.

Doch immer strahlt, noch immer
Vergangner Tage Schimmer
Mir durch die Seele wehmuthsbang,
Und dann erlischt er leise,
So wie in weite Kreise
Verhallt der Abendglocken Klang.

Heinrich Beise.

Bescheidung.

Was frommt es mir, mich auf den Lenz zu freuen?
Der Lenz bringt meine Rosen nicht zurück! —
Mag sie der Sturm in leere Luft zerstreuen,
Ich frage nichts nach halbem, welkem Glück. —

Was frommt es mir, die Jugend fest zu halten?
Das Haar wird grau, die Wange bleich und hohl!
Warum, mein Herz, willst du nicht auch erkalten?
Bald heißt's ja doch für immer: „lebe wohl!"—

Digitized by Google

Was frommt mir auch das alte, stumme Grämen
Um den verlor'nen, schönen Jugendtraum? —
Sein herzlos Recht läßt sich der Herbst nicht nehmen:
Das letzte Grün streift er von Busch und Baum.

Mir frommt nur eins: des Tages Lasten tragen
Und neidlos schau'n auf fremden Glückes Schein! —
O Sonnenglanz in kurzen Wintertagen,
Blick' warm und freundlich mir ins Herz hinein!

Magda Fuß.

Die Taube des Noah.

Die Wasser rauschen in zischender Wuth
Schon vierzig Tage und Nächte,
Die Arche zittert auf schäumender Fluth.
Daß Gott doch Rettung bald brächte!

Die eig'nen Gräber in grausiger Nacht
Sich selber stampfen die Wogen,
Und über sie hin kommt mit furchtbarer Macht
Der Sturm dumpf keuchend gezogen.

Der Tod rast hastig mit eisiger Hand
Trotz Stöhnen, Rufen und Schreien,
Gelöst hat Gott das gnädige Band,
Kann nicht vom Tod mehr befreien.

Da senkt sich das Meer auf göttlich' Gebot,
Und leiser rauscht's in der Tiefe,
Die Taube als Trösterin in der Noth
Naht mit grünendem Blatt der Olive.

So sich're Botschaft vom göttlichen Strand
Ward keiner Seele hienieden,
O brächte uns auch aus himmlischem Land
Ein Blatt beglückenden Frieden!

Richard Saage.

Abendstern.

Ein wild Geroll ertoste toll
Im Thal, in Felsenschlüften;
Das war, als ob die Wetterschlacht
Zertrümmern wollte die Erdenpracht
Aus flammenden Wolkenklüften.

Digitized by Google

Wie friedlich quillt die Nacht und schwillt
Nun traumweich um Waldhöh'n und Thale.
Und lieblich zittert durch's Fenster herein
Des Abendsterns goldheller Schein
Mit mildversöhnlichem Strahle.

Du hast geschmollt, du hast gegrollt
So lang! laß uns versöhnen:
O laß in dieser Märchenstund'
Ein Wort, du rother, süßer Mund,
Voll Lieb' und Anmuth tönen!

Und leise neigt, ob er auch schweigt,
Dein Mund sich zu dem meinen.
Mein Herz durchrieselt's wonnig-warm,
Daß du nach all dem Groll und Harm
Dich mir so traut magst einen..

Mein Lieb, wie hold des Sternes Gold
Dir perlt um Stirn und Wangen!
Und herrlich flicht sein Liebesglanz
Um unsre Herzen des Glückes Kranz
Bei seligem, stillem Umfangen...

Theodor Kenneberg.

An Platen.

Ich liebe dich so, wie dich wenige lieben;
Denn einsam warst du immer und verlassen.
Du wolltest lieben und du solltest hassen,
Von deinem Vaterlande kalt vertrieben.

Und dennoch immer bist du groß geblieben,
Hast nie zur Fehde dich herabgelassen;
Und sahst du Schlemmer dir am Erbe prassen,
Du dachtest still, sie werden einst zerstieben.

Ich liebe dich, und les' ich deine Lieder,
So ist es mir, du wärst mein Freund gewesen,
Wenn uns das Schicksal warf in gleiche Zeiten.

Du kennst mich nicht! doch steigst du zu mir nieder,
Wenn ich ein Wort in deinem Buch gelesen;
Du banntest deinen Geist in seine Seiten!

Wilhelm von Scholz.

Digitized by Google

Allein.

Die welken Blätter rauschen
Ringsum auf Strauch und Baum
Und ich muß träumen, lauschen
Und kann es fassen kaum:
Es ist ein Weh gedrungen
Mir tief in's Herz hinein,
Lenz, Liebe ist verklungen,
Ich bin allein — allein!

Wie gern am Bächlein stand ich,
Wenn's lustig hat getost!
An seinem Strande fand ich
Oft, oftmals süßen Trost! —
Doch ach! wie schleicht's so träge
Heut' in die Welt hinein;
Geht einsam seiner Wege —
Ich bin allein — allein!

Die rauhen Lüfte jagen
Wild über's Stoppelfeld,
Im Wald sie rauschend klagen:
„Falsch, falsch ist alle Welt!“
Vorbei ist Lenzes Prangen
Und Sang und Klang im Hain;
Der Winter kommt gegangen,
Ich bin allein — allein!

Oscar Wolf.

Klage.

O wär ich ein Vogel mit hellem Sang,
Mit windschnellem Flügelschlag!
Ich zöge das weite All entlang
Hinauf zu dem ewigen Tag!

Ich fragte die ganze Welt im Lied
Wo Stillung der Sehnsucht wohnt,
Wo seine Bahnen der Friede zieht,
Und wo die Wahrheit thront.

Ach, Flügel gebt mir und Lieder dem Mund
Und Raum zum Schwingenschlag!
Was nützt mir, gefesselt im Kerkergrund,
Der hellste Sonnentag?

Franz Hirschfeld.

Beyenburg.

(Bergische Sage).

Auf Bergeshöh am Wupperstrand
Da lag ein Kloster weit bekannt.

Die Mönche liebten frommen Brauch,
Doch pflegten sie der Bienen auch.

Einst kam dem Kloster große Noth,
Da freche Ritter es bedroht.

Digitized by Google

Der Brüder Schar zum Himmel fleht
Mit heißem, brünstigem Gebet.

Die Ritter kommen mit Getos
Und schleudern ihre Pfeile los.

Da horch! was summt heran und schwirrt,
Daß schier den Rittern bange wird?

Ein Schwarm von Bienen, jäh empört,
Von ihren Pfeilen aufgestört!

Er saust heran mit wilder Wuth
Und sticht und plagt die Räuberbrut,

Daß, wie sie windet sich und dreht,
Bald Seh'n und Hören ihr vergeht.

Was hilft ihr gegen solchen Schwarm
Die blanke Wehr, der starke Arm?

Was frommt ihr Klinge nun und Pfeil?
In schneller Flucht sucht sie ihr Heil.

Zum Dank den Bienen, die so gut
Gewehrt der Ritter frevlem Muth,

Ertönt durch alle Zeit hindurch
Dein Name drum, o Beyenburg!*)

Wilhelm Idel.

Frommer Wunsch.

Du hast mir die Sonne vom Himmel genommen,
Geraubt die goldenen Sterne der Nacht,
Und als der Frühling sollte kommen,
Hast du mir traurigen Winter gebracht.

So ward ich um Lenz und Liebe betrogen,
Ein einsam grollend Herz mir blieb;
Und wäre das Glück mir noch einmal gewogen:
Ich böt' es von neuem um deine Lieb'!

Claus Baer.

*) Beyenburg = Bienenburg.

Digitized by Google

Erste Liebe.

Traurig denk' ich jenes Tages,
Den uns Götterhuld geschickt,
Da wir uns zum ersten Male
Liebend Aug' in Aug' geblickt.

Da mein Arm zum ersten Male,
Scheu verlangend, dich umschlang,
Lippe sich auf Lippe pressend,
Glühendes Berauschen trank;—

Jenes Tag's, da weltvergessen
Seel' an Seele sich geschmiegt,
Jenes Tag's, da traumverloren
Herz vom Herzen ward besiegt. —

Heilige, fromme, selige Liebe,
Fleckenlos und unschuldrein,
Paradiesisches Empfinden
Haucheſt du der Seele ein.

Wie des Mondes leiser Schimmer
Flüstern weckt in Flur und Hain;
Wie sein heller Silberschleier
Hüllt die Welt in Heil'genschein:

So erweckst du in der Seele
Ahnung der Unsterblichkeit,
Siehst im irdisch Unvollkommnen
Göttliche Vollkommenheit.

Ach, nur einmal wird empfunden
Wahrhaft tief dein Götterglück;
Niemals kehrt in ganzer Reinheit
Jener holde Traum zurück!

Richard Siebert.

Epigramm.

Und wärst du frei von jeder Pflicht,
Von jeder Noth und jedem Zwang,
Ja selbst von des Geschickes Drang,
Von d i r allein nur bist du's nicht.

* * *

Schau' ich mir heute die Kunst des bewunderten
fin de siècle,
Mein' ich zu leben vielmehr nur im
siècle de fin.

Karl Zettel.

Digitized by Google

Sternschnuppen.

Das Licht war verdämmert und kühl die Nacht,
Entschlummert des Tages Wogen,
Nur droben war glitzernde Sternenpracht
Am Himmel aufgezogen.

Wir standen am Fenster in tiefer Ruh,
Nachsinnend fernen Zielen,
Und schauten den flimmernden Sternen zu,
Die verzitternd herniederfielen ...

Mir war's, als hätte es an mein Ohr
Wie ein Gruß aus der Zukunft geklungen,
Als hätte aus deiner Seele empor
Ein inniger Wunsch sich gerungen ...

Auch ich hab' im Stillen wohl gemeint
Und gebetet in leisem Lallen:
Es möchten auf uns, wenn wir vereint,
Auch Sterne des Glückes fallen! —

Georg Fischer.

Bücherschau.

Dr. Adolf Kohut. **Berühmte und berüchtigte Giftmischerinnen.** (Berlin. Verlag des Bibliographischen Bureau's 1893.) Der uns durch seine vielfachen trefflichen Schriften vortheilhaft bekannte Dr. Adolf Kohut stellt sich uns mit dem vorliegenden Buche auch als fachbewußter Chroniqueur vor. Obgleich wir die meisterliche Feder dieses Schriftstellers auf den anderen Gebieten der Litteratur, weil seinem Wesen eigener und natürlicher, viel lieber thätig gesehen, so dürfen wir ihm auch für die gegenwärtige Leistung die Anerkennung nicht versagen. Der menschenkundige, vielseitig veranlagte Kohut beweist uns auch hier seine Meisterschaft in der Auf- und Erfassung der Dinge. Er bringt in einer Reihe von anschaulich gegebenen Skizzen die Manie der Giftmischerei zur drastischen Darstellung und versucht diese Verirrung menschlichen Verstandes in ethisch-psychologischer Weise zu lösen. „Wer sich des historischen Entwicklungsganges derartiger Erscheinungen bewußt wird, vermag an die Heilung zu denken, wer durch Darlegung desselben andere belehrt, erfüllt eine hohe Pflicht," sagt richtig in dieser Hinsicht Rechtsanwalt Fritz Friedmann. Aber Kohut denkt noch bescheidener in dieser Richtung. Er sagt: „Diese kulturgeschichtlichen und psychologischen Schilderungen sollen den Forschern und Denkern nur Bausteine zu neuen und umfassenden litterarischen und wissenschaftlichen Schöpfungen bieten." Berücksichtigen wir, daß Kohut in dem Buche alles vermieden hat, was in ästhetischer oder moralischer Beziehung Anstoß erregen könnte, weil diese Studie nur bessern und läutern, belehren und erziehen, nicht aber eine sogenannte pikante Lectüre sein will, so wird das Buch gewiß sowohl Fachmännern des Strafrechtes als auch dem Laienpublikum, welchem dieses Gebiet sonst eine terra incognita ist, eine höchst interessante und willkommene Lectüre bilden. Die fließende, mitunter phantasiereiche Sprache Kohuts wird nicht zum wenigsten dazu beitragen.

Alget. Ein Sang von Frieslands Inseln von Oskar Thiergen. (Dresden 1894. Heinrich Morchel's Buchhandlung). Es gereicht mir zur Genugthuung, heute wieder von einer Schöpfung Thiergens zu berichten, die mein letzhin (Dichterheim Nr. 4) über dessen „Am eigenen Herde" abgegebenes Urtheil nur vollauf zu rechtfertigen geeignet ist. Auch hier manifestiert Thiergen

Digitized by Google

ein schönes, poetisches Können. Er beherrscht eine schöne Einfachheit in der Sprache, die zu Gemüthe geht, und die poetische Stimmung, mit der er seine Gestalten und Bilder zu beseelen weiß, beweist mir am besten, daß echte Poetenkraft den zunftmäßigen Kunstdogmen nicht unterthan zu sein braucht, um sich geltend zu machen. Thiergen schildert hier das Schifferleben auf Friesland's Inseln vor hundert Jahren, erzählt von der Schiffer „kühnen Fahrten nach dem sonnigen Süden, nach des Nordens eisumstarrten Meeren" und weiß von deren hartem Lebenskampf viel Interessantes in trefflicher Weise zu berichten. Den Mittelpunkt seiner Schilderung bildet eine naturedle, aber unglückliche Liebe zweier Kinder Frieslands. Alles ist mit einer solchen Lebhaftigkeit, mit einer Wahrhaftigkeit und Einfachheit gezeichnet, daß davon der Leser nothwendig gefangen genommen wird. Aber Thiergen beherrscht die Kunst des Epischen so gut, daß die Stimmung das Lehrreiche keineswegs stört, das letztere hinwieder durch Farbenreichthum und Poesie den pedantischen Katheder-ballast siegreich überwindet und beides beim Leser ein stimmungsreiches, aber klares Bild von Land und Leuten zurückläßt. Besonders hervorhebenswerth finde ich Kapitel V, die ergreifende Schilderung von Volkwart's Meerfahrt und Kapitel VI, den Sang von der edlen Algets Ende. — Möge Thiergen in seinem von redlicher Arbeit und hoher Begabung und Begeisterung zeugenden Streben nur weiter so fortfahren, er wird sein dankbares Publikum schon finden.

Heinrich Kuhmerker.

Der Regenbogen. Sieben Dichtungen von Theo Heermann Verlag von Oskar Damm, Dresden N. & Moskau 1894). Mit Vergnügen habe ich die vorliegenden Dichtungen gelesen; Theo Heermann ist ein Dichter, der zu fesseln, der mit sich fortzureißen versteht. Nicht zum wenigsten mag die geradezu meisterhafte Ungezwungenheit der Form dazu beitragen. Die Verse fließen nur so aus der Feder; dabei ist der Reim mit großer Sorgfalt behandelt . . . Aber Heermann ist nicht nur Formkünstler, sondern auch ein echter Dichter; er versteht es, Gestalten zu schaffen und mit einer erstaunlichen Sicherheit Seelengemälde zu entrollen, so daß wir z. B. in „Ukraina," ehe wir uns recht versehen, eine ganze Novelle vor unseren Augen erblicken; die landschaftliche Stimmung in „Ukraina" und den „Haidezigeunern" läßt auf Vorbilder verweisen, wie Lenau und Byron; sie ist durchgängig vorzüglich, oft von einer getragenen Melancholie. Aber auch an Humor fehlt es ihm nicht; das beweist die tragikomische Skizze „Der Gelehrte"; als trefflich gelungen nennen wir das stimmungsvolle Landschaftsbild „Lenz im Blockland." Jedenfalls haben wir von Heermann noch Bedeutendes zu erwarten; die vorgelegten Proben berechtigen zu dieser Hoffnung. Möge sie der Dichter bald und voll erfüllen!

Theodor Freiberg.

Notizen.

Kürschner's Litteratur-Kalender für 1894 ist erschienen. Wohl selten wird ein Buch mit so ungeduldiger Freude und freudiger Ungeduld begrüßt, wie der grünrothe Kürschner es durch jene Kreise erfährt, denen er unentbehrlich geworden ist. Diese Kreise aber sind groß und wachsen von Jahr zu Jahr, sie umfassen die große Welt, in der man Bücher und Zeitungen schreibt, druckt und herausgibt, was ja in Deutschland — Halbdeutschland bedeutet.

Die erste Abtheilung des Kalenders, der abermals durch ein launiges Vorwort seines Herausgebers eingeführt wird, enthält das Verzeichniß der Gedenktage, dann die litterarischen Rechtsverhältnisse in Deutschland und Oesterreich, diese jedoch nur in Form von Hinweisungen auf einschlägige ausführliche Erörterungen in früheren Jahrgängen. Die litterarischen Vereine und Stiftungen werden eingehend behandelt, und ihnen folgt die Chronik mit dem Verzeichnisse

Digitized by Google

der Sterbefälle, Auszeichnungen und Ernennungen.

Die zweite Abtheilung bildet den überwiegend größten Theil und enthält den Kern des Buches; die Adressen der deutschen Schriftsteller, der wichtigsten deutschen Zeitungen, der Correspondenz- und litterarischen Vermittlungsbureau's sowie der technischen Anstalten und deutschen Theater und ihrer Vorstände. Mit Ausnahme der Zeitungsliste, welche doch nur in vielfach verdünntem Auszuge erscheinen kann, ist das übrige Adressenmaterial so gut wie vollständig und bietet jedem, der in der litterarischen Welt etwas zu besorgen hat, eine unschätzbare und unentbehrliche Hülfsquelle, wie sie handlicher und praktischer geordnet nicht leicht gefunden werden kann.

Die Zeitungsliste würden wir gern erweitert oder ganz ausgelassen sehen, denn sie allein ist Fragment, obzwar das Vorhandene mit viel Geschick und Verständniß ausgewählt ist. Von praktischem Nutzen kann nur ein umfassender Zeitungskatalog sein, ähnlich demjenigen, welchen Mosse alljährlich für seine Kunden herausgibt. Doch dient der Mosse'sche Katalog ausschließlich dem Inserenten. Einen solchen, welcher dem Schriftsteller und dem Abonnenten nützen soll, möchten wir gerne einmal als neues und selbständiges Glied in der Reihe der ausgezeichneten Schöpfungen Kürschner's begrüßen.

Indem wir noch zum Schluße bemerken, daß den Verlag des Kalenders die Firma G. J. Göschen in Stuttgart übernommen hat, möchten wir auf einen Druckfehler aufmerksam machen, welchen wohl keiner unserer Leser entdecken würde. Im Vorworte, S. 1, Zeile 10 von unten steht: „... den litterarischen Dilettantismus als augenfällige Klatschrose in sein Steuer**budget** aufzunehmen." Der Setzer combinierte ganz richtig, daß zu „Steuer" nur „Budget" passen könne und ahnte nicht, daß der Verfasser „Steuerbouquet" gemeint habe, — zwei Worte, die allerdings selten beisammen zu finden sind.

Unseren geehrten Lesern und Mitarbeitern aber, welche schon Bücher herausgegeben haben und im „Kürschner" noch nicht vertreten sind, theilen wir zur Beherzigung das Motto des Kalenders mit :

Wer sich von innen will ein Haus
besehen,
Wird selbstverständlich durch die Hausthür gehen.
Im „Schloß der Geister" willst Du
heimisch sein?
Dies Büchlein ist die Pforte — tritt
herein!

Der von Rechtsanwalt Dr. Paul Schmidt in Leipzig, dem berühmten Kenner buchhändlerischer Verhältnisse, und Rechtsanwalt Ackermann in München geführte interessante litterarische Prozeß des Professor Dr. Vollmöller in Dresden und des Dr. Otto, Herausgebers der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" in München, gegen die Verlagsbuchhandlung R. Oldenbourg in München, wegen des Romanischen Jahresberichtes ist vom Landgericht I in München zu Gunsten der beiden Kläger, Vollmöller und Otto entschieden worden.

Am Discussionsabende der litterarischen Gesellschaft zu Hamburg, welche am 16. Januar stattfand, sprach Herr Karl Müller in sehr beachtenswerther Weise über „Partei und Kunst mit besonderer Berücksichtigung der freien Volksbühnen" und erörterte den verderblichen Einfluß des Parteilebens auf die Kunst im allgemeinen und der socialistischen Partei auf die freie Volksbühne im besonderen. Redner schloß seinen Vortrag, in welchem er äußerst klare und vernünftige Principien in durchaus gemäßigter Weise vertrat, mit dem Satze: „Die Kunst dem Volke, aber nicht der Partei."

Im Vortragsabende am 29. Januar sprach Dr. Paul Schlenther aus Berlin über Theodor Fontane, worauf die Herren Otto Ernst und Georg Kleinicke durch den wirkungsvollen Vortrag einiger Dichtunges des Dichtergreises das vom Redner entworfene Bild dem Verständniß der Hörer noch näher brachten.

Die Buchhandlung von Fr. Strobel beabsichtigt die sogenannte Jenaer Liederhandschrift unverkürzt in natürlicher Größe durch unveränderlichen Lichtdruck zu vervielfältigen. Einen begleitenden Text (Beschreibung der Handschrift und geschichtliche Mittheilungen über dieselbe) wird Dr. K. K. Müller liefern. Wegen der großen, mit dem Unternehmen verbundenen Kosten, die allein die Verlagsbuchhandlung ohne Zuschuß von irgendwelcher Seite trägt, ist eine Subscription eröffnet worden, die spätestens Pfingsten 1894 geschlossen werden soll und der eine rege Betheiligung lebhaft zu wünschen ist, die man auch sicher erwarten kann. Ein ausführlicher Prospekt mit den näheren Angaben ist kostenfrei von der Buchhandlung Fr. Strobel in Jena zu beziehen.

Der verstorbene Schriftsteller Gottfried von Leinburg hat ein massenhaftes Material zu einem deutschen Reimwörterbuch gesammelt, in dem die bedeutendsten Dichter des 19. Jahrhunderts vertreten sind. Die Wittwe wäre geneigt, das Material einem jüngeren Gelehrten zur Bearbeitung zu überlassen. Bewerber, denen neben der ästhe-

Digitized by Google

tischen und litteraturgeschichtlichen Bildung laut physiologische Kenntnisse unentbehrlich sind, wollen sich bis längstens zu Ostern an die Adresse des Herrn Professor Minor, Wien, III/3., Strohgasse 1, wenden. Die Entscheidung erfolgt zu Pfingsten.

Die Weimarer Presse brachte vor einiger Zeit die Mittheilung, der Generalintendant Bronsart von Schellendorff habe den Mitgliedern des Hoftheaters eröffnet, der Großherzog habe mit B fremden wahrgenommen, daß sich der „zersetzende Realismus" auch der Spielweise des dortigen Personals bemächtigt habe. Diese Mittheilung ist, wie sich aus einer Erklärung des Generalintendanten ergibt, nicht zutreffend. Nach dieser Erklärung hatte er im Auftrage des Großherzogs das Personal vor dem neuerdings auch bei den Künstlern hie und da bemerkbaren Einfluß des gegenwärtig auf allen Kunstgebieten wuchernden Naturalismus zu warnen (nicht etwa vor dem von wahrer Kunst untrennbaren Realismus) und daran zu erinnern, daß die Weimarer Bühne vor allen anderen die Ehrenpflicht habe, die Ueberlieferungen der „Weimarer Schule" zeitgemäß, „jedoch unberührt von den Verirrungen" des Zeitgeistes fortzusetzen.

Die abenteuerlich klingenden Gerüchte, wonach Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien) gleichsam gefangen gehalten und von ihren Freundinnen ferngehalten werde, beruht auf Unwahrheit und falscher Auffassung der Dinge.

Dr. Ludwig August von Frankl feierte am 3. Februar seinen 84-ten Geburtstag; er war vor einiger Zeit an Influenza erkrankt, hatte sich aber bald wieder erholt. Eine Unzahl schriftlicher und telegraphischer Gratulationen kamen dem greisen Dichter zu, welcher Ehrenbürger der Städte Wien, Genua, Jerusalem, Chrast, Zafet und Tiberia ist.

Der Associations-Convent vom 1. Jan. 1894 der Internationalen Correspondenz-Association (J.-C.-A.) hat Frau Bertha Freiin von Suttner in Anerkennung ihrer eminenten idealen Thätigkeit im Dienste des Weltfriedens, und Herrn Geh. Hofrath Professor Josef Kürschner in Anerkennung seiner zahlreichen praktischen Schöpfungen auf dem Gebiete des Schriftthums zu Ehrenmitgliedern des genannten Vereines ernannt.

Den diesjährigen Scheffelpreis im Betrage von 200 Kronen erhielt der bisher wenig bekannte Schriftsteller Victor Wodizka für seinen Roman „Bellicosus."

Der Wiener Stadtrath hat drei „Raimundpreise" zu je 1000 fl. ausgesetzt. Jedes 2. Jahr soll ein Preis am Eröffnungstage des Raimund-Theaters dem besten in Wien aufgeführten Volksstück zuerkannt werden. Zwei Delegirte des Gemeinderathes, sowie zwei Vorstands-Mitglieder der Schiller-Stiftung werden das Komité bilden.

Graf von Baudissin, dänischer Major a. D., der ehemals viel gelesene Romanschriftsteller und Lustspieldichter, ist vor kurzem im 78. Lebensjahre gestorben.

Briefschalter.

Th. F—g. in S—n. „In einer alten Gruft" angenommen. Die fehlenden Nummern werden Sie inzwischen erhalten haben.

Frau M. L—s. in H—g. Beide Gedichte sind sehr hübsch in der Form. „Zähren" fängt viel versprechend an, verläuft aber am Schluße ohne Pointe. „Vermächtniß" ist inhaltlich wenig genügend. Diesesmal also dankend abgelehnt.

Dr. E. St. in M—n. „Lesezeichen" angenommen. „Sonnenwende" acceptieren wir auch, wenn wir die letzte Strophe weglassen und den Titel dementsprechend ändern dürfen. Wir bitten um Ihre Aeußerung.

J. S S—n. in F—t. a. M. Ihre Manuscripte habe ich nicht übernommen; bitte dieselben von Herrn Geißler zu reclamieren.

J W. in N—d. „Zu früt" weist mehrere Härten in der Form auf. „Früh.r Abend" hat keine rechte Pointe. Mit mehr Selbstkritik und besserer Auswahl des Stoffes würden Sie noch Gutes leisten.

M. F. in F—n. „Mitternacht" angenommen. Bezüglich der noch durch meinen Herrn Vorgänger erledigten Einsendungen bleiben natürlich dessen Bestimmungen aufrecht. Was er angenommen hat, wird ver-

Digitized by Google

öffentlicht, was er abgelehnt hat, wird zu keinem neuen Leben mehr erweckt werden. Abgelehnte Sachen werden doch von keiner Redaction aufbewahrt. Die Novellen sind uns nicht erwünscht.

R. Fr—g. in Gr. Z—e. b B. Ihre Einsendung ist noch nicht druckreif. Wenn Sie sich so ausgezeichneter Rathgeber rühmen, dürfen Sie Strophen, wie die folgende, nicht schreiben:

„Gebeugt vom Sturm das Haupt
Blickt er so todesmatt
Um manchen Zweig beraubt
Ihn Sturmeswetter hat."

Der Reim darf nie als ein nothwendiges Uebel behandelt werden. Für den Reim sollen womöglich immer Worte verwendet werden, auf welchen ein Nachdruck liegt und welche das Motiv charakterisieren. Das „hat" in ihrem Reime klingt in die Strophe, welche durch und durch markig sein sollte, wie eine Kindertrompete hinein.

F. le F. in A—g. Von der früheren Einsendung alles, von der späteren mit Ausnahme von „Frühlicht" und „Abendlied" ebenfalls alles, nun auch „Kindermund" angenommen. Jene beiden Lieder nehmen wir nicht, weil wir schon sehr vieles aus Ihrer Feder besitzen. Ihre Anfrage erhält durch das Bureau der L.-C.-A. directe Beantwortung.

O. Sch. in Sch—n. b. H—au. Ihr Gedicht scheint geeignet zu sein, doch bitten wir um nochmalige Einsendung in leserlicher Schrift, weil wir uns sonst kein genaues Urtheil bilden können.

J. B. in H—g v. d. H. Angenommen! Doch haben wir den Titel und demgemäß auch den Schlußreim geändert. „Ausgewittert" ist nämlich das participium perfecti von „auswittern." Das was Sie sagen wollten, müßte „ausgegewittert" lauten. Wir wählten anstatt dessen: „ausgestürmt."

F. E. in M—n. „Im Leid" und „Landschaft" angenommen. „Herrenchiemsee" und „Prinz Leopold" erfuhr bereits in einer der vorigen Nummern Erledigung (in ablehnendem Sinne).

G. H. in G—n. „Der Fährmann an der Weichsel" angenommen. „Versöhnung" lassen wir an die gewünschte Adresse gelangen. Warum thun Sie es nicht direct?

H. W—l. in Z—au. „Wenn mich ein schweres Leid bedrückt," ist ungeeignet, weil inhaltlich zu leer, zu gewöhnlich, zu oft besungen und formell fast noch trivialer. Es werden täglich hundert solche Gedichte gemacht. Wer Dichter heißen will, muß eigene Wege gehen.

H. N. in Sch—n. i. M. „Was ich möchte"; J. Th—s. in W—d Beide Lieder; B. R. in Gr—g. „Des Kindes erstes Gebet" und „Dahin"; E. Gr. Z. in B—l. Alles; (wir werden demnächst andere Redaktionen auf Ihre Feder aufmerksam machen); E. E—r. in Z—ch. „Herbstnacht"; G. R. in B—n Mehrere der Sprüche in Versen; L. H. R—n in A—a. Beide Gedichte; Dr. K. Z. in M—n. „Spruch."; R. S—t. in B—n. Alles; M. K. in B—g. „Meinem Vater"; P. P. in O—r. „Lieder eines Pessimisten".

Angenommen.

W. von Sch. in K—l.; F. H. F. in F—n.; H. H. in L—au.; W. L. in L—g; E. Gr. in U—n. b. R—n; V. St. in H—e. a. d S.; E. T—nn. in B—f a. Rh. (Frdl. Gruß dankend erwidert!); W. H—k. in L—g; A. S—t. in P—g.; E Ue. in U—s.

Dankend abgelehnt.

Schluß der Redaction am 20. Februar 1894.
Die nächste Nummer (Nr. 11) erscheint am 15. März 1894.

Inhaltsverzeichniß.

„Eine Freundin Lenau's" von Carl Griot, Gedichte von Maurice v. Stern, Ottilie Siebenlist, Tony Sturm, Paul Sartori, Herbert von Osten, Otto Michaeli, Fritz le Feubure, Ernst Zick, Heinrich Zeise, Magda Fuß, Richard Saage, Theodor Renneberg, Wilhelm von Scholz, Oskar Wolf, Franz Hirschfeld, Wilhelm Idel, Claus Baer, Richard Siebert, Karl Zettel, Georg Fischer. — Bücherschau. — Notizen. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Wien, VIII. Josefsgasse 10.**

Verlag **„Deutsches Dichterheim" in Wien.** Chefredacteur: **Adalbert von Majerszky,** Verantwortlich: **Victor Girschner.**

Druck Kamus & Strezek, Wien, VII. Burggasse 104.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)

Herausgeber: **Adalbert von Majerszky.**

Monatlich 2 mal. Preis: 5 Mk. halbjährl., vorauszahlb. Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direkt durch die Expedition des Deutschen Dichterheim's in Wien, VIII. Josefsgasse 10. Abbestellungen werden nur bis 30. Juni bezw. 31. Dezember angenommen. Einzelne Nummern à 50 Pfen. 5 Stück einer Nummer 1·50 Mk.

Märznacht.

Milde, dunkle Märzennacht.
Hie und da nur glänzt ein Stern.
Lauer Frühlingswind trägt sacht
Quellenrauschen her von fern.

Leise weht ein Veilchenduft,
Wo die braunen Hecken stehn;
Leise wilk's durch Wald und Kluft
Wie ein süßes Wunder gehn.

Und es steht am Waldessaum,
Wo ein Strauch schon Blüthen trägt,
Wie von jenem Glück ein Traum,
Dem das Herz entgegenschlägt.

Karl Bienenstein.

Digitized by Google

„Reinhold Lenz."*)

Eine Studie aus der Sturm- und Drangperiode.

Von **Theodor Freiberg.**

Nachdem das deutsche Volk sich aus jahrhundertjährigem Banne geistiger Erniedrigung und Erschlaffung wieder zu frischem, fröhlichem Schaffen emporgerafft, nachdem Geister aufgestanden waren, wie Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, welche der gesunkenen deutschen Poesie wieder neue Bahnen wiesen, war in der deutschen Jugend eine Gährung ausgebrochen, welche all die mühsam aufgestellten Gesetze der eben genannten Männer über den Haufen zu werfen drohte. „Es war ein Auf- und Niederwogen von einem Extrem zum andern, ein Aufbäumen gegen jede gesellschaftliche Ordnung, ein wildes Zurücksehnen nach den Uranfängen des menschlichen Seins, dessen Grundlage das Naturevangelium J. J. Rousseau's bildete." Mit diesen treffenden Worten charakterisiert ein neuer.r Litterarhistoriker diese gewaltige Bewegung, welche sogar noch bis in die Mitte unseres Jahrhunderts nachzitterte und nach einem, die ganze Zeitstimmung am treuesten wiederspiegelnden Drama Klinger's „die Sturm- und Drangperiode" genannt wurde.

Eine große Anzahl junger und aufstrebender Talente — „Original- und Kraftgenie's," wie sie sich am liebsten nannten — hatte sich, begeistert durch die Lehren des berühmten Genfer Philosophen, erhoben, und suchte in Wort und Schrift für sein Naturevangelium Propaganda zu machen. Einer der selbstständigsten und hervorragendsten Vertreter dieser neuen Richtung, der Männer angehörten, wie Klinger, Hamann, Wagner, Hahn ꝛc., Namen, die noch heute in der Litteraturgeschichte einen guten Klang haben, war Reinhold Lenz; und zwar ist es hauptsächlich die Komödie, bezw. das Schauspiel, um das sich Lenz verdient gemacht, während sein Genosse Klinger dem Drama neue Bahnen eröffnete. (Eine Würdigung des letzteren behalte ich mir an anderer Stelle vor.) Obwohl Lenzens Werke heutzutage größtentheils der Vergessenheit anheimgefallen und nur mehr litterarische Kuriosa sind, ist doch seine Erscheinung für die damalige Zeitepoche und für einige der nächstfolgenden von so hervorragender Wichtigkeit gewesen, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, einen Blick auf sein Leben und Schaffen zu werfen.

Jacob Michael Reinhold Lenz wurde geboren am 12. Januar 1750 zu Seßwegen in Livland als der Sohn des dortigen Pfarrers. Nachdem er die Gymnasien von Dorpat und Riga absolviert, bezog er im 18ten Lebensjahre die Universität Königsberg, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Der junge Lenz aber vermochte dem geistlichen Stande nur wenig Geschmack abzugewinnen, weit eher beschäftigte er sich mit Poesie und Litteratur. Mit Begeisterung vertiefte er sich in die Klopstock'schen Oden, deren hinreißender Schwung ihn alsbald zu poetischem Schaffen anspornte. Bereits als 16jähriger Schüler hatte er sich im Drama versucht und ein Stück verfaßt: „Der verwundete Bräutigam", das neben vielem Unklaren und Unreifen doch schon bedeutende Züge aufwies und auf seine hervorragende Befähigung als Dramatiker hinzeigte. Jetzt schrieb er ein Gedicht „Die Landplagen," das im Jahre 1769 erschienen, und das von einer kraftvollen Phantasie, aber auch von einer verzehrenden Leidenschaft durchglüht ist. Die Lebensanschauung, die der Dichter in diesem Werke ausspricht, ist eine ernste, ja düstere und läßt weit eher einen von den Stürmen des Lebens gebeugten Mann, als einen keck in die Welt schauenden jungen Poeten vermuthen.

Eine neue Welt jedoch sollte dem Jünglinge aufgehen, als er 1770 als Reisebegleiter zweier junger curländischer Edelleute nach Straßburg ging. Hier herrschte z. B. ein reges litterarisches Leben, und eine Menge gleichgesinnter Genossen empfing den Ankommenden auf's herzlichste. Mit erneutem Eifer warf dieser sich auf die Wissenschaften, studierte Plautus und Shakespeare und trug sich auch mit Verbesserungsplänen für das deutsche Theater. Die Frucht seiner Beschäftigung mit Shakespeare war die 1774 erschienene Schrift „Anmerkungen über das deutsche Theater," durch die er bereits die Aufmerksamkeit weitester Kreise erregte, und die die Norm bildete für das ganze spätere Charakterdrama. „Nicht die Handlung, hieß es in dieser Schrift, ist die Hauptbedingung im Drama, sondern der Charakter, und die Charaktere sollen nicht durch die Handlung bestimmt werden, sondern umgekehrt, die Handlung durch die Charaktere." Es muß als ein großes Verdienst von Lenz gelten, diesen

*) Unter stellenweiser Benützung einer Lenzbiographie von Ernst Joh. Groth.

Digitized by Google

Unterschied so klar und verständlich hervorgehoben zu haben; leider aber wurde dieser Grundsatz von den meisten seiner Genossen vollständig mißverstanden, und statt eines Charakterdramas entstand bald ein Drama der zügellosesten Subjectivität, in welchem zwar eine gewaltige Leidenschaftlichkeit pulsierte, in dem aber auch die Charaktere nur Spiegelbilder ein und desselben Charakters — jenes des Verfassers — waren.

Gleichzeitig beschäftigte sich Lenz damit, Shakespeares Lustspiele in's Deutsche zu übertragen, ein Versuch, der ihm, wie keinem zweiten, glänzend gelungen ist. So kann z. B. die Uebersetzung von „Love's labour's lost" durch die geniale Erfassung des Shakespeare'schen Humors, sowie durch die geradezu meisterhaft wiedergegebenen Wortspiele, als unerreichtes Muster hingestellt werden. Es ist zu bedauern, daß Lenz seine Uebersetzungskunst nicht auch auf weitere Shakespeare'sche Stücke ausgedehnt; denn ich nehme keinen Anstand, die Uebersetzung von „Love's labour's lost" über die Schlegel- und Tieck'sche zu stellen, ein wie gewandter Formenkünstler auch Schlegel, ein wie feinsinniger Humorist auch Tieck gewesen. Göthe, der zu jener Zeit in Straßburg weilte und Einsicht erhielt in diese Uebersetzung, war entzückt von ihr, und konnte Lenzens Kunst, in den Humor des großen Briten einzudringen, nicht genug rühmen. Beide Jünglinge traten sich infolgedessen näher; und der gewaltige Einfluß, den Göthe damals auf Lenz ausgeübt, tritt in all dessen späteren Schöpfungen deutlich zu Tage. Doch lockerten sich die Freundschaftsbande etwas, als Göthe kurz darauf Straßburg verließ; der briefliche Verkehr dauerte jedoch nach wie vor fort. Göthes Freundschaft mit Lenz sollte jedoch noch einen anderen schwerwiegenden Einfluß auf dessen Leben ausüben; denn letzterer lernte die von Göthe im Egoismus des Genies verlassene Friedericke Brion kennen und wurde von dem lieblichen Wesen des jungen Mädchens so bezaubert, daß er ohne sie nicht mehr leben zu können vermeinte. Die Eltern von Friedericke, welche in einer Verbindung ihrer Tochter mit dem existenzlosen Lenz keinen Segen erblickten, wiesen dessen Bewerbungen mit aller Entschiedenheit zurück, so daß Lenz alsbald das Verhältniß lösen mußte. Er that es jedoch nur mit schwerem Herzen, und der Schmerz über diesen Verlust zittert noch in vielen seiner späteren Gedichte nach, bis neue Eindrücke die Erinnerung an Friedericke allmählich verwischten. Göthes „Götz" nämlich, der zu jener Zeit (1773) erschien, hatte eine förmliche Revolution auf dramatischem Gebiete hervorgerufen: allenthalben erschienen Ritterdramen nach seinem Muster, die an unmotiviertem Orts- und Zeitwechsel, an Zerrissenheit der Handlung ihr Vorbild noch überboten. Auch auf Lenz hatte der „Götz" einen gewaltigen Eindruck ausgeübt: mit fieberhafter Eile legte er die letzte Hand an seinen „Hofmeister," er brannte vor Begierde, das Stück so bald als möglich an die Öffentlichkeit zu bringen. Doch erst im nächsten Jahre, nach vielen vergeblichen Bemühungen sollte er seinen Wunsch erfüllt sehen; freilich genoß er dafür die Genugthuung, daß das annonym erschienene Stück nicht nur in allen gebildeten Kreisen großes Aufsehen erregte, sondern auch allgemein für eine Dichtung Göthe's gehalten wurde; Voß und Klopstock rühmten die kräftige, realistische Darstellung und die lebenswahren, trefflich gezeichneten Gestalten; ja Wieland feierte es in der Zeitschrift „Der deutsche Merkur" in einer eingehenden Recension und wies auf das fast Shakespeare gleichkommende Talent des Verfassers hin.

Nicht mit Unrecht hat man Lenz einen Vorläufer unserer heutigen Realisten genannt, denn der „Hofmeister" bietet einzelne so lebenswahre und packende Scenen, daß man meinen könnte, sie wären der Feder eines „Modernen" entflossen. Ich will hier nur auf die von urwüchsigem Humor durchdrungenen, derb-drastischen Scenen zwischen Pätus und Frau Blitzer, verweisen, in welchen das damalige Studentenleben und Treiben mit überraschender Treue geschildert ist. Pätus sowohl, wie seine Wirthin, Frau Blitzer, sind Gestalten, die in ihrem köstlichen Humor unwillkürlich an Shakespeare gemahnen; freilich ist man zu weit gegangen, Lenz „den Shakespeare des deutschen Lustspiels" zu nennen, wenn er auch in einzelnen Zügen seinem großen Vorbilde durchaus nicht nachsteht. Um aber ein zweiter Shakespeare zu sein, dazu fehlte es ihm sowohl an tieferer Kenntniß des Menschenherzens als auch an eigener Festigkeit und Concentration. Gleichwohl sind ihm auch die übrigen Personen des Stückes trefflich gelungen, so der unruhige, aufgeregte Herr Major Berg, dann weiter sein Bruder, der nationalistische Herr Geheimrath, vor allem aber der alte Schulmeister, der mit seinen vielen lateinischen Floskeln und seiner bescheidenen Selbstgenügsamkeit das echte Abbild eines deutschen Landlehrers bietet. Weniger glücklich gezeichnet ist dagegen der Hofmeister selber, der überhaupt als Held des Stückes viel zu wenig hervortritt; auch bietet das Stück sonst des Bizarren und Krassen viel; so mußte es z. B. unser sittliches Gefühl auf das empfindlichste verletzen, wenn Läuffer, um sein an Gustchen begangenes Unrecht zu sühnen, sich selbst entmannt und trotzdem nachher keinen Anstand nimmt, sich mit dem naiven Naturkind „Lise" zu verheiraten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Festlied.

(Anläßlich der Vermählung **Adalbert Svoboda's** mit Reichsfreiin **Helene von Thüngen** vorgetragen).

Trara! Der Thurmwart stößt in's Horn!
Es duftet Myrth' und Flieder.
Ein Brautzug wallt, Schalmeien vorn,
Zur Schloßkapelle nieder.
Die Wimpel wehn; zum Glockengeläut
Ertönt Gekrach der Böller,
Und lauschend lugt in die Hochzeitsfreud'
Der Burggeist hoch vom Söller.

Ein froh willkommner Ehrengast
Kam heute in's Schloß gezogen,
Die Landschaft webt aus Glanz und Glast
Ihm einen Ehrenbogen.
Der Sommervögel Festkonzert
Erklingt in süßen Strophen
Dem theuern Meister Adalbert,
Dem Künstlerphilosophen.

Ein Philosoph zwar dünkt er mir,
Jedoch kein Trübsalsflöter:
Gewiegter Weltmann! Kavalier!
Geistreicher Schwerenöther!
Nach mancher Weltfahrt, lichtdurchtränkt,
Gewinnreich an Gedanken,
Hat er den Kurs hiehergelenkt
Zum schönen Lande Franken.

Dem Forscher Heil, der, stets wohlauf,
Trotz der Axiome Schwirren
Nie für der Weltgesetze Lauf
Den Blick sich läßt beirren,
Der schlackenlos, metallisch echt,
Nicht gunst-, noch pfründensüchtig
Für Fortschritt ficht, für Licht und Recht,
Ein Kämpfer, zukunftstüchtig.

Wer bot wie Er, stets hilfgewillt,
Und ohne viel Erörtern,
So Herz als Hand, wo's galt und gilt,
Ein Krafttalent zu fördern?
Irr' ich nicht gar, glänzt in der Schar
Heut' auch der Stern Rosegger,
Der Dichterfürst, der Jubilar,
Und huldigt dem Entdecker.

Digitized by Google

Noch heut', als wär's ein Geisterkuß,
Wie rührt mich fromm die Kunde,
Da weisheitsschwer der Rede Fluß
Entquoll dem milden Munde.
Melodisch rauscht der Worte Fall
Ein Hymnus schönheitstrunken;
Drein blitzten wie Champagnerschwall
Witzsprüh'nde Geistesfunken.

Doch ist er drum nicht zart und zahm:
Er hat auch seine Mucken!
Manch lugverbrämt Idol bekam
Schon seinen Groll zu schlucken!
Scheinheil'gem Geistesbonzenthum
Hat er den Stab gebrochen
Und ist vor keines Götzen Ruhm
Je schnöde zu Kreuz gekrochen.

O Adalbert! es war nicht klug!
Hättest du's lieber gelassen!
Der Mystik toller Geisterspuk
Läßt niemals mit sich spassen.
Des Elflands racheschnaubende Fei
Entflammte der Nixen Sekte:
Eine zauberkundige Lorelei
Erkor ihn zum Objekte.

Mit Lockung, Lied und Liebeslist
Hat sie ihn lind umfangen,
Und wie ein zappelnd Fischlein ist
Er gern ins Garn gegangen.
O Adalbert! kein Arzt der Welt
Vermag dich mehr zu retten!
Auf Weisheit ist dein Sinn gestellt
Und liegst in Liebesketten.

Rings um ihr Waldschloß, hoch am Berg,
Erblüht der Nixe Garten.
Hier ruht er nach vollbrachtem Werk
Von seinen Wanderfahrten.
Kein blöder, schaler Erdenwicht
Darf jene Lurlei sehen;
Sogar dem Dichter glückt' es nicht,
Sie jemals zu erspähen.

Doch heimlich zu mir Kunde kam
Von ihrem süßen Singen.
Man hört es manchmal wundersam
Das weite Thal durchklingen.
Heut', wo das Fraunvolk stark ist bloß
In Lückenbüßern und Füllstoff,

Digitized by Google

Scheint sie als Dichterin doppelt groß:
Eine zweite Droste-Hülshoff.

Ich weiß noch manches zwar, doch still!
(Ich sag' es nur sub rosa
Wenn keiner mich verrathen will):
Man schrieb mir jüngst in Prosa:
„Reich an Gemüth und Phantasie",—
„Für jede edle Regung
Empfänglich", — „Aristokratie
In Wuchs und in Bewegung".

„Mit Kinderaugen!" — „Wie Flötenschall
Ertönt ihre Stimme!" Amen!
Hier schließ' ich! Wer behielte all
Die tausend Kosenamen?
Des Goldhaars nur gedenk' ich noch,
Voll niederfluthend vom Scheitel.
Denn lobt man Damen allzuhoch,
So macht man Damen eitel!

Hier wird mir das Papier zu knapp
Und allzutoll die Mystik.
Vom Hippogryph drum steig' ich ab
Und mache mich reiserüstig.
Mit Frack und Claque im Hochzeitsglanz
Will ich das Paar begrüßen
Und leg ihm einen Lorberkranz
Verehrungsvoll zu Füßen.

In Eure Huld, o Herrin werth,
Laßt mich den Freund empfehlen!
Mag er an trauten Heimes Herd
Des Schaffens Kraft sich stählen!
Und wenn er wirkt mit Rath und That,
Ein Pionnier im Streite,
Seid ihm als „guter Kamerad"
Mit Zuspruch treu zur Seite!

Nun, Adalbert, sieh' her zu mir!
Du mußt es heut' verschnupfen!
Sei mir nicht böse! Auch mit Dir
Will ich ein Hühnlein rupfen!
Du bist ein Held des Wortgefechts
Und kritisch noch daneben,
Jedoch der „E h m a n n" muß des Rechts,
Sich der Kritik begeben! —

Jetzt stecht ein neues Stückfaß an!
Sein Gläslein leer' ein Jeder!

Digitized by Google

Mit Rheinwein füllt die Römer dann!
Blast einen Tusch, Trompeter!
Laßt Pauken wirbeln durch das Haus!
Mit Rüdesheimer Reben
Bring ich den Toast und Trinkspruch aus:
„Das Brautpaar, es soll leben!“

Mag aus der Zukunft Schoß dem Paar
Ein reicher Segen knospen!
Der Himmel laß es Jahr um Jahr
Die schönsten Freuden kosten!
Er schenke Gnade, Glück und Gunst
So edler Wahlverwandschaft,
Zum Heil des Wissens und der Kunst
Für Deutschlands Volk und Landschaft! —

Der Dichter sprach's und wurde stumm
Und drückte sich vom Feste.
Die höchste Zeit war's, denn ringsum
Tief gähnten alle Gäste.
Er schritt zum Schrank, darin er dicht
So Frack als Harfe sargte
Und schob mit finsterm Amtsgesicht
Dem Amthaus zu, zum Markte.

Doch durch die stille Abendluft
Sah man ein Unthier krauchen
Mit Funkensprühn und Kohlenduft
Und dampfumzischtem Pfauchen.
Von Norden pfiff der scharfe Wind
Der Herbstäquinoctialien,
Der Eilzug aber schnob geschwind
Zum sonnigen Land Italien.

Otto Michaeli.

Erfolg.

Was ich gesungen,
Ist längst verklungen
Im Wechsel der Zeit!
Doch was ich gerungen,
Ist durchgedrungen
Zur Ewigkeit!—

Magda Fuß.

Digitized by Google

Todtes Glück.

Ich weiß es, was am tiefsten ich empfunden,
Verweht, zerstiebt im Wirbelwind der Zeit,
Ich weiß es, was ich glaubte längst verwunden,
Groß steigt's empor — still wie die Ewigkeit!

Und sieht mich an mit müden, todten Blicken
Und flüstert mir: So ganz vergaßest Du
All' unsrer Liebe wonnevoll Entzücken?
Doch sinkst auch Du dereinst in Grabesruh'.

Dann wird Dein neues Lieb auch Dich vergessen
Im steten, steten Wirbelwind der Zeit,
Dann wirst auch Du verstehen und ermessen
Mein ruhlos sehnend Herz — die Ewigkeit!

Hermine von Preuschen.

Timon von Athen.

Laßt mich allein! Ich mag von euch nichts wissen!
Daß Menschenwürde noch in Menschen wohnt,
Daß sich ein Mensch zu sein der Mühe lohnt:
Den schönen Glauben habt ihr mir entrissen.

Sanft wie die Lämmer, ohne Falsch wie Tauben,
So *scheint* ihr vor der Welt; thatsächlich *seid*
Ihr Wölfe und Hyänen, stets bereit,
Wo's heimlich kann gescheh'n, zum Morden, Rauben.

Ihr reicht die Hände willig zum Betruge,
Für schnödes Gold ist eure Freundschaft feil,
Ihr schwört, wenn's eurem Beutel dient zum Heil,
Zehn falsche Eid' in *einem* Athemzuge.

Von Freundschaft wollt ihr mir, von Liebe sprechen?
O treibet mit dem heiligsten Gefühl
Kein frevelhaftes, strafefordernd Spiel;
Noch Götter gibt's, die solche Schandthat rächen!

Ihr kommt, mir Mitgefühl und Trost zu bieten?
War ich nicht glücklich, eh' ich euch gekannt?
Fing nicht mein Elend da an, als ich fand
Daß ihr Schmarotzer seid und Parasiten?

Müßt ihr selbst hier noch meinen Frieden stören?
Kann selbst das Unglück euch nicht heilig sein?

Digitized by Google

Hinweg! Ich habe nichts mit euch gemein!
Ich laß' mich nicht zum zweiten Mal bethören!

Denkt ihr, ich hab' noch etwas zu vererben?
Wohl! Ich vermach' euch meinen Haß zum Fluch,
Und will, ist's eurer Habgier nicht genug,
Auf euch herniederflehen das Verderben.

Emil Graf Zelecki.

Im Leid.

Nicht länger trag ich mehr das Leid,
Dem oft ich heimlich fast erliege,
Wenn eben noch im Freudenkleid
Die Sehnsucht denkt an Glück und Siege.

Was ist's? Wo kam es her und wie?
Nicht will es Red' und Antwort stehen,
Sein Blick nur droht der Freude: Flieh!
Sein Athem läßt sie jäh verwehen.

So bitter schneidet's durch die Brust,
Als wollt es drin das Herz zertrennen —
Ich hab' ja nimmer noch gewußt:
's giebt Leiden, die sich selbst nicht kennen.

's giebt Leiden, die so riesengroß,
Daß keiner fänd für sie den Namen;
Drum ist die Qual auch namenlos,
Und Menschenkraft muß ihr erlahmen.

Still geh ich in mein Kämmerlein,
Und wenn die Götter viel vergönnen
Ist's nicht: des Leides ledig sein,
Ist's nur: im Lied es sagen können!

Fritz Eberhardt.

Der Fettatore.*)

Vergeblich kämpft er gegen Aberwitz,
Denn scheu vor seines schrägen Auges Blitz
Entweicht das Volk und flieht ihn unverhohlen:
Schuldlos vervehmt, o tragisches Geschick!
Auf Markt und Gassen raunt's: „Der böse Blick,
Das Unglück heftet sich an seine Sohlen!

*) Ein mit dem bösen Blick Behafteter, der einem Aberglauben in Italien zufolge Jedem Unglück bringt, dem er in den Weg tritt.

Digitized by Google

Nun ist's genug, die Menschheit stößt ihn aus,
Verzweifelnd eilt er an das Meer hinaus,
Wo sich im Sturm am Riff die Fluthen bäumen.
Schrill mischt sein Wehruf sich dem Mövenschrei:
„Genug des Hohn's, genug der Narretei!"
Starr senkt den Blick er in der Brandung Schäumen.

Wie dort, so wogt's und wallt's in seiner Brust,
Hei, wie das tobt und tollt in wilder Lust,
Wie's winkt und lockt, schon beugt er sich hernieder,
Schon netzen Gischt und Schaum ihm das Gewand,
Da sieh, da tauchts empor — weiß: eine Hand,
Ein Arm, ha! eines Menschen starre Glieder!

Ein Griff, er zerrt den Körper auf den Sand,
Ein Mädchen ist's in ärmlichem Gewand,
Im bleichen Angesicht des Elends Züge.
O Gott, entfloh auch sie, des Jammers Bild,
Geächtet, ein zu Tod gehetztes Wild
Wie er, der Welt des Wahns, des Trugs, der Lüge?

So sanft im Arm ruht ihm der junge Leib!
Heiß kreist sein Blut, hat niemals doch ein Weib
Am Herzen dem Gemiedenen gelegen!
Im blühte nie der Liebe sel'ges Glück,
Das Mutterherz selbst schrak vor ihm zurück,
Dem Jettatore sonder Heil und Segen.

O einmal nur im Leben glücklich sein! —
Wie glatt ruht jetzt das Meer im Sonnenschein,
Am Riff nur wogt die Fluth mit leichtem Schäumen.
Der Sturm verflog, auch der in seiner Brust.
Still ist es um ihn her und unbewußt
Verliert die Seele sich in süßes Träumen:

Ein Häuschen fern der Welt am Meeresstrand,
Ein Weib, ein Kind — doch still, zuckt nicht die Hand,
Die in der seinen ruht, die kleine, bleiche?
Huscht in die Wangen nicht ein flüchtig Roth,
Kämpft siegreich nicht das Leben mit dem Tod,
Daß einmal es des Glückes Pfand ihm reiche?

Er athmet kaum. Die Wimper hebt sich sacht,
Wie Wetterstrahl zuckt's grell aus finstrer Nacht,
Um wieder matt im Dunkel zu versinken.
Doch fest drückt er ihr Haupt an seine Brust
Und beugt sich stumm herab, in trunkner Lust,
Im Kuß des Lebens erste Hauch zu trinken.

O Seligkeit! — Jetzt trifft ihn jäh auf's Neu
Des dunkeln Auges Strahl, erschreckt und scheu,

Digitized by Google

Doch bleibt's an seinem Blick, dem schrägen, haften —
Erbleichend fährt er auf und springt empor:
„Der Jettatore!“— Dumpf noch trifft's sein Ohr,
Dann stürmt er fort im Drang der Leidenschaften.

Vom Riff stürzt er hinab sich in die Fluth —
Im Meer erlischt der Sonne Purpurgluth,
Der Möven Schwarm enteilt auf schnellen Schwingen.
„Unsel'ger!“ tönt's vom Strand mit Klagelaut,
„Warum denn muß der Fluch, der Dich umgraut,
„Als letztes Opfer mich dem Tod entringen!?“

* * *

Schuldlos vervehmt, o tragisches Geschick!
Die Muse trauert mit umflortem Blick,
Der Stift entsinkt der Hand mit leisem Beben.
Schuldlos vervehmt, getödtet um ein Nichts!
Von dir, o Welt, am Tag des Weltgerichts
Wird Sühne fordern dies verlor'ne Leben!

Eugen Hané.

Die Stunde.

Ernste, gnadenvolle Stunde,
Wenn mein Herz so mild bewegt,
Ruhevoll im Busen schlägt!
Wie die Welt mich auch umtöst:
Steh' ich in des Friedens Hut
Von der Sorge losgelöst,
Bin ich wieder rein und gut.

Tiefer blaut der lichte Himmel,
Heller glänzt der Sonne Strahl
Über meinem stillen Thal!
Mich erquickt die holde Zier;
Und in meine Einsamkeit
Tritt manch guter Geist zu mir
Aus vergang'ner, großer Zeit!

Franz Orthner.

Andere Weise.

Rauschende Feste —
Lob' sie auf's beste,
Wer immer vermag.
Ich lob' mir den Tag,
Der mir gegeben,
Still mir zu leben
Im blühenden Hag.

Kirchengesänge,
Frommes Gepränge, —
Wie läßt es mich kalt!
Du dämmernder Wald,
Einsam betreten,
Mahnst mich zu beten,
Mit sanfter Gewalt.

Richard Siebert.

Digitized by Google

Ein ungleiches Paar.

Saß im Stift zu Hohenlinden
Ein Scolar am Brunnenrand.
Zitternd klang das Aveläuten
Weithin durch das schöne Land.

In des Hofes weitem Raume
Kreuzte sich ein Wegepaar,
Das — fast schien es unerklärlich —
Ganz ungleich geartet war.

Denn dieweil am Pfad zum Brunnen
Waldmoos grünt und Wegerich,
War der andere Weg hellschimmernd
Kiesbestreut und säuberlich.

Als die Glocke nun verklungen,
Knarrte laut ein Kellerthor;
Sah ein Weinkrug und bedächtig
Drauf ein Mönch daraus hervor.

Auf dem breiten Wege schritt er . .
Da nun wußte der Scolar,
Warum wohlgepflegt der eine,
Und der and're moosig war.

Victor Feldegg.

Nächtliche Rückkehr.

In stiller Nacht sah ich die Berge wieder,
Die einst in hellem Tag mein Glück geschaut,
Schneeflocken wirbelten zur Erde nieder,
Es regt im weiten Thal sich nicht ein Laut.

Aus eines Bauernhäuschens Fensterscheiben
Erglänzte friedlich durch die Nacht ein Licht
Und lud mich ein, beim treuen Wirth zu bleiben,
Bis froher Tag der Wolken Flor durchbricht.

Ich lag auf hartem Pfühl am Herd im Schlummer,
Dein Bild verwob sich hold mit meinem Traum,
In tiefes Dunkel sank mir Leid und Kummer
Und nur der Liebe gab mein Busen Raum.

Dich, theures Wesen, hielt im Arm ich wieder
Und meine Seele schwelgt' im alten Glück,
Mit Macht umrauschten mich die alten Lieder
Und lockten mich in alten Wahn zurück.

Wie schmerzlich fiel mir morgens das Erwachen,
Wie bald verschwand, was ich zu süß geträumt!
Im Sturm treibt ziellos und allein mein Nachen,
Bis über seinem Wrack die Welle schäumt.

A. Berg.

Digitized by Google

Tragödie.

Er hatte ein treues Liebchen,
Ein junges, herziges Blut,
Und war ein fröhlicher Bursche
Voll Lust und Uebermuth.

Sein Haar ist grau geworden
In einer einzigen Nacht —
Bei seinem todten Liebchen
Hat er die Nacht gewacht.

Er hat kein Wort gesprochen,
Es fiel kein Thränenthau,
Sein Herz ist nicht gebrochen —
Aber sein Haar ward grau.

Fritz Weber.

Quasi una Fantasia.

(Aus dem Russischen des A. A. Feth.)

Wieder träum ich,
Wachend säum' ich,
Fern der Welt.
Nebeldüfte
Flieh'n der Lüfte
Blaues Zelt.

O, beständig,
Tief, lebendig
Zu vertrau'n!
Leichten Fluges
Flieh'n des Truges
Welt, — zu schau'n

Phantasieen . . .
Fromm zu knieen,
Sehnsuchtsblaß . . .
Euch verlaß' ich,
Ueberlaß' ich
Eurem Haß!

Georg Bachmann.

Der Marmorgott.

(Nach dem Vlämischen).

In's Himmelsblau ragt auf der Griechengott,
Ein stilles Lächeln um den Marmormund.
Um's Postament tanzt ausgelass'nen Sinns
Die Knabenschaar und höhnt den Schweigenden,
Und singt im Chor ein keckes Gassenlied.
Der Kleinste formt aus Koth sich einen Ball
Und lenkt ihn nach des Gottes Angesicht,
Doch bis zum schlanken Fuß nur reicht die Kraft.
Der hebt den Stein, der andere zieht den Schuh
Vom schmutz'gen Fuß und wirft ihn nach dem Bild,
Doch rein in's Blau ragt auf der schöne Gott,
Ein stilles Lächeln um den Marmormund.

Helene Swarth.

Digitized by Google

Epigramme.

Aufstieg.

Freundlich lockte der Berg und versprach die herrlichste Fernsicht.
Mühsam klomm ich hinan, mühsam den steinigen Pfad.
Hoch vom Gipfel schaut ich herab, da erfaßte ein Schwindel
Plötzlich mein Auge. Ich sah Nebel statt Farben und Licht.
Mühsam klomm ich herab und erst in dem niedrigen Thale
Sah ich bewundernd die Welt wieder in Schimmer und Glanz.

Tag und Nacht.

Langsam, in glühender Pracht aufstieg die Sonne. In Flammen
Strahlte die Welt und ich sah bebenden Aug's in die Gluth.
Dunkel nur war's in der Brust und mein Herz, das zitternde, fragte:
Sonne, was wäre dein Glanz ohne die dämmernde Nacht?
Urquell des Lichtes, du selbst bist den Finsternissen entsprossen,
Und du sinkst, ach wie bald, sterbend in's Dunkel zurück.

Hanns Weber.

Bücherschau.

Tropfen und Funken. Aphorismen, Denksprüche und Epigramme von Otto Engelhardt. (Braunschweig, Druck und Verlag von Albert Limbach 1893.) Gerade in unserer Zeit der Widersprüche und Gegensätze ist auch wieder ein lebhafteres Interesse für die seit Rückert fast gänzlich verstummte Spruchdichtung erwacht; Richard Schmidt-Cabanis, Reymond, Paul Schönfeld, Blumenthal und Fulda haben sich zuerst wieder mit Erfolg darin versucht. An die Formgewandtheit des letzteren, an seine Plastik und Schärfe wollen mich die vorliegenden Epigramme Engelhardts gemahnen; der Dichter handhabt — einige kleine Verstöße wie „erst' und letzter T:n" abgerechnet — die Form in fast meisterhafter Weise und hat die monotonen Hexameter der klassischen Periode thunlichst vermieden. Sittlicher Ernst und eine reife Erfahrung sprechen aus dem Büchlein; oft lodern Ironie und Spott blitzartig auf. Eine Probe hievon:

Ein Glück, daß meist man hier auf Erden
Sein Ich in eine Maske hüllt!
Das wollte sonst ein Anblick werden —
Mit Fratzen wär die Welt gefüllt.

Eine wahre Perle ist folgender Spruch:

Hast du dein Ich hintangesetzt einmal,
Gleich lächelt dir ein kleiner Himmelsstrahl.
Du kannst nach diesem Schein die Lichtfluth auch ermessen,
Gelang es dir einmal, das Ich ganz zu vergessen.

oder:

Die Selbsterziehung will
Nicht immer uns gefallen:
Man läßt die Ruthe still
Gar gern zu Boden fallen.

oder:

Die Pflicht hat beim Tag ein Schulmeistergesicht,
Ihr Mund oft herrisch und mäckelnd spricht
Doch Abends erscheint sie als Mütterlein
Und rückt die Kissen und singet dich ein.

Gern hätte ich noch mehr dieser Proben angeführt, aber da käme ich am Ende in Gefahr, das ganze Büchlein, wie es da ist, abzuschreiben — : möge sich der Leser selber überzeugen. Ich für meine Person kann das Buch nur auf's wärmste empfehlen; es hat mir ein paar recht genußreiche Stunden verschafft. Gleichwohl halte ich es mit Lessing, der einmal über das Epigramm geäußert, man dürfe diese Speise nicht in Massen zu sich nehmen wie andere Lectüre, sondern nur dosenweise.

Theodor Freiberg.

Digitized by Google

Dämmerungen. Roman in 3 Bänden von Rudolf von Gottschall (Breslau. Verlag von Ed. Trewendt. 1893). Die Welt ist ein großes Narrenhaus. Das ist's, was im Grunde auch dieser neue Roman Gottschalls darthun will, denn es begegnet uns in demselben eine wahre Mustersammlung hirnschelliger Naturen. Ein Chemiker, der für eine fixe Idee sein ganzes Hab und Gut verschleudert, ein zur Tobsucht neigender Graf, ein überspannter Schriftsteller vom modernsten Schlage, ein mit Verschwendungsmanie behafteter Edelmann, eine Schauspielerin mit pessimistisch-selbstmörderischen Anwandlungen, eine gelangweilte, zu Extravaganzen geneigte Baronin — beinahe wird es zu viel von solcher Art — und über alledem ein tüchtiger Arzt, der an den wunderlichen Menschen, die ihm allesammt in den Weg kommen, seine Studien macht und sie wissenschaftlich ausbeutet — das ist in der Hauptsache das Personal, das der Verfasser zwischen den verschiedensten Koulissen auftreten läßt. Der Roman ist in seiner ganzen Anlage geistvoll, in seinem Verlaufe spannend, und hat die vornehme Art der Darstellung, welche die Werke Gottschalls auszeichnet. Der Verfasser schildert die mannigfachsten Lebensbeziehungen, die heterogensten Verhältnisse wie Einer, der selbst viel geschaut und viel erfahren hat. Aber auch da, wo die schaffende Phantasie allein gewaltet, trägt die Schöpfung den Stempel des Wahren und darum auch Ergreifenden Es geschieht nur beinahe zuviel und fast möchten wir einige von den äußeren Effekten missen, die ein Gottschall nicht braucht, um sich den Erfolg zu sichern. Freilich ist alles was geschieht, gut motiviert und seelisch vertieft. Da der Ausgang der Geschichte überdies genau so ist, wie man es von vorneherein erwartet, so wird der oberflächliche Leser, der gerne „mit Befriedigung" ein Buch aus der Hand legt, sich nicht enttäuscht fühlen.

Anton Ohorn.

Gedichte von Kurt von Rohrscheidt. (Grossenhain und Leipzig, Verlag von Baumert und Ronge). Das ist ein Vogel, der im Dichterwalde singt, weil er muß und der auch ein Recht dazu hat, seine Stimme hören zu lassen. Das ist wirkliche Poesie, warm und schön empfunden, stimmungsvoll ausgestaltet und in edler Form und Sprache geboten. Nichts Gemachtes und Gesuchtes, nichts Unschönes und Triviales wirkt störend in diesen Gedichten, in denen ein warmes Herz sein Empfinden in nicht immer neuen, aber jederzeit anmuthigen Weisen ausklingen läßt Viele dieser Lieder sind ungemein einfach und schlicht, aber gerade darum wirksam. Wir heben hier besonders den Cyklus „Ein Bilderbuch der Lieb." hervor. Die eigentliche Begabung Rohrscheidt's aber scheint uns auf epischem Gebiete zu liegen. Seine Balladen zeigen fast sämmtlich von sicherer Beherrschung des Stoffes und von geradezu packender Darstellungskraft, und wir stehen nicht an, einige derselben zu dem Besten zu zählen, was in der neueren Zeit in dieser Dichtungsgattung in Deutschland geschaffen worden ist. Auch die dramatischen „Bilder aus der deutschen Vorzeit" sind anerkennungswerthe Leistungen.

Anton Ohorn.

Briefschalter.

B. F. in R—n. a. d. O. „Heimkehr" angenommen. In „Zwei Schwestern" schreiben Sie: „Durch einem Glase"!! Wir glauben, daß „durch ein Glas" die Welt sich noch um vieles schöner ausnehmen würde. Gehen Sie und üben Sie Buße!

E. S in B—n. Zu viel gewaltsam ausgedehnte Worte: „bebet, webet, leget, reget, zwinget, bringet." Das stört sehr. Versuchen Sie Ihr Gedicht in dieser Richtung zu ändern, dann nehmen wir es an.

T. B. in W—n. „Abendbrise" angenommen. Ihr Buch haben wir übernommen.

Dr. F. Z. in R—g. Auch Ihr Gedicht wird an die Reihe kommen. Die Nummer vom 15. Dezember wurde übrigens schon vom jetzigen Herausgeber redigiert.

F. l. F. in Au—g. „Haidenröslein"; „Wenn eines Mädchens schönste Blüthe"; „Ruine"; „Fridolini" angenommen. „Vox populi" ist doch ein wenig von zu weit hergenommen, aber des vorzüglichen Humors wegen haben wir es uns privatim aufbewahrt. Sie sind uns ein äußerst sympathischer Dichter; wir möchten gern einmal mit Ihnen durch's Grüne in's Blaue wandern. Herbstgedichte senden Sie nicht, wir sind zu reichlich versehen. Bremsen Sie jetzt überhaupt eine kleine Weile, sonst bleibt ja für die anderen kein Platz im „Dichterheim." Wegen des Verlages rathen wir Ihnen, sich an Herrn Max Geißler's Verlag in Dresden-Wachwitz zu wenden, welcher sehr rührig ist

Digitized by Google

J. A. in Alt-R. b. R—d. „Singende Flammen" angenommen. Die Nummern sind Ihnen inzwischen wohl zugegangen.

F. E. in M.—n. I. Sendung: Mit Ausnahme von „Beim Luigi" alles; II. Sendung: „Erk. d. Seele" und „Vesuvlava" angenommen.

Frau A. S. Z. v. M. auf W—n. „Die Rosenknospe" angenommen. Gedichte, die schon anderswo veröffentlicht worden sind, können wir nicht verwenden, da wir nur Originalbeiträge bringen.

G. F. z. Zt. in B—n. „Heimlicher Frühling" angenommen. Wie wir über Ihre Begabung denken? Sie besitzen entschieden lyrisches Talent; doch tritt es nur dann hervor, wenn sich Ihnen ein sinniges Motiv, welches an sich schon wirksam ist, darbietet. Dagegen besitzen Sie nicht jene „urlyrische" Sängergabe, welche aus jedem Naturbilde, aus jedem Episödchen ein fesselndes Lied zu machen weiß. Sie müssen daher pointenlose Stimmungslyrik vermeiden (wie z. B. „Schilflieder" an M. F.), sonst verfallen Sie in falsche, süßliche Sentimentalität, und Sie müssen bei strenger Auswahl des Stoffes lieber seltener, aber dafür umso tiefer aus dem Born der Poesie schöpfen. — Der litterarischen Skizze sehen wir gern entgegen.

Th. R. in W—tz. Nichts verwendbar. Sie verflachen ja! Nach edlem Rheinwein, den Sie uns schon geboten hatten, kommen Sie jetzt mit matter Limonade. Sollten Sie den Unterschied nicht selbst merken?

W. von Sch. in K—l. Alles erhalten und erledigt.

J. B. in E—r.-Z—n. „Am Winterabend"; S. K. in B. „Meine Braut"; D. A. v. d. H. in K—r. „Die Antwort"; H. F. von R. in P. das titellose Gedicht; H. B—r. in B—n. alles; W. J—s. in Mg. nur zwei der Sprüche; M. Sch—r. in J—g. „Licht und Liebe" und „Das Spinngewebe"; E. von M. in St. P—g. „Wunsch"; P. T—dt. in Cr—d. „Klage"; Frau H. K. in Ch—g. „Weißt Du es noch" und „Das eine Wort, das grausam"; E. von K. in St. P—g. „Eine Bitte"; F. K. in New—k. „Gleichniß"; A. K. in B—nn. „An einen armen Dichter" und „Der Brief"; F. G. in M—n. „Sehnsucht"; A. H—sch in B—n. „Bestimmung".

Angenommen.

H. A. R—l. in B—n.; E. F—g in L—n. i. d. L.; F. Th. in V—n.; J. U. C. J. A—n. in P—g.; M. M. in Aa—n; A. K. in ? (Musikantenabschied ꝛc.); F. K-D. in St—e. (hübsch und sangbar, aber inhaltslos); J. M. in Oberl—tz.; Otto Smark in B—g.; W. E. in W—r.; C. M—l. (Ihr Buch dankend erhalten); A. W. H. in B—n; C. W. in B—au; Frau W. M. in W—baden;

Dankend abgelehnt.

Berichtigung. In der vorigen Nummer blieb im Gedichte „Wintersonntag auf dem Lande" von Otto Michaeli infolge eines technischen Versehens eine Zeile fort. Statt:

„... Ihr Gänse und Enten!
Und treibt Politik"...

ist zu lesen:

„... Ihr Gänse und Enten!
Pflegt die Geselligkeit
Und treibt Politik"...

In demselben Gedichte soll es statt: „mit läppigem Bier" richtig heißen: „mit läpprigem Bier".

Schluß der Redaction am 6. März 1894.

Die nächste Nummer (Nr. 12) erscheint am 1. April 1894.

Inhaltsverzeichniß.

Märznacht von Karl Bienenstein. — „Reinhold Lenz" von Theodor Freiberg. — Gedichte von Otto Michaeli, Magda Fuß, Hermine von Preuschen, Emil Graf Zeleki, Fritz Eberhardt, Eugen Hané, Franz Orthner, Richard Siebert, Victor Feldegg, A. Berg, Fritz Weber, Hanns Weber, Georg Bachmann, Helene Swarth. — Bücherschau. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition**, Einsendungen an die **Redaction des „Deutschen Dichterheim" in Wien, VIII. Josefsgasse 10.**

Verlag **„Deutsches Dichterheim" in Wien.** Chefredacteur: **Adalbert von Majerszky,** Verantwortlich: **Victor Girschner.**

Druck Kamus & Strezek, Wien, VII. Burggasse 104.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)

Herausgeber: **Adalbert von Majerszky.**

Monatlich 2 mal. Preis: 5 Mk. halbjährl., vorauszahlb. Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direkt durch die Expedition des Deutschen Dichterheim's in Wien, VIII. Josefsgasse 10. Abbestellungen werden nur bis 30. Juni bezw. 31. Dezember angenommen. Einzelne Nummern à 50 Pfen. 5 Stück einer Nummer 1·50 Mk.

Leben.

Wie selten, daß im Druck und Drang des Leben,
Ein Menschenherz dem andern sich erschließt,
Der tiefste Born geheimnißvollen Webens
In gottgeweihter Stunde überfließt!

Denn was wir Heiligstes im Innern tragen,
Wie Wen'gen gönnen wir's in banger Scheu!
Wir kennen ja den Spott auf unsre Klagen,
Gleichmuth und Selbstsucht, die sich ewig treu.

So bergen neidisch wir, was ächt uns eigen;
Und überschau'n wir, was das Leben gab:
Ein Wandern war's in Einsamkeit und Schweigen,
Und unser Bestes mit uns deckt das Grab.

Konrad Telmann.

Digitized by Google

„Reinhold Lenz."

Eine Studie aus der Sturm- und Drangperiode.

Von **Theodor Freiberg.**

(Schluß).

Lenzens Lise „im Hofmeister" ist übrigens in ihrer kindlich rührenden Unschuld überaus glücklich getroffen, ja die Art und Weise, wie sie sich einführt, kann in ihrer Naivetät geradezu meisterhaft genannt werden. Wir lassen die Stelle hier folgen, möge der Leser selbst urtheilen:

V. Act. Zehnter Auftritt:

(Lise tritt herein, ein Gesangbuch in der Hand, ohne daß Läuffer sie gewahr wird. Sie sieht ihm lange stillschweigend zu. Er springt auf, will knieen, wird sie gewahr und sieht sie eine Weile verwirrt an).

Läuffer (nähert sich ihr.) Du hast eine Seele dem Himmel gestohlen. (Faßt sie an der Hand.) Was führt dich hierher, Lise?

Lise. Ich komme, Herr Läuffer — Ich komme, weil Sie gesagt haben, es würd' morgen keine Kinderlehre — weil Sie — so komm' ich — gesagt haben — ich komme zu fragen, ob morgen Kinderlehre sein wird u. s. w.

Es dürfte kaum einem Dichter wieder gelingen, den Ton kindlicher Unschuld so rührend und humoristisch zugleich wieder zu treffen, wie es hier geschehen ist.

Der Erfolg, welchen Lenz mit seinem Erstlingswerke errungen, spornte ihn bald zu weiterem Schaffen an, und rasch hintereinander entstanden die beiden Stücke „Der neue Menoza" und „Die Soldaten." Beide Stücke enthalten zwar eine Fülle lebenswahrer, fein gezeichneter Charaktere und Scenen von wahrhaft ergreifender Tragik und drastischem Humor, stehen aber doch in der Gesammtwirkung bedeutend hinter dem „Hofmeister" zurück. Namentlich ist es im „Neuen Menoza" der Mangel an Geschlossenheit und der unmotivierte Orts- und Zeitwechsel, der eine nachhaltige Wirkung nicht aufkommen läßt. Bei weitem fester in der Composition und auch fesselnder sind „Die Soldaten," zu welchen der Verfasser s. Z. in Straßburg durch den täglichen Verkehr mit den dortigen Officieren reichhaltiges Material sammeln konnte; ja die Scenen im Hause des Galanteriewaarenhändlers Wesener möchte ich zu dem Besten zählen, das Lenz je geschaffen. Die Absicht des Dichters, uns ein Bild von dem völlig verwilderten Sittenzustande des damaligen Officiersstandes zu geben, kann als glänzend gelungen bezeichnet werden, und es ist nur dem in bonzenhafter Goetheanbeterei aufgehenden Publicum zuzuschreiben, wenn das treffliche Stück unbeachtet blieb. Natürlich entmuthigten diese Mißerfolge den jungen Dichter. Dazu kam noch, daß sein Vater sich gänzlich von dem „ungerathenen Sohne" lossagte und dieser sich am Rande des nackten Verderbens sah; nur mühsam gelang es ihm, durch Privatstunden sein Leben zu fristen. Obendrein steigerte eine hoffnungslose Liebe zu einer Comtesse Adelaide von Waldner den Seelenzustand des unglücklichen Dichters zur völligen Verzweiflung; er wurde von einer verzehrenden Unrast ergriffen, die nicht nur seinen Körper, sondern auch sein ganzes Schaffen gefährdete. Als Adelaide als Hofdame nach Weimar ging, hielt es Lenz nicht mehr in Straßburg; er eilte ebenfalls nach der Musenstadt, dem damaligen Mittelpunkt des gesammten geistigen und litterarischen Lebens Deutschlands. Unterwegs traf ihn ein entsetzlicher Schlag — die Botschaft von Adelaidens Verlobung. Gebrochen kam er in Weimar an, wo er jedoch von allen die freundlichste Aufnahme genoß; ja ebenderselbe Wieland, der später Lenzens „Affenstreiche" so hart verurtheilte, war damals seines Lobes voll und entzückt über die seltsame Mischung von „Genie," „Humor," und „kindlicher Naivetät," die sich in ihm vereinigte. Heute, wo die vielen neuaufgeschlossenen Quellen über Lenz Licht in jene dunkle Zeit seines Weimarer Aufenthaltes gebracht, weiß man, daß nur jene unglückselige Liebe ihn alle jene „Affenstreiche" begehen ließ, durch die er sich schließlich bei Hofe unmöglich machte. So erschien er einmal uneingeladen bei einem Hofball, was zwar das allerhöchste Mißfallen erregte, ihm aber schließlich als „Originalität" ausgelegt wurde; verhängnißvoll wurde es aber für ihn, als er von Leidenschaft verblendet, die Schranken der Sittlichkeit niederriß, sogar in das Schlafgemach Adelaidens eindrang und — jedenfalls von der Herzogin selbst — überrascht wurde. An ein Bleiben in Weimar war nach diesem Vorfalle nicht mehr zu denken. Wieland und Herder vermochten nicht den Herzog zu Gunsten Lenzens zu stimmen; der einzige, dem es vielleicht möglich gewesen wäre, Goethe, wollte nicht, da mehrere Mißhelligkeiten und Mißverständnisse das Freundschaftsband mit Lenz gelockert, ja fast ganz gelöst hatten. Von allen verlassen, irrte er lange ohne Heimstätte, mittellos

Digitized by Google

umher, bis er endlich bei Schlosser in Emmendingen gastliche Aufnahme fand; namentlich seine Gattin Cordelia — Goethe's Schwester nahm sich mit wahrhaft rührender Liebe des Unglücklichen an; nur ihre Güte hielt Lenz vor völliger Verzweiflung und Selbstmord zurück.

Als diese jedoch 1778 starb, wurde der ohnehin schon zerrüttete Gemüthszustand Lenzens dermaßen aufgeregt, daß dieser alsbald in Wahnsinn verfiel. In einem entsetzlichen Aufzuge gelangte er mitten im strengsten Winter, körperlich und geistig dem Tode nahe, nach Waldbach, wo ihm der dortige Pfarrer Oberlin Obdach und Pflege gewährte.

Nur diesem wackeren Manne ist es zu verdanken, daß Lenzens Krankheit nicht unheilbar wurde; ja körperlich wurde er fast völlig wieder hergestellt. Unser tiefstes Mitleid muß aber wachgerufen werden, wenn wir hören, daß der geistvolle Dichter des „Hofmeister" zu einem Schuster in die Lehre gegeben wurde, um ihm durch diese wenig aufregende Thätigkeit etwas Zerstreuung zu verschaffen. Nach und nach jedoch besserte sich Lenzens Zustand so weit, daß er im Sommer 1779 nach seiner Heimat reisen konnte; doch gelang es ihm trotz aller Bemühungen nicht, eine Anstellung zu finden. Nun sank er immer tiefer; von allen verlassen starb er endlich im größten Elend zu Moskau am 24. Mai 1792, das traurige Schicksal eines Genie's, welches es gewagt hatte, Dichtern wie Shakespeare und Goethe die Kränze vom Haupte zu reißen.

Diejenigen Stücke Lenzens, welche in die Zeit seines Weimarer Aufenthaltes — und auch schon vorher — fallen, tragen sämmtlich schon die Spuren einer zerrütteten Geisteskraft, von den späteren ganz abgesehen; so „Freunde machen den Philosophen," Die beiden Alten," „Der junge Engländer." Das erstere ist noch das beste; die beiden letzten sind unruhige, hin und her geworfene Stücke voll unwahrer, bizarrer Charaktere. Gleichwohl leuchtet auch hier in einzelnen Scenen und Aussprüchen wieder das wahre Genie hervor. Die treffliche Satire „Pandämonium germanicum," wodurch der Dichter die Aufmerksamkeit des Publicums wieder zu erregen hoffte, blieb trotz Herders und Wielands Bemühungen leider ungedruckt, und als sie 1819 endlich von Tieck herausgegeben wurde, war es für den unglücklichen Verfasser zu spät.

Auch hier sehen wir, wie neulich bei Grabbe, herrliche Geistesanlagen vorhanden; aber nicht eigene Zügellosigkeit — wie bei jenem — richtete Lenz zugrunde, sondern die unglücklichen Zeitverhältnisse, die neben Goethe und Schiller andere Talente nicht aufkommen ließen. Die Nachwelt urtheilt heute ganz anders über Lenz: man erkennt das gewaltige Talent, das sich in seinen Werken ausspricht, heute willig an; außerdem haben seine kürzlich herausgekommenen gesammelten Gedichte mit ihrer an Goethe erinnernden Knappheit und Kürze in Fachkreisen geradezu Aufsehen erregt und das lebhafteste Interesse für den verschollenen Dichter wachgerufen. Die Lenzforschung ist im übrigen noch nicht beendet; eben erscheint wieder sein Briefwechsel mit Lavater, der hoffentlich in viele noch dunkle Stellen seines Lebens Licht bringen wird. Möge dem Verewigten schließlich die Würdigung zu Theil werden, welche ihm das deutsche Volk nach seinen Werken schuldig ist; denn wer mit Goethe zu wetteifern vermochte, der ist wahrlich kein Geringer gewesen.

Frühlingslied.

Die Lerchen steigen jauchzend in die Lüfte,
Das erste Veilchen spendet seine Düfte,
Das erste Grün wird auf den Bäumen wach,
Und durch die Klüfte
Rauscht wieder frei und ungestüm der Bach.

Und alles, was sich regt zu neuem Werden
In den Gewässern, Lüften und auf Erden,
Kühn sprengt's die Fesseln und die Hülle fällt,
Ein froh Geberden
Zieht durch die feuchte, morgenfrische Welt.

Die Knospen sprießen, Blume folgt auf Blume,
Mit Grün bedeckt sich jede Ackerkrume,

Digitized by Google

Im Wald erklingt der Vögel muntrer Chor
Dem Lenz zum Ruhme,
Der prangend einzog durch das Wolkenthor.

In Blumenkelchen und in Menschenherzen
Erwacht die Liebe, machtvoll auszumerzen
Durch neu Gebilde der Vergängnis Spur.
Im jungen Märzen,
Da schwebt der Schöpfer selbst durch die Natur.

Und höher, höher steigt der Sonnenwagen.
Es zuckt ein Blitz. Die ersten Donner schlagen.
Die ganze Welt gleicht einem Huldgebet:
Nach Wintertagen
Sei uns gegrüßt, oh Frühlingsmajestät!

Adalbert von Majerszky.

Der kommende König.

I

Streuet Zweige vorauf, breitet die Kleider hin,
Daß der König zur Stadt reite verherrlicht ein!
Schwingt in Lüften die Palmen,
Heißt willkommen den Friedefürst!

Schart zu Hunderten euch, schart euch zu Tausenden
Her vom fernen Gebirg, her von des Meeres Strand,
Daß die jubelnde Menge
Schwelle, rausche wie Ozean!

Aermlich reitet er auf lastbarer Eselin,
Doch er segnet die Welt, bringt die Gerechtigkeit:
Seines Herzens Verlangen
Ist Gethsemane, Golgatha.

II.

Schwingt, ihr Engel des Herrn, rascher der Flügel Glanz!
Stoßet helleren Ton durch der Posaunen Hals!
Sammelt, sammelt die Völker
Von den Enden der Erd' herbei!

Denn der König erscheint herrlich und furchtbar jetzt.
Sitzt er nicht auf dem Stuhl göttlicher Majestät?
Blinkt das eiserne Scepter
Nicht in seiner vernarbten Hand?

Wie die Schafe der Hirt sondert von Böcken ab,
Also trennt er gerecht alle die Völker da,
Spricht den Fluch zu der Linken,
Doch zur Rechten den Segen aus.

L. H. Rose.

Digitized by Google

Bestimmung.

Vom Geistesflug dem Himmel zugehoben,
Durch Fleisch und Blut der Scholle eng verwoben,
So wandeln wir auf diesem Erdenrund.
Was will Natur mit solchem Doppelwesen?
Viel dunkle Runen sind in ihr zu lesen,
Doch die entziffert keines Weisen Mund.

Die Blume blüht um süßen Duft zu hauchen —
Da naht der Herbst und öde Fluren rauchen
Von Nebeldampf und alles Leben stirbt;
Der Winter deckt ihr Grab mit kalter Hülle,
Doch unten wogt schon junger Keime Fülle,
Und strebt empor, wenn neu der Frühling wirbt . . .

So wogt dahin ein Werden und Vergehen:
Durch Berge, Thäler, Quellen, Flüsse, Seen
Braust stolz einher des Lebens Hochgesang.
Des ew'gen Funkens mächtig Wechselweben
Bringt täglich Tod und wieder neues Leben, —
Schon morgen blüht — was gestern niedersank.

Was lebt und athmet, alles liebt, genießet,
Bis es zum Urquell wieder niederfließet,
Der vor dem Werden seine Keime barg.
Der Narr, der Mensch, nur fürchtet auszukosten,
Läßt die Gefühle, nur nicht Habgier, rosten
Und bebt und schwatzt von Sünde, Tod und Sarg.—

Am Firmament ist eine Schrift zu lesen,
Wer sie entziffert, wird vom Wahn genesen,
Daß uns der Schöpfer Lieb und Glück verbot:
Der Liebe Gott wird Liebe nicht verdammen,
Sein Weltenall durchlodern ihre Flammen,
Und Liebe strahlt im jungen Morgenroth.

Der Freude Gott wird Freude nicht ersticken!
Er schuf das Schöne, um uns zu beglücken:
Des Meisters Seele spiegelt die Natur!
Drum soll der Mensch nicht blöde zagend stocken,
Der Frühling grünt und tausend Blüthen locken —
Des Kühnen harrt der Freude Rosenflur.

Carl Klem.

Digitized by Google

Erstes Veilchen.

Junges Grün an Busch und Hecke,
Vogelsang im Baumgezweig,
Und die Sonne blickt so lächelnd
In des Lenzes Zauberreich.

Tief im Grünen, ganz verstohlen,
Halb von Blättern überdacht,
Ist aus seinem Winterschlafe
Still ein Veilchen aufgewacht.

Zagend schlüpft es aus der Hülle,
Blinzelt schüchtern erst hinauf —
Sonnenkuß und blauer Himmel!
Veilchen schlägt das Auge auf!

Anna Theiß.

Die Straße des Todes.

„Sie kommen schon, wo einst die Cimbern kamen;
Sei ihnen roth ihr Wanderweg geblümt!
Entgegen ihnen in des Kriegsgotts Namen,
Was Romas sich als hoher Mutter rühmt!
Ihr Schützen vor, und knallt aus Busch und Hecken
Die Führer weg, und macht der Horde Halt,
Dann scheucht sie auf, jagt sie in dumpfen Schrecken,
Zahlt Teutoburg mit Netz und Hinterhalt!

Und lockt sie abseits, die nach Nahrung schmachten,
Stellt Fall' an Fall', schlagt sie an Baum und Stein,
Trefft sie beim Quell, schreckt sie beim Übernachten,
Und keine Schonung diesen Vogelfrei'n!
Vernichtung diesen Kindern der Barbaren
Und weh dem Weib, das schwachen Herzens hier;
Was der Horatier einst in Heldenjahren
Der Schwester war, das sei das Schicksal ihr!"

Im heil'gen Grimm ist auf das Volk gestanden,
Die Erde bebt von seinem Massenschritt;
Da zieh'n sie schon, die todesmuth'gen Banden,
Und Greise, Kinder, Bärenhunde mit.
Und dort der Feind! Sieh', Tauben, Wachteln, Meisen,
Grasmücke, Staar und Nachtigall und Specht,
Steinschmätzer, Rothschwanz, Schwalbe, — die da reisen
Nach Afrika, sie kommen eben recht,
Zu würzen dir, Italia irredenta,
Risotto und Polenta!

Franz Herold.

Digitized by Google

Widersprüche.

Nicht ohne Schranken
Und dennoch frei;
Gern Andern dienend,
Mein Herr dabei;

Das Schlechte hassend
Und gern verzeihn,
Im Weltgetümmel,
Und doch allein;

Die Erde liebend,
Zum Himmel schaun;
Gequält von Zweifeln,
Auf Gott vertraun:

Die Widersprüche,
Wer schlichtet sie?
Nur Liebe eint sie
Zur Harmonie.

Julius Sturm.

Singende Flammen.

In meiner Brust jahraus, jahrein,
Da lodern viel singende Flammen
Und meine Lust und meine Pein,
Sie schmelzen in Eins zusammen.

Dies Eine, das ist mein Herzenslied,
Ein Theil von meinem Leben,
Es schafft mir einzig Freud' und Fried'
In meinem Ringen und Streben.

Und wie mich selbst mein Lied befreit
Von der Schlacken zähem Geschiebe,
So lodert es flammend hinein in die Zeit,
Ein Höhenfeuer der Liebe.

Joh. Alboth.

Ruinen.

Der sonnenfreudige Frühlingstag
Mit Schimmer und Glanz auf den Bergen lag;
Und durch der Mauer zerfallenden Bogen
Kam leise verhallendes Klagen gezogen.

Es ging durch die Tannenwipfel ein Sang,
Ein kaum geahnter, zagender Klang,
Ein Hauch in Sekunden geboren,
Ein Hauch in Sekunden verloren.

F. le Fenbure.

Am Abgrund.

Am Abgrund gingen wir dicht vorüber:
Ich schaute auf dich nur, und nimmer zurück,
Das Leuchten der Vorsicht ward trüber und trüber,
Aus gähnender Tiefe winkt lockendes Glück.

Du gingst mir voran, und ich folgte beklommen,
Denn willenlos war ich in deiner Macht,

Digitized by Google

Dein glühendes Auge hatt' alles genommen,
Was stolz mich und trotzig und sicher gemacht.

Du gabst mir die Hand, denn die Schatten sanken,
Hernieder stieg düster die schwüle Nacht; —
Da schlossen am Stege, dem einsamen, schwanken,
Wir uns eng aneinander, verstohlen und sacht.

Und träumend in seligem Allesvergessen,
So gingen wir wunschlos und ziellos voran,
Ein schimmerndes Glück, heiß und unermessen,
Zog lockende Kreise ob schwindelnder Bahn.

Da plötzlich ein Blitz, — und mit gähnendem Rachen
Lag vor uns die Tiefe, der Sünde Grund,
Aus seligen Träumen wir schaudernd erwachen,
Ob gleißend auch leuchtet der höllische Schlund.

Da hab' ich erbebend dich rückwärts gerissen,
Und bleich war und düster dein stolzes Gesicht;
— Die Nacht und ein einsames Sternlein nur wissen
Vom Kampfe der Seelen, vom Kampfe um's Licht.

Wir siegten und schieden, so tief beklommen —
Ja, hätt'st du zur Tiefe den Sprung toll gewagt,
Wild jauchzend wär' ich an dein Herz dann gekommen,
Hätt' nimmer nach Sünde und Tod gefragt! —

Leo Rosen.

Die Rosenknospe.

Ich sah die Rosenknospe sich erschließen
Im heißen Sonnenlicht,
Und sah die ungekannte Welt sie grüßen
Mit heiterm Angesicht.

O arme Rose! wärest du geblieben
Die Knospe immerdar —
Du wüßtest nur um Sehnen, Hoffen, Lieben.
Jetzt stehst du in Gefahr!

Das Sonnenlicht erschließt dir Kampf und Sorgen,
Eröffnet dich der Welt!
Die Dornen sind dir fürder nicht verborgen,
Mit denen du umstellt.

A. S. Zöge von Manteuffel.

Digitized by Google

Frühlingszauber.

Wo der Flieder blüht in der Lenzesnacht,
Und Narzissen duften in schneeweißer Pracht,
Wo der Mond sein silbernes Zaubergewand
Still über das schwellende Maiengrün spannt;

Wo die Sträucher leuchten im Blüthenschnee
Und die Nachtigall aufschluchzt in Wonne und Weh,
Wo des Windes Flüstern durch Buschwerk und Baum
Ganz leise hinzieht — ein seliger Traum:

Da zieht es mich hin mit sehnender Macht,
Zu schauen die Märchen der Frühli gsnacht!

Ihr Geister des Frühlings, nun tretet hervor
Und tanzt mir den Reigen im nächtlichen Chor!

Und seht ihr gespenstisch im Mondenlicht
Den einsamen Träumer — o flieht vor ihm nicht!

Magda Fuß.

Müllers Freud und Leid.

Einst sah mein Herz mit Freuden,
Wie's Bächlein spielend sprang,
Zum Takt der Ruderschaufeln
Sein Lied hell jauchzend sang.

Da summten hell die Steine
Und mahlten hell und rein;
Aus dunklem, trübem Roggen,
Floß Mehl, als würd es schnei'n.

Und kam ein feines Mägdlein,
Mit Augen treu wie Gold,
Da hat es nur von meinem,
Von meinem Mehl gewollt.

Ich hab das Mehl gewogen,
Hab's sicher nicht gespart,
Und wenn die Wolken auch flogen,
Das ist so Müllers Art.

Doch 's Bächlein schwoll zum Strome,
Durch tückische Herbstesfluth;
Da ächzt das Rad und stöhnet,
Das Singen tönt wie Wuth;

Die harten Steine, sie zittern,
Und mahlen trüb und grau —
Und aus den treuen Augen
Blickt eine fremde Frau.

Hermann Schaefer.

Heimlicher Frühling.

Das waren Stunden himmlisch schön,
So voll von seligem Bangen,
Als ich mit Dir über luftige Höh'n
Bin durch den Wald gegangen.

Digitized by Google

Fast schien's, als träumte in Wintersruh'
Noch Feld und Flur auf Erden,
Doch aus den Wipfeln klang's mir zu,
Als wollt' es Frühling werden!

Sehnsüchtig wandtest Du himmelwärts
Die Augen in mildem Glühen,
Als harre das junge pochende Herz,
Im Lenztraum aufzublühen. . . .

Unschuldige Blüthe! Du ahntest es nicht,
Daß schon auf leisen Sohlen
In unsre Seelen prangend und licht
Der Frühling sich eingestohlen? . . .

Georg Fischer.

Guten Morgen.

Lichter Morgen wird schon wach
Auf den Höhn, im Thale,
Und es funkelt das Gemach
Hell im Frührothstrahle.

Doch du schläfst noch sanft und hold,
Junges, frisches Leben,
Silberfunken, Morgengold
Zitternd dich umschweben.

Und dein rosig'es Angesicht
Strahlt in Engelsreine
Uebergossen ganz vom Licht
Wie vom Heil'genscheine.

Um die dunklen Wimpern spielt
Eitel Glanz und Schimmer;
Deinesgleichen, Engelsbild,
Find ich nie und nimmer.

Horch, die Lerche trillert laut
Morgenfrische Lieder!
Sieh, der blaue Himmel schaut
Auf dein Bettlein nieder!

Und schon glänzt in heller Pracht
Hemdchen dir und Häubchen.
Schließ doch auf der Augen Pracht,
Frommes, liebes Täubchen!

Und vom Morgenstrahl bethaut,
Warm im Bett geborgen,
Nick' mir zu und flüstre traut:
„Guten, guten Morgen!"

Hanns Weber.

Einsamkeit.

Dunkel sank die Nacht vom Himmel nieder,
Vogelsang verstummte, nur die Lieder
Eines fernen Mädchens, süß und weich
Tönten übern mondbestrahlten Teich.

Tief in Farrenkraut und flock'gem Moose
Lief der Feuerwurm, um eine Rose

Digitized by Google

Flog ein weißer Falter ab und zu —
Arme Seelen, einsam ohne Ruh...

Frieden wollt ich, eine süße Stunde,
Finden hier im nächt'gen Waldesgrunde,
Wollte in der Einsamkeit den Trank
Lethes kosten eine Stunde lang.

Doch mir lastet dumpfe, nächt'ge Schwüle
Auf der Seele und es fällt der kühle
Thau der Unrast über mein Gemüth,
Das sich selber ruhlos nie entflieht....

Ist es thöricht, dieses ew'ge Sehnen,
Abseits von der Menschen Freud und Thränen,
Einsam seinen stolzen Weg zu gehn
Und sich selber spiegelnd nur zu sehn?

Ist es Hochmuth, ferne vom Gewühle
Leben nur dem eigenen Gefühle,
Ist es Freiheit, Flucht des Genius,
Krankheit oder eitler Selbstgenuß?

Und da wünscht ich, taghell wär der Himmel
Und ich ging durch's bunte Weltgewimmel;
Aus der Einsamkeit ein Sehnen trieb
Mich in's Morgenroth, nach Menschenlieb'....

Eine Seele gebt mir, ach nur eine,
Die sich fest wie Erz an Erz an meine
Liebend schmieget, die ihr ganzes Sein,
Ihre Liebe weiht nur mir allein!

Jubelnd soll dann meine Harfe klingen,
Soll vom Götterglück des Menschen singen:
Einer Seele süße Innigkeit,
Fühlt' ich die, fühlt' ich sie alle Zeit!

Hans Benzmann.

Jenseits der Wasser.

I.

Nach Westen stampft der Kiel. „Dort liegt das Glück!"
Ein Wand'rer ruft's am Bord der „Magelone."
„Long Island grüßt! Was schaust du, Weib, zurück?
Verlockt dich noch der Heimath Dornenkrone?"

Sie hört es schweigend, lächelt still und mild
Und ordnet prüfend die geringe Habe.

Digitized by Google

Sanft blickt darein des Vaters Ebenbild,
Ihr einzig Kind, ein schöner, blonder Knabe.

Noch klagt um ihn des Ältervaters Schmerz,
Der einsam sitzt daheim im Schwabenlande;
Der guten Ältermutter brach's das Herz,
Als Carl, ihr Enkel, schied' vom Neckarstrande.

New-York! Die Pfeife ruft auf das Verdeck.
Das Fallreep sinkt, die Ankerketten rollen.
Ein Lärmen rings vom Buge bis zum Heck;
Es stürmt mit Hast hinunter in die Zollen.

Nach Castle Garden trägt im leichten Flug
Das schwanke Boot die Wanderer hinüber.
Dort staut sich wirr der heimathferne Zug.
Manch Antlitz färbt sich heit'rer, manches trüber.

Da halt — was will das bleiche Schwabenweib?
Was sucht sie stieren Blicks in den Rotunden
Zu Castle Garden? Sieh', es bebt ihr Leib!
Sie ruft: „Mein Kind, mein Carl — er ist verschwunden!"

Mit gellem Schrei, mit aufgelöstem Haar
Stürzt sie hinaus. Die Straßen auf und nieder
Streift fragend, klagend, lang das Ehepaar.
Umsonst, umsonst. Der Knabe kehrt nicht wieder.

II.

Am Mississippi baut sich Jahr und Tag
Das Schwabenpaar die erntereiche Scholle.
Ihr Haar ist grau, der Arbeit Segen mag
Ihr Herz erfreuen kaum, das kummervolle.

Da naht von Quincy her ein bunter Schwarm —
Ein Cirkusvolk — mit Zelten, Rossen, Wagen.
Schnell ist im Kreise bei der Jacksonfarm
Die leichte Reiterbühne aufgeschlagen.

Die Farmer kommen Mann und Weib und Kind.
Auch Jürg, der Schwabe, naht mit seinem Weibe.
Die Musik tönt. Ein flinker Clown geschwind
Den Anfang würzt mit tollem Zeitvertreibe.

Zwei Kinder treten auf. Ihr Auge blau,
Ihr üppig Lockenhaar so licht und flachsen,
Als wär' dies Paar auf Schwabens grüner Au,
Am trauten Neckarstrande aufgewachsen.

Der alte Jürg, er schaut verwundert drein,
Und seinem Weibe wird ums Herz so eigen.
Jetzt Beifallsjubel rings von Groß und Klein —
Die Schwabenleute sitzen voller Schweigen.

Digitized by Google

Ein Reiter jagt herein. Vom Sitze springt
Die Schwabenfrau und breitet aus die Hände:
„Mein Carl, mein Carl!“ Der Reiter stutzt. Dann dringt
Ein helles Jauchzen durch die Circuswände:

Der schmucke Circusreiter Carlo liegt
Den hochbeglückten Eltern in den Armen.
Das Spiel ist aus. Durch Nacht und Nebel fliegt
Des Schwabenglückes Kunde zu den Farmen.

Max Kunath.

Hochzeitsreise.

(Venedig).

Und weißt du auch, mein junges Weib,
Warum so süß zu Zwein,
Wenn Schulter an Schulter sich schmieget,
Und die Gondel schaukelt und wieget,
Sich's fährt durch der Häuser Reihn?

Das Meer, das unsere Gondel trägt,
Ist hold der Liebe Spiel,
Ist selber einst Gattin worden,
Als des Dogen Ring von den Borden
In seine Wellen fiel.

Hat selber gekostet der Liebe Glück
Und weiß nun, wie süß das thut —
Es glüh'n ihm Erinnerungs-Sterne,
Drum trägt es so gerne, so gerne
Zwei Liebende über die Fluth!

Fritz Eberhardt.

Das reine Herz.

Es gibt ein Gut, das höchste Gut hienieden,
Das uns als Mitgift Gottes Huld beschieden,
Uns allen, werden wir zur Welt geboren.
Wir bringen's mit, wir dürfen's nicht erwerben,
Und selig sind sie alle, welche sterben
Und dies, der Güter höchstes, nicht verloren.

Ein reines Herz ist dieses Gut der Güter,
Der Kindheit Unschuld ist sein treuer Hüter.
Doch sind sie hin, der Kindheit sel'ge Zeiten,
Muß Gottesfurcht die drohenden Gefahren
Besiegen, und das reine Herz zu wahren.
Wird dich ein Engel durch das Leben leiten.

Friedrich Zander.

Digitized by Google

Verzagt.

Thöricht scheues Zagen,
Raubst mir allen Muth!
Gilt es denn zu wagen
Leben und Glück und Gut?
Wie die Pulse mir schlagen!
Wie's mir wirbelt im Blut!
Und doch will ich nur fragen:
Mädchen, bist du mir gut?

Guido von Asedom.

Unvergeßlich.

Mein Herz wird nicht gefunden,
Was auch die Lippe spricht;
Wer einmal dich gefunden,
Ach! der vergißt dich nicht!

Was irdisch — aus der Seele
Tilgt's leicht der Jahre Braus;
Dein Bildniß sonder Fehle
Das löscht kein Zeitmaß aus.

Wir bleiben treu verbunden,
Mir sagt's die Sympathie —
Wer einmal dich gefunden,
Ach! der vergißt dich nie.

Hans Freiherr von Rothkirch und Panthen.

Heimkehr.

Die Schwalben, sie kehren zur Heimath zurück,
Hier blüht ihnen wieder Frieden und Glück.
So manche auch findet ihr Nestchen zerstört,
Von Andern bewohnt, das einst ihr gehört.

So kehr ich auch wieder zur Heimath zurück;
Doch streift nur voll Wehmuth die Stätte mein Blick.
Wohl sah' ich es wieder, mein väterlich Haus,
Doch preßt mir sein Anblick nur Thränen heraus.

Nicht sah ich am Fenster, wie sonst es geschehn,
Schon harrend des Sohnes das Mütterchen stehn!
Wohl such ich am Fenster ihr liebes Gesicht,
Doch schau ich vergebens, heut grüßt es mich nicht.

Drum gehe ich weiter zum Dorfe hinaus,
Im Friedhof am Walde, dort liegt nun ihr Haus.
Vom Epheu umschlungen, ein ernstes Idyll —
Die Stätte ist heilig! Hier bete ich still.

Berthold Funke.

Digitized by Google

Lesezeichen.

Die Rosen, die sie mir gegeben
Beim Abschied, sind nach kurzem Leben
In heißer Luft verwelkt, verdorrt;
Doch sind die Blätter noch, die bleichen,
Zerstreut als schöne Lesezeichen
In jedem Buch, an manchem Ort.

Von dichtem Spinngeweb' umflogen
Hab' letzthin ich hervorgezogen
Ein Büchlein, lange tief versteckt;
Ich schlug es auf: in seinen Seiten
Hab' ich aus jenen schönen Zeiten
Ein welkes Rosenblatt entdeckt.

Und all die glückesfrohen Tage
Gleich einer alten Märchensage
Im Herzen klangen wieder an: —
Heil! Wenn auf vielen Lebensseiten
Ich einst als Zeugen holder Zeiten
Ein solch Gedenkblatt finden kann!

Dr. Ed. Stemplinger.

Alljährlich.

Alljährlich, wenn es Frühling wird,
Erwachen die Blumen wieder,
Steigt selig in des Himmels Blau
Die Lerche im Jubel der Lieder.

Alljährlich, wenn es Frühling wird,
Erwachen im Menschenherzen
Mit neuem Drange, mit neuer Lust
Die alten Freuden und Schmerzen.

Elisar von Kupffer.

Bücherschau.

P. K. Rosegger. Peter Mayr, der Wirth an der Mahr. Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit, Wien, 1893. A. Hartleben's Verlag. Wenn ein neues Buch von Rosegger erscheint, sollte die deutsche Litteratur jedesmal ein Fest feiern. Dies geschähe nun ziemlich oft, denn Rosegger's Productivität ist nicht gering, aber es könnte nicht oft genug geschehen, denn seine Werke sind wie ein erfrischender Luftstrom, der durch's offene Fenster in einen schwülen Ballsal, eine dunstige Kneipe oder ein ungelüftetes Krankenzimmer weht. Man trinkt mit vollen Zügen wie aus dem schäumenden Gebirgsbach und kann sich nicht sattrinken, man vermag nur schwer von dem

Digitized by Google

Dichter und seinen Gestalten, von jener Welt voll Mark und Kraft zu scheiden.

„Der beliebte Erzähler" wird Rosegger nur zu oft von den Vertretern deutscher — Oberflächlichkeit genannt. Wenn ihm nun diese Bezeichnung allerdings auch zukommt, so sollte man sich doch hüten, sie in ihrer ganzen Oede und Gedankenlosigkeit allein anzuwenden, denn das klänge so, als wenn man den Mont-Blanc mit der Phrase „Ein felsiger Berg" charakterisieren wollte. Felsige Berge gibt es viele in Europa, aber nur einen Mont-Blanc, und so finden wir wohl viele beliebte Erzähler auf dem deutschen Büchermarkte, aber nur einen Rosegger. — Ebenso kurzsichtig sind Diejenigen, die aus dem steirischen Dichter nur Heu- und Fichtenduft und Morgenthau und Waldesgrün, Jodler und Zitherklänge herausfinden, ihn gleichsam als Baedeker für werdenwollende Salontiroler betrachten oder etwas wie eine alpine Bauern-Marlitt aus ihm machen wollen.

Rosegger ist der Dichter einer Menge der prächtigsten Augenblicksbilder und einer Reihe von Monumentalwerken, die durch Tiefe und Fülle der Gedanken, durch die Schönheit der Sprache, durch die Wahl und Durchführung des Stoffes, durch feinste Detailmalerei vereint mit einer groß angelegten, packenden Charakteristik, durch den hehren Idealismus vereint mit verblüffender Naturwahrheit, durch intensive Menschenkenntniß und durch die Kraft, den hohen sittlichen Ernst und die gesunde Art der Ueberzeugung ihren unanfechtbaren Werth behalten werden, solange die deutsche Litteratur besteht.

Der „beliebte Erzähler" ist ein großer Dichter- und Menschencharakter, der diejenigen, welche heute Schule machen, Litteratur und Welt umwälzen wollen, auf seiner festen, individuellen Bahn um Bergeshöhe überragt. Von diesem Standpunkte möchte ich an Rosegger's letzten großen Roman „Peter Mayr, der Wirth an der Mahr" herantreten.

Es ist ein historischer Bauernroman, eine Gattung, die in unserer Litteratur nur sehr spärlich, man kann sagen: gar nicht vertreten ist. Und dadurch, daß es ein Bauernroman ist, wirkt das Werk ursprünglich-kraftvoll und naturwahr, wie es die besten geschichtlichen Romane gewöhnlich nicht thun können; es ist bei diesen die Zeit der Handlung zu entrückt und weder der Dichter noch der Leser können aus eigener Anschauung schöpfen, sondern nur aus Phantasie und Ueberlieferung; die intimen Details können durch den Schleier der Jahrzehnte oder Jahrhunderte nicht mehr zur Geltung kommen. Nur ein solch' beispielloser Menschenkenner und Menschenzeichner wie Shakespeare es war, wußte den Menschen, der vor zweitausend Jahren lebte, ebenso menschlich darzustellen wie seinen Zeitgenossen.

Dasselbe gelingt Rosegger in seinem letzten Romane. Es gelingt ihm nicht bloß darum, weil er ein höchst gründlicher Menschenkenner ist, sondern auch darum, weil beim Bauern die wechselnden Sitten die nackten, ewig gleich bleibenden menschlichen Triebfedern nicht übertünchen und weil der Bauer auch die äußeren Sitten und Gewohnheiten Jahrhunderte hindurch unverändert beibehält, weil sein Gedankengang, sein Thun und Lassen, sein Können und Wollen vor 100 Jahren fast dieselben waren wie heute, insbesondere in den abgeschlossenen Thälern Tirols.

Was die historische Treue anbelangt, so kann „Peter Mayr" nur schwer übertroffen werden. In dieser Hinsicht steht dieser Roman hoch über der willkürlichen, romantisch-phantastischen Charakteristik in „Martin der Mann." Ich verstehe aber unter historischer Treue nicht das strenge Beachten der Reihenfolge, des Ortes und der Zeit der thatsächlichen geschichtlichen Ereignisse; der Autor sagt uns ja selbst in der Einleitung, daß er die Daten des Historikers nicht immer berücksichtigt habe. Ich verstehe darunter die überaus wahre und plastische Schilderung des Freuens und Leidens, des gesammten Seelenlebens bei jedem Einzelnen wie beim ganzen Volke in jenen Unglücksjahren. Was damals die Gemüther bewegte, die Motive und deren Wirkung im Einzelnen und in ihrer Gesammtheit: das ist, sowohl wenn man die feinsten Details, als wenn man das einheitliche, gewaltige Spiegelbild jener Zeit betrachtet, mit photographischer Treue wiedergegeben. Und das ist meines Erachtens die größte historische Treue, die ein Dichter bewahren kann, falls er eben Dichter und nicht bloß Geschichtsschreiber sein will.

Nicht Chronik und Chronologie läßt uns die geschichtlichen Ereignisse in ihren Ursachen und Wirkungen verstehen und die Geschichte in ihren einzelnen Momenten oder in ihrer ganzen Entfaltung erfassen, sondern die Psychologie, welche teleskopartig dem Menschenkenner die geschichtlich fernsten Ereignisse ganz unmittelbar nahe zu rücken vermag.

In dieser, in psychologischem Sinne aufgefaßten historischen Treue leistet Rosegger Bedeutendes. Er entrollt uns das bewegte Bild des tirolischen Aufstandes gegen Napoleon I.; er schildert das verhaltene Gähren der Tiroler Bauern gegen die Gewaltherrschaft der Fremden, den grellen Contrast zwischen dem kernigen, treuen Aelpler und dem geilen, eitlen Protzen, dem internationalen Raubmörder en gros: Napoleon Bonaparte. Leider führt er uns den korsischen Abenteurer nicht persönlich vor. — Dann läßt uns Rosegger die feinen Fäden schauen, die im Volke

Digitized by Google

immer enger und dichter gesponnen werden, den wilden Groll der Männer läßt er uns kennen lernen, das Zittern und Beben der Frauen um ihre Gatten und ihre muthige Selbstüberwindung und Resignation im Interesse des Heimathlandes; die langsamen mühevollen Vorkehrungen unter zähneknirschender Selbstbeherrschung, den Uebermuth des Feindes, der selber als Sclave der Kriegsfurie leidet und das endliche jubelnde Auflodern der Volkserhebung, die äußerste Anspannung und das leidenschaftliche Mitwirken der Kräfte eines jeden in seinem Wirkungskreise, den verzweifelten, kurzen Kampf, den Sieg, das sehnsuchtsvolle, bangende Erwarten der kaiserlichen Truppen, die namenlose Enttäuschung und das tragische Ende: in meisterhaft realistischen Zügen wird alles dies wiedergegeben, wir grollen, wir bangen, wir kämpfen, jubeln und siegen, wir verzweifeln und fallen mit.

Und über das Ganze erhebt sich der eherne Charakter des Titelhelden. Der Roman könnte als Pendant zu seinem Vorgänger „Peter der Mann" heißen. Warmes Herzblut innigster, tiefer Eigenart pulsiert in einem Herzen von Eisen und Gold zugleich. Um den Helden gruppieren sich originelle, interessante Charaktere, stets, auch wenn episodisch, voll Leben und echter Naturwahrheit, darunter Andreas Hofer, der Vater des Tiroler Aufstandes, als kaiserlicher Resident in Innsbruck. Alles liegt so handgreiflich wahr und klar vor uns, als wäre der Verfasser selber bei allem mit dabei gewesen.

„Peter Mayr, der Wirth an der Mahr" entfaltet ein wenig behautes Stück der Weltgeschichte: den Verzweiflungskampf eines der sympathischesten Völker gegen einen der verruchtesten Verbrecher der Welt, — er entrollt ein Stück Menschengeschichte: das Ringen des Edlen und Guten für Heimath, Familie und Prinzipien gegen den nie ruhenden, allgegenwärtigen, in tausend Formen thätigen Mephistopheliśmus.

Dort Hofer und Peter Mayr, hier Napoleon — dort Stauffacher und Tell, hier Geßler der Landvogt. Mit nichts Schlechterem als mit Schiller's großem Freiheitssange vermögen wir die Parallele zu ziehen.

— — Erst Hirtenknabe. Dann Schneidergeselle und nachher Dichter von Volksliedern und Schnadahüpfeln. Dann Genremaler der Steiermark. Verfasser vieler trefflicher Skizzen, ein beliebter Erzähler . . . Heute ist dieser Rosegger weit, weit unten im Thal. „Die Schriften des Waldschulmeister's" und „Haidepeters Gabriel," diese zwei Perlen von Poesie in Prosa, bedeuten die subalpine Region in des Dichters Laufbahn. Seine letzten vier großen Werke: „Die Gottsucher," „Jakob der Letzte," „Martin der Mann" und „Peter Mayr" erhoben ihn zur lichten, aber ernsten und einsamen Höhe der alpinen Region seines Schaffens.

Damit hat Rosegger die höchsten Grenzen seines Könnens erreicht, denn die Schwingen des Dramas, die ihn über jene hinaus zu Olympischen Höhen führen könnten, sind ihm nicht gegeben. Aber mit Spannung erwarten wir das nächste große Werk und Riesenproblem, welches — wir sprechen das große Wort gelassen aus — der größte Romancier der Gegenwart, der zum Genie stufenweise herangereifte Hirtenknabe uns zu bieten gedenkt.

A. von Majerszky.

H. Carmer: Licht und Schatten. Sondershausen 1893. Verlag der Eupel'schen Hofbuchdruckerei. Nicht ganz unmotiviert mag die Skepsis sein, mit welcher der Kritiker den schön ausgestatteten Band Gedichte eines unbekannten Autors zur Hand nimmt. Möchte doch ein jeder, dem Gesang gegeben oder nicht gegeben, seine Lieder in hübscher Ausstattung vereint sehen. Einigkeit macht stark, auch manchmal bei Gedichten. Was einzeln vielleicht wirkungslos verhallt, das macht im Buche in bunter Reihe oft recht viel Eindruck. Und dann, wenn auch niemand das Buch kauft, so enthält es doch die Gedichte geordnet, gesichtet und säuberlich gedruckt, was doch viel nützlicher ist als unreine, lose umherliegende Manuscripte. Man kann auch seinen Freunden „sein Buch" verehren, man kommt in den „Kürschner" und was es sonst der Vortheile mehr gibt, die mit dem Beitrage zur fürchterlichen Ueberschwemmung des Büchermarktes Hand in Hand gehen.

Mit solchen und ähnlichen Gedanken nahm ich die Gedichte „Licht und Schatten" von H. Carmer zur Hand, — für den Autor gewiß keine vielverheißende Stimmung. Aber schon das erste Gedicht, welches die Stelle des Vorwortes vertritt, machte mich stutzig und ließ mich Schönes ahnen. Als ich dann Lied für Lied las, mit immer mehr Empfänglichkeit, mit steigender Lust und wachsender Bewegung genoß, da hatte die Verfasserin auf allen Linien gesiegt.

H. Carmer (hinter diesem Pseudonym verbirgt sich eine deutsche Aristokratin), singt „wie der Vogel singt, der in den Lüften wohnet." Frei und voll, aber nicht fesselos erklingen ihre Lieder, denn in edler Sprache und in reinster Form fließen die Verse dahin. Was aber Carmer's Buch besonders werthvoll macht, das ist die Gedankenfülle und die Gefühlstiefe, welche diesen Gedichten innewohnt, die dabei doch frei sind von jeder Klügelei und Sentenzenhascherei und von jeder rührseligen Sentimentalität. Entzückend und erquickend ist die Liebe, mit welcher Carmer die gerade von unseren Naturalisten so sehr gemiedene Natur umfaßt. Carmer ist überhaupt ganz

Digitized by Google

Natur, von der Natur empfangend und sich ihr hingebend, darum auch immer echt, kraftvoll, gesund, harmonisch und schön. Gedichte wie „Der erste Schmetterling," „Waldlieder, III." „Das Glück," „Winterabend," „Umsonst," „Das Heiligenbild," „An R., VI" „Hans Jörg," „Feierabend," „Dunkle Tage, VII und XIII" und noch manche andere sind wahre Perlen der Lyrik.

Die Dichterin liebt es, ihre Gedichte mit einander in geistigen Zusammenhang zu bringen, sie zu Stimmungsbildern und diese wieder zu einer Handlung zu vereinigen. Sie thut dies in „Antje," wo in einer Reihe von Liedern und Balladen die Liebesgeschichte eines Halligmädchens erzählt wird, sie thut es im ganzen Buche, indem sie mit ihrem Herzblut die Geschichte ihres Lebens niederschreibt.

Diese Geschichte ist so einfach und doch so reich! Die Form und Weise, in der sie uns vermittelt wird, so rein und edel! Eine große Seele theilt sich uns mit und zwingt uns zu innigstem Mitfühlen. Chamisso's „Frauenliebe und Leben," obzwar von anderer Art, aber mit Carmer's „Licht und Schatten" innerlich verwandt, bleibt hinter diesem Liedercyklus zurück. Die unverhüllte Subjectivität, der vollere Klang und der tiefere Ursprung der Carmer'schen Gedichte läßt diese unmittelbarer und unvergleichlich tiefer auf uns einwirken.

Selten hat mich ein Buch so nachhaltig ergriffen, wie „Licht und Schatten." Das Buch ist dem Andenken des todten Gemahls der Dichterin geweiht und seiner Schwester gewidmet. Es ehrt den Gatten, ehrt aber auch die große, warme Frauenseele, die nach ihm Thränen weinte, welche zu echten Perlen wurden.

Was sollen Schulen und Philosopheme in der Dichtkunst? Derjenige bedarf ihrer nicht, welchen die Muse wirklich geweiht hat. Frei steigt er empor und alles lauscht bezaubert seinen Klängen!

A. von Majerszky.

Notizen.

Der greise Dichter, Dr. Ludwig August von Frankl, von dessen Geburtstagsfeier wir in Nr. 9 unseres Blattes berichteten, ist am 11. März an den Folgen der Influenza, welche gemeinsam mit der bösen Märzluft den Organismus des 84-jährigen Greises zerrüttete, verschieden. Mit ihm hat die deutsche Litteratur einen ihrer achtungswertheften und ehrwürdigsten Dichter- und Menschencharaktere verloren.

Die Goethe-Bibliothek des Freien deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. verfolgt das Ziel, den gesammten Stoff unserer classischen Litteraturperiode in sich zu vereinen und so an der Stätte, wo unser Dichterfürst seine unsterblichen Jugendwerke schuf, ein dauerndes Denkmal des Geistes, der ihn und seine Mitstrebenden, seine Vorbilder und Nacheiferer erfüllte, zu begründen. Die Bibliothek soll die bisher fehlende Möglichkeit schaffen, jedem, der über jene größte Epoche unserer Litteratur sich zu unterrichten wünscht, oder in ihr forschend und darstellend thätig sein will, das ganze Material möglichst lückenlos vereinigt zu bieten. Sie sucht dieses Ziel durch fortgesetzte, regelmäßige Vermehrung, für welche das Hochstift einen bedeutenden, festen Etat ausgesetzt hat, zu erreichen und hat bereits die erfreulichsten Resultate erzielt.

Frau Alice Born, eine hochbegabte Großnichte Heinrich Heine's, welche auch poetische Mitarbeiterin des Dichterheims und anderer Blätter gewesen, ist am 1. März in Berlin an einer äußerst rasch und heftig verlaufenden Diphtheritis im blühendsten Alter gestorben.

Das Strafverfahren, welches seiner Zeit gegen August Strindberg wegen seines Buches „Die Beichte eines Thoren" auf die Denunciation einer Dame hin von der Berliner Staatsanwaltschaft eingeleitet worden war, ist jetzt eingestellt und die Beschlagnahme des Buches wieder aufgehoben worden.

Von Hans Benzmann erscheint demnächst im Verlage von Baumert und Ronge in Großenhain eine „Im Frühlingssturm" betitelte Gedichtsammlung.

Dr. Arthur Pfungst läßt Ende April im Verlage von W. Friedrich in Leipzig einen Band „Neue Gedichte" erscheinen.

Von der Allgemeinen Kunst-Chronik" (P. Albert in München) ist ein äußerst reich ausgestattetes, ebenso schönes als lehrreiches, sehr empfehlenswerthes „Ebersheft" erschienen. Der Preis beträgt nur 1 Mark.

„Schorer's Familienblatt" hat mit dem 1. April zu erscheinen aufgehört. Nach vierzehnjährigem Bestehen ist es an den

Digitized by Google

Verlag der Gartenlaube übergegangen und mit dieser verschmolzen worden. Der Kaufpreis soll angeblich nur 20.000 Mark betragen haben.

Das neue Lustspiel „Der Schillerpreis" von Dr. Adolf Zehlicke, welches eine scharfe Satire der modernen Berliner Zustände enthält, ist zum ersten Male auf dem Rostocker Theater mit großem Beifall und glänzendem Erfolge aufgeführt worden. Das Trauerspiel „König Gottschalk" von demselben Verfasser wird ebenfalls dort das Licht der Rampen erblicken. Beide Theaterstücke sollen auf verschiedenen Bühnen in Nord- und Süddeutschland baldigst zur Aufführung kommen

In der Heinedenkmalfrage wurden bekanntlich an die meisten hervorragenden Autoren Fragebogen versendet. Die eingelangten Antworten waren sehr verschieden, am aufrichtigsten und ehrlichsten hat sich aber Rosegger geäußert. Er schrieb, daß er sowohl Heine als Mainz viel zu wenig kenne, um sich in der Sache äußern zu können. — Über diese Antwort herrscht nun in einigen Tagesblättern große Entrüstung, die so recht drastisch den oberflächlichen Bildungsschwindel charakterisiert, welchem unsere Zeit und nicht zum wenigsten unsere Journalistik huldigt. Warum ist Rosegger verpflichtet, Heine zu kennen? Die Menge dessen, was der Geist heute zu comsumieren hat, läßt es als verzeihlich erscheinen, wenn ein Dichter von der Originalität und Größe Rosegger's bisher keine Zeit gefunden hat, sich in Heine zu vertiefen. Und mancher, der vieleicht das „Buch der Lieder" kennt, dürfte Heine trotzdem sehr wenig kennen und würde in der Denkmalfrage dennoch ein ganz entschiedenes Ja oder Nein rufen. Wir nehmen den Hut ab vor der gewissenhaften Ehrlichkeit des österreichischen Dichterfürsten und bedauern die Verlogenheit derjenigen, die Heine nicht aus künstlerischem Interesse gelesen haben, sondern darum, um nach dem ermüdenden Studium der Course ein wenig ihre Sinne zu kitzeln.

Briefschalter.

Die geehrten Verfasser der bereits acceptierten Gedichte „Die Antwort," „Weißt Du es noch," „Das eine Wort, das grausam" „Raub," „Wunsch," „Das Glück," „Die Liebe ist ein weites Meer" und „Venedig" werden in **ihrem** eigenen Interesse um sofortige Mittheilung ihrer Adressen ersucht. Wir fügen die dringende Bitte hinzu, **jedes** eingesandte Gedicht separat zu unterfertigen, weil bei der großen Anzahl von Manuscripten ein Gedicht leicht vom Begleitschreiben getrennt werden kann, wodurch wir dann über seinen Verfasser in Unkenntniß gerathen.

C. K. in K—n. „An die Sonne" und „Bestimmung" angenommen. Wir bitten, Ihre Sendungen nur an „die Redaction," nicht an die einzelnen Redacteure zu adressieren.

Frau E. Sch—l. in Kloster-H. „Webelied" angenommen. Die „Sagen aus dem Hessenland" sind in den Einzelheiten ganz hübsch, verlieren aber durch einige Längen und Unsicherheiten im Ausdruck an der nöthigen epischen Wirkung. Wir glauben, daß Sie angenehme geistige Anregung und edle Zerstreuung fänden, wenn Sie der Internationalen-Correspondenz-Association beitreten würden, vorausgesetzt, daß es für Sie Reiz besitzen sollte, mit gleichstrebenden in- und ausländischen Standes- und Geschlechtsgenossinen über schöngeistige oder sonstige Themata zu correspondieren. Das Präsidium der J.-C.-A. in Bolleso im Wagthal, Ungarn, sendet Ihnen auf Verlangen gern Statuten und Prospecte zur Einsicht.

O. W—f. in F—g b. F—g. Diesmal ist nichts verwendbar. Sie haben unbedingt Talent, sonst hätten wir gewiß nichts von Ihnen veröffentlicht. Gerade die Thatsache, daß Sie ein junger Müllergeselle sind und dabei bessere Gedichte machen als mancher alte Professor der Aesthetik, imponiert uns. Ueber prägnante Eigenart verfügen Sie allerdings nicht, auch sind Sie noch vielfach zu energielos, zu schlapp und auch zu salopp im Ausdruck. Aber durch Lectüre einiger schneidiger Dichter, wie Liliencron, Fontane, Franz Herold, Gustav Falke und durch vergleichende Selbstkritik können Sie noch manchen Fehler abstreifen. Heine oder Lenau dürfen Sie nicht lesen und vor Sentimentalität müssen Sie sich unbedingt hüten!

Lohengrin. „Einmal noch" angenommen. Auch für Sie gelten, obzwar Sie nicht das friedliche Müller-, sondern das flotte Kriegshandwerk betreiben, alle oben mitgetheilten Winke. Ihre Gedichte können wir nicht einzeln kritisieren. Solange der Dichter nicht selbst merkt, wo es fehlt, nützt eine solche Detailkritik meistens nicht, und merkt er es, so ist sie eben nicht mehr

Digitized by Google

nöthig. Unser summarisches Gutachten lautet: Mangel an Originalität, Temperament und Feile.

F. K. M. in Qu—d. b. S. Leider ist keines Ihrer fünf Sonette verwendbar. Es mangelt allen die strenge Formreinheit, welche das Sonett unbedingt erfordert. Ihren frdl. Rath, für welchen wir verbindlichst danken, sehen Sie heute bereits erfüllt.

O. Sch—t. in S—n. b. H—au. Ihre erste Einsendung wurde im Briefkasten von Nr. 10 erledigt. Die zweite enthält wohl ziemlich Tadelloses aber für unser Blatt wenig Geeignetes; wir bedauern, es nicht verwenden zu können.

H. B. in B—n. „Der Träumer" und „Frau Berchta" angenommen. Warum nennen Sie Ihre Epigramme „Reimverse"? Das hat weder Sinn, noch Zweck, denn „Reimverse" sind schließlich auch die des „Erlkönigs" von Goethe oder des „Taucher's" von Schiller oder auch diejenigen eines Klapphornisten, — kurz alle Verse, die sich reimen. Oder meinen Sie nicht? Warum nach neuen Bezeichnungen haschen und nicht lieber den alten, ehrlichen Namen „Epigramm" behalten?

K. S—r. in D.-Z—n. „Das Grab am Zaune," „Wiegenlied," „Der Blüthenfalter"; P. K. in Z. „Semiramis"; C. D—e in T—n. „Heimliche Liebe"; H. Sch. in B—n. „Nachtgesicht" und „Freie Bahn"; Frau M. Sch. (M. P.) in M—l. „Am Kamin" und „An mein Zimmer"; A. Th. in D—dt. „Erstes Veilchen" und „Post festum"; E. D. in Bad H—g. Die „beiden Nachklänge"; G. Sch. in H—g. „Geheimer Schmerz."

Angenommen.

C. K. in G—n. a. d. St.; O. P.K. in L—g. (Ihre Schrift ist ja mikroskopisch!).

Dankend abgelehnt.

Mittheilung. Um unnöthigen Reclamationen vorzubeugen, theilen wir den geehrten Einsendern mit, daß die Redaction des Textes in der Regel 10 Tage, die des Briefkastens aber schon 3—4 Wochen vor dem Erscheinen der betreffenden Nummer geschlossen wird. Es können leicht 6 bis 8 Wochen vergehen, bis die Antwort im Briefkasten erfolgt. Es wäre uns und den Einsendern ausgezeichnet gedient, wenn diese ihren Sendungen adressierte „Karten für Rückantwort" („carte de réponse") beilegen wollten. Auf diese Weise könnten sie rasch Rückantwort erhalten und ein Theil des für den Briefkasten nöthigen Raumes könnte zweckdienlicher verwendet werden.

Mittheilungen der Expedition. Wir ersuchen jene Abonnenten, die wahrscheinlich durch den wiederholten Redactionswechsel irre gemacht, das Bezugsgeld für das laufende Semester (October—März, diesmal bis 1. Juli laufend) noch nicht entrichtet haben, es im Laufe dieses Monates mittels Postanweisung an die Expedition des Dichterheim in Wien, VIII., Josefsgasse 10, einzusenden, widrigenfalls die Zusendung der nächsten Nummer unterbleibt.

Da das Dichterheim in Zukunft nicht mehr von October zu October, sondern von Januar zu Januar laufen wird, so lassen wir dieses Semester bis 1. Juli fortdauern, wofür aber die Nummern vom **15. April** und 15. Juni **ausfallen** werden.

Schluß der Redaction am 20. März 1894.

Die nächste Nummer (Nr. 13) erscheint am **1. Mai** 1894.

Inhaltsverzeichniß.

„Leben" von Konrad Telmann, „Reinhold Lenz" von Theodor Freiberg, Gedichte von Adalbert von Majerszky, L. H. Rohe, Karl Kliem, Anna Theiß, Franz Herold, Julius Sturm, Johann Alboth, F. le Feubure, Leo Rosen, A. S. Zöge von Manteuffel, Magda Fuß, Hermann Schaefer, Georg Fischer, Hanns Weber, Hanns Benzmann, Max Kunath, Fritz Eberhardt, Friedrich Zander, Guido von Usedom, Hanns Freiherr von Rothkirch-Panthen, Berthold Funke, Dr. Ed. Stemplinger, Elisar von Kupffer. — Bücherschau. — Notizen. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleiner Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition**, Einsendungen an die **Redaction des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Josefsgasse 10.**

Verlag **„Deutsches Dichterheim" in Wien.** Chefredacteur: **Adalbert von Majerszky,** Verantwortlich: **Victor Girschner.**

Druck Kamus & Strezek, Wien, VII. Burggasse 104.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)
Herausgeber: **Adalbert von Majerszky.**

Monatlich 2 Mal. — Preis: 5 Mark halbjährl., vorauszahlbar. — Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direct durch die Expedition des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Auerspergstraße 5. — Abbestellungen werden nur bis 30. Juni, bezw. 31. December angenommen. Einzelne Nummern à 50 Pfen. 5 Stück einer Nummer 1 Mark 50 Pfen.

Klage.

Welche Qual, welche Pein,
Allein zu sein!
Kein Herz, das sich entdeckt
Und mein Vertrauen weckt.
Und das Leben rauscht wie ein Wasserfall,
Und mein Lieb ist fern, von der Welt bethört.
Es klagt im Busch eine Nachtigall:
Warum habt ihr mein Nest zerstört?

O du böse, böse Welt,
Bist mir vergällt!
Du riss'st den Blüthenstrauß
Aus meiner Seele aus.
Nun ist mein Glück, wie ein ferner Hall,
Von Niemand geglaubt, von Niemand gehört.
Es klagt im Busch eine Nachtigall:
Warum habt ihr mein Nest zerstört?

Maurice von Stern.

Digitized by Google

Gottfried Keller's Frauengestalten.

Von

Franz Wichmann.

Nachdruck verboten.

Wenn wir den stattlichen Band von Gottfried Keller's Gedichten durchblättern, so fällt uns sofort das fast gänzliche Fehlen von Liebesgedichten auf, die sonst in jeder lyrischen Sammlung zum Mindesten einen Hauptbestandtheil zu bilden pflegen. Die wenigen Gedichte, die man bei dem Altmeister von Zürich zu dieser Gattung rechnen kann, gehören gerade zu den unbedeutenderen. In den meisten Fällen finden wir die klare, scharfe Betrachtung eines durchdringenden Verstandes oder warme patriotische Begeisterung, nirgends aber die Wärme des Herzens dem Weibe gegenüber, die bei anderen großen Dichtern in der heißen Lohe der Leidenschaft emporschlägt. Wer den Schweizer Poeten nicht näher kennt, könnte aus diesem merkwürdigen Umstande, der gerade die Gedichte so originell erscheinen läßt, ganz falsche Schlüsse ziehen. Was wir in den Gedichten vermissen, wird uns in den Romanen und Novellen des Dichters überreich geboten. Der Lyriker pflegt sich selbst in Beziehung zum Weibe zu setzen und die Wechselwirkung des Verhältnisses zwischen seiner und einer geliebten Person darzustellen, während der Novellist, von allem Persönlichen absehend, das Weib objectiv in Beziehung zu seinem Helden schildert. Das letztere finden wir bei Keller, während er das erstere verschmäht. Er lobt niemals die Frauen wie ein zarter und süßgestimmter Minnesänger, sondern er schildert sie uns in einer Weise, daß wir sie loben müssen, und wird so zu einem Lobpreiser ihres Geschlechtes, dem man den Namen eines novellistischen »Frauenlob« geben könnte. Die Ueberfülle auf's Feinste ausgeführter, charakteristischer weiblicher Figuren in seinen Prosawerken zeigt uns, mit welcher Liebe und mit welcher Kunst zugleich er an das schwierige Problem der Frauenschilderung herangetreten ist. Diese ist ein hervorstechender, charakteristischer Zug in allen seinen prosaischen Schöpfungen. In sehr vielen Erzählungen erscheint die Frau als der eigentliche Held neben dem schwächeren Manne. Daher ist es begreiflich, daß wir nirgends schablonenhafte Frauengestalten finden, nirgends einem Typus, sondern stets einem Individuum begegnen. In jeder von Keller's Frauen und Mädchen tritt uns ein Stück volles, ganzes Leben entgegen, eine vollsaftige Persönlichkeit, wie sie den Frauengestalten Goethe's und Shakespeare's eigen ist. Keller hat viel von diesen großen Geistern gelernt, aber er hat seine eigene Originalität so kräftig gewahrt, daß seine Frauengestalten nur mit denen jener Dichtergenien verglichen, aber ihnen nicht ähnlich genannt werden können.

Man glaubt die Herzensfreude mitzufühlen, mit der uns Meister Gottfried seine Frauen schildert. Er, der dem modernen Pessimismus völlig fernsteht und höchstens ein gutmüthig spöttisches Achselzucken dafür hat, empfindet eine wahre und reine Freude am Dasein, an der Welt und ihren Geschöpfen, die ihm ebenso interessant als schön erscheinen.

Im »Sinngedicht« läßt er den jungen Reinhardt aus vollster Ueberzeugung in die Worte ausbrechen: »Wie voll ist doch diese Welt von schönen Geschöpfen!« Die sonnenbeglänzte Welt der goldigklaren Dichtung, in die uns Keller versetzt, ist es in der That. Und diese »schönen Geschöpfe« sind die Frauen, deren Charaktere in immer neuen Variationen als hehre Gebilde die Welt seiner Dichtungen durchwandern, bald ernst, bald heiter, bald häßlich, bald schön, aber niemals ganz abstoßend. Können wir es ihm verargen, wenn er uns zumeist solche Gestalten vorführt, die seinem Ideal von der Frau entsprechen! Wir haben kein Recht dazu; denn zugegeben, daß es vielleicht Ideale sind, so sind doch alle Züge dieser Ideale der Wirklichkeit entlehnt. Noch kein moderner und sogenannter Realist hat es fertig gebracht, ein armes, unglückliches Mädchen mit gleicher Lebenswahrheit zu schildern, wie es Keller bei seinem Vrenchen in »Romeo und Julia auf dem Dorfe« gelungen ist. Er ist Realist im edelsten Sinne des Wortes; man hat in allen seinen Werken den Eindruck, daß er die Charaktere, seien es männliche oder weibliche, die er uns schildert, im Leben gekannt und gesehen hat. Trotz der genialen Phantastik, die gerade den echten Poeten in ihm kennzeichnet, muß man Keller den Dichter des Natürlichen nennen. Seine Frauen sind niemals Gebilde eines sentimentalen Dunstes, der die Wahrheit verhüllt, sie sind Originale wahren Frauenthums, wie sie freilich die Schablonenbildung der höheren Töchterschule nicht mehr zeitigt, so daß sie zu deren unwahren Producten im herzerquickenden Gegensatze der Wahrheit stehen. Die Natürlichkeit des Weibes ohne jede angelernte Form, ohne jeden Modezwang, die schlichte, reine Menschlichkeit der Frau im Guten oder Bösen ist Keller's Ideal und der leitende Grundgedanke in seiner Darstellungskunst. Wir begreifen es daher,

Digitized by Google

wenn er am Ende des »Grünen Heinrich« den Helden, sein eigenes Ich, mit Beziehung auf Judith, sagen läßt:

»Und wenn ich in Zweifel oder Zwiespalt gerieth, so brauchte ich nur ihre Stimme zu hören, um die Stimme der Natur zu vernehmen.«

Doch gehen wir vom Allgemeinen auf's Einzelne über und beginnen wir mit dem Naheliegendsten, der Art, wie Keller seine Frauen äußerlich zu schildern liebt. Im Gegensatze zu gewöhnlichen Durchschnitts-Realisten ist das bei Keller nicht unwichtig. Das Aeußere pflegt bei ihm ein Abbild des Innern zu geben; daher liebt er es, dasselbe eigenartig und prägnant zu charakterisieren. Dem Beispiele Gottfried von Straßburg's folgend, der seine Collegen wegen ihrer ausführlichen Garderobebeschreibungen **à la Zola** verspottet, hält sich Gottfried von Zürich nie mit langen Garderobeschilderungen auf. Dagegen bestrebt er sich, das ganze äußere Wesen seiner Heldinnen, die Schale, in der sich der köstliche Kern verbirgt, in wenigen, kurzen Zügen zusammenzufassen. Solche charakteristischen Eigenthümlichkeiten finden wir bei Judith im »Grünen Heinrich«. »An ihrer Gestalt hatte jeder Zug ein siegreiches, festes Gepräge.« Sie geht hoch und stolz einher. Ihr Gesicht ist von seltsamer Schönheit verklärt. Sie hat große, braune Augen — eine Augenfarbe, die Keller besonders zu lieben scheint — hat einen Mund mit vollem, üppigem Kinn, fast nicht zu bewältigendes Haar. Ihre ganze Erscheinung macht den Eindruck einer Art Loreley. Annähernde Züge von äußerer Aehnlichkeit weist Figura Leu im »Landvogt von Greifensee« auf. »Ihr goldenes Kraushaar,« heißt es, »ließ sich nur mit äußerster Anstrengung den Modefrisuren anbequemen und machte der Perruquière des Hauses täglich den Krieg.« »In ihren Augen,« sagt der Dichter wundervoll, »lagen die Witze auf dem Grunde, sie glichen einem bläulichen Wasser, in welchem die Silberfischchen unsichtbar sich unten halten.« Für andere hat der Dichter andere Bilder bereit, die er anzuwenden liebt, um uns das Aeußere seiner Frauen deutlich vor Augen zu führen. So »wiegt« die schwermüthige, träumerische und doch zugleich neckisch zärtliche Agnes »ihr dunkles Mädchenhaupt auf einem schmalen Körper, schwankend, wie eine Mohnblume auf ihrem Stengel«. Oft unbehilflich beschränkten Verstandes »überfließt sie nur in des Geliebten Nähe von klarem krystallenen Witze, der noch in der Sonne der Kindheit funkelt«.

»Ursula« in den »Züricher Novellen« hat ein »stilles, schlichtes Wesen ohne allen Schein. Weder schön noch häßlich, war sie gut wie das tägliche Brod, frisch wie das Quellwasser und rein wie die Luft der Berge«. Und doch wird dieses liebliche Wesen von einem Wahn befallen, »wie eine süße Traube vom Rost.«

Lucie im »Sinngedicht«, wie Figura Leu ein ausgeprägtes Ideal Keller's, ist eine »schöne, gereifte und frische Erscheinung«, das »ziervollste Frauenwesen der Welt«. Ihr Gesicht erscheint in der Nähe »wie ein schönes Heimatland aller guten Dinge«. Sie ist frei, selbstständig, munter und macht keine Dummheiten, eine ernste und kluge Person mit dem Gemüthe eines Kindes, ein bevorzugtes Wesen, dessen edle, angeborene Großmuth des Herzens der Zeit unschuldig und unbewußt vorauseilt. In ihr ist das vereinigt, was Keller in dem Kußproblem des »Sinngedichtes« sucht: ihr Geist läßt sie beim Kusse des Geliebten lachen, während ihr Herz sie erröthen macht.

Bei Fides in der Novelle »Hadlaub« »war die Schönheit von innen heraus ernsthaft, wahr und untrüglich, obwohl ein Zug ehrlicher Schalkhaftigkeit darin schlummerte, der des Glücks zu harren schien, um zu erwachen«.

Regina im »Sinngedicht« hat »herrlichen Wuchs und Gang. Ihre Glieder und Bewegungen zeigten bei jeder Arbeit die gleiche, geschmeidige Kraft und gelassene Schönheit«.

Keller hält wie die Alten dafür, daß eine schöne Seele auch in einem schönen Körper wohnen müsse. Die äußere Schönheit aber erblickt er in der Harmonie der Glieder und Bewegungen. In diesem Sinne heißt es weiter von Regina: »Alles aber war beherrscht und harmonisch zusammengehalten durch ein Gesicht, dessen ruhige Regelmäßigkeit von einem Zuge leiser, unbewußter Schwermuth veredelt wurde, einem Zuge, so leicht und rein wie der Schatten eines durchsichtigen Krystalls. Obwohl ihr Gesicht die Demuth selber zu sein schien, so verboten doch Form und Ausdruck desselben jede unzarte Berührung.«

Anna's Stimme im »Grünen Heinrich«, angemessen dem schlanken, zarten, ätherischen Wesen, »bimmelte« bei dem Abendgang mit Heinrich »unaufhörlich und fein, gleich einem fernen Vesperglöckchen«. Dieser Vergleich der Stimme einer Frau mit einer Glocke ist etwas, was bei Keller überaus häufig wiederkehrt. So erwidert Anna einmal »mit dem Tone eines Glöckchens, welches nicht recht weiß, ob es anfangen soll, Mittag oder Vesper zu läuten«.

Besonders vom Lachen braucht der Dichter dieses Bild, wie denn bei ihm überhaupt kein Weib vollgiltig zu sein scheint, das nicht zu lachen versteht.

Wir sind damit an den Punkt gekommen, wo die äußere Beschreibung nicht nur das Abbild des inneren Lebens wiedergibt, sondern wo das Körperliche den directen Uebergang zum Geistigen bildet. Das Lachen ist eine äußere Erscheinung, welche einen inneren Vorgang widerspiegelt. Als solche ist sie Keller überaus wichtig, wie wir schon

Digitized by Google

aus dem im »Sinngedicht« behandelten Problem wissen. Bei Judith bezeichnet das Lachen den Ausdruck einer charakterfesten Sicherheit. Sie lacht viel und duldet lächelnd Heinrich's Liebkosungen. Den übermüthigen Freiern in der Fastnacht gewährt sie lachend einige Freiheiten und weist sie eben so lachend wieder ab. Heinrich gegenüber lacht sie über die Männer und ihre Dummheiten. Das Lachen verbindet sich bei ihr, wie meistens bei Keller, mit einem freien, offenen Charakter. So, wenn sie plötzlich die Arme um Heinrich's Hals werfend ausruft: »Nur das Lügen macht Alles schlimm! O nie hat ein Mann gewünscht, brav, klar und lauter vor mir zu erscheinen, und doch liebe ich die Wahrheit wie mich selbst.« Mit derselben freimüthigen Offenheit sagt sie ihm ein anderes Mal: »Ich habe Dich zu mir gelockt, weil ich wieder einmal ein wenig küssen wollte. Du bist mir dazu gerade recht.«

Die ernste, träumerische Agnes im »Grünen Heinrich« geht, sobald sie für ihre Liebe wieder Hoffnung schöpft, in eine blühende Fröhlichkeit über, fängt an zu zwitschern wie ein Vögelchen im Frühling und schaut vergnügt um sich.

In demselben Roman hat die liebreizende Rosalia bei ihrem braunen Seidenhaar auch braune, lachende Augen, eine heitere Ungezwungenheit, und sie strahlt, wenn sie scherzt, von freundlichem Liebreiz. Sie zeigt sich gegen Alle hold und froh, so daß »Ferdinand, wenn sie lächelte und sprach, ein süßer Hauch der Frauenhaftigkeit anwehte und der Stern in ihren Locken wirklich wie der Stern der Venus glänzte«. Wunderschön heißt es, als sie die Zudringlichkeit von Lys abweist, von ihr: »Durch alle lächelnde Freundlichkeit funkelte zuletzt ein lichter Zorn in ihren Augen, gleich einem Blitz im Sonnenschein, welcher zwar bezaubernd, aber auch deutlich und entschieden war.«

Auch das lebhafte Dortchen Schönfund im »Grünen Heinrich« ist schelmisch und lacht mit vergnügtestem Muthwillen. Selbst ohne einen positiven Glauben, verführt sie in ebenso zarter als fröhlicher Weise den Pfarrer, allerlei seltsame und abentheuerliche Beweise für die Unsterblichkeit aufzuzählen. Immer fröhlich und munter »spielt und singt sie wie eine Nachtigall am Pfingstmorgen und hat tausend unergründliche Rücken unter den Locken sitzen«. Sie besitzt, wie der Dichter sich ausdrückt, eine »fröhliche Kinderbosheit des Herzens«. Keller ist unerschöpflich darin, uns diese Schalkhaftigkeit seiner Frauen in immer neuen Variationen vorzuführen. Die verschiedenartigsten Naturen besitzen sie und zeigen jede so viel Humor, wie die Eigenheit ihres Temperamentes seiner bedarf. Bald erscheint der Humor als der Ausdruck der Sicherheit, bald ist er das Merkmal einer geistreichen Natur, bald ein Ausfluß jugendlichen Uebermuthes. Selbst die Anna und das kleine Meretlein im »Grünen Heinrich« zeigen leise Spuren von Schalkheit. Das arme Vrenchen in »Romeo und Julia auf dem Dorfe« kämpft fortwährend zwischen Ernst und Fröhlichkeit. »Immer,« heißt es, »war sein unterdrücktes Wesen bereit, zur Lust aufzuspringen wie ein gespannter Bogen. Feurige Lebenslust und Fröhlichkeit zitterte in jeder Fiber seines Wesens, und es sah höchst lieblich, unbedenklich und rührend sich an, wenn trotz alledem das gute Kind bei jedem Sonnenblick sich ermunterte und zum Lächeln bereit war.« Noch eine andere Schilderung aus der gleichen Novelle sei hier angeführt: »Sali sah Vrenchen an und sah eine allerliebste, sonnenhelle Lustigkeit über des Mädchens Gesicht sich verbreiten. Es hatte die Ursache aber schon wieder vergessen und lachte nur noch auf eigene Rechnung dem Sali ins Gesicht. Dieser starrte auf die Augen gleich einem Hungrigen, der ein süßes Weizenbrod erblickt, und rief: »Bei Gott, Vrenli, wie bist Du schön!« Vrenchen lachte ihn nur noch mehr an und hauchte dazu aus klangvoller Kehle einige kurze, muthwillige Lachtöne, welche dem armen Sali nicht anders dünkten, als der Gesang einer Nachtigall.«

Es kann uns bei dieser Vorliebe für ein heiteres, munteres Wesen der Frauen nicht wundern, daß Keller in den Leuten von Seldwyla das Lachen selbst zum Motiv einer Erzählung »Das verlorene Lachen« nahm. Hier finden wir Jukundus und Justine mit dem gleichen schönen Lachen begabt, das Jeden für sie gewinnt. Der Dichter sieht darin eine unverkennbare Willensäußerung des Schicksals, das sie durch mächtige Naturstimmen einander zugehörig gemacht hat.

Oft tritt das Lachen als erstes Anzeichen der erwachenden Liebe auf. So heißt es von der armen Baronin im »Sinngedicht«: »Es war wie eine erste Erfahrung in ihrem neu beginnenden Leben, und ein schwacher, röthlicher Schimmer verbreitete sich, gleich demjenigen auf den Rosen, über die blassen Wangen. Gleichzeitig verband sich mit dem Schimmer ein schon lieblich ausgebildetes Lächeln, vielleicht auch zum ersten Male in dieser Art und auf diesem Munde. Es war wie der leise Abglanz eines Sinngedichtes, welches heißt:

»Wie willst du weiße Lilien zu rothen Rosen machen?
Küß eine weiße Galathee; sie wird erröthend lachen.«

Bei der wilden Zambo Maria im »Sinngedicht« ist es die Schönheit, die gleichsam erst mit dem Lachen erwacht. »Als die Anderen lachten,« erzählt der Dichter, »schaute Maria verwundert um sich und lachte auch. Noch Niemand hatte sie lachen sehen und Alle waren erstaunt

Digitized by Google

über den Liebreiz, welcher sich, wie aus dem Himmel geholt, so unerwartet über die frembartigen Gesichtszüge verbreitete und ebenso schnell wieder verschwand, als sie beschämt die Augen niederschlug.«

Das Lachen erscheint Keller als ein besonderes Vorrecht des Menschen. Läßt er doch Reinhardt im »Sinngedicht« einmal sagen: »Zum Lachen braucht es immer ein wenig Geist. Das Thier lacht nicht.«

Dieser Auffassung entsprechend ist das Lachen bei dem Dichter immer der Ausdruck eines heiteren Geistes. Es muß sich aber immer mit Herz und Gemüth verbinden. Sonst sind ihm lachende Frauen nicht sympathisch. Die schöne, doch eitle Zöllnerstochter im »Sinngedicht« muß lachen, wenn sie ihren früheren Geliebten, der eine Andere geheiratet hat, vorüberfahren sieht. So lacht sie auch nur, als sie Reinhardt küßt, aber sie erröthet nicht, weil es ihr nicht von Herzen kommt. Frauen dagegen, die wie die schämige und verlegene Pfarrerstochter nur erröthen und nicht lachen, erscheinen Keller komisch und fordern seinen Spott heraus. Auch das erzwungene Lächeln der Geistreichigkeit, wie es sich bei der Waldhornjungfrau zeigt, ist ihm unangenehm.

Das schönste und richtigste Lachen hat nach Keller's Auffassung im »Sinngedichte« Lucie, bei der Reinhardt die Lösung des Problems vom »Erröthend-Lachen« findet. Fröhlichkeit ist auch der Grundzug ihres Wesens. Sie spricht am liebsten in einem scherzhaft geistvollen Tone, spottet gern und zeigt auch eine leichte Ironie. Als sie die Geschichte von Reinhardt's Mutter erfährt, »ist ihr ganzes Gesicht so heiter wie der Himmel, wenn er wolkenlos ist«. Bei dem ersten Kusse, den Reinhardt und sie sich gleichzeitig und von selbst geben, zeigt es sich, daß sie Herz und Geist besitzt, denn »sie hatte die Augen voll Wasser, und doch lachte sie, indem sie purpurroth wurde«.

Dieses Gefallen am Lachen erklärt es, daß sich bei Keller fast nirgends sentimentale Frauengestalten finden. Er hat eine sichtliche Freude daran, wenn er in den »Geistersehern« bei Hildeburg, die er ein »schönes, schlankes Naturspiel« nennt, ihr »munteres, scherzhaftes, immer zu Späßen geneigtes Temperament« schildert. Ja, er geht selbst so weit, von der hellen Schadenfreude, die Lucie bei der Wiederbegegnung Reinhardt's mit der Pfarrerstochter nicht verbergen kann, zu sagen: »daß sie in ihren Augen so gutartig und schön war, wie in anderen Augen das wärmste Wohlwollen.«

Immer und immer kehrt diese Freude am Lachen wieder. Die mit unvergleichlicher Wahrheit geschilderte Magd Regina im »Sinngedicht« besitzt bei all' ihrem tugendhaften Ernste doch eine »Schalkheit der harmlosesten Art«.

(Fortsetzung folgt.)

Corfu.

Des Südens blaue, seidenweiche Flut,
Schlägt an der Insel weiße Felsenstufen;
Es duftet schwül das dunkle Rosenblut;
Und über's Meer sturmschnelle Möven rufen.

Von Hellas' reinster Sonne goldumflammt
Hebt sich empor aus schweigenden Cypressen,
Im Auge eine Thräne, herzentstammt,
Ein deutscher Dichter, ewig unvergessen.

Im Traume schaut er über's Meer dahin,
Berauscht von Rosen, Mohn und weißem Flieder.
Zu Füßen ihm ruht eine Kaiserin,
Und wendet müd' die Blätter seiner Lieder.

Im Norden hoch steht eine Wolkenwand.
Dem Dichter und der Kais'rin will erscheinen,
Als hörten sie im deutschen Heimatland
Ein sturmbegrab'nes Glück tiefschmerzlich weinen.

Karl Bienenklein.

Digitized by Google

Verschüchtertes Kind.

Umhergehetzt vom wilden Schwarme,
Gedrängt, gejagt, geknufft, gepufft,
Steht an der Gartenwand der Arme,
Starrt traurig träumend in die Luft.
Daß er das stumme Thränlein berge,
Schließt er die Lippen krampfhaft fest,
Auf daß die tolle Schaar nichts merke
Vom Weh, das ihm der Hohn erpreßt.

Verfluchte Rangen! Rohe Rotte!
Was that euch dieser Knabe, hört,
Daß mit Gejohl und Schimpf und Spotte
Ihr seinen Frühlingstraum zerstört?
Ihr hass't ihn, weil des Anmuthreichen
Gebild und Wesen fein und zart,
Weil er nicht glänzt in Schelmenstreichen,
Weil er kein Unkraut eurer Art!

Komm' her, mein lieber Knabe, komme!
Und lass' den andern ihre Luft!
Dein Köpfchen lehne du, das fromme,
Vertrauensvoll an meine Bruft.
Wenn ich in deine Augen sehe
Und wenn mich trifft dein trüber Blick,
Kommt's über mich mit süßem Wehe
Wie eig'nen Looses Mißgeschick.

Du wirst vielleicht ein Dichter werden,
Wirst in des Weltalls Tiefen seh'n,
Du wirst verstoßen sein auf Erden
Und ungekannt durch's Leben geh'n!
Wenn selbst des Ruhmes Gnadenscheinen
Dein königliches Haupt bescheint:
Du wirst noch heiß're Thränen weinen.
Mein Kind, als du sie heut' geweint!

Otto Michaeli.

In Memoriam.

Mit Blumen, süßduftend und farbenschön,
O Frühling! hast du die Thäler und Höh'n
Verschwend'risch geschmückt.
Aber das lieblichste Blümchen von allen,
Das meinem Herzen am besten gefallen:
Hat der Tod gepflückt.

Emil Graf Zelcki.

Einst.

Einst sang eine junge Nachtigall
In meinem jubelnden Herzen;
Jetzt krächzt d'rin ein Rabe mit heiserm Schall,
Seufzet von Winter und Schmerzen!

Einst schoß ein junger Wildbach zu Thal
Aus meinem Herzen mit Brausen;
Jetzt hör' ich der Winterstürme Qual
Die Luft meines Lebens durchsausen!

Digitized by Google

Einſt ſproßt' im Herzen ein Röslein mir auf
Mit urgewaltigem Triebe;
Des Lebens Froſt und der Mehlthau fiel d'rauf,
Wo iſt nun Vertrauen und Liebe?

Einſt kam ein Strahlen wie Sonnenſchein
Aus meinem Herzen gezogen;
Jetzt ſitzt mein Herz im Dunkeln allein —
Ein Bettler am Brückenbogen!

Einſt tanzten den Reigen die Hoffnung, der Scherz,
In meinem Herzen, das Lachen!
Einſt jubelnde Nachtigall, kennſt nun den Schmerz!
Kann Keiner uns jung wieder machen???

Alfred Friedmann.

Lenzeswonne.

O freue dich, bekümmert Herz,
Und dämme nicht die Wonne,
Die leuchtend flutet erdenwärts
Vom Himmel und von Sonne.

Sie rieſelt dir im vollen Bach,
Sie rauſcht dir aus dem Walde
Und ruft ein lachend Echo wach
An weinumrankter Halde.

Sie zittert durch die warme Luft
Mit Schmeicheln und mit Koſen
Und kleidet auch die ſtille Gruft
Mit Veilchen und mit Roſen.

Sie ſchimmert friſch in Farben hold
Dem Schmetterling vom Flügel
Und klettert leiſ' im Abendgold
Erglühend auf die Hügel.

Und wie ſie trillert, wie ſie ſingt
Aus frohen Vogels Kehle!
Mich wundert, daß ſie dir nicht dringt
Bis in den Grund der Seele.

Wie fegt der Wind ſie durch die Flur
Und über Blumenhaide!
Der Kirſchbaum zeigt dir ihre Spur
In ſeinem Blütenkleide.

Sie tanzt rothwangig durch das Thal
Zu Maiglöckleins Geläute
Und wirft am frühen Morgenſtrahl
Thauperlen auf die Leute.

So freu' dich doch, du thöricht Herz,
Und ſchlürfe Lenzeswonne
Und ſpring aus deinem dumpfen Schmerz
Mitſingend an die Sonne!

L. H. Rohe.

Mai.

Tag für Tag
Neue Blumen,
Schlag auf Schlag
Neue Wunder!
Holde Bäschen, alte Muhmen
Werfen fort den Winterplunder.

Licht und Glanz
Wie im Himmel,
Mückentanz,
Vogelminne,
Buntes, tolles Lenzgewimmel,
Daß mir ſchwinden faſt die Sinne!

Adalbert v. Majerszky.

Digitized by Google

Zeitglosse.

An unsrer Zeit, die erblich so belastet,
So müd' und abgeblaßt und überhastet,
Erfüllt von dumpfen Krankenstubenlüften,
Gespensterglauben und Verwesungsdüften,
Dünkt mich das Traurigste von allem Trüben:
Daß wir den Muth zur Freiheit nicht mehr üben,
Daß wir, statt Schutt und Moder durchzuwühlen,
Nicht kühn versuchen, selbst uns frei zu fühlen!

Konrad Telmann.

Seufzer.

Ich lebe dunkle Tage,
Von Liebe nie erhellt,
Ich bin mir selbst ein Räthsel,
Was will ich auf der Welt?

Die Welt, die ist so fröhlich,
Wie schnelles Meergebraus,
Ich stehe fern und strecke
Nach Glück die Hände aus.

Vergebens, ach vergebens!
Du greifst nur leeres Leid. —
Ich gehe, still zu weinen
In tiefster Einsamkeit!

Leo Rüdiger.

Noch einmal.

O Frühlingszauber, uralte Macht
Voll neuer Wunderthaten,
Wie bin ich, gleich dem Baum über Nacht
In deinen Bann gerathen!

Wie er, der Gereifte, jetzt grünt und blüht
In wunderbarem Prangen —
So ist auch mir im tiefsten Gemüth
Die Sonne aufgegangen.

Noch einmal, einmal ist über Nacht
Die thörichte, rosenrothe,
Die längst entschwundene Jugend erwacht —
Neu lebt das Begrab'ne, nicht Todte.

Ist mir, wie dem Rosen treibenden Strauch
Im Herbst, wenn die Blätter sich färben?
Wie? oder ist süßer Frühlingshauch
Ein letzter Gruß vor dem Sterben?

Marie von Najmajer.

Digitized by Google

Landschaft.

Es ist ein süßes, stilles Thal
Im Hochgebirg, ein Streifchen schmal,
Umthürmt von Felsenmauern,
Noch mochten wohl d'rin dauern
Nur Mondenlicht und Sonnenstrahl.
Doch bald dringt Leben auch hierher,
Nicht schirmt und schützt die Felswand mehr,
Dann, wird des Echos Schlaf gestört
Thu's Lieb' zuerst, die glückbethört
Küssend und kosend leise
Weilt hier auf Hochzeitsreise . . .

Fritz Eberhardt.

Mein Herz.

Dort, wo es dürfte heiß erglühen,
Wo keine zwingende Gewalt
Den Liebesblumen wehrt zu blühen:
Dort — bleibt es kalt!

Wo Leid und Schuld die Hand sich reichen,
Kein rein Empfinden sprießt hervor;
Wo böse Schatten nimmer weichen:
Da — flammt's empor.

Ottilie Liebenlist.

Noch einmal!

Gönne mir, daß ich die Wunde verhehle,
Laß mich verbergen das rinnende Blut,
Blase die Asche mir nicht von der Seele,
Fache nicht an die verglimmende Glut!

Willst du spielen mit mir auf's Neue,
Wie dereinstens in seliger Stund'?
Laß, o laß mich, du kennst keine Treue,
Lüge nur redet dein kosender Mund.

Schau' ich des goldenen Haares Geflimmer,
Fühl' ich im Herzen unendliches Weh;
Dämon, Engel, ich lieb' dich noch immer — —
Küss' mich noch einmal wie einstens — dann geh!

Anton Ohorn.

Digitized by Google

Fridolini.

Sonnenschein und Vogelsang,
Blumengruß am lichten Hang,
Blütenlicht auf grüner Breite,
Frühlingsduft aus blauer Weite,
Silberglocken leiser Schlag —
Lenz, es ist dein Namenstag!

Fritz le Fenbure.

Frau Berchtha.

Nach alten Sagen, altem Glauben
Geht durch des Maien erste Nacht
Frau Berchtha mit den gold'nen Haaren
Und weckt des Frühlings Blütenpracht.

Sie spendet Thau aus Silberkrügen,
Und wo die Erde streift ihr Kleid,
Da keimt hervor ein bunter Reigen
Und Knospe sich an Knospe reiht!

Sie schwebt in weißen Frühlingswolken
Und webt mit ihrer Lilienhand
Das Brautkleid für die keusche Erde,
Den Blumenteppich über's Land . . .

Sie blickt in alle Menschenseelen
Auf ihrer stillen Frühlingsfahrt —
Und wo ein Herz im Wintersturme
Des Lebens kalt und einsam ward,

Da lächelt sie aus lichten Wolken
Und legt der Sehnsucht Träumerei'n,
Der holden Liebe Lenzgedanken
Ins winterliche Herz hinein.

Hans Benzmann.

Morgengruß.

Blinkend fiel durch's off'ne Fenster
Erster Strahl der Morgensonne,
Wie ein Gruß aus Himmelshöhen,
Wie die lichtgeword'ne Wonne.

Reiner Lüfte lieblich Wehen
Bracht' er mir mit seinem Blinken,
Bracht' den süßen Duft der Rosen,
Lerchensang und Schlag der Finken.

Digitized by Google

Und ich sog den Duft der Rosen,
Sah das Blinken, hört' das Singen
Und ich fühlte tief im Herzen
Gott des Schöpfers Lob erklingen.

M. Kerubach.

Weißt du es noch?

Auf Mondesstrahlen steigt die Nacht
Hernieder in die Thäler sacht,
Und küßt mit ihrem sanften Hauch
Die Knospen auf an Baum und Strauch.

Schlaftrunken zieht ein Schmetterling
Um wilde Rosen einen Ring,
Und läßt dann taumelnd, liebesmatt,
Sich nieder auf ein Rosenblatt.

Jasmingebüsch erfüllt die Luft
Mit sinnberauschend süßem Duft,
Der Mond aus dämmernd blauer Höh'
Streut Silber auf den Blütenschnee.

Weißt du es noch? Zu solcher Stund'
War's, als du küßtest meinen Mund
Im grünen Hain zum ersten Mal,
Als sich die Lieb' ins Herz uns stahl.

Helene Kerubach.

Das Grab am Tann.

I.

Die Glocken läuten
Weihenacht ein,
Schneesturm durchbraust den Tann;
Auf dunklem Waldpfad
Wandelt allein
Langsam ein müder Mann.

Die Füße tragen
Weiter nicht mehr
Auch nur ein kleines Stück;
Im finstern Forste
Suchend einher,
Todesmatt irrt der Blick.

An jener Fichte
Ladet zur Rast
Schneefrei ein kleiner Raum,
Und schirmend neiget
Tief sich ein Ast
Nieder vom nächsten Baum.

Das müde Auge
Schließt sich zur Ruh,
Leis, für die Ewigkeit.
Das letzte Träumen
Führte ihm zu
Bilder der Jugendzeit.

Die Mutterliebe
Schmückte für ihn
Auch einst den bunten Baum,
Und Kerzenflimmer,
Festmelodien
Wurden sein Todestraum.

Digitized by Google

II.

Zornig ſchilt im Dorf der Schulze
Und es ſchelten alle Leute:
Im Gemeindewald erfroren
Fand man einen Bummler heute.

Viele Umſtänd' und noch Koſten
Werden nun die Bauern haben;
Hat den Kerl man hier gefunden,
Müſſen ſie ihn auch begraben.

Weil's ein Armer und ein Fremder,
So gehört er in die Ecke,
Und als rechtlos und als ehrlos
Kommt er an die Friedhofhecke.

III.

Es huſchen die Frühlingslichter
Nun über der Gräber Reih'n,
Es funkeln die goldenen Sprüche
Der Kreuze im Sonnenſchein.

Es leuchten am Grün der Hecke
Der rothen Blüten ſo viel,
Es ſtreuen die Roſenblätter
Auf's Grab die Winde im Spiel.

Und abſeits dort an dem Zaune
Liegt ſchmucklos das eine Grab,
Doch neigt aus der Hecke die Roſe,
Die wilde, ſich ſtill herab.

Und wenn des Nachts durch die Zweige
Ein Rauſchen und Flüſtern zieht,
Singt klagend über dem Grabe
Die Nachtigall ihr Lied.

Karl Sacher.

Mein Lieb.

Du warſt mein Lieb, du biſt's geblieben,
Wieviele Blicke mich gekürt,
Wie fern die Sehnſucht mich getrieben,
Wie oft die Sinne mich verführt.

Du warſt mein Lieb, du biſt es wieder,
Ob wir auf Erden auch getrennt,
Und keines meiner Liebeslieder
Dich je bei deinem Namen nennt.

Du warſt mein Lieb, du wirſt es bleiben,
Ob auch dein Ohr mich nicht vernimmt,
Wie deines neuen Tages Treiben
Nicht mehr zu meiner Nähe ſtimmt.

Du biſt das Lieb, das ich erleſen
Zu meines Lebens Unterpfand,
O mir entriſſ'nes holdes Weſen,
Das im Entſagen erſt ich fand.

Paul Lanzky.

Digitized by Google

Selbstgenügsamkeit.

Ein reiches Innenleben
Hat mir Natur gegeben,
Drum, find ich draußen nicht mein Glück,
Flücht' ich mich in mich selbst zurück.

Die Welt hat kein Erbarmen
Noch Mitleid mit dem Armen:
Wohl dem, der ohne ihr Geheiß
Sich selber Rath und Hilfe weiß!

Ich hab' in ernsten Stunden
Es oft mit Schmerz empfunden,
Daß selbst die Besten dieser Welt
Das eitle Ich in Schranken hält.

Ein Jeder möchte glänzen,
Die Liebe selbst kennt Grenzen;
Und einzig wahr und truglos ist
Der Halt nur, der du selbst dir bist!

Ein reiches Innenleben
Hat mir Natur gegeben.
D'rum, find' ich draußen nicht mein Glück,
Flücht' ich mich in mich selbst zurück.

E. Tonglet-Hanstein.

Kleine Lieder.

Bescheidung.

Dein denk' ich ohne Gram und Groll —
Ob auch versagt mein heißes Flehen;
Kein Vorwurf, keine Klage soll
Je über meine Lippen gehen.

Ich will ja nur dem Bettler gleich
An deiner Pforte harrend stehen
Und in das dunkle Märchenreich
Der traumverlornen Augen sehen.

Im Sterbezimmer.

Auf bleichen Wangen des Todes Bild,
Doch selbst im Tode so ruhig mild,
So lag sie auf der Bahre.
Da pocht' es mir im Herzen wild,
Dacht' an der Jugend Unschuldsbild,
Dacht' an die Kinderjahre!

Digitized by Google

In ein Stammbuch.

Und wenn dein Blick auf dieſe Seite fällt,
Vergiß die weite, falſche, arge Welt,
Und denk' an ihn, der dieſe Worte ſchrieb,
Und flüſt're leis: »Wie hatt' er mich ſo lieb!«

Bekenntnis.

Und ſoll ich's recht dir ſagen,
Was mir mein Herz bewegt:
Es iſt ein endlos Klagen,
Bis daß es nicht mehr ſchlägt!

Theodor Freiberg.

Beſorgnis.

Ob ich dich liebe? Tauſendmal
Schwur ich es ſonſt mit kühnem Glauben;
Jedoch Enttäuſchung ohne Zahl
Will nun den raſchen Muth mir rauben.

Und ſollt' ich jetzt das kleine Wort
Vor Gott und vor mir ſelbſt beſchwören,
Ich fürchte, müßt' ich immerfort
Sein überhöhnend Echo hören.

Ob ich dich liebe? Sagt dir's nicht
Des Händedrucks geheimes Brennen?
Doch nimmer, wenn das Herz auch ſpricht,
Soll dir's der falſche Mund bekennen.

Anton Arnold Wurm.

Im Hafen.

Einſt hab' ich wild und heiß gerungen
In meiner Jugend Sturm und Drang,
Da von der Lippe mir erklungen
So trotzig ſtolzer Schlachtenſang.
Rebelliſch bis zum Grund der Seele
Erklärt' ich Feindſchaft allem Sein,
Und meine Welt ſchon, ſonder Fehle,
Setzt' ich im Geiſt für dieſe ein.

Digitized by Google

Seitdem, wie manches Jahr verflogen! —
Gar still und friedlich bin ich jetzt;
Ein Wrack, dem auf des Meeres Wogen
Die Wimpel all' der Sturm zerfetzt.
Stets mußte ja mein sehnend Hoffen
Erfahren, wie Enttäuschung thut,
Von bitt'rer Noth ins Herz getroffen,
Starb mählich Stolz und Uebermuth.

Drum mögen wohl sie triumphieren,
Die einst sich Freunde mir genannt,
Aus deren Herzen dann mein Führen
Und Freiheitsdichten mich verbannt.
Was thut's! — Wollt' ich den Nacken krümmen
Wie sie, mich nach dem Winde dreh'n,
Dann konnt' ich auch zur Höhe klimmen
Und heut' in Amt und Würden steh'n.

Nur glauben sollen nicht die Thoren,
Daß jedes Gut für mich dahin;
Zwar hab' ich tausendfach verloren,
Doch zog ich einen Hochgewinn.
Ich kam zum Hafen; — was beschieden
An Sturm mir war, liegt weit zurück.
Mein Hochgewinn heißt »Seelenfrieden«,
Und Ruhe ward mein köstlich Glück.

Hermann Buschhammer.

Was ich möchte!

Ich möcht' ein Blitz, ein feurig aufglüh'nder, sein,
Aus schwarz zu Hauf geballtem Gewölk hervor
Durchzucken jähen Sprungs den Aether,
Ueberall sichtbar, und dann verschwinden.

Ich möcht' ein bunter Schmetterling sein und leicht
Im Sonnenschein die Blumen umflattern all',
Daß sie sich freuten, wenn aus ihrem
Kelche ich tränke den süßen Nektar.

Ich möcht' der Sturm sein, der durch's Gebirge rast,
Der Wälder niedermäht und die Blumen knickt
Und Häuser stürzt, daß seinem Tosen
Menschen und Thiere mit Zittern lauschten.

Ich möcht' ein Veilchen sein, tief versteckt im Wald,
Von Kraut und Blumen jeglichem Aug' verdeckt,
Dort möcht' ich einsam meine armen
Tage verweinen, bis still ich stürbe.

Hugo Neumann.

Digitized by Google

Sprüche.

Kaum zum Jüngling gereift, versuchst du die Welt zu erobern:
Fange nicht eher den Fink, bis du ein Bauer besitzt.

Suchst du den Narren zum Freunde, so bist du nicht besser als jener,
Streitest du, Thor, noch mit ihm, bist du noch schlimmer als er.

Walter Jellinghaus.

Liebenswürdigkeit.

So wie der wesenlose Duft die Rose
Erst zu der vollsten, höchsten Schönheit weiht,
Wie er so süß entsteigt dem Blumenschoße,
Umstrahlt den Menschen Liebenswürdigkeit.

Sie steigt wie Duft aus edlem, reinem Herzen,
Umgibt mit Zauberreiz das Angesicht;
Wie gold'ner Schein von reinen, klaren Erzen;
Kalt läßt uns Schönheit, fehlt ihr dieses Licht.

Wer liebt die Tulpe wohl mit jenen Freuden,
Die man dem Veilchen still entgegenbringt?
Man mag an ihr wohl oft das Auge weiden,
Doch ohne daß sie uns das Herz bezwingt.

So ziehen auch wir wohl im Menschenleben
Manch anspruchlos, doch liebenswürdig Bild
Dem herzlos schönen vor, das nichts kann geben,
Weil nichts Beglückendes sein Inn'res füllt.

Alma Hellmuth.

Lied.

Ein Falter liegt auf meiner Hand
In einer Laube dunkel.
Da malt an uns're Schattenwand
Die Sonne Lichtgefunkel.

Sie bricht herein mit aller Macht,
Der Falter regt die Flügel
Und hat sich freudig aufgemacht
Und schwebt zum Blumenhügel.

Durch's Herz zieht mir ein Ton, ein Wort,
Wer will sie mir wohl nennen?
Sie klingen unverstanden fort,
Ich weiß sie nicht zu trennen.

Doch als der junge Lenz erwacht'
Aus Winterdämmerungen,
Da haben sich die beiden sacht
Als Lied emporgeschwungen.

Silvia Andrea.

Digitized by Google

Erwachen.

Das Kindesherz — ein reiner Spiegel,
Darinnen jedes Bild entzückt,
Dem mild der Traum vom Glück sein Siegel,
Das sonnengoldne, aufgedrückt.

Da wacht es auf, der Traum entschwindet;
Kaum daß der Blick ins Leben schweift,
Ist auch der heit're Glanz erblindet,
Vom rauhen Hauch der Welt gestreift.

Paul Heinicke.

Das fremde Vöglein.

Einst sang ein fremdes Vöglein
Im Wald so wunderhold;
Da hab' ich nicht verstanden,
Was es mir sagen wollt'.

Das Vöglein flog von hinnen,
Das Lied ist längst verhallt;
Ich hörte niemals wieder
So süßen Ton im Wald. —

Ich hab' in späten Zeiten
Oft zu verstehn gemeint
Das Lied, das Lust und Wehe
In seinem Ton vereint.

Da zog es mich zum Walde,
Da lauscht' ich sehnsuchtsvoll;
Doch nimmermehr vom Zweige
Des Vögleins Sang erscholl.

Wie oft es Frühling wurde,
Die Schaar der Vögel kam —
Das eine kehrt' nicht wieder,
Das mir den Frieden nahm.

Adyr Seyth.

Reseda.

Trotzend Sturm und rauher Luft
In der weiten Oede,
Spendet hier noch ihren Duft
Blühende Reseda.

Ob sie auch nur einfach blüht,
Von den Blumen allen
Sucht durch Duft sie dem Gemüth
Einzig zu gefallen.

Hab' der Nachtigall gelauscht,
Wenn der Tag erglühte,
Dort hat mich der Ton berauscht,
Hier der Duft der Blüte.

Drum vergleich ich mit Bedacht
Sie der Philomele;
Höher als der Farben Pracht
Steht der Schmelz der Seele.

Eines Auges frommer Blick
Ließ mich einst erbeben,
Wie ein großes, stilles Glück
Zog er durch mein Leben.

Schautest du wie einst mich an,
Kind, mit solchen Blicken!
Mit Reseda wollt' ich dann
Dir den Busen schmücken.

Berthold Funke.

Digitized by Google

Um Mitternacht.

Ich geh' an deinem Haus vorbei
In stiller Mitternacht,
Zum dunkeln Fenster schau' ich auf,
Draus sonst dein Aug' mir lacht.

Ich denk' an deiner Augen Schein,
So hell, so rein und klar,
Wie sie bei Tage mir so oft
Geleuchtet wunderbar.

Und daß sie nun geschlossen sind,
Nichts Ird'sches drin sich malt:
Da faßt mich Mitleid mit der — Welt,
Weil ihr dein Aug' nicht strahlt.

Eugen Prock.

Des Kindes erstes Gebet.

Das kleinste Stübchen ward zur heil'gen Stätte,
Durch welche sanft des Himmels Frieden weht;
Die Mutter kniet an ihres Kindes Bette,
Still faltend ihm die Händlein zum Gebet.

Der kleine Liebling lauscht dem trauten Worte
Und stammelt's leis' mit frommem Lächeln nach. —
Sanft schwebt, entsandt vom fernen Heimatsorte,
Ein Engel nieder in das Schlafgemach.

Und mit des Kindleins erstem leisen Flehen,
Das es gelallt am treuen Mutterherz,
Kehrt er, beglückt, dann wieder ungesehen
Zurück zum Vater droben, himmelwärts. —

Bruno Radek.

Alter Garten.

(Nach dem Vlämischen.)

Der alte Garten liegt in Mittagsruh',
Wie grüner Sammt erglänzt das frische Gras,
Draus blühend sich die Monatsrose hebt;
Die schlanke Winde klimmt am Haus empor,
Und an der Wand erschließt sich Kelch an Kelch,
Orangenfarb und gelb und purpurroth;
Hoch auf der Sonnenuhr spreizt sich ein Pfau,
Und zahme Tauben trippeln auf dem Kies
Des schmalen Pfads, den Buxbaum dicht umsäumt.

Helene Swarth.

Digitized by Google

Bücherschau.

Das Lied vom thrakischen Sänger. (Orpheus. II. Theil. Von **Alfred Friedmann.**) Vor Jahren erschien hier in Rosner's Verlag unter anderen Dichtungen Alfred Friedmann's auch das lyrische Epos »Orpheus« (I. Th.), welches das Glück und Leid des thrakischen Sängerhelden, sein wonniges Liebesleben mit Eurydike und den Verlust des geliebten Weibes in Folge einer Begegnung mit trunkenen Mänadenschaaren, welche das Adonisfest feierten, zum Gegenstande hatte.

Die einschlägige Kritik war des Lobes voll über diese poetische Schöpfung und auch Schreiberin dieser Zeilen hat vielfach Gelegenheit genommen, ihre Meinung darüber in der in- und ausländischen Presse zu äußern.

Nun erscheint nach Jahren der zweite Theil als Abschluß des Werkes: Orpheus' Wanderung nach der Unterwelt, um seine Gattin von Aïs' Gnade wieder zu erflehen, sein Erfolg und Mißerfolg, seine letzten Schicksale.

Der Poet hat in diesem zweiten Theile seines Epos eine Art von Gleichniß oder allegorischer Darstellung des Dichterwallens auf Erden gegeben, der irdischen Glücklosigkeit des gottbegnadeten Genies, des wahren Poeten, dessen Wesenheit nicht im Gleichschritte zu wandeln vermag mit den profanen Forderungen des Alltags, des Irdischgemeinen, und der in dem Erhabenindividuellen seiner Eigenart den traurigen Freibrief eines tragischen Lebensschicksales mitbekommt.

»Die Lyra ist nicht Segen, sie ist Fluch!
»Der Sänger kann wohl Menschenherzen rühren,
»Sein eigen Glück ersingt der Sänger nicht.
— — — — — — — — —
Die Gottheit spricht:
»Du sollst des Strebens Glut in Andern schüren,
»Doch in dem Feuer duldend auch vergeh'n.« (S. 110.)

Dieselben Vorzüge, welche ich und zahllose andere Kritiker dem ersten Theile dieser Dichtung nachgerühmt, muß ich gerechtermaßen auch dem zweiten zuerkennen: einen hohen und eigenartigen Gedankenflug, eine überreiche Fülle von Ideen und Bildern, die in dem Dichter den abstracten Denker, den tiefen Lebenskenner darthun, und einen Wohlklang der dichterischen Sprache, zu dem sich kein gleichzeitiger moderner Poet mehr aufzuschwingen für nöthig hält. Doch scheint mir hier noch die Weltanschauung des Dichters, die Erkenntniß der Dinge in und außer uns kräftiger betont und gereifter, das Empfinden vertiefter als im ersten Theile der Dichtung. —

»Fluch!« hallte dumpf das Felsenecho wieder
Und traurig senkt sein Haupt der Herr der Lieder.

Der Sänger steht einsam, preisgegeben der Gewalt seines Schmerzes, aber auch fest entschlossen, die Geliebte wieder zu erringen. Von Hirtenkindern erhandelt er die zwei schwarzen Zicklein, deren Opferung ihm die Wegpforte zum Hades erschließt. Er steigt hinab und die jetzt folgende Darstellung des eigentlich Undarstellbaren, der mit körperlichen Wesen bevölkerten Schattenwelt, erhebt sich zu den großartigsten und gewaltigsten Meisterbildern der Weltliteratur.

Da drunten war ein heftig Gähren,
Unfertig Kreisen, allzufrüh Gebären,
Da keine Schöpfung jemals noch gelang,
Zu der belebend Phöbus' Strahl nicht drang.

Ehe Orpheus noch sein Anliegen in süßen Zaubertönen vorzubringen vermag, erscheint eine neue Bittstellerin vor dem Herrscherpaare der Unterwelt: Psyche, die von der grausamen Mutter ihres Geliebten nach der Unterwelt entsendet, um von Persephone das Gefäß zu erbitten:

»Gefüllt mit jenem Wunderduft,
»Den du bewahrst in unterird'scher Gruft,
»Von dem des Lebens Rosen wieder blühen . . .«

Sie entschwebt mit dem Gewährten und Orpheus blickt ihr seufzend nach:

»O, wer wie du
»Gewährten Wunsches wieder aufwärts schwebte
»Und droben liebend sel'ge Tage lebte!«

Nun tritt er vor die Schrecklichen und fleht von ihnen die Gattin zurück. Bei seinen Sangesklagen

Weinten selbst die finstern Eumeniden,
Der Schlaf beschlich sein altes Lager nicht
Und selbst der Tod erhob der Fackel Licht.

Und aus der Ferne

Kam endlos angelockter Schatten Schaar,
Ach, denen all das Sein einst theuer war,
Am Lied des Nichtseins Weh zu lindern.
Wie welke Blätter sich vom Ast bewegen,
So zieht sie lautlos. Stille steht die Zeit.

Und nun vollzieht sich Alles nach der sattsam bekannten Mythe: die Gewährung, der Aufstieg mit der Geliebten, ihr erneuter

Digitized by Google

Verlust in Folge des Ungehorsams gegen Ars' Gebot: nicht den Blick zu wenden im Aufwärtsschreiten. Eurydike versinkt ihm für ewig und in rasendem Schmerze stürzt der Sänger an den Thron der Unterirdischen zurück und überschüttet sie mit Vorwürfen.

»Nie,« ruft er dem Herrscher zu,
»Wirst du mehr des Wohllauts Klang vernehmen,
Die Nacht wird endlos in die Zeit sich dehnen.
— — — — — — — —
»Ich geh' ins Licht, du bleibst in Nacht versunken.«

Ars entläßt ihn mit milden Worten, mit der Prophezeiung der Unsterblichkeit und seines Fortlebens in allen späteren Dichtergenien.

»Dein Nam' ist unsterblich bei wechselnden Menschengeschlechtern . . .
»Als Sänger des troischen Kampfes,
»Dann als des frommen Aeneas erduldeter Mühsal Erzähler.
— — — — — — — —
»Die Allweberin webt, Persephassa, der Wechselgestalten
»Viele. Doch schuf die Natur der deinigen gleich sie nur sparsam
»Und sie entsendet dich selten, doch dann auch zur Wonne des Lichtraums:
»Glücklich niemals du selbst, bist Lust du, Entzücken der Menschheit!

Der Sänger kehrt zur Oberwelt, aber er kennt keine Lebensfreude mehr, seine Gedanken weilen nur bei ihr, von der ihn bis zum Tode trennen

Des Hades Machtspruch und des Lebens Schranken.
Gram war ihm Nahrung und die Thräne Trank.

Trauerklagen singend, zieht er durch die Gefilde. Da naht ihm ein Lichtwesen, ein holdes Weib, das einst die Ursache seines Elends, des Todes der Eurydike, geworden. Sie tödtete aus Liebe zu Orpheus seine Gattin, indem sie dieselbe mit Blumen überschüttet, unter welchen eine Giftschlange verborgen gewesen.

Er weist die Unheilsspenderin von sich und weigert sich, mit ihr zu den eleusynischen Festen zu ziehen:

»Vom Licht stammt mein Gesang,
»Begeist'rung nicht vom Bacchus, nicht vom Wein.«

Racheglühend verläßt sie ihn und ruft dem nahenden Schwarme rasender Bacchantinnen zu: daß er Lyäos geschmäht und den Tod verdient. Die trunkenen Mänaden stürzen sich auf ihn und zerfleischen ihn.

Zerstreut wird sein Gebein
Und hingeschleift in des Ismaros' Staub.
So ward der Sängerheld des Todes Raub.

In wundersam ergreifenden Accorden verhallt das todestraurige Lied:

Zwei Hirtenkinder sammelten die Glieder
Des Sängers, den sie sah'n zum Ars wallen,
Dann schmählich unter Weiberhänden fallen,
Doch fanden sie das süße Haupt nicht wieder.
Das trugen weit des sanften Hebros Wogen
Zur steilen Lesbos. — — — —
In des weinpreisenden Alkäos Land
Und, Sappho, deinem liederreichen Strand!

Und auch

Die gold'ne Leyer trug die Welle
Gen Lesbos, an Apollo's Tempelschwelle.

Dort bewahrten sie die Priester und später kaufte sie um schweres Gold Neanthos, der damit auch Orpheus' göttliche Sängerkraft erkauft zu haben wähnte:

Doch ist Apoll nur Auserwählten hold
Und käuflich ist die heil'ge Kunst mit nichten!

Kein Gesang wurde dem Käufer, nur kindisch Stammeln:

Und wüth'ge Hunde fielen wild ihn an.
— — — — — — — —
Wer führt jetzt deine Leyer, Thrakerschwan?

Solche Poesie spricht für sich selbst. Sie ist aus dem reinen, kastalischen Quell geschöpft, dessen Naß uns die süßeste Berauschung gewährt: ein erdentrücktes Schwelgen im Ewigschönen.

Carola Bruch-Sinn.

Durch Leid zur Seligkeit. Ein Werkstück zum Tempelbau der Erlösung. Von **Friedr. Benj. Hermann.** Fünf Bücher. Erstes Buch. Ringen und Werden. Braunschweig 1893. Druck und Verlag von Joh. Heinr. Meyer. Ein Riesenentwurf poetischen Fleißes: fünf Bücher, deren erstes allein 236 Seiten zählt. Und da solche Strebsamkeit den Kritiker zu doppelt lauter Betonung der Vorzüge und zu doppelter Nachsicht gegen die Schwächen der Dichtung verpflichtet, so sei zunächst rückhaltlos anerkannt, daß die Form bei Friedr. Benj. Hermann im Ganzen eine untadelhafte ist. Besonders die Terzinen der Zueignung zeichnen sich durch Wohlklang aus. Auch die den feierlichen Gang des übrigen Rhythmus unterbrechenden, eingestreuten liedartigen Partien verdienen Lob und der Wechsel im Versmaß ist meistentheils berechtigt.

Der Verfasser hat sich im ersten Theile seines Werkes die Aufgabe gestellt, mit Verzicht auf jede wesentliche äußere Handlung die innere Entwickelung dreier Menschen vorzuführen, oder vielmehr nur die von zweien, denn der Charakter der gottbegeisterten Elisabeth erscheint wenigstens vorläufig fertig. So bleiben nur noch das

Digitized by Google

liebliche Naturkind Gertrud und der hochbegabte, aber noch jugendliche und faustischgährende Paul als Gegenstände des Interesses übrig, die sich in Rede und Gegenrede unter einander und mit Elisabeth zu beeinflussen suchen. Weil es aber diesen lang ausgesponnenen Dialogen an Pointirung und Gedankenfülle fehlt, so erhalten die Gestalten der Dichtung etwas molluskenhaft Verschwommenes. Die Ausbrüche Paul's wirken nur als Strohfeuer; einzig die Schutzrede der Schuld im letzten Gesange zeigt Temperament.

So können wir dem Verfasser, trotz seines guten Willens und formalen Talentes, nicht das Prognostikon stellen, daß die vier folgenden Theile seines Werkes zahlreiche Leser finden werden.

Paul Kunad.

Stille Märtyrer. Moderne Erzählungen von **Georg Kuben.** (Zürich, F. Schabelitz.) Wenn unsere jungen Schriftsteller es doch lieber den Lesern überlassen wollten, zu entscheiden, ob ihre Erzählungen »modern« sind oder nicht! Das wenigstens war doch recht löblich an den »Alten«, daß sie das Urtheil hierüber nicht als Reclame-Etiquette ohne weiteres auf ihre Bücher klebten, und — einmal waren doch auch sie »modern«. Will Georg Kuben übrigens mit »modern« bezeichnen, daß er »realistisch«, »naturalistisch«, »impressionistisch«, »symbolistisch« oder wie sonst zu schreiben verstehe? Helfen wird ihm wohl nichts von dem allen, denn Kritik und Publicum werden doch immer nur danach fragen, ob sein Buch gut oder schlecht ist und alles andere ist zwecklos. — Die Erzählungen Georg Kuben's sind äußerst ungleichwertig. Wer die erste und zugleich längste derselben: »Dem Tode geweiht«, liest, wird leicht in Versuchung kommen, die übrigen ungelesen zu lassen, und das wäre schade, denn es sind einige darunter, die ein unzweifelhaftes, echtes Talent verrathen und Gutes von dem Autor mit Bestimmtheit hoffen lassen. Die Eingangsgeschichte aber mit ihren seitenlangen Tiraden aus den Geschichtsbüchern, ihrer craß-gehässigen, einseitigen Tendenz, ihren unmöglichen Menschen und noch viel unmöglicheren Situationen ist völlig verfehlt, nach jeder Richtung hin eine traurige Mißgeburt. »Ein Liebesopfer« dagegen und »Einer von der Reserve-Armee« sind recht erfreuliche Leistungen, wenn man sich auch damit abfinden muß, daß der Verfasser die Besitzenden nun einmal von vornherein für Schurken und Nichtswürdige hält, was in den übrigen vier Erzählungen zum Theil noch schroffer zu Tage tritt. Er zeichnet aber dabei hier doch oft wirkliche Menschen mit großer Schärfe und Klarheit und seine aus dem Alltagsleben, aus dem Dasein der »Enterbten« gegriffenen Probleme sind häufig von erschütternder Wahrheit. Gewinnt Georg Kuben noch mehr künstlerische Ruhe, lernt er besser componieren und objectiver urtheilen, so darf man erwarten, daß er bald zu unseren besseren Erzählern gerechnet werden kann.

Konrad Telmann.

Grimmelshausen's Dietwald und Amelinde. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts von **Edward Hilgebauer.** Dieser Autor hat einige sehr hübsche Novellen: Vom Wege, Herzensklänge, den Roman Herodes geschrieben und ist jedesfalls ein Mann von tiefer Bildung. Die vorliegende Monographie über ein wenig bekanntes Volksbuch des Dichters vom Simplicissimus reiht sich den Forschungen von Grisebach (Wanderung einer chinesischen Novelle durch die Weltliteratur), und denen von Dr. M. Landau über die altfranzösische und italienische Novelle würdig an. So sei auf Dr. Max Koch's Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte (Neue Folge, Band V) hingewiesen, wo die Novelle »Die Verlobten« (die auseinandergerissen, in jedes Meer des Ungemachs gestoßen werden, denen ein Vogel irgend ein wertvolles Erkennungszeichen raubt) durch alle ihre Incarnationen verfolgt wird! (S. auch La fiancée du Roi de Garbe.) »Dietwald und Amelinde ist ein ähnlicher Stoff und Herr Hilgebauer hat uns mit allem darüber Wissenswerten in dankheischender Weise bekannt gemacht.

Dr. Alfred Friedmann.

Harmlose Humoresken von **Gustav Falke.** Ein zweites Werk des Kußdichters. Das Büchlein trägt seinen Titel zu Recht. Es ist von äußerster Harmlosigkeit und gutem Humor. Aber wie unbedeutend sind diese Stoffe. Eine Frau fängt nach der Lectüre einer Hausfrauenzeitung an zu dichten und ihr Mann curiert sie — indem er die Sachen schlecht findet. Das glaubt keine Frau ihrem Manne! — Ein Clavierlehrer küßt seinen Backfisch von Schülerin und wird weggejagt! Und ein männlicher Backfisch heiratet Emma Meinert vom Fleck weg, weil sich diese reiche Hamburger Tochter deshalb in ihn verliebt — nun, weil er einem Antifrackverein angehörend, sich eines Kellners schlechtsitzenden Frack zur Hochzeit Olly's ausborgt! Wo in aller realistischen Welt kommt so etwas vor? Und aus vier solchen Sachen macht man ein Buch. (Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto, München.)

Dr. Alfred Friedmann.

Christoph Mickwitz. Gedichte. Reval, Verlag von Franz Kluge. Leipzig, Rud. Hartmann. In dem kürzlich erschienenen »Baltischen Dichterbuche« des Freiherrn Jeannot Emil von Grotthuß fanden wir ein paar recht nette Gedichte, als deren Autor Christoph Mickwitz zeichnete.

Digitized by Google

Nun liegt uns eine ganze Gedichtsammlung des nämlichen Verfassers vor und wir müssen mit Bedauern constatieren, daß sie sich kaum über das hergebrachte Niveau der Backfisch-Lyrik erhebt. Wir leben bekanntlich in einer Zeit, in der die gesteigerte Sprachentwickelung es bei einigem Fleiß jedem halbwegs normal beanlagten Jüngling ermöglicht, correcte Verse zu schreiben. Was uns aber der Autor dieser Gedichtsammlung bietet, steht noch weit unter dem Niveau solcher Verse. Auch nirgends der leiseste Versuch, über die bemitleidenswerte Gedankenarmuth durch eine Spur von Wohlklang hinwegzutäuschen, häufig aber Verstöße gegen die elementarsten poetischen und grammatikalischen Gesetze! Dabei ein Mangel an Originalität im Reim, wie ihn schwerlich irgend ein dichtender Backfisch an den Tag legen würde. Das mit geradezu rührender Zärtlichkeit festgehaltene Reimmotiv ist »Herz« und »Schmerz«. Um aber ehrlich zu sein, müssen wir anerkennen, daß zuweilen auch die Reime Sonne—Wonne, Luft—Brust und Liebe—Triebe vorkommen.

»Der Liebste kommt wieder
Der Liebste kommt heut'!
Verstummet, ihr Lieder,
In seliger Freud'!«

So lautet z. B. ein einzelnes Gedicht. »Verstummet, ihr Lieder!« so möchten auch wir ausrufen. Aber die dilettierenden Dichter haben eherne Lungen und eher gehen zehn wahrhafte Dichter an der Interesse- und Urtheilslosigkeit der Zeitgenossen zu Grunde, als daß ein einziger Dilettant in seinem Selbstbewußtsein nur einen Augenblick beirrt wird.

Spectator.

Notizen.

Adolf Friedrich Graf von Schack †.

Wenn die Natur ringsum in Blütenfülle und Vogeljauchzen ihr Auferstehungsfest feiert, dann ist für den kranken Menschen jedesmal eine gefährliche Zeit gekommen, in der er gefaßt sein kann, von der Frühlingswelt unverhofft scheiden zu müssen. Wenn die alten Eichen des deutschen Dichterwaldes der Reihe nach hinsinken, dann will es uns allemal vorkommen, als stürzten die Ideale mit, als würde der Nachwuchs stütze- und schattenlos allen Unwettern preisgegeben werden und müßte verkrüppeln und verkommen.

Der Platz, wo Schack gestanden, wird eine leere Kluft bleiben, wenn wir seine dichterische Persönlichkeit ins Auge fassen, deren reine, stille Größe in der langen Reihe der Jahre stets unantastbar emporragte; aber der Eifer und das sichere Urtheil des Kunstmäcens hat dafür auf anderem Kunstgebiete an zahlreichen Stellen, die lange leer standen, kräftigen Nachwuchs gefördert, aus welchem sich bis heute schon manche Koryphäe der deutschen Malerei entwickelt hat. Seine äußeren Verhältnisse haben es dem Grafen ermöglicht, seinen Kunstsinn in ausgedehntem Maße praktisch zu bethätigen, wir beklagen bei seinem Hinscheiden auch den Verlust eines guten Menschen, der seine Stellung und sein Vermögen still und ohne Aufsehen den edelsten Zwecken dienstbar zu machen wußte.

Graf Schack war Dr. phil., Excellenz, Geheimrath und Kammerherr. Für uns war er vor allem der Dichter Schack. Die deutsche Nation, die zu seinen Lebzeiten seinem Schaffen so kalt und interesselos gegenüberstand, kann nun an seinem Grabe reuevoll ausrufen: »Zu spät!« Dem großen Todten möge es aber zum Troste gereicht haben, daß er ein Dichter nicht der großen Menge, sondern der Auserlesensten eines Volkes war.

Der sechzigste Geburtstag des Dichters **Emil Ritterhaus** wurde am 7. April im großen Saale des Weidenhof in Elberfeld durch den dortigen Bezirksverein des deutschen Schriftstellerverbandes in festlicher Weise gefeiert. Die Vertreter zahlreicher literarischer und verwandter Vereine brachten dem Dichter durch schwungvolle Trinksprüche und Anreden ihre Huldigung dar.

Iwan Turgenjew's einstiger Landsitz Spostkoje verfällt und verwildert. Unkraut wächst auf den Wegen des Parks, dessen alte Bäume vernachlässigte und einstürzende Gebäude beschatten.

Das strafgerichtliche Verfahren gegen **Konrad Telmann's** Roman »Unter den Dolomiten« (wegen Gotteslästerung) ist nicht, wie gegen Strindberg u. a., wieder eingestellt, sondern über den Redacteur der »Dortmunder Zeitung«, in der der Roman nach Abdruck in der »Nationalzeitung« erschienen, ist Gefängnißstrafe verhängt, da

Digitized by Google

der Autor zur Zeit in Italien lebt. Die Buchausgabe der »Dolomiten« wird trotzdem unbeanstandet verkauft.

Henrik Ibsen soll jetzt an einem neuen Drama arbeiten, das wahrscheinlich im December erscheinen wird.

Dr. Friedrich Wilhelm Weber, der Dichter der »Dreizehnlinden« ist im 81. Lebensjahre gestorben. Mit ihm verliert Deutschland einen Dichter jener anspruchslosen, romantisch-idyllischen, kindlichen Art, wie sie in unserer nüchternen, hastenden Zeit immer seltener wird.

Neue Theatergründungen bildeten vor kurzer Zeit in Wien das Tagesgespräch. Wir finden, daß in Wien die deutsche dramatische Muse bisher eine sehr karge Pflege fand, obzwar im Publicum gediegenes literarisches Interesse und gründliche, ehrliche Bildung in reichem Maße vorhanden sind. Wie wär's, wenn einmal lauterer Kunstsinn die Gründer leiten wollte? Ein Theater, als Schmuckkästchen in die vornehme Umgebung der Jacquin- oder Metternichgasse hingebaut, geöffnet für Perlen der Dramenliteratur, die sonst von den Bühnen aus pecuniären oder tendenziösen Gründen zurückgesetzt werden: dies wäre ein Unternehmen, der zweitgrößten deutschsprachigen Stadt der Welt würdig und, wir sind davon überzeugt, nicht nur in künstlerischer, sondern auch in materieller Hinsicht in höchstem Grade dankbar und gewinnreich.

Gottfried August Bürger's 100jähriger Sterbetag wird am 8. Juni sein. Aus diesem Anlasse wurde ein Aufruf zur Errichtung eines Grabdenkmales veröffentlicht, welcher von mehreren hervorragenden Literaten unterzeichnet ist.

Ludwig Pfau, der einstige Pariser Gärtner, dann deutscher Freiheitsschwärmer, später Journalist, der empfindungsvolle Dichter und beredte Kunstkritiker, ist in Stuttgart im Alter von 73 Jahren gestorben.

Briefschalter.

Ch. F. in H—r. Unsere gedruckten Karten sagen pure Wahrheit und sind keineswegs eine mit Höflichkeit übertünchte abfällige Kritik. Sie bilden einen zeitersparenden Nothbehelf bei der lyrischen Ueberschwemmung, welcher wir (von Ihrer Seite allerdings am wenigsten) ausgesetzt sind. Wir versenden sie nur an solche, bei welchen wir genügende Selbstkenntniß voraussetzen, um unserer Kritik entbehren zu können.

Mehrere Einsender haben unser Ersuchen um Beilegung von adressierten Antwortkarten falsch verstanden. Nicht deutsche Postkarten meinten wir, denn diese können wir in Oesterreich nicht gebrauchen, sondern Weltpostkarten mit Antwort (»carte de réponse«). Dies sind gebrochene Karten zu 20 Pfennigen. Den Theil für die Antwort löst der Einsender ab und legt ihn seiner Einsendung bei. Natürlich soll das unsererseits nur ein Vorschlag zu Gunsten des Einsenders und kein kategorischer Imperativ sein.

Dr. K. Z. in M—n. Beide Gedichte dankend angenommen.

E. H. in St—n. Für uns nicht vollkommen genug. Sie haben Talent, müssen aber nach größerer Leichtigkeit des Rhythmus trachten. Mit Prosa sind wir reich versehen. Besten Dank.

H. B—r in B—n. Wir können Ihr Verlangen nicht erfüllen, denn Ihre diesmalige Einsendung steht hinter den vorigen zurück. Sie werden ja ohnedies in diesem Jahrgange reich vertreten sein.

O. Sch. in B—g. Keines geeignet. »Rettung« ist am gelungensten und verspricht uns noch Gutes aus Ihrer Feder. Mehr Schneide, weniger überflüssige Adjectiva, fesselndere Stoffe!

E. S. in Br—n. Diesmal ist die »Hoffnung« gut. Angenommen.

P. K. in Z—g. Die Skizze über A. M. ist zu klein und paßt nicht recht in unsern Rahmen. Wenn Sie einen größeren Essay über den Dichter schreiben wollten, wären wir nicht abgeneigt, ihn eventuell zu veröffentlichen.

F. K.-D. in S—e. Mit Sprüchen sind wir heiklich; am liebsten sind uns gar keine, weil alle Witzblätter schon von Epigrammen strotzen. »Mein Trost« angenommen.

E. v. K.-E. in St. P. »Nur einmal« angenommen. Besten Dank für die freundliche Mittheilung.

W. G. in W—s a. Rh.; **E. H.** in L—n (Meckl.); **A. K.** in B—nn a. Rh.; **W. E.** in W—r a. d. Ostsee; **E. P.** in W—thur (Sie adressieren ja noch immer nach Dresden-Striesen!); dankend abgelehnt.

Digitized by Google

Das **Deutsche Dichterheim**, dessen Jahrgänge nun nicht mehr von October zu October, sondern **von Januar zu Januar** laufen werden, eröffnet am 1. Juli das zweite Halbjahr seines vierzehnten Jahrganges. In den vierzehn Jahren seines Bestehens hat es sich in allen Kreisen, welche sich für deutsche Dichtkunst activ oder passiv interessieren, die lebhaftesten Sympathien erworben und eine gefestigte, geachtete Stellung errungen, durch welche es auf einen Theil der lyrischen Production der Gegenwart nicht ohne Einfluß bleibt.

Die Eigenschaften, welchen das Dichterheim seinen gediegenen Ruf verdankt, wird es auch in Zukunft beibehalten. Fern von allem Parteigetriebe und Cliquenwesen wird es rein und unentwegt seine klar vorgezeichneten, friedlichen Bahnen wandeln, der echten Dichtkunst gewidmet, unberührt von der Hast nach Geld, unentweiht von den schmutzigen Waffen erwerbsgieriger Concurrenz.

Das Dichterheim wird nach wie vor durch sein strenges und absolut unparteiisches Urtheil sowohl seinen berühmten Lesern und Mitarbeitern Achtung und Vertrauen einflößen, wie auch den unberühmten, ja unbekanntesten Dichtern, falls diese echtes Talent verrathen, den dornenvollen Weg in die Oeffentlichkeit ebnen. Es wird dagegen sowohl dem anmaßenden Dilettantismus als dem oberflächlichen Tagesschriftstellerthum rücksichtslos seine Spalten verschließen.

Das Deutsche Dichterheim dient keiner Schule, nur der wahren Poesie. Es ist ein Freund der echten Dichterkraft, möge diese der »modernen«, der »real-idealistischen«, der »idealistischen« oder sonst einer vergangenen oder zukünftigen Richtung angehören. Es huldigt auch keinem Personen- und Autoritätencultus, sondern ehrt das Gute und Edle auch dann, wenn es im Verborgensten blüht.

Das Deutsche Dichterheim, welches zweimal monatlich in der Stärke der vorliegenden Nummer erscheint, bildet auf diese Art einen Spiegel der dichterischen Production der Gegenwart. Es ist eine permanente moderne Anthologie, welche jedem, der sich für deutsche Dichtkunst interessiert, sich über sie auf dem Laufenden erhalten oder in ihr mitthätig sein will, zur unentbehrlichen Lectüre wird.

Das Abonnement beträgt (freie Zusendung eingeschlossen) 5 Mark für das Halbjahr, zahlbar im Vorhinein. Man kann durch jede Buchhandlung pränumerieren oder auch direct durch

Die Expedition des Deutschen Dichterheims in Wien,
VIII. Auerspergstraße 5.

Schluß der Redaction am 20. April 1894.
Die nächste Nummer (Nr. 14) erscheint am 15. Mai 1894.

Inhalts-Verzeichniß:

»Gottfried Keller's Frauengestalten« von Franz Wichmann, Gedichte von Maurice von Stern, Karl Bienenstein, Otto Michaeli, Emil Graf Zeleki, Alfred Friedmann, L. H. Rohe, Adalbert v. Majerszky, Konrad Telmann, Leo Rübiger, Marie von Najmajer, Fritz Eberhardt, Ottilie Siebenlist, Anton Ohorn, Fritz le Feubure, Hans Benzmann, M. Kernbach, Helene Kernbach, Karl Sacher, Paul Lanzky, E. Tonglet-Hanstein, Theodor Freiberg, Anton Arnold Wurm, Hermann Buschhammer, Hugo Neumann, Walter Jesinghaus, Alma Hellmuth, Silvia Andrea. Paul Heinicke, Adyr Seyth, Berthold Funke, Eugen Prock, Benno Radeck, Helene Swarth. — Bücherschau. — Notizen. — Briefschalter.

☞ Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition**, Einsendungen an die **Redaction des Deutschen Dichterheims in Wien**, VIII. Auerspergstraße 5.

Verlag „Deutsches Dichterheim" in Wien. Chefredacteur: Adalbert v. Majerszky.
Verantwortlich: Ludwig Werner.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)
Herausgeber: **Adalbert von Majerszky.**

Monatlich 2 Mal. — Preis: 5 Mark halbjährl., vorauszahlbar. — Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direct durch die Expedition des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Auerspergstraße 5. — Abbestellungen werden nur bis 30. Juni, bezw. 31. December angenommen. Einzelne Nummern à 50 Pfen. 5 Stück einer Nummer 1 Mark 50 Pfen.

An eine Freundin.

Dir mögen Schmeichler süßen Weihrauch streuen,
Und, wähnend dir zu dienen, sich verbinden
Mit der schon großen Zahl der Vielgetreuen,
Die laut die Mär' von deinem Ruhm verkünden.

Ich schmeichle nie und werd' mich nimmer scheuen,
Für dich der Wahrheit Fackel anzuzünden;
Ich will, um dich auf's höchste zu erfreuen,
Ein unentweihbar Heiligthum dir gründen.

Dem wilden Beifall ungeschulter Mengen
Gelingt es leicht, dich flüchtig zu entzücken;
Dich wahrhaft und dich dauernd zu beglücken,

Blieb vorbehalten andern, bessern Klängen —
Den Worten, die sich aus dem Herzen drängen,
Damit die Küsse drauf ihr Siegel drücken.

Emil Graf Zelecki.

Digitized by Google

Gottfried Keller's Frauengestalten.

Von

Franz Wichmann.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Figura Leu im »Landvogt von Greifensee« lebt ähnlich wie die Musa im »Tanzlegendchen«, fast nur vom Tanzen und Springen und von einer Anzahl Späße. Aeußerlich immer ganz ernsthaft, geht sie sogleich auf jeden Scherz ein. Ihre Schalkheit ist geistreich. Wenn sich die Schwermuth einmal bei ihr einstellt, so ist sie um so lustiger und thörichter, um sie zu verscheuchen. Nur einen Augenblick überläßt sie sich den Thränen, dann entflieht sie der Trauer mit instinctiver Eile. Bei einer lustigen Unterhaltung ertönt Figura's silbernes Gelächter fast ohne Aufhören. »Ihr Lachen,« sagt Keller, »klang wie die Glocke, die den goldenen Feierabend einläutet. Sie ist die Verkörperung des reinsten und schönsten Humors. Ihr klares, helles Bild zeigt manche Züge von des Dichters eigener Natur und ist auch mit ganzer Liebe von seiner Künstlerhand gezeichnet. Der Humor ist ihm etwas Göttliches, und seine Verkörperung in Figura erscheint ihm selbst als etwas Himmlisches.« So heißt es an einer charakteristischen Stelle:

»Figura Leu aber klatschte in die Hände und rief fröhlich: »Nun sind wir alle Uebelthäter — und von welch schöner Sorte! Darauf wollen wir anstoßen!« Wie sie das geschliffene Gläschen mit dem bernsteinfarbigen Wein lächelnd erhob und ein Strahl der Nachmittagssonne nicht nur das Gläschen und die Ringe an der Hand, sondern auch das Goldhaar, die zarten Rosen der Wangen, den Purpur des Mundes und die Steine am Halsband einen Augenblick beglänzte, stand sie wie in einer Glorie und sah einem Engel des Himmels gleich, der ein Mysterium feiert.«

Das Lachen erscheint bei Keller auch wie ein Sonnenstrahl des Trostes, der in die Nacht des Unglücks fällt.

So kann Nettchen in »Kleider machen Leute«, in der längsten Stunde ihres Lebens, als sie sich aus allen Himmeln gestürzt und ihren Bräutigam als Betrüger entlarvt sieht, bei dem Anhören seiner Geschichte, trotz des Ernstes zuweilen nicht einen Anflug von Lachen unterdrücken. Noch stärker tritt dieser Zug bei dem leidenschaftlichen Trotzkopf Küngolt in den »Züricher Novellen« hervor, die schon in ihrer Jugend über den armen, unwissenden Dietegen spottet, und deren offene, freundliche Augen zuweilen muthwillig blitzen. Wunderschön entfaltet sich die angeborene Heiterkeit dieses Mädchens in der Zeit schweren Leidens. Auch in der Gefangenschaft schwindet ihre Laune nicht. Sie freut sich über den sie anbetenden Kaplan, überläßt sich einer aufwachenden, kleinen, anmuthigen Heiterkeit und behält immer eine bescheidene Fröhlichkeit; selbst im Elend, als sie erkannt, daß Dietegen sie für schlecht hält, kann sie im weinenden Kummer einen Lachreiz nicht unterdrücken über das Bild am Ofen ihrer Gefangenstube, wo der Adam statt eines vertieften Nabels ein erhabenes, rundes Knöpfchen auf dem Bauche hat. Sogar auf dem Todeswege denkt sie »So kann es einem ergehen« mit einem fast merklichen Lächeln. Es bleibt immer ein Restchen von Schalkheit in ihr. Sie amüsiert sich heimlich über alles, was ihr zugestoßen. »So kann es einem ergehen,« sagt sie wieder, als sie zufrieden zum erstenmale an der Seite ihres Mannes liegt.

Das gutmüthige, zuthuliche und stille Gritli in den »Missbrauchten Liebesbriefen« hat ebenfalls Sinn für echten Humor und schreibt neckische Briefe. Ein neckischer Kobold ist ihre Freundin Aennchen, die mit ihrer schelmischen Gewandtheit fast an ihre Namensschwester im Freischütz erinnert. Sie ist witzig, plaudert heiter und anmuthig und liebt lebensluftig eine ersprießliche Zerstreuung. Aber auch ganz andere Naturen kennen das Lachen.

Bei der ernsten und strengen Fides im »Hadlaub« bricht doch zuweilen eine natürliche Heiterkeit durch, eine ehrliche Schalkhaftigkeit schlummert in ihrem Wesen. Selbst die knauserige und allzu haushälterische Manessin, die sich, in der gleichen Novelle, vor jeder Mahlzeit über die kostspieligen Vorbereitungen ärgert, ist hernach bei der Tafel über die bestandene Mühe aufgeräumt, fröhlich und macht allerlei Witze.

Die lächelnde Sicherheit ist eine Eigenschaft, die Keller gern seinen Frauengestalten beilegt. Selbst die etwas zweifelhafte, lange Freska von Bergamo in den »Züricher Novellen« besitzt dieselbe. Am schönsten aber tritt sie in dem »Fähnlein der sieben Aufrechten« an der jugendlichen, leicht spöttischen und zum Lachen geneigten Hermine Frymann hervor. Den Erfolg ihres Geliebten beim Scheibenschießen bewirkt sie im wesentlichen durch den lachenden Ausdruck ihres Gesichtes. Nachdem sie Karl von Scheibe zu Scheibe begleitet und ermuntert, lacht sie nach den ersten Treffern auch, aber nur mit den Augen. Mit dem Munde ermahnt sie ihn ernsthaft zu weiteren Erfolgen. Als jener nicht mehr als fünfundzwanzig Schüsse

Digitized by Google

auf den Becher verwenden will, sagt sie beinahe zärtlich: »Du bist ja hübsch grundsätzlich und haushälterisch, das gefällt mir. Wenn ich ein Schütz wäre, so wollt' ich es schon zwingen.« Dann ermuntert sie ihn weiter mit dem Lachen der Augen. »Es glühte,« sagt Keller, »etwas Herbes und Tyrannisches mitten in der lachenden Süßigkeit ihres Blickes. Zwei Geister sprachen beredt aus seinem Glanze, der befehlende Wille, aber mit ihm verschmolzen die Verheißung des Lohnes, und aus der Verschmelzung entstand ein neues geheimnisvolles Wesen.« Als der Schütze endlich das Ziel, die fünfundzwanzig Treffer erreicht hat, da lacht Hermine auch mit dem Munde.

Das Lachen der Frauen besitzt also eine mächtige, bezaubernde Naturgewalt dem Manne gegenüber.

So erwärmt in den »Sieben Legenden« Berthrade, das schöne und gute Weib des Grafen Gebizo, gleich einer Sonne die Gemüther der Gäste und sucht den immer mehr verarmenden Gatten mit ihrem Lächeln aufzuheitern. In den »Sieben Legenden« hat Keller den Trumpf seiner Frauendarstellungskunst ausgespielt, indem er nicht davor zurückscheut, auch die Mutter Gottes mit den Lieblingszügen seiner Frauen auszustatten. Und in welch wundervoller Weise ist ihm das gelungen! Die Jungfrau stellt bei ihm die reine, gesunde, sittlich gute und zugleich lebensfrohe und schelmische Natur des Weibes dar, ins Göttliche erhoben. Seine Himmelskönigin besitzt wie die schönen und guten Erdentöchter natürlichen Humor und macht gern einen Scherz, um das Edle dadurch zu belohnen. Sie erheitert sich selbst dadurch und beglückt die Menschen mit ihrer neckischen Anmuth. Nachdem sie ihren Platz in der Kapelle verlassen und in allerlei Wandlungen und Gestalten den Bedrängten geholfen, steht sie hernach wieder, ihrer freundlich schelmischen Gemüthsart entsprechend, so still und heilig auf ihrem Altare, als sei sie nie heruntergestiegen.

Wenn Keller in dem Humor eine Verherrlichung des Göttlichen sieht, so ist es begreiflich, dass bei ihm die entgegengesetzten niedrigen und schlechten Naturen der Himmelsgabe des Lachens entbehren. Schon geistig beschränkte und ärmliche Naturen, wie die Barbara im »Landvogt von Greifensee«, pflegen bei ihm nie zu lachen. Das Fehlen des Humors erscheint ihm geradezu als ein schlimmes Zeichen für den Charakter. So weiß er uns die Frauen der finsteren Ruechensteiner im »Dietegen« nicht ärger zu schildern, als wenn er berichtet, dass sie so streng blickten, so unfreundlich und sauer, dass man zweifelte, ob sie je in ihrem Leben gelacht.

Wenn also eine anmuthige, seelische Heiterkeit den meisten Frauencharakteren des Dichters eigen ist, so hat er trotz seiner Vorliebe für den Humor doch im eigentlichen Sinne des Wortes komische weibliche Figuren nur in geringer Zahl geschaffen. Manche, wie die »Grasmücke« im »Landvogt von Greifensee«, wirken wohl durch einzelne Charakterzüge komisch, ohne direct humoristisch geschildert zu sein. Das ist dagegen bei Züs Bünzlin in den »Drei gerechten Kammachern« und nicht minder bei der mit einem schwärzlichen Schnurrbart gezierten Haushälterin Marianne des Landvogts der Fall. »Sie war,« sagt Keller, »die seltsamste Käuzin der Welt, wie man um ein Königreich keine zweite aufgetrieben hätte.« Lange Zeit Marketenderin, hat sie fluchen gelernt, wie ein preußischer Wachtmeister. Ihre neun Kinder sind eins nach dem andern weggestorben, was ihr »jedesmal fast das Herz brach, das jedoch stärker war als alle Schicksale«. Als sie gealtert und der Mann ihrer überdrüssig geworden ist, erkauft sie ihm den Abschied vom Regimente, lässt ihn gehen und sucht selbst ihr Glück in der Welt. Leidenschaftlich in allen ihren Aeußerungen, lässt sie doch immer ihr tiefes Gemüth aus aller Rauheit hervorleuchten.

Eine komische Figur ist auch die Erzieherin der Lucie im »Sinngedicht«. Sie verwendet alle ihre Tage mit dem Vermehren und Ordnen einer Käfersammlung. Weil sie den Namen »Hans« über alles bewundert und liebt, hat sie selbst den Namen »Hansa« angenommen. Neben ihrem pädagogischen Berufe handelt sie auch mit Käfern, welchem Handel ihr schwarzes Seidenkleid seine Existenz verdankt. Sie trägt einen großen ägyptischen Skarabäus aus edlem Stein und in Gold geschnitten als Brustnadel angesteckt und führt stets ein Fläschchen mit Spiritus zum Tödten der Käfer bei sich. Mit poetischer Gerechtigkeit lässt Keller sie zuletzt einen Naturalienhändler heiraten, dem sie die Buchhaltung und speciell den Einkauf der Käfer besorgt.

Mit einer Lauge von bitterem Spott übergießt der Dichter diejenigen Frauen, die ihm einen Beigeschmack von Emancipation zu haben scheinen. So sehr er, wie wir im weiteren sehen werden, männlich starke Charaktere bei dem weiblichen Geschlechte bevorzugt, so unausstehlich ist ihm jede Ueberschreitung der natürlichen Grenze zwischen den Geschlechtern. Ist ihm schon die falsche Originalitätssucht bei den Männern, wie er sie in der Rahmenerzählung zum ersten Band der »Züricher Novellen« geißelt, ein Greuel, wie viel mehr muss sie ihn erst bei den Frauen abstoßen. Eine vollständig Emancipierte hat er uns in der Eugenia in den »Sieben Legenden« geschildert. Das Motto aus dem fünften Buche Mosis ist dabei für seine Anschauung charakteristisch:

*

Digitized by Google

»Ein Weib soll nicht Mannesgeräthe tragen und ein Mann soll nicht Weiberkleider anthun, denn wer Solches thut, ist dem Herrn, deinem Gott, ein Greuel.«

Die Frau soll bei Keller den Ehrgeiz der Schönheit, Anmuth und Weiblichkeit haben. Dagegen versündigt sich das feine Römermädchen Eugenia, die wie ein Student gelehrte Schulen besucht, begleitet von zwei niedlichen Knaben als Leibwache, die Keller nach ihrem zugestutzten Aeußern mit köstlichem Spotte die »zwei Hyacinthen« nennt. Mit diesen Zierpflanzen geht sie sogar in Männertracht als Mönch ins Kloster. Aber im weiteren zeigt sich, dass Weiber keine Männerwerke thun können, nicht einmal im Dienste Gottes. Das Geschlecht lässt sich nicht verleugnen. Auch hier tritt ein Umstand ein, der zum Geständnis zwingt. In wundervoller Weise führt Keller diese Entscheidung auf die äußerste Nothwendigkeit hinaus. Da Aquilinus sich ungläubig stellt, bleibt ihr nur das letzte Mittel. Bleich wie eine weiße Rose und in Scham und Verzweiflung zusammenbrechend, mit dem Rufe: »So helfe mir Gott!« muss sie selbst das Mönchsgewand über ihrer Brust zerreißen, um ihr Geschlecht zu zeigen und sich fortan, ihren Irrthum büßend, dem Studium ehelicher Liebe und Treue hinzugeben.

Aber diese Eugenia, die auch nur mit mildem Spotte behandelt ist, bildet eine Ausnahme. Wo sonst noch emancipierte Frauen bei Keller auftreten, erscheinen sie unverbesserlich.

Zu diesen gehört vor allem Kätter Ambach in den »Missbrauchten Liebesbriefen«, ein Fräulein von sechsunddreißig bis achtunddreißig Jahren, die seit dem vierzehnten Jahre auf allen Liebhaberbühnen die erste Liebhaberin gespielt hat, die für ihr Leben gern Briefe schreibt, welche sie mit »Käthchen Ambach« unterzeichnet, die ebenso keck und vordringlich wie hässlich ist, und zu alle dem noch einen »höheren Geist« besitzt. Fast noch schlimmer sind im »Sinngedicht«, in dem sich Keller überhaupt mit der Frauen-Emancipation auseinandersetzt, die drei schöngeistigen Damen in der »Regina« geschildert, die alles und jedes verehren und beschützen, was von sich reden macht, und die Keller spottend »die drei Parzen« nennt, weil sie jeder Sache, deren sie sich annehmen, schließlich den Lebensfaden abschneiden.

Eine würdige Genossin derselben ist die junge Emancipierte, die sich »Maler« titulieren lässt, aus Geiz des Morgens nur rohes Obst und Brod isst, ein schäbiges Filzhütchen trägt, die Hände zu beiden Seiten in die Kleidertaschen steckt und von dem Dichter in bezeichnender Weise »ein weiblicher Schmierteufel« genannt wird. Es ist besonders die Schönheitsliebe, die Keller jeden Emancipationstrieb mit beißendem Spotte verfolgen lässt. »Was werden das für traurige Zeiten sein,« ruft er einmal aus, »wenn es so kommt, dass mit den lichten Kleidern und den fliegenden Locken der jungen Mädchen und Frauen die Frühlingsluft aus der Welt flieht!« Die Blaustrümpfe sind ihm daher in gleicher Weise verhasst wie die Emancipierten, und im »Sinngedicht« nimmt er einmal Lucie ängstlich vor einem Verdachte in dieser Richtung in Schutz.

Nachdem wir so eine Haupteigenthümlichkeit der Keller'schen Frauengestalten geschildert haben, könnte man meinen, dass der Dichter bei seiner Neigung für das Heitere und Lebensfrohe vielleicht vorzugsweise leichtfertige und oberflächliche Frauencharaktere dargestellt habe. Aber das ist keineswegs der Fall. Es finden sich unter der großen Zahl seiner Frauen nur sehr wenige sogenannte zweifelhafte Figuren, die mit ihrem genussüchtigen Leichtsinn an der Grenze des Sittlichen stehen. Im Gegensatze zu unseren modernen Realisten thut er solche Gestalten am liebsten mit ein paar kurzen Strichen ab. Die Beschäftigung mit ihnen ist ihm offenbar unangenehm. So schreckt er bei der Frau Litumlei im »Schmied seines Glückes« vor einer ausführlichen Schilderung des Unkeuschen zurück. Redend wird diese Ehebrecherin niemals eingeführt. Der Hauptgrundzug ihres Wesens ist eine lüsterne Trägheit und Genussucht, aus der sich bei ihr alles erklärt. Aber niemals behandelt der Dichter solche Gestalten mit Abscheu. Er schildert sie ohne ein Wort des Tadels, wie sie sind, und er ist immer bereit, irgend einen verzeihlichen Grund für ihre Schwäche zu finden. So ist Frau Litumlei mit einem alten, unfähigen und lächerlichen Männlein verbunden; das schöne, muntere und kokette Aennchen in den »Missbrauchten Liebesbriefen« besitzt einen gleichgiltigen und theilnamslosen Gatten.

Eine meisterhafte Zeichnung solcher Art ist die der Freska von Bergamo in der »Ursula«.

»Hansli,« heißt es, »empfand einen Abscheu vor dem unbegreiflichen Gemische ruhigen, praktischen Wesens, gemeiner Zweckmäßigkeit, Liebe, Treue und Schamlosigkeit, welches in der edlen Gestalt zum Vorschein kam.« Während es Keller im »Schlimmheiligen Vitalis« mit richtigem Gefühle unterlassen hat, die rothhaarige Hetäre unserem Auge näher zu bringen, hier bei der Freska kann er es sich nicht versagen, dieser verlorenen Seele, die trotz ihres leichten Lebenswandels doch einem verbannten Mörder getreu bleibt, die Sympathien des Lesers zu erwecken. Als Hansli fragt: »Und willst du wirklich an jenem Verlobten hängen, der ein Todtschläger und Verworfener ist?« antwortete sie: »Warum nicht! Ein Verworfener ist er nicht,

Digitized by Google

sondern nur ein armer, wilder Mensch, der nöthig hat, dass man ihm hilft und für ihn sorgt. Wir sind von Kindesbeinen an für einander gewesen und lassen nicht von einander.« Das klingt wie das Evangelium der Liebe aus dem Munde des Heilands, und mit dieser Offenheit und ihren anderen, eigenen Sittlichkeitsbegriffen erscheint uns selbst eine solche Gestalt nicht abstoßend, sondern schön.

Sogar für Feniza Major im »Sinngedicht«, jenes Räthsel einer dämonisch weiblichen Natur, die nur an sich selbst, ihren Reichthum und an die Kirche glaubt und sich in einem unergründlichen sittlichen und geistigen Zustande befindet, hat Keller nur eine versöhnende Beurtheilung, indem er mit Bezug auf Don Correa die Frage aufwirft:

»War sie schuldiger, weil das Geschöpf den wahren Menschen in ihm nicht geahnt hatte, als er, dem es mit der Bestie in ihr gerade so ergangen war?«

Einen leichten Anflug von Bedenklichkeit hat auch der Charakter der Salome im »Landvogt von Greifensee«. In ihrer Jugend ist sie ein ganz klein bischen leichtfertig gewesen und hat einen leisen Zug — aber noch von der guten Seite — mit der Lydia in »Pankraz dem Schmoller« gemein. Sie weiß wohl, dass ans Heiraten nicht zu denken ist, meint aber, ein angenehmer, selbst traulicher Verkehr sei wohl um so eher erlaubt. (Schluss folgt.)

Der Musen Gunst.

Bleibt auch der Leib am Erdenstaube kleben,
Mit Müh' und Sorgen sich hindurch zu winden;
Kann auch der Körper hier nicht Ruhe finden,
Vermag sich doch die Seele zu erheben.

Ist's Unrecht denn, dem Schönen zuzustreben,
Wenn harter Arbeit schwere Fesseln binden?
Nein! Auf der Muse Frühlingshauch — dem linden —
Darf kühn der Geist zu reinen Höhen schweben.

Doch der Vollendung Höhe zu ersteigen —
Nur selten weilt ein Sterblicher hienieden,
Dem so der Musen höchste Gunst zu eigen.

Ein Stern wird er aus lichter Höhe glänzen;
Und uns ist dann das schöne Los beschieden,
Mit Lorbeern ihm die Stirne zu bekränzen.

Christian Klemes.

Hinter den Bergen.

Die blauen Berge schließen
Die Wiesenlandschaft ein,
Als könnten hinter diesen
Nicht auch noch Berge sein,
Nicht andre Bergesketten
Mit Wäldern herbstlich bunt,
Mit Schlössern und mit Städten
Und Flüssen tief im Grund.

Die lichten Wolken verbauen
So dicht das Firmament,
Als hätte dort droben im Blauen
Die weite Welt ein End'.
Als kreisten nicht andre Welten
Hoch oben im fernen Raum,
Mit andern Dulden und Helden,
Mit Glück und Trauer und Traum.

Digitized by Google

Die Erde ist nur ein Gestirnlein.
Ein winzig Raupennest,
Ein ärmlich Betteldirnlein
Auf dem großen Planetenfest;
Wir Menschen sind nur Zwerge.
Du zieh das Facit draus!
Und merke, hinter dem Berge
Sind auch noch Leute zu Haus!

Otto Michaeli.

Einst war es anders!

Der Flieder schwankt in düfteschweren Dolden,
Hellschimmernd ruht die Welt im Blütenschnee,
Aus dunkeln Hecken glänzt es weiß und golden,
Und seine ersten Rosen wiegt der See.
Ein Falter schwebt um Kelche, thaubesprühte,
Und rastet, Düfte trinkend — zitternd — lang —
Einst war es anders, wenn der Frühling glühte,
Wenn sehnsuchtsschwer die braune Drossel sang.

Einst schritten wir zu Zwei'n in Licht und Wonnen,
Einst grüßte uns das Wunder Brust an Brust,
Und deine Augen waren meine Sonnen
Und deine Lippen meine Lenzeslust. — — —
Auf deinem Grab' die hohe Lilienblüte
Starrt schweigend in den üppig reichen Flor —
Einst war es anders, wenn der Frühling glühte,
Einst war es anders, eh' ich dich verlor.

Tony Sturm.

Gorgo.

Lehn' ich im Sessel, denk' ich meiner Liebe,
Stets fällt mein Blick auf der Meduse Haupt,
Das unerbittlich auf mich niederschaut,
Die Lippen wie in herbem Hohn verzogen.
Unmöglich ist's, im Glück ein Leid zu fassen,
So groß wie deines, Gorgo, dass erstarrt
Das übervolle Herz!
Seh' ich ihn wieder,
Umschlingen seine Arme meinen Leib,
Kann ich's nicht fassen, ist es Weh, ist's Glück,
Was mir den Pulsschlag lähmt, den Athem raubt —
Wie große Glut und Frost nicht sind zu scheiden —
Dann, Gorgo — tödte mich!

Hermine von Preuschen.

Digitized by Google

Pfingstlied.

Wie lieblich locken
Mit hellem Klange
Die Pfingsttagsglocken
Von allem Zwange
Dich jetzt hinaus.
Es blüht im Thale
Beim Sonnenstrahle
In bunten Farben
Der Blumen Strauß.

Welch wonnig Leben
Auf allen Auen,
Und Blüten weben
Den rothen, blauen
Und duftigen Kranz.
Die Lerchen steigen
Beim frohen Reigen
Hoch in die Lüfte
Im Sonnenglanz.

Die Wälder rauschen
Und flüstern leise,
Und du mußt lauschen
Der frommen Weise
Der Allnatur.
Du horchst den Bienen
Und ziehst mit ihnen
Mit frohem Herzen
Auf Feld und Flur.

Die Bäche schäumen
Aus Felsenschachten; —
Aus tiefen Träumen
Sie jäh erwachten,
Nicht gilt's zu ruhn.
Und unter Erlen
Siehst du die Schmerlen,
Die sich im Spiele
Vergnügen nun.

Jetzt gilt's zu greifen
Zum Wanderstabe,
Daß rastlos Schweifen
Das Herz dir labe
Und neu erfrischt.
Bis fern im Westen
Nach frohen Festen,
Der Strahl der Sonne
Im Meer erlischt.

Und sinkt dann leise
Der Abend nieder,
Dann lausch' der Weise
Und auf die Lieder
Der Nachtigall.
Sie preist im Sange
Mit hellem Klange
Den Weltenschöpfer,
Das Weltenall.

Heinrich Zeise.

Der Schatz des Monacello.

Im todten Thal zu Casamicciola
Die bösen Monacelli einsam hausen.
Verdammte Mönche sind es. Wer sie sah,
Den packte Todesahnung, jähes Grausen.

Ein Eseltreiber einst von Lacco kam,
Der seinen Lohn beim Morraspiel vertrunken.
Bald trieben heimwärts Reue ihn und Scham,
Bald stand er still, in wüsten Traum versunken.

Jetzt trat er ein ins starre Trümmermeer.
Wie Särge lagen rings im Mondenscheine
Die Lavablöcke; alles still und leer.
Da plötzlich klang es zischend im Gesteine.

Digitized by Google

Zusammenfuhr der wegemüde Tropf,
Der schon sich niederließ, um kurz zu rasten.
Das Lavahühnchen hob empor den Kopf —
Und Beppo stürmte fort mit wildem Hasten.

Nun hielt er wieder. Aus dem Felsen tief
Erscholl es gurrend, schnurrend, ihn zu necken.
Die Foppkuh war's, die ihre Jungen rief.
Wie Schatten hüpfte es aus den Verstecken.

Der Pfad war eng. Das fahle Mondenlicht
Blieb draußen vor der Schlucht. Bergwasser tropfte
Dem irren, bleichen Beppo ins Gesicht,
Als tastend er auf nackte Felsen klopfte.

Auf einmal glitt es kollernd durch den Spalt.
Aus einer Esse tausend Funken stoben.
Dort stand ein Mönchlein, hager, grau und alt,
Das schwang den Hammer, pustend zog's am Kloben.

Mit tiefem Blick sah es den Treiber an:
»Hi, hi — wie keck! Wess' hast du dich vermessen?
Was willst du hier? Du hast den Lohn verthan,
Du hast zu Lacco Weib und Kind vergessen!

Doch nimm — und eile, dass du kömmst nach Haus!«
Ein Klumpen Gold, noch glühend, flog vom Herde.
»O heil'ge Jungfrau!« rief der Treiber aus
Und schlug ein Kreuz mit ängstlicher Geberde.

Im Nu verschwanden Mönch und Herd und Schlot.
Der arme Beppo griff mit zagem Muthe
Nach seinem Schatz, der gleißend, dunkelroth,
Am Boden lag, und barg ihn in dem Hute.

Drauf schlich er fort, zum Sterben müd und matt,
Doch kam er heim, noch eh' gegraut der Morgen.
Er schlief, und unter seiner Lagerstatt
Der Schatz des Monacello lag verborgen.

Kaum war es hell, als Restituta schon,
Das treue Weib, in Feld und Garten schaffte,
Bis ihren Beppo jäh der Glocken Ton
Aus tiefem Traum zum Tagewerk entraffte.

Sie war so still. An ihrem Auge hieng
Die Thräne sorgenvoller, banger Stunden.
Dem armen Beppo durch das Herz es gieng.
Er sprach: »Sei gut, hab' einen Schatz gefunden!«

Digitized by Google

Sie lächelte, indes er kund ihr that,
Was er erlebt im Thale voller Grauen.
Sie lachte laut, als er zur Kammer trat,
Den großen Fund im Lichte zu beschauen.

Bei allen Himmeln — eine faule Frucht
Nur war's, die eifrig er hervorgezogen.
»Ha, falscher Monacello, sei verflucht!«
Rief Beppo. »Schnöde hast du mich betrogen!«

In einem Winkel grub er schnell sie ein,
Um nimmermehr das Spottgeschenk zu sehen.
Dann sah man Tag für Tag ihn im Verein
Mit Restituta still zur Arbeit gehen.

Er mied ein Jahr lang nach der tollen Nacht
Jedweden Wein, das Spiel ward ganz verschworen.
Da stieg aus seines Feldes reicher Tracht
Das Glück, das Beppo ewig schien verloren.

Im Gartenwinkel aber lachten hold,
Dort, wo er einst den faulen Schatz versteckte,
Melonen, üppig-glänzend, hell wie Gold,
Und zum Genuss des Gärtners Hand sich reckte.

Sie schmeckten süß! In ganz Italia
Kein solch Gewächs! Bald prangten Romas Mahle
Mit Beppo's Frucht von Casamicciola,
Dem Schatz des Monacell vom todten Thale.

Max Kunath.

Waldeinsamkeit.

Es blickt die Sonne so strahlend hell
  Vom blauen Himmel hinab,
Es schimmert so goldig der sprudelnde Quell,
  Der schäumend brauset bergab.
Blaublümlein neigen ihr schwankes Haupt
  In seine krystallene Flut,
Ein schillernder Falter raubt
  Der Rose berauschend Blut.
Die Wipfel der Bäume neigen
  Sich flüsternd einander zu:
O Wald, in deinem Schweigen
  Wie friedensreich bist du!

Herbert von Oken.

Digitized by Google

Nachklang.

An

Frau Clara Schumann,

nach einem Concertvortrage Schumann'scher Compositionen.

Such harmony is in immortal souls.

Shakespeare.

Als sich der Erde dessen Geist entrungen,
Den Gott bestimmt, dein Leben zu verklären,
Erklang ein neues Lied in Himmelssphären,
Von ew'gem Licht, von Seligkeit durchdrungen.

Dem Engel, der sich singend aufgeschwungen,
Wollt' eine Bitte Gott der Herr gewähren:
Du mögest diesseits schon die Seele nähren
Von Harmonien, der Ewigkeit entsprungen.

Das heil'ge Feuer weiter zu entzünden,
Bist du als treue Priesterin erkoren; —
Und ob wir weinend noch am Grabe stünden

Des Edlen, den die Welt zu früh verloren,
So darf dein Saitenspiel uns tröstend künden,
Dass in dir zwiefach ward sein Geist geboren. —

Emilie Broeschet.

L. van Beethoven's Neunte Symphonie.

Mit Schlusschor über Schiller's Ode: »An die Freude«.

Ob rauschend längst der letzte Ton verklungen,
Noch lebt forthallend mir in Herz und Ohr
Das Hohelied, das sich emporgeschwungen
Wie Adlerflug, in lautem Jubelchor;
Das Hohelied der wahren Himmelsfreude,
Die jubelnd auffjauchzt und die selig weint;
Das Hohelied der süßen Erdenfreude,
Der eine Stunde alle Himmel eint;
Der Freude, wie sie klingt, bald laut, bald leise,
Bald kurz, bald lang, in immer neuer Weise.

Bald tönt's wie Glockenklang auf Meereswogen,
Bald wie der Sturmbraut jubelnd Hochzeitslied;
Jetzt kommt's wie sonnig Morgenroth gezogen,
Und plötzlich Blitz auf Blitz hellfunkelnd sprüht;
Bald haucht's wie Dankgebet aus Seelentiefe,
Bald dröhnt's wie Auferstehungs-Mahnungswort,
Bald singt's, als ob der lichte Frühling riefe,
Bald grollt's wie unterird'sche Flammen fort;
Die unergründlich mächt'gen Tongewalten,
Sie müssen immer reicher sich gestalten.

Digitized by Google

Und auf der Töne Zauberflügel schwebend,
Folgt jede Seele feurig diesem Bann;
Bald süßberauscht, bald tiefdurchschauert bebend,
Sie seinem Arm sich nicht entwinden kann;
Er trägt sie fort mit göttergleicher Stärke
Hoch über alles niedre Erdenleid,
Hoch über alle kleinen Menschenwerke
Bis an die Grenzen der Unsterblichkeit:
Nie ist des Glaubens letzter Stern gesunken
Dem Herzen, das einst Himmelsluft getrunken.

Nicht nur ein Bild, ein ganzes, reiches Leben
Ist's, was der Töne Meister uns gezeigt;
Doch still! Der Genius will die Schwingen heben,
Und lauschende Erwartung ringsum schweigt.
Und horch! — Das ist des Meisters eigne Seele,
Was lebenathmend durch die Töne kreist;
Was stolz sie auch im tiefsten Innern hehle,
Die Kindesseele mit dem Herrschergeist;
Hier ringt sich's jubelnd frei in Sturmaccorden,
Hier ist dem Schmerz ein Lösungswort geworden.

Und bebend ringt in grenzenlosem Sehnen
Das Herz nach Klarheit, ew'ger Sterne Licht,
Es kämpft und fleht; mit heißen Reuethränen
Wirft es sich hin vor Gottes Angesicht.
(Allegro ma non troppo.) — Und da die Sterne plötzlich jäh erblassen
Und weitum herrscht die trauerdüstre Nacht;
Will wilder Schmerz es wieder heiß umfassen,
Doch trotzig bäumt sich's auf der dunklen Macht;
Und durch den Nebel, der herabgesunken,
Sprühn blitzend einzeln lichte Freudenfunken.

Wonach die düstre Seele heiß gerungen,
Was sie umsonst in Leidenschaft erstrebt:
Das nächste Bild ist tief davon durchdrungen,
Das ganz in heißer, wilder Freude lebt,
Die süßberauschend Herz und Sinn verwirret,
(Scherzo.) Und doch an sel'ger Wonne Träumen gleicht;
Die toll von Lust zu Lust aufjauchzend schwirret
Und lachend dir den leeren Becher reicht;
Nur wie ein Echo, das uns will versöhnen,
Klingt rein ein Lied hindurch in frohen Tönen.

Aus wirrer Leidenschaft bacchant'schem Treiben
Steigt auf der Geist in reine Aetherluft;
Zurück muss Erdenstaub und Taumel bleiben,
Und leis' webt nur des Glaubens Weihduft.
In wunderbarem, seligsüßem Bangen
Fühlt sich die Seele eins mit Gottes Geist,

Digitized by Google

(Adagio.)

In innigem Gebet ist aufgegangen,
Was unverstanden heiß die Brust durchkreist,
Sie schluchzt und jauchzt, der Himmel muss verdrängen,
Was nachhallt noch von ird'schen Freudenklängen.

Zum Frieden ist der Geist hindurchgedrungen,
Das Herz lässt froh des Himmels Banner wehn;
Da plötzlich ist der Himmelstraum verklungen,
Auf ird'schen Bahnen soll es weiter gehn.
Noch wallen ringsum düstre Nebelstreifen,
Doch sieh, durch Wolken steigt die Sonne auf,
Und träumend goldne Lichter weithin schweifen,
Und helle Freude hält den Siegeslauf;
Ob dumpf noch unterird'sche Stimmen grollen,
Sie reicht den Becher dir, den ewig vollen.

(Finale.)

Und stürmisch bricht's hervor in Jubelworten
Das Hochgefühl, das fast die Seele sprengt;
Und »Freude, Freude!« tönt es aller Orten:
»Stimmt ein, wem je ein Freundesherz geschenkt,
Stimmt ein, die ihr ein holdes Weib errungen,
Das eure Freuden, eure Leiden theilt;
Stimmt ein, dem sich zum trauten Bund geschlungen
Einst eine Hand, ein Herz, das ferne weilt;
Doch wer es nie gekannt, das Glück der Seelen,
Mag weinend sich aus unserm Kreise stehlen!«

(Maestoso.)

Und rauschend will die Lust das All umfassen,
Und Jubel dringt in jedes Herzens Grund;
Der reiche Strom will nicht sich dämmen lassen,
Und mitjauchzt freudig jeder frische Mund.
Zum Himmel schwingt sich's auf in Lustaccorden,
Pocht an der Sonne glühend Flammenherz,
Ein jauchzend Loblied ist's dem Herrn geworden,
Im Freudenmeer versank jedweder Schmerz.
»Empor, empor, durch Nacht zum Licht gerungen!«
— Und jubelnd ist der letzte Ton verklungen!

— Ein Ahnen zog durch aller Lauscher Herzen
Wie Offenbarungswort aus Himmelshöhn,
Hoch flammten der Begeist'rung helle Kerzen,
Und lächelnd schied mit leisem Flügelwehn
Der Genius wieder nach den lichten Sphären;
Doch tief im Herzen glühen leuchtend fort
Die Sonnenfunken, die es licht verklären
Und still behüten heil'gen Glaubens Hort.
Und wieder bebt's in abgrundtiefer Wonne,
So oft es naht der heil'gen Gottessonne.

O selig, wer, von hoher Kunst getragen,
Mit Seherblick durch's arme Leben schritt!
Ihm wird des Dankes ewig Denkmal ragen,

Digitized by Google

Und ewig grünt der Kranz, den er erſtritt!
Wie aus der Nacht die lichten Sterne grüßen,
Strahlt hell der Ruhm des, den die Kunſt geküſst,
Licht will ſie reich ins dunkle Leben gießen,
Manch trübe Stunde hat ſie mild verſüßt; —
O ſelig, wem den Kuſs die Muſen gönnen,
Und glücklich, die ihn ganz verſtehen können!

Leo Rüdiger.

Wiegenlied.

Eia, ſurre, ſu ſu,
Schlafe in ſüßer Ruh!
Sonne iſt lange zur Rüſte gegangen,
Mond und die Sternlein am Himmel nun prangen,
Silbern erglänzet am Spinnweb der Thau,
Düfte entſteigen und Nebel der Au.
Kommen die Elfen, die zarten, und ſchweben,
Wollen dem Kindlein ein Traumgebild weben,
Schweben und weben gar leiſe und fein
Zittergras, Spinnweb und Mondenſchein,
Blumengeflüſter und Wellengekoſe,
Athem vom Mohne und Düfte der Roſe,
Vogelgezwitſcher und Bienengeſumm
Lieblich zum Kranz um dein Köpfchen herum.
Schlafe in ſüßer Ruh!
Eia, ſurre, ſu ſu.

Karl Sacher.

Unwandelbar.

Der Gedanken ernſter, düſtrer Chor
Zieht dahin durch all' den Frühlingsſchimmer,
Breitet drüber aus den Trauerflor.

Und des Herzens Schwermuth weicht mir nimmer!
Miſcht ſich heimlich unter all' die Luſt,
Denn vergang'ner Zeiten denk' ich immer. —

Ja, das alte Heimweh füllt die Bruſt,
Ob auch neue Wonne mir erblühte,
Um die alte ſtets ich weinen muſst'!

Ob der Tag mir ſonnenlicht erglühte,
Ob die Nacht mich lockt' zu ſüßer Ruh:
Friedelos mein Geiſt umſonſt ſich mühte,

Und nur dir flieht all' mein Sinnen zu!

Magda Fuß.

Digitized by Google

Heimliche Liebe.

Ich stand von ferne, — die Andern
Die weinten still und leis:
Ein Mägdlein lag im Sarge,
So schön, so rein, so weiß.
Es flossen der Thränen viele,
Mein Auge blieb thränenleer, —
Es durfte ja Niemand ahnen,
Wie mir das Herz so schwer.

Dann zogen sie hin zum Friedhof
Im langen Leichenzug
Und folgten dem Blumensarge,
Den man durch's Städtlein trug.
Mir wollte das Herz zerspringen,
Ich schlich mich hinterdrein, —
Nacht war's vor meinen Augen
Trotz Lenz und Sonnenschein.

Am Grabe hielt der Herr Pfarrer
Gar einen schönen Sermon
Und pries und lobte die Todte,
Verhieß ihr herrlichen Lohn
Und sagte, sie sei gestorben,
Ohn' Sünd' und Schuld und Fehl' —
Ich aber betete leise
Für ihre arme Seel'.

Und als der Pfarrer geendet,
Da giengen die Leut' nach Haus,
Ich aber blieb und weinte
Am frischen Grabe mich aus.
Still lag der einsame Friedhof
Im Frühlingssonnenschein; —
Schlaf wohl, du holdes Mägdlein,
Ich werde verschwiegen sein!

Clemens Brache.

Frühlingsnacht.

Es flimmert der Fluss wie ein silbernes Band
Von dunkelnden Flören umwoben,
Es hat sich der Mond aus der Wolkenwand
Mit leuchtendem Glanze erhoben.

Im Duft liegt die sprießende Frühlingsau
Und schläft und träumt von der Sonnen,
Es fiel auf die Blätter ein blitzender Thau,
Von Schleiern sind sie umsponnen.

Fritz le Feubure.

Cäsars Lorbeer.

Meine Locken, meine Locken,
Ach, sie schwinden rasch und rascher:
Dass ich meine Blöße decke,
Reich mir, Sclav, den Lorbeerkranz!
Der des Jünglings heißes Sehnen,
Der des Mannes höchste Zierde:
Soll er einsam mir verdorren,
Ungenutzt an tauber Wand?

Wohl, er sitzt! Mein Antlitz lächelt,
Freudig blitzt mein Adlerauge.
Stolzen Schrittes, mantelflatternd
Wall' ich hin zum Capitol!
Thronen will ich im Senate,
Ruhm, statt Haars, auf bleicher Stirne.
Geckenblendwerk wird dem Cäsar
Eines Knaben Ideal.

Paul Knud.

Digitized by Google

Am Morgen.

In Todesqualen ringt die Nacht,
Der glutenbringende Tag erwacht
Mit des Oſtens dämmerndem Lichte.
Aufathmet tief die weite Welt,
Ein einziger Strahl vom Himmelszelt
Macht Grauen und Dunkel zunichte.

Ja, neues Leben auf thauiger Flur,
Du morgenfrühe Gottesnatur,
Im Antlitz ſteht dir geſchrieben
Ein unermeſslich hohes Glück,
Dem nicht der leiſeſte Hauch zurück
Vom nächtlichen Leiden geblieben.

Und du, mein Herz, ſchauſt um dich weit
Die ſonnige, lachende Seligkeit
Und liegſt doch ſo muthlos darnieder! —
Soviele der Thränen du heute noch weinſt,
Auch dir bringt wohl ein Morgen dereinſt
Dein ſproſſendes Leben wieder.

Hermann Buſchhammer.

Ausgeſtürmt.

Wie traulich ruft die Halde,
Beſtrahlt vom Abendſchein!
Das graue Schloſs am Walde
Verdämmert ſtill im Hain.

Auf grasbewachſenen Wegen
Ergeht ſich Edelwild
Und ſchreitet dem Bach entgegen
Hinunter ins grüne Gefild.

Es weht wie mit flüſterndem Munde
Durch alle Bäume ſo ſacht.
Erzählen ſie die Kunde
Von längſtvergangner Pracht?

Ihr Ritter feſt und bieder,
Kehrt ihr mit Mann und Roſs
Denn nimmer, nimmer wieder
In euer verlaſſenes Schloſs?

Digitized by Google

Ich höre Stimmen durch die Laubengänge;
Wie flücht'ge Füße huscht es durch den Garten,
Am Thore welch ein freudenvoll Gedränge!
Das ganze Dorf will hier den Herrn erwarten.

Und horch! — Der Grund erbebt von Rossestritten!
Es naht ein Zug mit Klingen und Getose,
Das ist der Graf in lust'ger Jäger Mitten.
Doch neben ihm — wer bist du, blasse Rose? —

Das alte Schloss erstrahlt in Zauberschimmer;
Aus allen Sälen leuchten helle Kerzen.
Sie reiten ein — ich aber steh' noch immer,
Was soll das heiße Pochen tief im Herzen?

Der stille Hochwald schrak aus seinem Traum.
Die Jäger ziehn hinauf mit Hörnerklängen.
In deinem stillen Garten nur ist Ruh.
Dort wandelst du
Des Abends gern auf dämm'rig grünen Gängen.

Dann tönt mein Sang vom Waldesrande her;
Umstricken möcht' ich dich mit Liebesbanden —
Du aber merkst es nicht — mein Lied verhallt
Im stillen Wald.
Den Ruf der Liebe hast du nicht verstanden.

Nun sinkt der Hoffnungsstrahl, aus Nichts geboren,
In Nichts zurück!
Ich habe dich auf immerdar verloren,
Erträumtes Glück!
Verloren? nein, ich hab's ja nie besessen,
Erhofft' es kaum!
Ist es so schwer, ein Traumbild zu vergessen?
Ach, wär's ein Traum!

Wohin ich geh', wohin ich fliehe,
Ich sehe sie, und sie allein;
Ich seh' den stillen, trauten Garten
Im Abendschein.

Ich seh' den Fremden ihr zur Seite;
Sie neigt ihr stolzes Angesicht,
Und er darf leise flüsternd künden,
Wie Liebe spricht.

Sie ahnt es nicht, wie nah verborgen
Ein Herz in stummer Qual erbebt,
Wenn ihre Stimme süß verlockend
Herüberschwebt.

Digitized by Google

Schon sanken Spätherbstnebel auf die Lande.
Das grüne Sommerleben war zerstört.
Ich schritt allein am schroffen Felsenrande:
Da war's, als hätt' ich einen Ton gehört:
Ein Horn vernahm ich aus den Waldestiefen,
Als ob verirrte Jagdgenossen riefen.

Ich gieng dem Klange nach und plötzlich stand ich
Am Fuß der zackig grausen Felsenwand:
Auf's Gras am Bache hingesunken fand ich
Den Jäger, noch das Horn in matter Hand.
Sein Blut entströmte heiß aus schweren Wunden,
Ich aber hatte meinen Feind gefunden!

Er war's, der Gast vom Schloss, der ihr so theuer.
In meinen Händen lag ihr Lebensglück.
Durch alle Glieder rann mir wildes Feuer;
Es zog, es drängte meinen Fuß zurück.
Und doch, ich blieb, mit Schmerz und Widerstreben.
Du schöne Maid, er soll, er soll dir leben!

In meiner Hütte hielt ich ihn verborgen,
Bewachte seine wirre Fieberglut.
Die Diener fanden ihn am dritten Morgen
Und brachten ihn zurück in sichre Hut.
Er bot mir Geld — sein Mühen war verloren!
Wohl hatt' ich einen bessern Lohn erkoren.

»Das Kirchlein fasste kaum die hohen Gäste,«
So geht's im Dorfe laut von Mund zu Mund.
»Der lieben Herrin Heil zum Hochzeitsfeste!
Wir alle wünschen's ihr vom Herzensgrund.«

Nun ziehen sie hinaus im Morgenstrahle.
Es jauchzt Musik im Schlosse, stolzbethürmt.
Ein langer Widerhall verklingt im Thale. —
In meinem Herzen hat es ausgestürmt.

Ida Baer.

An mein Zimmer.

Du meines Zimmers still vertrauter Raum,
Wo oft mit Faust'schem Weh' mein Tag begonnen,
Bis die Entbehrung, wie ein Fiebertraum,
Vor der Entsagung Kraft in Nichts zerronnen.

Wie fremd erscheinst du oftmals meinem Blick —
Als hätt' ich lang' schon müssen Abschied nehmen,
Als lebt' ein And'rer hier sein Leid und Glück —
Und ich gieng' in dir um, ein todter Schemen.

Marc Prüfas.

Digitized by Google

Sehnsucht.

In Sternen wollte oft
Des Dranges Ziel ich lesen;
Die Wildnis sucht' ich auf,
Im Sturme zu genesen.

Der Menschen traf ich viel
Auf ruhelosem Wandern;
Die einen lachten mein,
Und Freund hieß ich bei andern —

Doch ohne Antwort stets
Blieb mir mein stürmisch Fragen,
Und immer in der Brust
Muss ich die Sehnsucht tragen.

Ferdinand Glanz.

Bücherschau.

Die neue Ehe. Drama in 4 Acten von **Julius Schaumberger.** (Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto, München.) Die neue Ehe ist diejenige, welche Paula Thalhammer, die verzogene Tochter eines reichen Großhändlers, mit ihrem Manne, dem Componisten Theo Thalhammer, eingeht, nachdem sie sieht, dass sie ihn nicht verstanden, seine Composition zum Auspfeifen gebracht hat und in der alten Ehe die Kuh gewesen ist, neben welche man den Pegasus oder einen großen, guten Singvogel gespannt. Das Stück ist wohl aufgebaut und in einer artigen Theatersprache, die oft das Kernige Ibsen's streift, abgefasst. Das Gegenbild Paula's, die Theaterdame Christine Köhler, ist auch das Gegenbild der Sudermann'schen Magda: eine ehrliche, hochvornehme, edle Künstlerin. Paula fasst falschen Verdacht gegen sie, während diese nur für seine Kunst schwärmt. Ich glaube, dass bei guter Darstellung »Die neue Ehe« eines Erfolges sicher sein kann. Doch verhehle ich mir nicht, dass völlige Charakterumwandlungen im letzten Act gewöhnlich — vom Leben Lügen gestraft werden!

Alfred Friedmann.

Frau Conrad-Ramlo, die Gattin des hervorragenden, genialen Vorkämpfers für Realismus und selbst vielfach gefeierte dramatische Künstlerin, schreibt da eine kleine Klostergeschichte (»Feuer«. Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co., München) — mit beinahe durchaus rosigem, stellenweise vielleicht zu rosigem Stift. Die Erlebnisse der Heldin sind nicht nur idealistisch angehaucht, sondern reiner, unverfälschter Idealismus. Wohl sind Nebenzüge, welche die zweifelhafte Idylle dieses abgeschiedenen Erdenflecks vorführen, urwüchsig und natürlich gehalten. Greifbar deutlich schwebt uns das große und kleine Ränkegespinst vor Augen, von den mehr oder minder jugendlichen Frauen des Klosters zu dem Zwecke gewoben, sich gegenseitig das Dasein so oder so kurzweilig zu gestalten. Dazu all der geheimnisvolle, prächtig geschilderte Klosterspuk, der uns fast selber das Gruseln lehren könnte. Das Ganze jedoch, die eigentliche Handlung, muthet gleich einem Märchen aus Tausend und einer Nacht an. Denn wo in dem Getriebe unseres Planeten mit seiner trübseligen Alltagsmiene sind nur gleich die Feuerbrände zur Hand, in unsern Nöthen ersehnte Hilfe zu bringen? Wo sind sie, die hochsinnigen Männer, die — in schlichter Hülle den edlen Kern ahnend — eine solche Klosterblüte zu der Liebe entflammt, welche den Kampf mit einer Welt aufnimmt? Gibt es wirklich so bezaubernde Ungefährs, die in das Leben junger Nonnen eingreifen? Waltet der Zufall, bange Fragen und Zweifel lösend, in der That so friedlich, wie bei Frau Hilaria, die ein reiches Menschenglück bis zur Neige auskosten durfte, nachdem sie sich freiwillig eines solchen begeben? Oder aber spielte der Zufall gar im Leben der Künstlerin selbst eine so vollbefriedigende Rolle? O, dann glückliche Frau Hilaria; dreimal glückliche Frau Conrad-Ramlo! —

Ottilie Siebenlist.

Digitized by Google

Cäsar Borgia. Schauspiel in 4 Aufzügen von **Berthold Weiß.** (Zürich, Verlags-Magazin J. Schabelitz.) Zwei berüchtigte Kirchenfürsten stehen im Mittelpunkte des Stückes: Papst Alexander VI. und sein Sohn Cäsar Borgia, Erzbischof von Valencia, Cardinal-Legat und Uebermensch satanischsten Wassers. An Lasterhaftigkeit sind beide einander würdig; nur hat der hochbegabte Cäsar einen diabolischen Humor und eiserne Energie vor seinem in etwas lederne Grandezza gehüllten Vater voraus. Jovial lächelnd, häuft er Schandthat auf Schandthat, ermordet seinen Bruder Don Juan und läßt sich an seiner Stelle zum Feldherrn der Kirche ernennen, wird aber mitten im Verfolg seiner ehrgeizigen Pläne durch Gift niedergeworfen. — Das Stück zeigt Streben nach Grabbe'schem Lakonismus, wie solcher bei Behandlung eines derartigen Stoffes wohl angebracht sein würde. Das Versmaß ist im allgemeinen correct gehandhabt; doch fehlt es auch durchaus nicht an Mängeln. Zu dem weichlichen Wesen des Papstes steht dessen Verhalten am Schlusse des ersten Aufzuges gegenüber dem wunderschnell zum Attentäter entwickelten Mönche in Widerspruch. Auch erscheint uns die Vergiftung Cäsar Borgia's, welche geschichtlich dessen Laufbahn keineswegs zu völligem Ende brachte, nicht als geeigneter Abschluss des Schauspiels, ebenso wie uns die absolute Weltentrücktheit des wissenschaftlichen Träumers Francesco bei dessen spärlichem Auftreten nicht recht glaubhaft werden kann. Und endlich darf man beispielsweise die Erzählung von der Ermordung des Don Juan pag. 39 f. nicht mit Lenau's »Bestattung« (in dessen »Savonarola«) vergleichen wollen!

Von demselben Verfasser und in demselben Verlage liegt uns vor: **Atheisten,** Schauspiel in 3 Aufzügen. — Es ist ein gottesleugnerisches, dabei stark in socialreformatorischer Wolle gefärbtes Kleeblatt, das uns hier vorgeführt wird. Als Bonze figuriert der edle, aber etwas schulmeisterliche Dr. med. Erich Karinger, als Vertreter des »juste milieu« der energische Schriftsetzer Franz Klar und als enfant terrible der gutmüthige anarchistische Phrasenheld Chemiker Wüste, der stets Gift und Dolch im Munde und eine heillose Angst vor der löblichen Polizei im Busen trägt. Außerdem treten noch ein untadelhafter College des Dr. Karinger, ferner der schneidig-lässige Graf Frohnfels, der unselige schwindsüchtige Maler Paul Lettmayr, dem der hilfsbereite Dr. Karinger ein Fläschchen zur Beförderung ins Jenseits versorgt, sowie endlich zwei junge Nähterinnen und eine komische Alte im Stücke auf. Am besten sind der bramarbasierende Wüste und der Vollblutaristokrat Frohnfels gezeichnet; auch gefällt es uns, dass der Verfasser seinen Geistlichen nicht zur Caricatur gestempelt hat. Dagegen ist die brave Marianne etwas blutarm, und vollends ihre Freundin Mizi gleitet trotz ihrer Glückessehnsucht und ihres sittlichen faux-pas nur mit einem Scheinleib über die Bretter. Die Sprache ist correct, aber allzu nüchtern. Paul Kunad.

„Lenz in Briefen" von Dr. **Franz Waldmann.** (Zürich, Verlag von Stern's »Literarischem Bulletin der Schweiz« 1894.) Dr. Franz Waldmann, neben Professor Weinhold vielleicht der bedeutendste Lenzforscher, hat hier in vorliegendem Werke ein reiches Quellenmaterial für die Lenzforschung gesammelt. Dass dieselbe bisher noch nicht abgeschlossen, habe ich bereits in meinem Artikel über Lenz (D. D. 11 u. 12) erwähnt. Dr. Waldmann's Werk bietet ihr daher eine willkommene Ergänzung; namentlich über Lenzens Verkehr mit Salzmann und Lavater finden wir dankenswerte Notizen. Eine gediegene Ausstattung und guter Druck vervollständigen den Eindruck des literarhistorisch hochwichtigen Werkes.

Theodor Freiberg.

Morgenstimmen und Anderes von **Max Hoffmann.** Mit dem Bildnis des Dichters. (München, Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto.) Die Schar der Neutöner sichtet und siebt sich von Tag zu Tag besser aus. Es wäre erfreulich, wenn der ungestüm sich geberdende Most neuer deutscher Dichtung wirklich bald als klarer Wein in neue Schläuche gefüllt werden könnte. Kein Zweifel — aus der Dichterseele eines Liliencron und Falke rinnt er in berauschender Süße und Klarheit. Hoffmann ist einer derjenigen, welche noch beim Keltern begriffen sind. Er ist ganz modern und herzenswarm im besten Sinne, Stimmung und Farbenton in tausend Varianten das: nil humani a me alienum puto! Aber das Runde, Reife, Ruhige, das hat er noch nicht trotz all seines heißen Bemühens. Seine Seele ist voll des Elends dieser Zeit, er hat es in der Erscheinung und im dichterischen Niederschlag studiert, er sog sich voll mit der grandiosen Socialyrik eines Holz im Buch der Zeit, nun ist sein »Tantalus« S. 85 ein nur zu deutliches Echo des Gelesenen geworden. Die Verse sind prachtvoll stolz, ehern, männlich — Holzens Verse aber noch stolzer, eherner, männlicher. Niemand wird dem Dichter daraus einen Vorwurf machen, denn an anderer Stelle steht er ebenbürtig neben dem famosen Arno. Der erste Theil der Gedichtsammlung namentlich enthält den ganzen berückenden Klangzauber einer echt modernen Begabung. Da nenne ich: »Morgenstimmen«, »Wie lauschig war's!«, »Weltfern« und manches andere. »Im Hochgebirge« las ich schon in den Psychodr. Blättern. Es ist eines jener Seelengemälde,

Digitized by Google

vor dem der Genießende keines Commentars bedarf. »Frau Minna« ist wohl nicht das Reifste, was der Dichter bieten kann. Da überragt ihn wieder sein Vorbild Arno Holz. Gewiss, packende Liebeslyrik, ein gesungenes Herz, ein Herz in Jubel und Thränen ist so manchem Verleger ein Greuel, noch mehr dem Publicum — so ganz tiefe und stille Töne aber, die helfen den Gleichmuth besiegen und lassen nicht wieder los. Da möge dem jungen Dichter einer der Alten Vorbild und Ziel sein: von einem Lorm zu lernen, braucht sich Max Hoffmann gewiss nicht zu schämen! — Die Peitsche dagegen liegt sicherer in der Hand des Autors als die erotische Leier; er hat wohl selbst ähnliche Erfahrungen gemacht wie der Dichterschuster in Hans Sachsens irdischer Sendung. — Hoffmann's Lyrik ist noch lange nicht abgeschlossen, doch hat er die richtige Straße beschritten, an deren Anfang eine Wegtafel steht, mit den Worten: »Ehrliches Streben.«

Fritz Eberhardt.

Briefschalter.

Herrn **E. P. in W—an.** Drei Monate sind eine sehr kurze Frist, wenn man einen solchen Ueberfluss an Stoff hat, wie wir. — Es ist überhaupt mit unseren geehrten Einsendern eigens bestellt. Der eine nimmt uns übel, dass wir wegen Ueberfülle an Stoff seine Gedichte ablehnen, den anderen kränkt, dass wir seine Beiträge nicht baldmöglichst abdrucken. Wollten wir's jenem recht machen, so müssten die einzelnen Beiträge naturgemäß länger auf die Veröffentlichung warten; befriedigten wir diesen, so müssten wir weniger Einsendungen acceptieren. Das nennt man Scylla et Charybdis.

E. T. in B—f a. Rh. Angenommen.

F. K. in N.-Y. »Am Strande« angenommen. Von den früheren Gedichten wurde »Gleichnis« acceptiert. Die diesbezügliche Mittheilung finden Sie in Nr. 11.

F. H. in A—g. Nicht ganz druckreif, daher dankend abgelehnt.

»Hans Tapp« angenommen.

R. Fr. in Gr.-L—e. Wir bedauern sehr, abermals ablehnen zu müssen. Sie sind zu eingenommen von sich. Ueben Sie doch Selbstkritik! In fünf kurzen Strophen drei »Ach« und ein »O« ist zu viel. Wie sehen »still beglommene Vögel« aus?

C. P. in W—bach. Angenommen. Wir haben Sie schon erwartet.

L. L. in B—n. »Mutter nnd Sohn« und »Der Traum« angenommen.

Dr. M. v. S. in M—n. »Das Wort d. Sch.« angenommen.

W. H. in L.—R. Rosenlieder wegen Raummangels dankend abgelehnt. Die Lieder sind übrigens sehr hübsch.

F. W. in Donau-Eschingen. »Auf Gräbern« angenommen. Wir möchten aber in Zukunft um deutlichere Schrift bitten. Ihr Pseudonym konnten wir erst mit Zuhilfenahme des Inhaltsverzeichnisses des vorigen Jahrganges entziffern!

Schluß der Redaction am 10. Mai 1894.
Die nächste Nummer (Nr. 15) erscheint am 1. Juni 1894.

Inhalts-Verzeichniß:

»Gottfried Keller's Frauengestalten« von Franz Wichmann (Fortsetzung), Gedichte von Emil Graf Zeleki, Christian Flemes, Otto Michaeli, Tony Sturm, Hermine von Preuschen, Heinrich Zeise, Max Kunath, Herbert von Osten, Emilie Droescher, Clemens Drache, Fritz le Feubure, Paul Kunad, Hermann Buschhammer, Leo Rüdiger, Magda Fuß, Ferdinand Glunz. — Bücherschau. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition**, Einsendungen an die **Redaction des Deutschen Dichterheims in Wien**, VIII. **Auerspergstraße 5.**

Verlag „**Deutsches Dichterheim**" in **Wien.** Chefredacteur: **Adalbert v. Majerszky.**
Verantwortlich: **Ludwig Werner.**

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)
Herausgeber: **Adalbert von Majerszky.**

Monatlich 2 Mal. — Preis: 5 Mark halbjährl., vorauszahlbar. — Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direct durch die Expedition des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Auerspergstraße 5. — Abbestellungen werden nur bis 30. Juni, bezw. 31. December angenommen. Einzelne Nummern à 50 Pfen. 5 Stück einer Nummer 1 Mark 50 Pfen.

(Nachdruck verboten.)

Im Glanz der Liebe.

Da lesen wir in „Erwin und Elmire";
Die Rosen duften und es summt der Thee.
Mein trautes Lieb, nicht länger das Geziere,
Du thust dem Freunde mit den Launen weh.

Komm, lass' das Buch! Der Wangen heiße Röthe
Verkündet mir, dass du befangen bist.
Berauscht von Jugend, Blumenduft und Goethe,
Vergiss die Satzung, die mir Lüge ist!

Da wo das Herz mit unstillbarem Pochen
Die heiße Sehnsucht unaufhörlich schwellt,
Da wird ein neues Urgesetz gesprochen,
Ach, ein Gesetz, das alt ist wie die Welt.

Was kümmern uns die Regeln einer Sippe,
Der Liebe niemals küsst den herben Mund?
Wir pressen ohne Reue Lipp' auf Lippe
Und ält're Götter segnen unsern Bund.

Maurice von Stern.

Gottfried Keller's Frauengestalten.

Von

Franz Wichmann.

Nachdruck verboten.

(Schluß.)

Eine solch gelinde, unschuldige Liebelei ist es auch, was Hulda im »Grünen Heinrich« nicht für verfänglich hält. Diese wunderbare Figur, mit der sich in der ganzen deutschen Literatur nur Goethe's Philine, wohl ihr unbewußtes Vorbild, messen kann, verdanken wir erst der zweiten Bearbeitung des Romans. Mit der Hulda, dieser kleinen, zierlichen, siebenzehn Jahre alten Münchner Näherin könnte man allen modernen Realisten heimleuchten. Solche Gestalten leben thatsächlich um uns, diese beglückende, schöne Menschlichkeit geht in dem himmlischen Gewande der Wahrheit und Natur unter uns umher. Wenn wir die Augen öffnen und sie schauen wollen, können wir sie finden. Die Wahrheitshelden aber sehen nichts davon. Ein lichtstrahlender Schatz von Reizen ist im dunklen Schatten dieser Armuth verborgen. »Zum Ueberfluß,« sagt uns der Dichter, nachdem er uns die feine Gestalt, die zierliche, kleine Hand, »deren zarte Fingerspitzen von unzähligen Nadelstichen eine rauhere Haut bekommen hatten,« geschildert, »zum Ueberfluss hieß sie noch Hulda.« Ihre vier anderen schönen Namen hat sie wegen der Länge und wegen der Schererei mit den Behörden abgeschafft. Sie schlägt Heinrich selbst vor, mit ihr zusammen zu essen, wobei sie selber bezahlt, nur damit sie auch ein Pärlein darstellen wie die anderen. Im Gegensatze zu den beiden sie begleitenden Paaren, die eine Liebschaft über's Kreuz haben, meint sie: »Es dürfen nur zwei bei einer Sache sein,« und nennt jene ein Lumpenvolk. Leicht wie eine Flaumfeder fliegt sie im Tanze dahin. Ihre wohlwollend warmen Augen sprechen eine hingebende Güte aus für alles, was ihr nahe tritt. Dabei ist sie arbeitsam, fleißig und ordnungsliebend, letzteres auch gegenüber Heinrich's etwas heruntergekommener Garderobe. Ein heißes Leben glüht in dem zart gegliederten Geschöpfe. Sie überwallt von räthselhafter Zärtlichkeit ohne eine Spur von falscher Schmeichelei oder gar Gemeinheit. Alles ist bei ihr in anmuthigste Bescheidenheit gehüllt. Sie scheint nicht der mindesten Vorsicht oder Selbstbeherrschung zu bedürfen. Charakteristisch dafür ist die Art ihrer Anknüpfung mit Heinrich. Als sie ihn gefragt, ob er frei ist und er bejahend geantwortet hat, meint sie: »Nun denn, so lassen Sie uns ganz still und gemächlich eine Bekanntschaft anfangen und ruhig sehen, wohin sie uns führt.« Sie ist nicht ohne Menschenkenntnis, obwohl sie nur Sonntags ausgeht und Samstags abgeredet wird. Hat sie trotz ihrer Jugend doch schon zwei Liebhaber gehabt. Der erste ist ihr untreu geworden, den zweiten hat sie erhalten müssen und dann laufen lassen. »Denn wer nicht arbeitet,« meint sie, »soll nicht nur nicht essen, sondern braucht auch nicht zu lieben.« Vom zwölften Jahre an allein in der Welt stehend, hat sie sich jeden Tag mit Arbeit ehrlich erhalten. »Darum,« sagt sie, »lieb ich die Arbeit, sie ist mir Vater und Mutter, und nur Eins gibt's, das ich ebenso lieb habe, nämlich die Liebe. Eher sterben als nicht lieben.« Aber sie nimmt es nicht leicht damit. Als Heinrich sie zu wiederholtem Trinken auffordert, sagt sie leise: »Die Lieb' ist eine ernste Sach' und will nicht betrunken sein, auch wenn sie Scherz ist.« Und in demselben Sinne nur legt sie die Hand an seine Brust, nickt mit großer Freundlichkeit und sagt: »Lassen's schaun, haben's wirklich ein Herz?« Sie begehrt nur Arbeit und Liebe von der Welt. »Es war,« sagt Keller, »wie eine Erscheinung aus der Fabelwelt, die ihr eigenes Sittengesetz einer fremden Blume gleich in der Hand trägt.« Und mit einer wunderbar milden Ironie, die für alle menschliche Schwachheit ein leises Lächeln hat, beschließt er diese unvergleichliche Schilderung damit, daß Heinrich, nachdem Hulda ihn beim Abschiede mit süßester Innigkeit geküsst, er aber sie nicht wieder aufgesucht hat, sie vierzehn Tage später im Dunklen mit einem jungen Manne, Studenten oder Künstler, vorüberkommen sieht. Sie will auch mit ihm die Bekanntschaft probieren und sich morgen auf den Tanz von ihm führen lassen. Ihre liebliche und offenherzige Stimme klingt nur etwas trauriger und weicher, als er sie sagen hört: »Die Lieb' ist eine ernstliche Sach', selbst im Scherze, aber es gibt wenig Treu und Ehrlichkeit in der Welt.«

Wir sind bei dieser Hulda auf eine Eigenart gekommen, die eine große Anzahl der Keller'schen Frauengestalten gemeinsam hat. Das Weib, als die stärkere und lebhaftere Natur, fordert den schüchternen oder aus irgend einem Grunde zurückhaltenden Geliebten, sobald sie sich seines Gefühls versichert hat, geradezu zur Offenbarung seiner Neigung heraus, ein Zug, der sich sogar bis auf die Freska von Bergamo erstreckt, die, wie sie selbst sagt, ihren Geliebten verführt hat.

Digitized by Google

Verschiedene Einflüsse müssen zusammengewirkt haben, um Keller in dieser Eigenthümlichkeit weiblicher Naturen sein Ideal finden zu lassen. Offenbar sind die beiden großen Dichter, die er am eifrigsten und eingehendsten studiert und die in vielen Beziehungen seine Vorbilder geworden, Goethe und Shakespeare, nicht ohne Einwirkung dabei geblieben. Wir haben schon auf die Aehnlichkeit zwischen Philine und Hulda hingewiesen. Es sind gerade die Frauengestalten im »Grünen Heinrich«, die, dem damaligen Studium des Dichters entsprechend, eine Beeinflussung Goethe'scher Charakterisierung zeigen. Besonders ist es die eigenartig schöne Gestalt der Judith, die in manchen Zügen eine Verwandtschaft wiederum mit Goethe's Philine nicht verkennen läßt. »Wenn ich dich lieb habe, was geht es dich an!« Dieser Sinn klingt in anderen Tönen auch von den Lippen Judith's wieder. Später, als Keller Shakespeare kennen lernte, vermischte sich der große Eindruck seiner Schöpfungen mit jenem früheren. In »Pankraz dem Schmoller« finden wir diesen gewaltigen Eindruck eingehend geschildert. Dort ist es auch, wo wir den Schlüssel zu dem Geheimnis Keller'scher Frauenschilderung finden. Das Ideal ist dort bereits vorgezeichnet, nur glaubt Pankraz es fälschlich in der Lydia zu finden. Dieser, sowie dem Fräulein in »Spiegel das Kätzchen«, die mit dem ernst und tief liebende Manne ihr Spiel treiben, geht jene siegreiche Sicherheit des Gefühls ab, die Keller als das Höchste erscheint. Daher sind sie auch mit dem Widerwillen des Dichters geschildert und werden für ihren Eigennutz bestraft. In zahlreichen anderen Novellen aber finden sich »jene schönen und unwandelbaren Sterne, gleich den Frauengestalten Shakespeare's, nach denen Pankraz sich sehnt«. »Wenn ich,« erzählt er, »diese schönen Bilder der Desdemona, der Helena, der Imogen sah, die alle aus der hohen Selbstherrlichkeit ihres Frauenthums heraus so seltsamen Käuzen nachgiengen und anhiengen, rückhaltlos wie unschuldige Kinder, edel, stark und treu wie Helden: gut, dachte ich, hier haben wir unsern Fall! Denn nichts anderes als ein solches festes, schön gebautes, geradeaus fahrendes Frauenfahrzeug ist diese Lydia, die ihren Anker nur einmal und dann in eine unergründliche Tiefe auswirft und wohl weiß, was sie will.«

In der That sind es — vom grünen Heinrich angefangen — vielfach seltsame Käuze, denen Keller's Frauen in unbezwinglicher Leidenschaft anhängen. Wir brauchen nur zu erinnern an Jole im »Schlimmheiligen Vitalis«, Gritli in den »Mißbrauchten Liebesbriefen«, die eilige Schöne Ital Vanesse's im »Narren von Manegg« und Nettchen in »Kleider machen Leute«.

Das führt uns auf einen zweiten Punkt.

Es ist bekannt, daß Keller im »Grünen Heinrich« ein gutes Stück seiner selbst geschildert hat. Der grüne Heinrich nun ist selbst einer dieser seltsamen Käuze, eine Figur, die, offenbar weil Keller sie so gut in sich selbst kannte, der Grundtypus für eine ganze Reihe seiner männlichen Helden geworden ist, besonders in Bezug auf ihr Verhältnis zu der Geliebten. Mit einem überreichen Innenleben begabt, steht Heinrich der Außenwelt fremd und ungeschickt gegenüber. So ist er erklärlicher Weise auch vor der Geliebten verschlossen und blöde, wenn er sich auch längst mit ihr eins weiß. Dieser seiner Natur entsprechend mußte auch Keller, der schon bei dem frühen, kindlichen Abentheuer mit der Schauspielerin von der »natürlichen Blödigkeit Heinrich's vor dem lebendigen Weibe« spricht, sich aus der Tiefe seines Wesens heraus nach solchen Frauencharakteren sehnen, die fest und sicher auf ihr Ziel losgiengen und den starren Bann seiner Verschlossenheit durch die energische Kraft ihrer Leidenschaft brachen.

Solche Frauengestalten finden wir denn auch mit Vorliebe von ihm gezeichnet.

Aber damit sind die Einzelheiten, aus denen sich das Gesammtbild zusammensetzt, noch keineswegs erschöpft.

Noch viele andere Einflüsse haben mitgespielt. Vor allen Dingen müssen es mancherlei persönliche Beziehungen gewesen sein, die sich jetzt, so kurz nach dem Tode des Dichters, noch nicht überblicken lassen. Wir können uns vorläufig nur auf seine Werke stützen, aber wir haben auch da ein paar sichere Anhaltspunkte, wenn wir wissen, daß Keller uns im »Grünen Heinrich« sehr eingehend seine Mutter geschildert und in »Pankraz dem Schmoller« das liebenswürdige Bild seiner Schwester hinterlassen hat. Wie wir an vielen Stellen sehen, kehren auch in der That diese beiden Charaktere und ihre Gegenstücke in mannigfachen Variationen unter Keller's Frauengestalten wieder. Auch künstlerische Rücksichten dürften bei manchen derselben maßgebend gewesen sein. Denn Keller liebt es wie jeder geniale Dichter, durch Contraste die Charaktere schärfer herauszuheben und dadurch ihre Wirkung auf den Leser zu verstärken. Was lag also näher, als daß er seinen schwankenden und unschlüssigen Männern kräftige und energische Frauen gegenüberstellte.

Noch etwas kommt hinzu, um uns das allgemeine Bild dieser Frauen äußerlich zu vervollständigen. Sie sind sämmtlich, ausgenommen die in den »Sieben Legenden« auftretenden, deutsche, und zwar die drei Münchnerinnen Agnes, Rosalie und Hulda, sowie die Schwäbin Dortchen Schönfund, die im »Grünen Heinrich« vorkommen, abgerechnet, ohne Ausnahme Schweizerinnen, sofern überhaupt ein Local genannt ist. Im »Sinngedicht« ist das zwar nicht der

Digitized by Google

Fall, trotzdem aber lassen sich an den weiblichen Figuren darin ebenso wie in den Legenden vielfach schweizerisch-nationale Charakterzüge erkennen. Das Schweizerische aber zeigt sich besonders in einem trockenen und nüchternen Sinne für das Ehrsame und gut Bürgerliche. Die Mehrzahl von Keller's hervorragenden Frauen hat eine tüchtige und gerade Natur, einen praktischen und verständigen Sinn, der sich in Ordnungsliebe, Fleiß, im Maßhalten und einer gesunden Vaterlandsliebe bethätigt. Daher kommt es wohl, dass trotz Keller's ausschweifender Phantasie in der Erfindung der Fabel alle seine Frauengestalten ein überaus scharfes Gepräge der Wahrheit und Natürlichkeit tragen. Im Gegensatze zu der großen Masse vager, schablonenmäßiger Romanfiguren hat er wahrhaft realistische Frauenbilder geschaffen, indem er nur Menschen schilderte, wie er in seiner Stadt, in seinem Lande sie täglich um sich sah und durch persönliche Beobachtung kannte. Keller's sämmtliche Frauengestalten fast sind aus dem kräftigen, gesunden, mittleren Bürgerstande oder dem schlichten, bäuerlichen Landleben entnommen. In die Salons der sogenannten Gesellschaft, deren erbitterter Feind er zeitlebens war, zu blasierten Nichtsthuerinnen und nervösen Culturzwittern hat er sich niemals verstiegen.

Nachdem wir so im großen und ganzen die Keller's Frauengestalten gemeinsamen Züge geschildert, wollen wir auf das Einzelne übergehen, um für die angeführten Behauptungen die entsprechenden Beweise zu bringen.

Da ist zunächst charakteristisch die Mutter des grünen Heinrich, Frau Lee. An ihr, wie an einer ganzen Reihe von weiblichen Figuren, zeigt sich das echt schweizerische Bestreben, in pädagogischer Weise Musterbilder von guten Müttern aufzustellen. Keller hat merkwürdiger Weise das gesteckte Ziel zuerst auf negativem Wege zu erreichen gesucht und damit begonnen, in Frau Lee eine Mutter zu zeichnen, wie sie nach seinen klaren, vernünftigen Anschauungen nicht sein soll. Sie hat den Fehler, eine zu gute, das heißt schwache Mutter zu sein. Im Aeußern etwas feierlich und förmlich, macht die Liebe zu ihrem Sohne sie engherzig und rücksichtslos gegen alle Welt. Schwankend, schwach und unentschlossen in den bedeutungsvollsten Augenblicken des Lebens, läßt sie ihrem Sohne in Allem freien Willen und legt damit den Grund zu seinem Untergange. Obwohl sie in jeder Beziehung ein guter Charakter ist, läßt Keller eigentlich nur eine Tugend bei ihr gelten, die Sparsamkeit, die er selbst in schwerer Lebenslage hatte lernen müssen. Nach Heinrich's Abreise verändert sie sogleich ihre Wirtschaft beinahe vollständig in die Kunst, von nichts zu leben. Diese Kunst versteht auch die arme Baronin Hedwig von Lahausen und die gleiche Tugend der Sparsamkeit besitzen auch Zendelwald's Mutter in den Legenden, Frau Hediger im »Fähnlein der sieben Aufrechten« und die kernige Prachtgestalt der Regula Amrain, wie die wackere und tüchtige Frau Maria Salander. Alle die letztgenannten, insbesondere aber Frau Regel Amrain bilden mehr oder weniger die Gegenstücke zur Mutter des grünen Heinrich, sie stellen die Mütter dar, wie sie sein sollen, vor allem ihren Söhnen gegenüber, ein Verhältnis, das Keller mit besonderer Vorliebe mehrmals behandelt hat. Auch die Mutter des Jukundes im »Verlorenen Lachen« muss man in diese Reihe mütterlicher Musterbilder stellen. Vielfach läßt der Dichter auch bei Schilderung junger Mädchen schon die zukünftige gute Mutter durchblicken. So erscheint Hermine Frymann in gewissem Sinne als eine jugendliche Regel Amrain. Sie ist immer besonnen, handelt nie unbedacht und zeigt vielfach die echt schweizerische, verstandesmäßige Besonnenheit des Wilhelm Tell. Sie ist häuslich, fleißig und zielbewusst, wo es sich um das Glück und Schicksal ihres Lebens handelt. Als ihre Verlobung mit Karl ausgesprochen ist, zieht sie sich mit ihm aus dem Lärmen des Festes auf einen einsamen Platz unter den flatternden Fahnen zurück. »Da legte sie,« heißt es, »ihre Arme um den Hals des Bräutigams, küsste ihn freiwillig und sagte bewegt und zärtlich: »Nun muss es aber auch recht hergehen bei uns. Mögen wir so lange leben, als wir brav und tüchtig sind und nicht einen Tag länger.« Sowie Regel Amrain ihren Sohn, hat sie sich gewissermaßen ihren Geliebten erzogen, ehe sie ihm die Hand für's Leben reicht.

Diese Läuterung männlicher Charaktere durch den Einfluss starker und energischer Frauennaturen stellt Keller besonders gern dar. So erklärt sich vielfach, warum bei ihm die schönsten und herrlichsten Frauen den sonderbarsten und seltsamsten Käuzen nachgehen, denn diese bedürfen der Reinigung und Läuterung, der Auferstehung aus ihren Schwächen durch die Liebe. Im »Sinngedicht« vertheidigt Keller einmal durch den Mund Reinhardt's diese Vorliebe seiner Frauen für seltsame Menschen mit folgenden Worten: »Hat es denn nicht jederzeit gescheidte, hübsche und dabei anspruchsvolle Frauen gegeben, die aus freier Wahl mit einem Manne verbunden waren, der von diesen Vorzügen nur das Gegentheil aufweisen konnte, und haben nicht solche Frauen sich sogar einen Ruhm daraus gemacht? Und mit Recht! Denn wenn auch irgend ein den anderen verborgener Zug ihre Sympathie erregte und ihre Anhänglichkeit rührte, so war diese doch eine Kraft und nicht eine Schwäche zu nennen.«

Solche Läuterungen männlicher wie weiblicher Charaktere schildern uns fast

Digitized by Google

ausschließlich die »Sieben Legenden«, in denen der Dichter gern den Sieg der Erde über den Himmel, der Sinne über die Askese, und das Hervorbrechen des Natürlichen darstellt, am Schönsten wohl an der Nonne Beatrix, die das Kloster verläßt, weil ihre Brust voll Sehnsucht nach der Welt ist, und die zum Himmlischen erst zurückkehrt, nachdem sie ihr Verlangen nach der Erde gestillt.

Unter den schönen Frauengestalten, welche den seltsamsten Käuzen nachhängen, treten am meisten hervor: Jole, die den schlimmheiligen Vitalis wieder auf einen wohlanständigen Weg führt, und Gritli, die sich von ihrem lächerlichen und unmännlichen Literatur-Gatten trennt, um dann den verliebten Zeisig Wilhelm von seinen Don Juan-Gedanken zu curieren und zu einem braven und treuen Ehemann zu erziehen. In echt Keller'scher Weise leiht sie ihrem endlich ausbrechenden Gefühl die Worte: »So bist du also einer von den Rechten, bei denen keine Mühe verloren ist.«

Alle diese Schönen thun ihren Geliebten gegenüber den ersten Schritt, auch im »Grünen Heinrich« alle, die mit dem Helden in nähere Berührung kommen, sowohl die stille, scheue Anna, wie die lebensfrohe Judith, Hulda und Dorothea. Dasselbe finden wir bei der Dorothea der Legende dem verschlossenen Theophilus gegenüber, wie gegenüber Dietegen bei Küngolt, da sie noch ein Kind ist. Auch Fides gibt dem geliebten Hadlaub in einer wunderbaren Scene zuerst ihre Neigung zu erkennen. Eine tiefsittliche Natur, hat sie zu dem Gespräch mit Hadlaub zur Sicherheit ein Kind mit auf das Thurmgemach genommen. Der Humor des Dichters läßt eben dieses Kind, an dem sie sich spielend berühren, die erste Ursache ihrer Liebesbezeugungen werden. Als sich Fides überzeugt hat, daß Hadlaub es ehrlich meint, fährt der Dichter fort: »Dann legte sie eine Hand auf das Herz des Mannes und sagte: »Hier will ich nun wahres Lehen aus Gottes Hand empfangen, hier meine sichere Burg und Heimat bauen und in Ehren wohnen.«

Es gibt uns das einen Begriff, in welcher Weise bei Keller Liebeserklärungen, ein Wort, das man eigentlich bei ihm gar nicht gebrauchen kann, vor sich zu gehen pflegen. Traditionelle, wortreiche, phrasenrollende Liebeserklärungen nach hergebrachten Roman- und Novellenmustern, finden sich in seinen Erzählungen ebensowenig, wie seine Lyrik sogenannte Liebesgedichte aufweist. Sobald sie mit sich und ihren Herzen im Reinen sind, fallen sich die Liebenden ohne weiteres um den Hals und küssen sich. Die schönsten unter den zahlreichen Beispielen dafür finden sich im: »Landvogt von Greifensee«, in »Kleider machen Leute«, im »Grünen Heinrich« und im »Sinngedicht«.

Bei einer Natur wie derjenigen Judith's im »Grünen Heinrich«, einer der wunderherrlichsten Gestalten Keller's, kann uns ein solch' freies Offenbaren ihrer Gefühle nicht verwundern. An einer Ewigkeit zweifelnd, hält sie sich an das Leben. Sie liebt Heinrich tief und wahr, aber sie ist ganz selbstlos in ihrer Liebe. Wenn jener sie nicht mehr leiden mag, soll er sie ganz verlassen und vergessen dürfen. »Welche Teufelei,« ruft sie einmal aus, »steckt in den Köpfen dieser Menschen, und dazu behaupten sie noch und machen sich selber weis, daß sie nach ihrem Herzen handeln. Fühlst du denn gar nicht, daß ein Herz seine wahre Ehre nur darin finden kann, zu lieben, wo es geliebt wird, wenn es dies kann.« Und ein anderes Mal sagt sie: »Ich will nicht deine Achtung, ich will dich selbst haben, so lange ich kann.«

Hier zeigt Keller dieselbe tiefe Kenntnis der weiblichen Natur, die dem größten Dramatiker des Alterthums die Worte in den Mund gab, welche er seine Antigone sprechen läßt: »Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da.« Aber die Liebe Judith's gilt nicht nur dem einzelnen, sondern allen; ihre Worte gehen noch hinaus über die der Griechin, wenn sie ausruft: »Wozu wäre man da, wenn man nicht die Menschen, wie sie sind, lieb haben müßte!«

Der Dichter sagt von Judith und Dorothea: »Beide Sterne sind gleich schön und doch nicht beide gleich in ihrem wahren Wesen.« Wohl unterscheiden sie sich in vielen feinen Einzelzügen ihrer Charaktere, aber wie Judith ist auch Dortchen Heinrich gegenüber offen und wahr. Nur er wagt es nicht, sie zu verstehen. Auch nicht einmal, als Dortchen auf dem Rückwege vom Walde über sein Benehmen beleidigt, seinen Arm nicht wieder nimmt und ihn nach dem alten Sinnspruch, den sie gelesen, einen »gefrorenen Christen« nennt und äußert: »In Ihrer Haut mag ich nicht stecken, Sie kalter Fisch.«

Oft aber kommt es nicht einmal zu Worten, die Liebenden verstehen sich auch ohne dieselben. So Heinrich und Anna. Als sie unter einem Spinnfaden sich wegbücken, kommen sich ihre Gesichter so nahe, daß sie sich unwillkürlich küssen. Ganz ähnlich wird am Ende des »Sinngedichts« das Geständnis der Liebenden ohne ein einziges Wort von der einen oder anderen Seite herbeigeführt. Als der verliebte Schuster und der Canarienvogel zugleich ihren Gesang herausschmettern, entsteht eine Art von Tumult in der Stube, von welchem hingerissen Lucie und Reinhardt sich küssen.

Die seltsamste und wunderlichste, doch vielleicht auch ergreifendste Liebeserklärung findet sich im »Landvogt von Greifensee«. Dort, als Landolt einen entlegenen Waldpfad aufsucht, hängt Figura Leu unversehens an seinem Arme. Als sie sich eine

Digitized by Google

Strecke entfernt, stand sie still und sagte: »Ich muss einmal mit Ihnen sprechen, da ich sonst elendiglich umkomme. Zuerst aber dieses.« Damit schlang sie beide Arme um seinen Hals und küsste ihn.

Am schönsten aber und mit der reinsten sittlichen Empfindung hat der Dichter dieses Geständnis des Weibes in »Kleider machen Leute« geschildert. Nachdem alles von ihrem als Schwindler entlarvten Bräutigam abgefallen, geht Nettchen, die ihn selbst und nicht den ihn umgebenden Schein geliebt hat, einen festen Entschluss fassend, auf ihn zu. »Nach kurzem Schweigen,« heißt es, »indem ihre Brust sich zu heben begann, stand Nettchen auf, gieng um den Tisch herum dem Manne entgegen und fiel ihm um den Hals mit den Worten: »Ich will dich nicht verlassen, du bist mein, und ich will mit dir gehen trotz aller Welt.« »So feierte sie erst jetzt ihre rechte Verlobung,« fährt der Dichter fort, »aus tief entschlossener Seele, indem sie in süßer Leidenschaft ein Schicksal auf sich nahm und Treue hielt.«

Keller verkennt aber auch hier die Gefahr des Extremen nicht, die bei dieser Art von Frauennaturen nahe liegt. So hat er sein Ideal dieser — man kann nicht anders sagen als den Mann provocierenden — Frauen an den beiden Figuren, die im »Narren von Manegg« auftreten, selbst ironisiert. Die reiche thurgauische Erbin, die »eilige Schöne«, wie Keller sie nennt, hat zu dem unbeständigen Ital Manesse eine solche Neigung gefasst, dass sie ihn mehrmals auf seiner Burg aufzusuchen kommt. Zu ihrem eigenen Glücke verfehlt sie ihn jedesmal und macht sich endlich, da sie sich genarrt und verschmäht hält, voll Scham und schweigend, aber entschlossen und unaufhaltsam auf den Rückweg.

Weit schlimmer ergeht es dem anderen Frauenbilde in dieser Geschichte, der Frau des Buz Falätscher, die eigentlich nur eine Ergänzung des Narren bildet. Sie begegnet Ital auf der Landstraße und bietet sich ihm förmlich an, denn es war, wie Keller sagt: »ein thörichtes Mensch,« das, wie jener nach Anerkennung dürstete, sich nach einem Manne sehnte und nach einem solchen umherpilgerte. Dafür findet sie die verdiente Strafe. Obwohl sie mit mancherlei Arbeit ihren Mann Jahre lang ernährt und seine nichtigen Thaten lobt, wird doch endlich das Missvergnügen über die stete Misshandlung bei ihr größer, als das Glück, einen Mann zu besitzen. Sie verliert die Geduld, packt ihre Habseligkeiten zusammen, verlässt die Hütte, nachdem sie ihrem Manne noch ein Frühstück zurecht gestellt hat, und verschwindet für immer aus der Gegend.

Es würde zu weit führen, wenn wir noch weitere Beispiele heranziehen wollten. Was wir als die charakteristischsten Merkmale von Keller's Frauengestalten angaben, ist durch das Vorgeführte genugsam bewiesen worden. Eins ist es, was Keller sich vor allem zur Aufgabe gemacht hat: die Schönheit der Frauen zu schildern in einer neuen, originellen Weise, ohne jede Uebertreibung und Süßlichkeit. Das Ziel, das ihm sein schönheitsfreudiger Optimismus steckte, hat er mit meisterhafter Kunst erreicht. Die wenigen häßlichen Figuren, wie die Oelhexe und Feniza Mayor heben die leuchtende Schönheit der anderen Frauenbilder nur um so mehr hervor. Und diese Schönheit ist nicht nur eine äußere, sondern bei weitem mehr eine innerliche Schönheit der Seele, wie sie sich in den verschiedensten Tugenden offenbart. So stellt Judith die reinste, selbstlose Liebe, Hedwig von Lahhausen den schweigenden Stolz der Armuth, Brenchen den selbst die Sünde heiligenden Opfermuth, Regel Amrain die Kraft der Energie und Entschlossenheit, Küngolt die dämonische Gewalt der Gefallsucht, Fides die stille Ergebenheit in ein auf ihr lastendes Schicksal und Ursula die reinste und rührendste Treue dar.

Diese unglückliche, von religiösem Wahn umnachtete Geliebte Hansli Gyr's ist eine der schönsten und herrlichsten Gestalten, die je einem deutschen Dichtergeiste entsprungen. Die wahnbethörten Genossen ihrer religiösen Secte gehen zugrunde, Ursula aber wird gerettet, denn ihr Wahnsinn ist Liebe, und eben diese Liebe heilt sie wieder von dem finsteren Wahn. Sie ist eine zweite, doch glücklichere Ophelia, ebenso rührend schön wie jene in der Umnachtung ihrer Sinne.

»Wenn man »Ursula« gelesen, ist man versucht, diese liebliche Gestalt für das Meisterstück unter Keller's Frauenschöpfungen zu halten. Und doch — sobald wir eine seiner anderen Erzählungen hernehmen — haben wir wieder dasselbe Gefühl. Jede bezaubert uns so voll und ganz, dass wir uns keine anderen Reize mehr neben ihr denken können. Sie alle sind Meisterschöpfungen einer gottbegnadeten Kunst, die den Stempel der Ewigkeit an der Stirne tragen. Ewig aber ist auf Erden nichts als die Schönheit, und ihr begeisterter Priester ist Gottfried Keller Zeit seines Lebens geblieben.

So oft wir auch seine unvergänglichen Werke lesen, immer erscheinen sie uns neu und frisch wie junges Frühlingsgrün und reißen uns hin mit unwiderstehlicher Gewalt, wie der Lenz, dessen Zauber, so oft wir sie auch sehen, uns niemals ersättigen.

Der Römer Seneca hat gesagt, dass es ein ernstes Ding sei um die wahre Freude.

Diese reine und wahre Freude empfinden wir immer von neuem im Anschauen von Keller's Frauengestalten. Wenn wir sie einmal richtig gefasst und verstanden, folgen sie wie uns liebe, lebende Genossinnen durch alle unsere Tage. Unbewusst sind sie mit und um uns und wir können uns ihrer

Digitized by Google

nicht erwehren. Sie umringen und umdrängen uns, eine liebliche Schar, überall glauben wir ihre hellen, lachenden Augen zu sehen und eine süße Sehnsucht nach ganzem, vollem Leben ergreift uns. Es geht uns wie Goethe's Hexenmeister, der die Zaubergeister, wenn er sie einmal gerufen, nicht mehr los wird.

Mögen sie immer um uns sein und uns umleuchten mit dem warmen Glanze ihres schönheitsfreudigen Lebens!

Die wunderbare »Fülle der Gesichte«, die der große Meister von Zürich aus dem Nichts erschaffen, sie wird der »trockene Schleicher«, der sich moderner Realismus nennt, uns niemals stören können.

Klage.

Ich hab die Gotteswelt gesehen
Soweit als unser Dorfstein markt,
Es ist auf Nordens trüben Brachen
Mein schmerzgebornes Lied erstarkt.

Nie sah ich hoch die Berge blauen,
Nie einen Wald kühn aufgebaut,
Das Höchste: einen sand'gen Hügel
Mit Kiefernholz und Heidekraut.

Und keine Ströme hört ich rauschen
Vorbei an Burgen stolz und kühn,
Nur müde Bäche sah ich schleichen
Durch meilenweites Wiesengrün.

Auch hab ich nie am Meer gestanden,
In meiner Heimat wogt kein Meer;
Ein Teich vielleicht, darob der Himmel
Sich breitet trüb und regenschwer.

Doch wenn des Nachts dem Schlummermüden
Der Mond das blonde Haupt beschien,
Dann sah ich farbenprächt'ge Bilder
In unruhvollen Träumen ziehn.

Dann hörte ich die Ströme rauschen,
Vom Gletscher sprang der wilde Quell,
Und drüber lag in dunkler Bläue
Ein Südlandshimmel sonnighell.

Und in den Schatten hoher Palmen
Hab' ich in süßem Wahn geruht.
Ich sah Venedigs Marmorbauten
Bespült von der Lagunenflut.

Und wie ein leuchtend Luftgebilde
Den Wandrer täuscht im Wüstensand:
So schwindet in die weite Ferne
Das heiß ersehnte Wunderland.

Digitized by Google

Was willst du, Traum, du blöder Aeffer?
Mich kann dein Wahnbild nicht erbau'n;
Im Herzen trag ich wildes Dürsten
Und offnen Auges möcht ich schau'n!

Paul Torrieht.

An die Poesie.

Wer hat stets mein Sehnen
Verstanden, und wer
Hat stets meine Thränen
Getrocknet bisher?

Wer hat mich noch nimmer
Verlassen im Leid?
Wer hatte noch immer
Trost für mich bereit?

Wer hat alle Wunden
Die's Leben mir schlug,
Eilfertig verbunden?
Wer heilte sie klug?

Wer steht mir zur Seite
In Elend und Noth?
Wer gibt mir Geleite
Treu bis in den Tod?

Durch wen wird beschieden
Mir süßeste Lust?
Wer hauchet den Frieden
Mir mild in die Brust?

O! mein Herz vergisst es,
Holdsel'ge, dir nie;
Wer anders denn ist es
Als du, Poesie!

Emil Graf Zelcki.

Juninacht.

Weich ihr weißer Arm umschmiegt ihn
  Auf der Bank am Rosenbeet,
Und ein wilder Wunsch besiegt ihn,
  Der um nächtig Dunkel fleht.

Wie die Blicke spähend fragen,
  Auf den Horizont gespannt,
Sieh, da will's schon wieder tagen,
  Aufsteigt eine bleiche Wand.

Ach, nun muss die Liebe feiern,
  Mädchen küsst den Abschiedskuss —
Juninacht mag nicht verschleiern,
  Was der Tag bereuen muss.

Paul Klie.

Digitized by Google

Einem Ueberſetzer.

Ich weiß nicht, was das Höh're: ſei's zu formen
Mit Künſtlerſinn, was nach den ew'gen Normen
Natur als Vorbild ſchöner Wahrheit ſchuf;
Sei's, daſs dem Werk kein geiſtig Echo fehle,
Es liebend zu empfangen mit der Seele. —
Denn beides dünkt mich köſtlicher Beruf.

Mag gleich den Erſten nur die Muſe krönen,
Selbſtlos ſein Beſtes weiht dem Cult des Schönen
Der andre auch, ſich edlen Triebs bewuſst,
Und glänzt nur jener offen, ruhmumſchildet,
Hat er am Höchſten ſtill ſich fortgebildet
Und ſpürt den Gott in ſeiner tiefſten Bruſt.

Konrad Telmann.

Jovial.

Wort der Wörter, mir gedrungen
In das Herz wie Sonnenlicht,
Wort der Wörter, mir erklungen
Wie ein jauchzendes Gedicht;
Biſt der Wolkenjager, wohnend
Ueber aller Staubesqual,
Mit dem Göttervater thronend,
Wort der Wörter: Jovial!

Jovial iſt, hochgezogen,
Seiner Brauen ſtolzes Rund,
Iſt, vom leichten Scherz umflogen,
Lächelnd ſein geſchwellter Mund;
Und Apollo's Aug', das hohe,
Das zur Nacht des Weſens glänzt,
Und der Muſen Chor, der frohe,
Der das Ideal umkränzt.

Und Athenens ſtrenge Lehren,
Dionyſos' Feuerflut,
Aphroditens hold Gewähren,
Hebe's Wangenroſenglut,
Alle Töchter, alle Söhne,
All' in Jovis ew'gem Saal,
Alles Gute, alles Schöne,
Alles Hohe: jovial!

Jupiter, die Welt von oben
Schau ich an mit deinem Blick,
Hör, zu deinem Thron erhoben,
Lächelnd ſchreiten das Geſchick.
Auch die Götter müſſen geben
Ihren Zoll des Orkus Macht,
Nun, ſo ſink' ein göttlich Leben
Jovial einſt in die Nacht!

Franz Herold.

Nachtgeſicht.

Ich gieng im Wald um Mitternacht
Zur Sommerſonnenwende,
Ob ich vielleicht bei Sternenpracht
Das Glück, das flücht'ge, fände.

Die Bäume rauſchten wie im Traum
Und aus den dunklen Zweigen
Erklang mir, zu vernehmen kaum,
Ein wunderbarer Reigen.

Digitized by Google

Und hastig hemmte ich den Schritt
— Ein dürres Aestchen knackte —
Mein Herz, das laute, klopfte mit
In bang bewegtem Takte.

Wie Lichtschein flog es auf geschwind,
Dann wieder alles finster —
Und spottend fuhr der lose Wind
Durch Farrenkraut und Ginster.

Hermann Schilling.

Die Brüder.

Frau Judith reitet aus dem Schloss
Zur Jagd auf ihrem braunen Ross.
Noch einmal winkt sie zum Balkon;
Dort spielt und singt ihr ros'ger Sohn.

Doch finster blickt des Auges Glut,
Wie's an des Thurmes Fenster ruht;
Dort oben küsst das Sonnenlicht
Des Stiefsohns bleiches Angesicht.

Weil er der Herr von Schloss und Land,
Drum ward er in den Thurm verbannt.
Sein Bett war hart und karg sein Mahl,
Und mählich ward er bleich und schmal. —

Frau Judith jagt im grünen Grund.
Die Wange glüht, es lacht der Mund.
Ihr Rappe schäumt, sein Odem schwillt.
Im Brachfeld flieht das Edelwild.

Frau Judith spornt ihr edles Ross,
Aus sichrer Hand fliegt ihr Geschoss
Und sterbend sinkt auf das Gefild
Das schlanke, stolz gekrönte Wild.

Frau Judith's Speer ist blutig roth,
Ihr Busen wogt, ihr Auge droht.
Sie flüstert rauh: »Wie du, so ruht
Noch heut ein edler Wild im Blut!« —

Frau Judith reitet heimwärts bass.
Die dunklen Augen flammen Hass,
Am Herzen nagt ein böser Wurm,
Sie schaut jetzt unheildroh'nd zum Thurm.

Am Fenster? — Welch ein lieblich Bild!
Dort hat ihr blonder Liebling mild
Den siechen Bruder eng umfasst,
Den neidverzehrt die Mutter hasst.

Digitized by Google

Da stöhnt Frau Judith laut vor Wuth,
Vor ihrem Aug' schwimmt's roth wie Blut.
Sie greift wild in des Rosses Zaum,
Und jäh sprengt's in des Hofes Raum.

Ihr Liebling schaut's; sein Schreck ist groß,
Er lässt entsetzt den Bruder los.
Er schwankt! — Noch hält ihn jener fest! —
Sie stürzen! —— Herz an Herz gepresst! ——

Elisabeth Eilemann.

Mein Lied — mein Alles.

Wenn ich dich nicht hätte, Lied,
Wie könnt' ich ertragen
Meinen Schmerz an allen Tagen,
Seit das Glück mir schied!

Wenn ich dich nicht hätte, Lied,
Ach, wem wollt' ich klagen? —
Einsam bin ich, weltverschlagen,
Seit das Glück mir schied.

Joh. Alboth.

Entschluss.

In düstern Dissonanzen tönend
Verwirrt sich kämpfend mein Gefühl,
Doch mildharmonisch klingt versöhnend
Ein Grundton durch das Klanggewühl.

Vor manchem lieben, langem Jahre
Sah ich ein Mädchen, engelschön,
Mit blauen Augen, blondem Haare:
Ihr Reden war Musikgetön.

Sie schlug verschämt die Blicke nieder,
So oft mein kecker Gruß ihr galt.
Ich liebte sie, und sie mich wieder,
Und sie vertraute sich mir bald.

Jedoch mich riss ein herb Verhängnis
Aus unsrer stillen Freuden Ort.
Mich trieb der Trennung droh'nde Drängnis,
Und ohne Abschied musst' ich fort.

Der Lande hab' ich viel durchfahren
Und bin des Wanderns herzlich satt.
Und jetzt, mit leisergrauten Haaren,
Nah' ich der alten, trauten Stadt.

Digitized by Google

Ach! Dieser Liebe Glutgedanke
War meiner Fahrten Stern und Hort.
Und heut? Was ist's? Ich zage, schwanke
Und werde matt, so nah am Port?

Such' ich es auf, das liebe Mädchen?
Soll der Begegnung ich entfliehn?
Es zieht mit tausend Zauberfädchen
Mich zu dem süßen Kinde hin!

Sei's denn! Dem Muth nur winken Kronen!
Ich will die Wunderfeine sehn,
Sei's, um in ihrem Glanz zu wohnen,
Sei's, um in Qualen zu vergehn!

Otto Michaeli.

Die sonderbaren Küsse.

Die warmen, sonderbaren Küsse,
Die du so sanft mir bietest, sind
Im warmen Herzen nicht entsprossen,
Doch im Gehirn, mein stilles Kind!

Und mehr noch als die keuschen Gluten
Der ersten, ahnungslosen Gunst
Bewundr' ich dieses weise Lieben,
Die höchste Blüte zarter Kunst.

Nur fürcht ich, dass im Lauf der Stunden
Vielleicht zur Wahrheit Dichtung wird,
Dass bald die still erdachte Neigung
Den Wahn der Leidenschaft gebiert.

Dann weicht das sanfte Liebesflüstern
Dem wuthentbrannten, tollen Schrei!
Es folgt die Schwüle des Gewitters
Dem milden, blütenreichen Mai.

Ich aber möcht' mich ruhig freuen
An diesen Küssen, stilles Kind,
Die unter deiner bleichen Stirne
Der niedlichste Verstand ersinnt.

Hanns Weber.

Digitized by Google

Naturbilder.

Die Quelle.

Millionen Diamanten,
Perlen mit Rubinenglanz
Liegen auf dem Sammetkissen,
Reihen sich zum lichten Kranz.

Hunderttausend Silberfäden
Spinnen sich durch's grüne Land
Ueber Berge, über Thäler,
Weben ein krystallnes Band.

Sommertag.

Schaue träumend durch die Wipfel;
Licht, das noch im Blauen schwimmt;
In der Runde schlanke Fichten,
D'ran der Sonnenfunke glimmt.

Fernher klinget eine Weise,
Klingt wie einer Glocke Schlag,
Klinget leiser und vertönet
Und im Wald ist Feiertag. —

Gewitterstimmung.

Des Mittsommertages verzehrender Brand
Umlohet die welkende Weide,
Es webet ein wallendes blaues Gewand
Sich leis' um die glühende Heide.

So stille die Luft und nichts athmet im Moor,
Hinsterbend ein Lüftchen kommt leise
Aus Westen und spielet im lispelnden Rohr
Des Windes verlorene Weise.

Trüber Abend.

Es war an verlassenem Strande,
In Dämmerung schwieg die Natur;
Der Abend in düstrem Gewande
Berührte die schlafende Flur.

Wie Klagen gieng's durch die Lüfte,
Es zog wie ein schweigendes Weh
Durch die Wälder und durch das Geklüfte
Und über den dunkelnden See.

Digitized by Google

Sommernacht.

Es zittern die Gräser der Heide,
Sie hüllen in Schleier sich ein,
Die Sträucher tragen Geschmeide
Mit schimmerndem Perlenschein.

Das Mondlicht tanzt auf der Welle
In leuchtender Sommernacht
Und spielt an der murmelnden Quelle
Inmitten von wogender Pracht.

Fritz le Fenbure.

Leben.

Ein steter Kampf ist unsre Erdenreise;
Wie aus der Tiefe sich der Quell muss ringen,
Durch eig'ne Kraft den Felsen muss durchdringen,
Bahnt ernstes Wollen selbst sich das Geleise.

Von Fesseln frei, strebt, schüchtern erst und leise,
Der Geist empor auf mächt'gen Adlerschwingen,
Zu ferner'm Flug spornt ihn ein erst' Gelingen
Und weit und weiter dehnt er seine Kreise.

Mit jedem Tag verbreitert sich das Streben,
Als müsst' das Heut' dem Gestern doppelt geben —
Und doch — was ist das liebe, liebe Leben?

Ein ewig Hasten, Stoßen, Schieben, Drängen,
Sich drehen, winden zwischen Klippen, Engen —
Bis sie zuletzt uns in die Grube zwängen.

Richard Siebert.

Schlafe wohl!

Ueber die Wälder und Seen
Pfeifen die Winde hohl,
In süßer Träume Wehen
Schlafe wohl!

Zürnende Geister gehen
Stürmend von Pol zu Pol;
Gesegnet von gütigen Feen
Schlafe wohl.

Guido von Aschom.

Erwacht.

Nun hat der Regen über Nacht
Die Blumenwelt zum blühn gebracht,
Die Tausendschönchen prunken.

Digitized by Google

Akazie duftet süß und schwer,
Und auf dem weißen Blütenmeer
Sprühn gold'ne Sonnenfunken.

Und ist wohl gar noch über Nacht
Dein Herz, du holdes Kind, erwacht?
Ich seh's an deinen Wangen!
Sie schimmern rosig überhaucht,
Als hätte sie in Glut getaucht
Der Morgenröthe Prangen.

Helene Kernbach.

Sonnenuntergang.

Die Sonne taucht in flüssiges Gold
Den westlichen Himmelssaum;
Die Welt versinkt im warmen Licht,
Ein schöner Märchentraum.

Es sendet die Sonne als letzten Gruß
Viel rosige Wölkchen aus;
Sie wandern, sie wandern am Himmel entlang,
Bleich kehren sie wieder nach Haus.

Noch einmal erglüht die bunte Pracht
Im letzten Lebenshauch,
Dann blasset und schwindet und sinket und stirbt
Der letzte Funke auch.

Es zog ein Sehnen mir durch das Herz,
Ein Seufzen nach Glück, so wild; —
Mit schwarzem Schleier kam die Nacht,
Hat Wunsch und Weh gestillt.

Leo Rüdiger.

Herzensliebling.

Das süße Antlitz üppig eingerahmt
Vom weichen Blondhaar, meines Knaben Antlitz,
Es schaut mich an mit räthselhaftem Blick
Aus märchenholden, großen Kinderaugen.

Und seinem Plaudern lausch' ich tief beglückt,
Klingt's doch wie Vogelsang in Maientagen!
So kindisch-thöricht zwar, und doch, wie ernst!
Ein Laut der Unschuld aus dem Garten Eden. —

Digitized by Google

Oft, wenn ich einsam, müde, traurig bin,
Vom Weh der Welt bis tief ins Herz verwundet,
Dann ist dies lichte Angesicht mein Trost
Und Balsam mir, was Kindeslippen plaudern.

Magda Fuß.

Meine Gattin.

Seligster Stunden köstlichstes Lieben
Hat unsre Seelen einander vertauscht;
Was an Unterschied etwa geblieben,
Ist im Strome der Liebe verrauscht.

Hinter uns liegen die künstlichen Schranken,
Welche der Mensch dem Menschen gebaut,
Und, wie längst schon im Reich der Gedanken,
Bist du jetzt ganz mein, bist meine Braut.

Was an Unterschied etwa geblieben,
Ist im Strom der Liebe verrauscht;
Seligster Stunden köstlichstes Lieben
Hat unsre Seelen einander vertauscht.

L. Kuhl.

Eine Bitte.

Sobald du fühlst dein Herz erwarmen
In erster wahrer Liebesglut,
O bitte Gott: er läßt dich sterben;
Er ist vielleicht so lieb und gut.

Dann kennst du nie den Fluch der Erde
Wie jedes Herz, das wahr geliebt,
Und dem die Welt in der Arena
Ein langsam Gift zum Sterben gibt.

Dann nahm dich Gott im Maienfrieden,
Der Knospe gleich am Wiesenpfad,
Die von geliebter Hand gebrochen,
Eh Zeit und Sturm entblätternd naht.

Dann siehst du nicht die schönsten Blüten
Verwelkt an deinem Lebensbaum,
Dann weißt du nicht, daß unser Hoffen,
Das schönste, nur ein kurzer Traum.

Digitized by Google

Ja bitte Gott: er läßt dich sterben,
Er opfert dich als Weiherauch
Auf seinem himmlischen Altare
Im ersten reinen Liebeshauch.

Elisar von Kupffer.

Hingebung.

Wenn mir aus deines Auges Pracht
Ein sonniggoldner Himmel lacht,
Dann fühle ich, wie sinnbethört,
Daſs jeder Herzschlag dir gehört.

Doch wenn dein Auge traurig blickt
Im süßen Glanz, wie schmerzerstickt,
Dann gäb' ich Blut und Leben hin,
Brächt' es dir Frohsinn und Gewinn.

Ottilie Liebenlist.

I.

Der eiserne Karl.

Das Antlitz sorgenvoll und bleich,
Vertieft in trübes Sinnen,
Sah Desiderius auf sein Reich
Hinab von Thurmeszinnen.
Bei ihm stand Graf Ogger aus fränkischem Land,
Verlustig der Gunst König Karl's und verbannt.

Auf windumwehtem Dachesrand,
Gar stolz, hochaufgerichtet
Die Königsmaid Regina stand,
Die Brauen stark verdichtet,
Das Auge durchleuchtet von innerer Glut,
Die Lippen geschwungen, voll Herbheit und Muth;

Es ließ der König spähend lang
Den Blick ins Weite schweifen,
Aus schwerer Ahnung wollte bang
Ihm düstres Grauen reifen.
Was war's, das, so weit man nur blicken konnt',
Verdunkelnd umsäumte den Horizont?

Gleich einer Mauer dehnt sich's dort
In unermess'nem Bogen,
Dann reckt es sich von Ort zu Ort
Mit unheilvollen Wogen.
Nun wälzt sich's wie bleierne Fluten heran,
Bricht, alles verheerend, gewaltig sich Bahn.

Digitized by Google

Bald sieht man lichte Banner wehn
In des Getümmels Enge;
Schon ist der Einzelne zu sehn
Im Roſs- und Mann-Gedränge.
Jetzt unermeſslich wie Kieſel am Strand
Bedecken die feindlichen Scharen das Land.

Und als des ersten Haufens Zug,
Gepäck und Troſs eintrafen:
»Ist König Karl dabei?« so frug
Die Jungfrau schnell den Grafen.
»O nicht doch,« sprach dieser, »des Königs Gesicht
Entgieng' Eurem forschenden Blicke wohl nicht.«

Und wie ein Wetter fuhr daher,
Daſs alles drob muſst' weichen,
In dichten Haufen, Speer an Speer,
Der Landsturm ohnegleichen.
Der Schönen erglühte das bleiche Gesicht:
»Ist auch unter diesen der König noch nicht?«

»Noch nicht!« — »Noch nicht? bringt er noch mehr?
Dann wär' es besser sterben!«
Rief Desiderius. »Solch ein Heer
Muſs völlig uns verderben.«
»Wie viele ihm folgen, das wirst du ja sehn,
Doch niemand kann wissen, wie uns es mag gehn.«

So Ogger. — Da, auf stolzem Roſs,
In Schnelle des Gedankens,
Mit blankem Schwert und Wurfgeschoſs
Die edlen Grafen Frankens.
Sie sprengten vorüber in fliegendem Saus.
»Jetzt naht er!« stieß heftig Regina heraus.

»Noch nicht. Noch nicht? Doch, Ogger, sagt,
Wer ist's, der die Genossen
In Hoheit strahlend überragt, —
Von solcher Pracht umflossen,
Daſs Ehrerbietung der Haufe ihm bringt?«
»Der Erzbischof ist es, von Aebten umringt.«

»O stiegen wir hinab in Nacht!«
Der König rief's voll Sorgen, —
»Vor solchen Feindes Uebermacht
Im Erdenschoß geborgen!«
Da flammte Erinnerung Ogger ins Herz;
Begeisterungsvoll rief er, doch bebend vor Schmerz:

Digitized by Google

»Wenn auf den Feldern du die Saat
Siehst starren wie vor Grauen,
Wenn dröhnend der Tessino naht
Und überschwemmt die Gauen
Mit unübersehbarer, reißender Flut
Durch stahlgraue Wellen dir hemmend den Muth,

Wenn schwarz der Po sich wälzt hierher,
Und du erblickst mit Schauern,
Wie seine Wogen eisenschwer
Erdrücken diese Mauern,
Dass leicht sie zerschellen wie splitterndes Glas:
Dann naht König Karl, den ich nimmer vergaß.«

Die Worte waren kaum verhallt,
Geendet unter Stöhnen,
Da bebt die Erde; mit Gewalt
Ertönt ein fernes Dröhnen.
Von Westen her jagt es wie Wolken so dicht,
Verhüllend der Sonne schon sinkendes Licht.

Dahinter eine stolze Schar,
Die Großen Karl's erwählte,
Erles'ne Ritter, in Gefahr
Und Schlachtenlärm gestählte.
Voran ein Gewalt'ger, von Kampfluft erfüllt,
Von Kopf bis zu Füßen in Eisen gehüllt.

Der mächt'ge Hengst, den er beschwert,
Trägt seine Last mit Mühen,
Es blitzt der Helm, es gleißt das Schwert
Im Abendsonnenglühen;
Und stahlblau erstrahlt in den Augen das Licht
Mit Klarheit und Schärfe. Welch Heldengesicht!

Der Blick voll Kühnheit und Gewalt
Blitzt Feuer hin und wieder,
Bis auf den breiten Schwertgurt wallt
Der volle Bart hernieder.
Und zwischen den dichten und buschigen Brau'n
Sind tiefe und drohende Furchen zu schau'n.

Die Königstochter frug nicht mehr,
In Schauen ganz versunken,
Der Athem gieng ihr schnell und schwer,
Die Blicke sprühten Funken.
Zu Boden gesunken war lautlos der Graf;
Ein sterbender Blick noch den Mächtigen traf.

Digitized by Google

II.

Regina.

Versunken war der Sonnenball
Im Meer der Abendgluten,
Der Mond schien bleich auf Stadt und Wall
Und auf des Stromes Fluten.
Da schlich sich Regina im Schatten der Nacht
Zum Ufergelände, das spärlich bewacht.

Wie magisch weiß das Mondenlicht
Die Schöne zu erhellen!
Der Nachtwind weht ihr ins Gesicht
Des Haares dunkle Wellen.
Gespenstig umflossen vom silbernen Strahl
Erscheint sie gewaltig und traumhaft zumal.

Umschattet um der Ihren Los
Nicht Kummer ihre Züge?
Das Elend in der Stadt, wie groß,
Und jedes Hoffen Lüge!
Seit Monden belagert, vor Augen den Tod,
Rings Hunger und Seuche und stöhnende Noth.

Kann selbst des Vaters Missgeschick
Das Herz ihr nicht bekehren?
Jenseits des Stromes weilt ihr Blick
Und späht voll heiß Begehren
Ins Lager, wo unübersehbar der Feind
Unzählige Zelte zum Lager vereint.

Es greift zur Armbrust ihre Hand
Und stramm spannt sie den Bogen,
Und scharf zielt sie und schnellt gewandt:
Jetzt saust es über die Wogen.
Doch war wohl der Pfeil, der die Lüfte durchschnitt,
Kein Sendling des Todes, ein Schreiben flog mit.

Als spät der blasse Mond versank
Und die zerstampfte Erde
Des Morgenthaues Labung trank,
Das Wiehern tapfrer Pferde
Die Lüfte erfüllte, kam über den Fluss
Die Antwort und lag vor der Harrenden Fuß.

Ein kalter Schauer bang durchdrang
Ihr fieberheißes Wesen,
Bis ihr im Morgengrau'n gelang,
Das kleine Blatt zu lesen.
Dann barg sie's am Busen, berauscht durch das Glück;
Um nichts in der Welt gäb' sie's jemals zurück.

Digitized by Google

Ein stolzes Hoffen im Gemüth
Verscheucht ihr Reu' und Bangen,
In ihrem dunkeln Blicke glüht
Ein jauchzendes Verlangen.
Umflutet von Bildern der Liebe, der Lust,
Durchwogt ihr ein einz'ger Gedanke die Brust:

Dass König Karl versprochen hat
Ihr Eh'gemahl zu werden,
Schafft sie die Schlüssel ihm zur Stadt.
Ob alles sonst auf Erden
In namenlos Jammer und Elend zerfällt,
Was thut's, wenn dies Wort er, der Einzige, hält?

Als hätte lang sie tief hinein
Geblickt in Sonnengluten,
Bis ihr der zauberhafte Schein
Entlockte der Thränen Fluten
Und völlig erblindet für alles umher,
Sie nichts mehr erschaut als von Sonnen ein Meer:

So hat des Frankenkönigs Kraft
Die Seele ihr geblendet,
Dass sie in höchster Leidenschaft
Sich ganz ihm zugewendet.
Die Schlüssel raubt sie dem Vater gewandt
Und abends ward Botschaft dem Feinde gesandt:

»Macht Euch noch diese Nacht bereit
Durch's Thor still einzurücken
Und säumt nicht lang, kurz ist die Zeit;
Im Dunkeln muss es glücken.
Und Eurer harret, die fest auf Euch baut
In seligster Hoffnung, die liebende Braut.«

Und eh' das Morgenroth mit Pracht
Umsäumt die Höh'n der Erde,
In unheilvoller, düstrer Nacht
Mit Nebeldunst beschwerte, —
Da flutete gleich dem entfesselten Meer
Durch offene Thore das feindliche Heer.

Es eilt von Ungeduld verzehrt
Auf nachtumhüllten Wegen
Dem Helden, dessen sie begehrt,
Regina kühn entgegen.
Doch wie sie umringt von dem fränkischen Heer,
Begehrt sie zu fliehn und vermag es nicht mehr.

Sie sieht im düstern Dämmerschein
Den Hengst, den mächt'gen Reiter,
Doch zieht sie ins Gewühl hinein
Die Horde wilder Streiter.

Digitized by Google

Der Rosse Getümmel umtost sie so dicht,
Der König gewahrt die Unselige nicht.

Sie drängt gewaltsam zu ihm hin
Mit angsterfüllten Rufen,
Wie dem Gedränge noch entfliehn?
Von mächt'gen Rosseshufen
Gestoßen, getreten, zur Umkehr nicht Zeit,
Zu spät zum Besinnen, zum Tod nicht bereit, —

Das Ziel der höchsten Sehnsucht dicht
Vor ihrem schreckensbleichen
Blutüberströmten Angesicht,
Ward sie, die ohne Gleichen,
Zu Boden gerissen, geschleift und zerfetzt,
Die herrlichen Glieder zu Tode verletzt.

Der König sprengt an ihr vorbei,
Sieht, ob er sie erspähe,
Und hört doch nicht ihr Wehgeschrei
Und ahnt nicht ihre Nähe.
Noch trifft ihn ein letzter, erlöschender Blick,
Dann endet ein Hufschlag ihr grauses Geschick.

M. Eichhorn.

Bücherschau.

In der Sammlung Göschen (J. Göschen'sche Verlagshandlung, Stuttgart) ist u. a. jetzt Prof. **Max Koch's „Geschichte der deutschen Literatur"** erschienen. Ein elegant gebundenes Bändchen von 275 Seiten, eine Fülle von zwar kurzgedrängtem, aber reichhaltigstem Material — für 80 Pfennige — das ist sehr anerkennenswert! Der rühmlich bekannte Universitäts-Professor Dr. Max Koch hat hier sein stupendes Wissen von den Literaturbestrebungen seit den grauesten Anfängen bis auf — Frau Marie Ebner v. Eschenbach (das ist der letzte Name des Buches, aber wohl einer der ersten in Oesterreich) verdichtet, krystallisiert! — Für den Laien und Anfänger wie für den Gelehrten und Studierenden ist hier ein kleines Nachschlagebuch geschaffen, jeder Empfehlung würdig. Es wird sich freilich so mancher darin vermissen, der Bleibendes geleistet hat, ohne dass ihm der rauschende Erfolg eines vergänglichen Theaterabends oder ein naturalistisches Zotenbuch zu einem momentanen Namen verholfen — aber solche Mängel gleichen wohl die Gerechtigkeit der Zeit aus! Hoffet, ihr Strebenden!

Alfred Friedmann.

Für jung und alt. Gedichte von P. **Josef Bergmann**, Priester des ritterlichen Kreuzherrnordens ꝛc. Salzburg 1894, Druck und Verlag von Anton Pustet. Ich las das Büchlein gerade in der Fastenzeit und es wollte mich bedünken, als sei dieser Zeitpunkt wegen des bußpredigenden Inhalts just der rechte gewesen. Der Verfasser ist kein A Santa Clara, kein Wallensteinischer Kapuziner; keine Donnerkeile, nur kleine Geißelungen für die Thorheiten dieses wunderlichen Planeten. Nur bisweilen blickt der Schalk ernst und mahnend drein. Das Büchelchen ist voll guter Einfälle, welche, um ihrer guten Wirkung willen, nur noch hätten ausreifen sollen, sachlich und formell. Heute, wo wir Classiker der Epigrammdichtung haben — ich nenne nur Fulda — ist unser Geschmack in dieser Hinsicht von höchster Gourmandise. A propos Gourmandise — der Verfasser liefert auf Seite 68 eine »Ergänzung Pindars«:

Digitized by Google

»Das Wasser ist das Beste!« — Doch wozu?
Das hätte Pindar sollen noch bestimmen!
Weil er's nicht that, erlaub', daſs ich es thu':
»Er hat gemeint — zum Waschen und
zum Schwimmen!«

Wer möchte das, trotz aller Antialkoholiker und Temperenzler, nicht gern unterschreiben — Noah und Anakreon haben nicht umsonst gelebt! — Sehr nett, wenn auch etwas zu umfangreich ist: »Ein Studentenstreich«; hier sieht man, daſs der Verfasser bei strenger Selbstzucht vielleicht auch gute ernste Gedichte schreiben würde. Nur möge er sich dann nicht der socialen Lyrik zuwenden, Gedichte wie »Das Leben einer Tänzerin« sind Bänkelsängerpoesie. — Fritz Eberhardt.

Ein Stückchen Alltagsleben. Gedichte von **Gertrud Triepel.** (Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.) »Bescheidung« wäre das passende Motto für diese Gedichte. Es sind die Lieder einer Vereinsamten, die gewillt ist, auf irdische Wonnen zu verzichten und in Arbeit und Frömmigkeit dem Frieden der Resignation zuzustreben. Noch wird ihre Ruhe durch die Erinnerung an verlorenes und die Sehnsucht nach künftigem Liebesglück gestört, auch an schrilleren Klagelauten fehlt es nicht (»Das Schlimmste«, »Frage«, »Das Schicksal«, »Der Berg des Glücks«); aber auch in der Trauer bewahrt sich die Verlassene den offenen Blick für Natur und Menschen. Sie wird der Männerwelt gerecht (»Geadelt«) und sieht mit mildem Auge auf ihre gefallenen Schwestern (in dem schönen Gedichte »Eine Verlorene«). Unter den Naturbildern zeichnen sich durch Sinnigkeit vor allen aus »Es schläft«, »Frühlingslehre« und »Glücks genug«. Die Sprache ist schlicht, aber ansprechend. Alles in allem ist Gertrud Triepel's Buch, welches dem namhaften Literarhistoriker Dr. Otto von Leixner gewidmet ist, eine sympathische Gabe und wir werden uns freuen, der Dichterin auch ferner zu begegnen. Paul Kunad.

Sommerfäden von **Siddy.** (Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.) Das Buch enthält neue Erzählungen meist ernster Färbung, die sämmtlich gewandt und ansprechend geschrieben sind, aber öfters die erforderliche Charakteristik und Pointierung vermissen lassen. So gelangt in der ersten und letzten die Ironie der Lebensgegensätze nicht genügend zum Ausdrucke, während in »Gondoliera« und »Der Karthäuser von San Martino« die feineren psychologischen Zuthaten fehlen. Am besten haben uns »Auf der Schaukel« und »Zu spät!« gefallen, ersteres ein sinnig-komisches Stimmungsbild und letzteres einer recht anerkennenswerte Liebesnovelle. Paul Kunad.

Auf Ruinen. Roman von **Anny Wothe.** (Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.) Graf Leo, der Majoratsherr der überschuldeten Burg Godegg heiratet, dem Wunsche seiner sterbenden Mutter gehorsam und um seinem jüngeren Bruder Jörg eine pecuniäre Stütze bieten zu können, entgegen seiner Herzensneigung die etwas dämonisch angehauchte Menta Düren, die ebenfalls ihren Flirt mit dem Rittmeister von Ebeling hinter sich hat. In der Ehe lernen sich die beiden Gatten lieben — er sie und sie ihn — und zwei weitere Trauungen in der Sippe vervollständigen das allgemeine Wohlbehagen am Schlusse des Romans. Ist's wirklich ein solcher? Wir wollen darüber nicht mit der Verfasserin rechten. Was heißt Weltbild? Aber die allzurosige Brille erweist dem Leser einen schlechten Dienst. Der Schriftsteller, wenn er nicht im Besitze des alleinseligmachenden Humors ist, gönne den Mitmenschen ihr Privatvergnügen, er selbst aber gewöhne sich daran, den Gestalten seiner Schöpfung gegenüber die erhabene Grausamkeit des Schicksals anzuwenden. Im übrigen kann nicht geleugnet werden, daſs Anny Wothe über ein hübsches Erzählertalent verfügt. Paul Kunad.

Sprossen und Blüten. Gedichte von **Adolf Grimminger.** (Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co.) Ein stattlicher Band von 336 Seiten — alle Achtung vor der Ausdauer des Verfassers —: wenn nur auch die Qualität der Quantität entspräche! Wohl finden sich in »Natur und Leben« und »Blätter der Liebe« einige anmuthige, wenn auch nicht sonderlich eigenartige Lieder wie »Dur und Moll«, »Frühlings-Kommen«, »Lenznacht«, »Ermunterung«, »Die Nacht wird still«, »Auf dem Königssee«, »Herbstseufzer«, »Sei mir nicht gram«, »Fern von dir«, »Liebesstreit«, »Was du verschwiegen«, Musik«, »Das Unsterbliche«; aber das Minderwertige überwiegt doch allzusehr. An prosaischen Wendungen und Unklarheiten fehlt es nicht, so S. 31 »Des Lenzes Braut«, S. 33 »Meterdicke Lichter«, S. 40 1. Strophe, S. 45 Strophe 2, S. 167 Strophe 2, S. 180 (»Das Weißnichtwie der Seele«), S. 309, Zeile 13 und 14. Ausdrücke, wie »paternostern«, »ahasveren«, »bergpredigen«, »selbandern«, »kunsten« können wir nicht für löblich erachten. Die drei letzten Abtheilungen hätten ohne Schaden wegbleiben können. Schlussresumé: 50 Seiten wären mehr gewesen! Paul Kunad.

Glück. Novellen von **Olga Wohlbrück.** (Berlin, Verlag von Emil Selber.) Die in diesem Bande vereinigten sieben Novellen der rühmlich bekannten Verfasserin schildern die verschiedenen Verhältnisse, unter denen bestimmte menschliche Individualitäten ihr irdisches Wohlsein zu finden wähnen. Die Darstellung erscheint uns nicht immer einwandsfrei; so dünkt uns bei der ersten Erzählung der Uebergang des »im Hemde geborenen« Grischa vom nothgedrungen erlangten zum selbständig erworbenen Glücke zu unvermittelt. »Firnis«

Digitized by Google

ist die unbedeutendste der Novellen. Das »Glück« des »Uhrenonkels« kommt uns höchst problematisch und überdies, — wenn wirklich vorhanden, als Belohnung für eine verwerfliche That, bedenklich vor. Ebenso däucht uns die Bekehrung des literaturbegeisterten Robert in »Kein Beruf« nicht recht glaubhaft; und vollends der Minnesold, der der Gräfin Marcella in »Nur nicht sentimental« gezollt wird, muthet uns von Alpha bis Omega wie ein wahres Martyrium an. Ueberhaupt haben wir den Eindruck, dass Olga Wohlbrück den Gestalten ihrer Dichtung gegenüber zu viel Ironie anwendet und dadurch die Wirkung derselben stellenweise stark beeinträchtigt hat: Warum nicht lieber die ganze Sammlung »Selbsttäuschung« nennen? Doch das sind Ansichtssachen; ausgemacht aber ist für uns, dass sich auch in diesen Novellen ein erfindungsreiches Talent ausspricht, dem es vielleicht gerade durch die Menge seiner Gedanken schwer wird, seine Erzählungen in die Länge zu ziehen; jedenfalls regen sie zu eigenem Denken an und das ist schließlich eine Hauptsache. Paul Kunad.

Briefschalter.

Herrn F. le F. in A—g. Ihr Vorschlag ist »nicht ohne«. Wir werden ihn überlegen.

Weixelstetten. »Am Bachesufer« angenommen.

E. H. in S—g. »Todesahnung« nicht verwendbar, weil der ohnedies nicht mehr neuen Idee nicht in genügend plastischer Weise Ausdruck verliehen ist.

P. K. in Z—g. »An des Jahrhunderts Wende« angenommen.

Leoben. »An die Erinnerung« angenommen.

B. W. in H—g. Dankend abgelehnt.

Dr. N. P—y in H—n. Die Besprechungen mit Dank erhalten.

P. W. (Th. F.) in S—n. Angenommen! Der Irrthum wundert uns sehr. Die Manuscripte waren mit derselben Schrift geschrieben. Wir wollen mit der Richtigstellung warten, bis sich der richtige Verfasser gemeldet hat, was bis jetzt noch nicht geschehen ist.

Die Rubrik „**Notizen**" bleibt wegen Raummangel in dieser Nummer weg.

Schluss der Redaction am 20. Mai 1894.
Die nächste Nummer (Nr. 16) erscheint am 1. Juli 1894.

Inhalts-Verzeichnis:

»Gottfried Keller's Frauengestalten« von Franz Wichmann (Schluss), Gedichte von Maurice von Stern, Paul Torriedt, Emil Graf Zeleki, Paul Klie, Konrad Telmann, Franz Herold, Hermann Schilling, Elisabeth Tilemann, Joh. Alboth, Otto Michaeli, Hanns Weber, Fritz le Feubure, Richard Siebert, Guido von Usedom, Helene Kernbach, Leo Rübiger, Magda Fuß, S. Kuntz, Elisar von Kupffer, Ottilie Siebenlist, M. Eichhorn. — Bücherschau. — Briefschalter.

Gedichte
von
Theodor Renneberg.
Wörmlitz b. Halle a. d. S. Selbstverlag des Verfassers. Preis: Eleg. cart. 1 Mark.
(Bei vorheriger directer Einsendung des Betrages in Briefmarken kann das Porto abgezogen werden.)

☞ **Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.**

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition**, Einsendungen an die **Redaction des Deutschen Dichterheims in Wien**, VIII. **Auerspergstraße 5.**

Verlag „**Deutsches Dichterheim**" in **Wien.** Chefredacteur: **Adalbert v. Majerszky.**
Verantwortlich: **Ludwig Werner.**

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)
Herausgeber: **Adalbert von Majerszky.**

Monatlich 2 Mal. — Preis: 5 Mark halbjährl., vorauszahlbar. — Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direct durch die Expedition des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Auerspergstraße 5. — Abbestellungen werden nur bis 30. Juni, bezw. 31. December angenommen. Einzelne Nummern à 50 Pfen. 5 Stück einer Nummer 1 Mark 50 Pfen.

Ermattung.

Ich bin so müde und mir ist so wehe
Von all dem Hasten in der tollen Welt;
Was auch die Menschheit heißen Aug's erflehe,
Durch neue Schrecknis wird es ihr vergällt.

Und nirgends winkt des Friedens hehre Palme
Und hydragleich wächst neu die alte Qual;
Die gute Saat fällt unreif von dem Halme,
Getränkt aus Satans geilem Giftpokal.

Ich möchte sterben, sehn' mich nach den Grüften, —
Oh bringt mir Blumen von dem stillen Hag,
Dass ich entschlaf, umweht von ihren Düften,
Ein ausgestürmter, heißer Julitag.

Adalbert von Majerszky.

Digitized by Google

Die Schreckensnacht auf dem Hohenhainstein.

Humoreske.

Von

G. Wittmark.

Nachdruck verboten.

In romantischer Lage, nahe der sagenumwobenen Wartburg, der Perle Thüringens, erhebt sich der anmuthig bewaldete Hohenhainstein, auf welchem sich Josef Kürschner, der Herausgeber des allbekannten Literatur-Kalenders, ein ebenso stattliches als trauliches neues Heim geschaffen hat. Man könnte es auch eine Wartburg oder Warte nennen, von welcher aus jener, wie früher auf seinem Observatorium in Stuttgart, sämmtliche Erscheinungen am deutschen Literaturhimmel beobachtet.

Im vorigen Sommer, einige Zeit bei Verwandten in Eisenach verweilend, machte ich eines Tages wieder den gewohnten Spaziergang zur Burg hinauf. Mein Weg führte mich diesmal nahe am Hohenhainstein vorüber und so kam ich plötzlich auf den Gedanken, dem neuen Besitzer desselben einen Besuch zu machen. Konnte ich mich doch auch zur Literatur zählen. Allein kaum hatte ich den Park zu diesem Zwecke betreten und mich dem Hause genähert, als mich der Anblick von 10.000 leeren Kisten, welche jenes, einer Wagenladung gleich, umgaben, belehrte, dass vermuthlich soeben erst der Einzug stattgefunden habe, eine Situation, in welcher man bekanntlich alle Besuche zum Kuckuck zu wünschen pflegt. Da ich mich nun bereits im Walde und also im Bereiche des besagten Vogels befand, mithin nicht erst dahin verwünscht zu werden brauchte, und nur der Gedanke, das von mir stets angestaunte lexikographische und editorielle Genie Künschner's jetzt innerhalb der traulichen und mir seit alter Zeit heimischen Umgebungen Eisenachs zu wissen, allzu neu und anziehend war, so beschloss ich, meinen Vorsatz dennoch auszuführen.

Erst als ich im Begriff war, den Knopf der elektrischen Klingel zu berühren, also, wie ein bekannter Kriegsberichterstatter sagen würde, den Würfel des Rubicon überschritten, oder um ein anderes Beispiel aus dem classischen Alterthum anzuführen, die Flotte hinter mir niedergebrannt hatte, so dass an keinen Rückzug mehr zu denken war, kam mir der grausige Gedanke, dass ich, indem ich, einer Bombe gleich, in diese friedliche Hütte einfiel, am Ende gar als ein Interviewer angesehen werden könnte. Lag nicht die Gefahr nahe, dass ein die vielbesuchte Gegend von Eisenach unsicher machendes Geschöpf dieser Art einen Hausfriedensbruch verüben konnte? Nichts aber lag mir so ferne, als das; hätte ich doch in Wahrheit gar nicht gewusst, wohin mit meinem Interview, denn ich müsste lügen, wenn ich sagen wollte, dass es unter den fünf Millionen Blättern, die jahraus, jahrein den deutschen Literaturwald mit erheblichem Geräusch erfüllen, viele gäbe, denen überhaupt an Beiträgen von meiner Wenigkeit etwas gelegen wäre. Eine Ausnahme von der Regel bilden nur einige Blätter, deren Tendenz und Titel auf die Zukunft hinweisen, woraus ich das stolze Bewusstsein schöpfe, dass das »Jahrhundert für mein Ideal nicht reif« und ich der eigentliche Mann der kommenden Zeiten sei. Damit tröste ich mich, wenn ich hie und da mit meinen Beiträgen um Aufnahme betteln gehe. Der wahre Bettler ist ja nach Lessing der wahre König. Indessen musste es mir doch noch zweifelhaft bleiben, ob mich auch der Herr »Geheime« sogleich als Mann der Zukunft erkennen würde, soviel Scharfsinn ich ihm im übrigen auch zutraute.

In dieser peinlichen Situation musste mir nun, nachdem die Glocke bereits in Bewegung gesetzt war, zu allem Ueberfluss auch noch die Bemerkung im Literatur-Kalender ins Gedächtnis kommen: »Zugedachte Besuche dankend als empfangen betrachtet; schriftlicher Verkehr bevorzugt.« Jetzt war ich vollends niedergeschmettert. Da es jedoch in dieser Situation nicht mehr möglich war, schriftlichen Verkehr einzuleiten und ich mich auch nicht zu einem schmachvollen Rückzuge entschließen konnte, so betrat ich, auf's äußerste gefasst, das Haus und ward alsbald vom dienenden Geist in die schön ausgestatteten Empfangsräume geführt. Wie einst Posa vor der Audienz bei König Philipp harrte ich nun gelassen der Dinge, die da kommen sollten. Doch auch dieser Vergleich hinkt. Allerdings war der erwartete Herr des Hauses auch ein Herrscher im Reiche des Hauses, der im Asyl seines Kalenders über ungezählte Scharen von Schriftstellern gebietet und in dessen Literaturstaat die Sonne nicht untergeht, es fehlte nur die Hauptsache: der Posa. Auch hatte ich keinen Grund, mir den Kopf darüber zu zerbrechen, was jener etwa von mir wollen könne; denn er wollte ja gar nichts, außer vielleicht meiner sobald als möglich wieder los zu sein. Ebensowenig hätte ich zu sagen vermocht, was ich von ihm wolle. Sollte ich ihn fußfällig um Gedankenfreiheit bitten, ihn, dessen ganze Tendenz vorwiegend darauf gerichtet ist, Gedanken zu verbreiten? Doch ich hatte nicht lange Zeit, mich meines nichts durchbohrenden Gefühles, dem Bewusstsein meines an dieser Stelle gänzlich unmotivierten

Digitized by Google

Daseins, hinzugeben, denn jetzt erschien der Hausherr selbst, um den Eindringling zu begrüßen.

Gegen alles Erwarten — unter den angegebenen Umständen — fand ich freundlichen Empfang, was ich jedoch nur als vertrauliche Mittheilung zu betrachten bitte, denn es liegt mir durchaus ferne, alle Eisenachpilger unter den Lesern damit gleichfalls zu einem Besuche des Hohenhainsteins anreizen zu wollen. Das Gespräch wandte sich diesem und jenem zu und dann machten wir einen Rundgang durch die neuen, mit gediegenem Geschmack und allem Comfort der Neuzeit ausgestatteten Räume und die Umgebungen des Hauses. Sogar das elektrische Licht vermisst man nicht auf dieser Höhe, so dass es in allen Ecken des Kalender-Heims ebenso hell ist, als im Kalender selbst. Beiläufig bemerkt, gehört zur Umgebung auch eine kleine Gartenwohnung, woselbst einst Literaturgrößen aller Art vorübergehend ein ländliches Asyl bei dem früheren Besitzer gefunden hatten, woraus hervorzugehen scheint, dass der Hohenhainstein gewissermaßen prädisponiert dazu war, ein Gelehrtenheim von Bedeutung zu werden.

Schließlich ward auch noch das Thurmzimmer erklettert. Aha, dachte ich, jetzt geht es zum Observatorium hinauf, von wo aus die bewussten astronomisch-kalendarischen Beobachtungen gemacht werden, was, nach der Genauigkeit und Vollständigkeit der letzteren zu schließen, nur mit Hilfe eines Riesenfernrohres möglich sein konnte, wie ein solches auf dem californischen Felsengebirge aufgestellt ist.

Oben im Thurmzimmer angelangt, fand ich zwar besagtes Instrument daselbst nicht vor; umsomehr aber überraschte ein entzückender Anblick der Wartburg, die sich im Rahmen des von einer Spiegelscheibe gebildeten Fensters als schönstes Landschaftsbild darstellte.

Höchst befriedigt von den gehabten Eindrücken, verabschiedete ich mich danach.

Andern Tages traf ich beim Spaziergang mit einem guten Freunde zusammen, und da wir von Ferne des Hohenhainsteins ansichtig wurden, konnte ich nicht umhin, jenem von meinem Besuche daselbst zu erzählen und ihm die Annehmlichkeiten der schönen Besitzung zu rühmen.

»Viele Dinge sind schön zu sehen, aber schrecklich zu sein,« bemerkte mein Freund, Schopenhauer citierend. »Ich möchte mit dem Herrn nicht tauschen.«

»Nun, er vermuthlich auch nicht, aber was soll das?«

»Man sagt, er leide an Verfolgungswahn. Warum sollte er auch in diese Einsiedelei geflüchtet sein? Er muss doch seine Gründe dafür haben.«

»Allerdings wird er die haben. Wäre es z. B. nicht denkbar, dass er im Interesse seiner vielseitigen Arbeiten und auch aus persönlicher Liebhaberei die idyllische Ruhe dem Geräusche der Stadt vorzöge?«

»Möglich. Aber es soll nicht ganz geheuer da oben sein!«

Ich sah meinen Freund, der mir bisher als der reine Verstandesmensch, wie man zu sagen pflegt, bekannt war, sprachlos an.

»Wenn man so etwas,« erwiederte ich, »von der alten Wartburg behaupten wollte, so ließe man sich's am Ende noch gefallen, aber in diesem nagelneuen Hause sollte es spuken?«

»Gerade in diesem.«

»Aber, um des Himmelswillen, wer ist denn der Quälgeist, der dem Aermsten da oben keine Ruhe lässt?«

»Es sind ihrer viele.«

»Sollten vielleicht Bratpfannen, Schinkenknochen — —«

»Das nicht. Es sind Hunderttausend —«

»Teufel?«

»Auch nicht. Wenigstens könnten es nur Druckfehlerteufel sein.«

»Aber was denn sonst?«

»Dämonen!«

»Dämonen?«

»So ist's. Gute und schlimme. Es sind die Geister unzähliger neu entdeckter Literaturgrößen aller Art, die Aufnahme in den Kalender wünschen. Dem armen Kürschner ergeht es, wie er ja selbst sagt, wie dem Zauberlehrling. Er vermag die Geister, die er rief, nicht mehr zu bannen.«

Sprach's und schlug sich in das Dunkel des Waldes, mich meinem gerechten Staunen ob dieser mysteriösen Mittheilungen überlassend.

Nun gieng mir ein Licht auf. War mir nicht selbst schon das allmähliche Anwachsen des Kalenders mitunter unheimlich gewesen? Musste man nicht befürchten, demnächst zwei Bände statt eines durcharbeiten zu müssen und erinnerten nicht besonders die Jahrgänge 1892 und 1893 an Faust's Pudel, wie er hinter dem Ofen immer mehr anschwillt?

Als der Kalender im Jahre 1892 Vaterfreuden erlebte und ein munteres Söhnlein in Gestalt jenes niedlichen Taschenbuches bekam, das ihn als Trabant, wie der Mond unseren Planeten, auf seiner Weltreise begleiten sollte, da dachte ich: dieser kleine Schäker wird sich unfehlbar binnen Jahresfrist zu einem stattlichen Bande auswachsen! Zum Glücke kam es zwar nicht dazu; dafür schwoll aber der folgende Jahrgang wieder so bedenklich an, dass sein Auseinanderfallen in zwei Reichshälften nur als eine Frage der Zeit erscheinen konnte.

Es sollte aber anders kommen. »Unter uns gesagt,« bemerkt der Herausgeber in der Vorrede zur neuesten Herausgabe, »in Beziehung auf die Hochflut der Anmeldungen, kam mir in stiller Mitternachtsstunde, als der Sturm wie ein sprach-

Digitized by Google

reinigender Wütherich um mein einsames Haus raste, der böse Vorsatz, die Flut durch ein Radicalmittel einzudämmen.« Er führt dann weiter aus, wie er auf den Gedanken verfallen sei; dem finanzgewaltigen Miquel den Gedanken einzuflößen, den literarischen Dilettantismus zu besteuern, welcher Plan aber an der steuertechnischen Behandlung der Sache gescheitert sei. Wir sind nun in der Lage, dem geneigten Leser über die weiteren Begebenheiten in jener verhängnisvollen Nacht Folgendes mitzutheilen.

Vom Spaziergang an einem stürmischen Herbstabend heimgekehrt, hatte sich Kürschner sofort in sein behagliches Studierzimmer begeben und am Schreibtische niedergelassen, auf welchem ein Berg von etlichen 20.000 Correspondenzen, sämmtlich auf den Kalender bezüglich, aufgestapelt war.

Wenn Elisabeth im »Tannhäuser« schmerzerfüllt klagt: »Es fällt das Laub, er kehret nicht zurück!« so verhält es sich hier umgekehrt und nur der Schmerz bleibt derselbe. Sie kehren alle wieder, sobald das Laub sich färbt, und der Kalendermann öffnet dann sein »Asyl für Obdachlose«, dessen weite Räume die Menge kaum zu fassen vermögen. Mit einem tiefen Seufzer die aufgehäuften Correspondenzen bei Seite schiebend, bedeckte er die Augen mit beiden Händen. Woran mochte er denken? An die gute alte Zeit, da es noch keine Zeitungen gab? Oder an jene angenehmen Orte in Afrika, China, Japan und Palästina, wo es, laut Statistik der »Städteschau«, nur einen Schriftsteller gibt? Sein Kalender war ihm zum Leidenskelch geworden, in welchem selbst die in Chicago davongetragene Auszeichnung nur wie ein Tropfen Balsam erschien.

Indessen wollen wir uns hier mit Gedankenlesen nicht weiter befassen und die weiteren Begebenheiten des Abends zu schildern versuchen, die sich interessant genug gestalteten.

Heulend umtoste der nächtliche Herbststurm die Zinnen der Literaturburg auf dem Hohenhainstein und schleuderte, vermischt mit strömendem Regen, das raschelnde Laub des Waldes gegen die hohen Burgfenster, als gegen Mitternacht unser Held arbeitsmüde in seinem Sessel sanft eingeschlummert war.

Er sollte aber auch jetzt keine Ruhe finden, denn er wurde von einem entsetzlichen Traumgesicht heimgesucht. Wohl lauschte auch er noch mit halbem Ohr dem nächtlichen Geheul da draußen, aber im Geiste sah er andere Blätter, die ihm der Sturm von allen Seiten zutrieb: ungezählte Mengen von Reclamationen, Anfragen, Nachträgen, Gesuchen, Beschwerden, Correcturen, Formularen, unbestellbar zurückgekommene Sendungen 2c. Unter letzteren befanden sich mehrere von Dichtern, welche sich zur Zeit auf dem Monde befanden, um dort neue Begeisterung zu finden und die darüber vergessen hatten, den Wechsel ihrer irdischen Adresse rechtzeitig zu melden. Aber es sollte noch besser kommen. Denn jetzt sah der Schlummernde im Geiste auch die Absender dieser zahllosen Schriftstücke selbst aus Nacht und Nebel auftauchen und in endlosen Zügen gegen seine Fenster heranstürmen, voran die moderne Dichtermutter mit ihren sämmtlichen Anverwandten, den milden Kaninchen, wie sie ihm schon bei Herausgabe des Jahrganges 1891 als Schreckgespenst erschienen war. Dann ganze Scharen ihrer hoffnungsvollen Kinder, jedes auf einem Steckenpferd oder besser Steckenpegasus reitend, gefolgt von dem Hunde, auf den sie die Literatur bereits gebracht oder doch zuversichtlich demnächst zu bringen gedachten. Doch immer lärmender und tosender gestaltete sich die wilde Jagd. Autoren ersten, zweiten und dritten Ranges, Kritiker von »wahrhaft vornehmer Haltung«, bekannte und verkannte, anerkannte, unbekannte oder noch unerkannte Schriftsteller aller Art, Jünglinge und Jubelgreise, dann das Ewigweibliche, verschämte und unverschämte Blau-, Weiß- und Schwarzstrümpfe, Backfische, im ersten Feuer der Begeisterung halb genießbar geworden — — alles im wilden Durcheinander.

Dann wieder rauschten die »Blätter« herbei, monatlich oder halbmonatlich, wöchentlich oder halbwöchentlich erscheinend und viele mit Buntdruck, wie sie der Herbst zu zeitigen pflegt; alle aber von »vornehmster Haltung«, von glänzender Ausstattung, fabelhaft billigen Preisen und nur mit Beiträgen von Autoren ersten Ranges. Sodann die Legion der Tagesblätter und die unübersehbare Schar der Verleger von diesen wie jenen. Endlich entstiegen dem Horizont, einer riesigen Fata morgana gleich, sämmtliche deutsche Städte, zum Zweck ihrer »Schau« — da stieß plötzlich ein heftiger Windstoß das Fenster auf, der Schlummernde erwachte und befand sich inmitten eines Chaos von Papieren, die umherschwirrten und Tisch und Boden bedeckten, »fliegende Blätter« im eigentlichen Sinne des Wortes, obwohl ihr Anblick nichts weniger als belustigend war.

»Barmherziger Himmel, wie werde ich dieses Chaos Herr werden!« rief jener mit verzweifelnder Geberde auffahrend; da gewahrte er zur rechten Zeit seinen Zauberstab, womit er die Geister zu bannen vermochte: den großen Rothstift. Mit kühnem Anlauf wollte er eben einen Massenmord unter den Insassen des Kalenders in Scene setzen, als ihn ein menschlich Rühren für diesmal noch davon abhielt und es nur zu jenem »Gemetzel« kam, dem wir den an Volumen zwar, doch nicht an Güte etwas reducierten 16. Jahrgang des Kalenders verdanken.

Digitized by Google

Der Herausgeber gibt am Schlusse seiner Vorrede der Befürchtung Ausdruck, dass sein Unternehmen in späteren Zeiten vielleicht eingehen werde, weil alsdann jede Stadt über 1000 Einwohner ihren eigenen Literatur-Kalender haben werde. Dann aber wird auch die Zeit gekommen sein, wo jeder gebildete Deutsche seine eigene Zeitschrift herausgibt und sie im Selbstabonnement hält. Dann wird die deutsche Literatur ihren Höhepunkt erreicht haben. Darüber hinaus gibt es dann nichts mehr. Ein allgemeiner Literatur-Kalender müsste dann freilich fast die gesammte Nation umschließen, und da dies doch wohl kaum ausführbar sein dürfte, so wird man statt dessen in späterer Zeit nur ein jährliches Verzeichnis aller nichtschreibenden Deutschen herausgeben. Es wäre kaum zu befürchten, dass der Herausgeber eines solchen durch Massenandrang belästigt würde; er könnte also zu diesem Zwecke mit $^1/_4$—$^1/_2$ Druckbogen schon ausreichen.

Ob in dieser künftigen glücklichen Zeit auch das dort angeregte, bis jetzt noch nicht ins Leben getretene Ehrengericht wieder in Wegfall kommen könnte, insofern als dann diejenigen Elemente aus der Literatur ausgeschieden sein werden, die ihr in alter und neuer Zeit so oft zur Unehre gereichten? Wir hoffen es. Ein Skeptiker und unverbesserlicher Pessimist behauptete einmal, die Erfindung der Buchdruckerpresse habe der Menschheit ebensoviel Schaden zugefügt, als Vortheile gebracht, und mit Hinblick auf manche Erzeugnisse derselben möchte man sich fast versucht fühlen, ihm Recht zu geben. Jenes Ehrengericht aber mit Bezugnahme auf die Aeußerungen des bayerischen Prinzen Ludwig und des unvergesslichen Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha über die Auswüchse des Journalismus angeregt zu haben, möchten wir schließlich dem neuen Jahrgange des Literatur-Kalenders zur besonderen Ehre anrechnen.

Um zu begreifen, wie sehr wir eines solchen bedürften, möge hier nur an ein Wort Goethe's erinnert werden, welches uns Arthur Schopenhauer überliefert hat und das zugleich zeigt, dass es sich hier nicht um eine moderne Krankheit handelt, sondern um ein altes Erbübel unserer Literatur. »Jetzt verstehe ich,« schreibt jener, indem er sich über die deutschen Literaturzeitungen beklagt (s. »Ueber den Willen in der Natur«, 3. Aufl., S. 17), »was Goethe mir 1814 sagte, in Berka, wo ich ihn beim Buche der Stael de l'Allemagne gefunden hatte und nun im Gespräch darüber äußerte, sie mache eine übertriebene Schilderung von der Ehrlichkeit der Deutschen, wodurch Ausländer irregeleitet werden könnten. Er lachte und sagte: »Ja freilich, die werden den Koffer nicht anketten und da wird er abgeschnitten werden.« Dann aber setzte er ernst hinzu: »Aber wenn man die Unredlichkeit der Deutschen in ihrer ganzen Größe kennen lernen will, muss man sich mit der deutschen Literatur bekannt machen.«

Doch das ist ein trauriges Capitel, bei dem es mit dem Humor — zu Ende geht.

Letztes Opfer.

Zwischen dunklen Myrtenwänden
Und von Eichen überdacht
Leuchten sieben weiße Säulen,
Griechenheitre Tempelpracht.
Reglos, doch wie warmen Lebens
Traumgebundne Eignerin,
Lächelt von umkränztem Sockel
Venus auf die Landschaft hin.

Und die Mädchen bringen Rosen,
Holde Kinder, Paar um Paar,
Bringen ihrer Gärten ersten
Frühling ihrer Herrin dar.
Und sie häufen vor dem Bilde
Opferfülle lieblich auf,
Zu dem stillen Marmorlächeln
Schwebt der süße Duft hinauf.

Unter Reigen, unter Liedern
Flehn sie um der Göttin Huld,
Jene scheu, verschämten Herzens,
Andre laut, mit Ungeduld.
Eine nur steht abseits. Strenge
Züge, draus die Jugend floh,
Und es öffnet sich ein herber
Mund zu wilder Klage so:

Oftmals kam ich, gieng und kehrte,
Herz und Hände gabenschwer,
Brachte meine jungen Blüten
Und mein Garten steht nun leer.
Andern hast du Gunst erwiesen,
Ihre Wege überhellt,
Meine Blumen sind zertreten,
Wunsch und Hoffen sind zerschellt.

Digitized by Google

Und mit einem vorwurfsvollen
Blick auf den umkränzten Stein
Wendet sie sich ab. Ein Schatten
Gleitet durch den Sonnenschein.
»Göttin, nimm mein letztes Opfer!«
Und aus einer müden Hand,
Fällt entblätternd eine welke,
Blasse Rose in den Sand.

Gustav Falke.

Stiller Winkel.

Draußen treibt des Tags Gelärm
Sich vorbei am Hause,
Heißen Lebens Athem dringt
Zu der stillen Klause.

Aber hohe Mauer hegt,
Schirmt und birgt in Treuen
Sonnenkinder, die des Lichts
Sich verschwiegen freuen.

Lust und Leid zieht straßenwärts
Stund' um Stund' vorüber,
Doch kein unberufner Blick
Späht bis hier hinüber.

Tief im Grunde grünt's und blüht's,
Bunte Kelche flimmern,
Düfte trägt der Sommerwind
Auf zu allen Zimmern.

In dem blüh'nden Winkel läßt
Gut sich's träumend rasten,
Von des Lebens Bitterkeit,
Von des Tages Lasten.

Glücklich, wem im Weltgewühl
Stiller Port zu eigen,
Wo des Lebens Stimmen all'
Ihm verwehn in Schweigen;

Wo das Lärmen er des Tags
Hört von fern verrinnen,
Wo die Seele still sich mag
Auf sich selbst besinnen!

Konrad Telmann.

Der blinde Schütze.

Zu Saneck weilten der Gäste viel
Beim Festgelag, bei Trunk und Spiel.
Man fand nicht Maß noch Ende.
Der edle Wein in Strömen floss;
Die stattlichsten Humpen hinuntergoss
Der tolle Wilm von Saneck.

Ein Sänger in der Halle stand,
Der pries von Saneck's tapfre Hand,
Des Burgherrn wackre Klinge.
Da sprach ein Ritter: »Mit Vergunst —
Nicht minder sei belobt die Kunst
Des zielbewussten Bogens!«

Digitized by Google

Graf Wilm den Sprecher drohend maß;
Doch jener lachte: »Wer vergaß,
Mein Wilm, den Fürstenecker?
Den besten Schützen weit und breit,
Den Ihr als Sieger nach dem Streit
Im Burgverließ geblendet?«

Der Saneckritter finster sprach:
»Was kümmert's Euch, was ich verbrach?
Laßt ruhn die alten Zeiten!«
Drauf jener: »Wilm, versteht mich recht:
Des Schützen Kunst, sie war nicht schlecht.
Was gilt's? Er trifft noch heute!«

Ein breites Lachen rings erscholl.
Der Burgherr rief, des Weines voll:
»Die Probe laßt uns wagen!«
Drauf nahte, bar des Augenlichts,
Doch trotzig-frohen Angesichts
Der Schütz im Ring der Knechte.

Von Saneck's Stimme dröhnte dumpf:
»Nur einen Pfeil! Am Säulenstumpf
Das Ziel — mein ehrlich Wappen!«
Der Schütze rief: »O sagt es laut!
Dem Ohre nur mein Pfeil vertraut,
Dieweil das Auge dunkel!«

»Mein Wappen hier am Säulenschaft —
Nun ziele gut!« Mit wilder Kraft
Der tolle Graf es brüllte.
»Schon recht, Graf Wilm! Das Ziel ist klar.
Zu treffen denk' ich's heut fürwahr
Noch besser als vorzeiten.«

Der Schütze sprach's. Die Sehne klang,
Der Pfeil entfuhr — im Bogen sprang
Von Saneck's Blut zum Estrich.
Mit stierem Blick, das Antlitz fahl,
Der Burgherr wankte durch den Saal,
Dann sank er sterbend nieder.

Die Gäste starrten schreckensbleich
Und keiner hob das Schwert zum Streich,
Den todten Wilm zu rächen.
Sie stürmten fort in Nacht und Graus.
Der blinde Schütze schritt hinaus,
Ihn hielt nicht Thor noch Scherge.

Max Kunath.

Digitized by Google

Licht — Nacht.

Umhaucht vom sanften Rosenschein der Jugend,
Durchströmt vom frischen Quell der Körperkraft,
Ein Jüngling war's, ein Edelbild der Tugend,
Ein junger Herold hoher Wissenschaft.

Da — plötzlich — wirft den schwarzen, dichten Schleier
Der Wahnsinn um sein lichtes Angesicht
Und reißt den hellen Geist zur düstern Feier
In tiefste Nacht aus Glanz und Aetherlicht.

Dort rast er nun in tollen Wirbelreigen
Mit einem wesenlosen, nicht'gen Schwarm;
Sein Auge rollt, die blauen Lippen schweigen,
Und wild empor zum Himmel droht sein Arm.

Du, Herr des Licht's, der liebend du geschaffen
Auch diesen Geist aus deines Geistes Glanz,
O reich ihm gnädig die verlornen Waffen
Und täusch' ihn nicht um seinen Siegeskranz!

Karl Zettel.

Gewitternacht.

Gedenkst du der Nacht,
Als in flammender Pracht
Vom Himmel die Blitze fuhren?
Als ihr leuchtender Strahl
Erhellte das Thal
Und der fernen Gebirge Contouren?

Und wie rollte alsdann
Durch den schweigenden Tann
Des Donners gewaltiges Dröhnen,
Das in endlosem Chor
Sich weithin verlor
In allmählich hinsterbenden Tönen.

Das war eine Pracht
In der Mittsommernacht,
Als sich Ströme vom Berge ergossen,
Die ohn' Aufenthalt
Und mit wilder Gewalt
In die Thäler, die blühenden, flossen.

Digitized by Google

Wenn die Blitze erhellt
Dann des Himmels Zelt,
Sowie Städte, Dörfer und Auen,
Wie konnten wir weit
In die Herrlichkeit
Mit zuckendem Auge dann schauen.

Wenn Thor im Azur
Auf leuchtender Spur
Dahinfährt im rollenden Wagen,
Fühlst du im Gemüth,
Von Blitzen umsprüht,
Dich empor zu Walhalla getragen.

Doch allmählich erwacht
Nach dem Tosen der Nacht
Der Himmel im herrlichsten Glanze,
Und dann auf der Flur,
Unterm reinsten Azur
Lächelt Freia im schimmernden Kranze.

Heinrich Zeise.

Zwischen den Lofoten.

Im Meere liegt ein Alpenland
Mit Gletschern, hohen Firnen,
Mit blauer Luft und Wolkenwand
Und wandelnden Gestirnen.

Der Schnee steigt bis zum Kahn herab,
Der an dem Ufer schaukelt,
Der Aar stößt auf den Weih hinab,
Der in dem Aether gaukelt.

Wie stille, frohe Menschen ziehn
Norwegens Fischerboote,
Und schwarze Wolken seh' ich fliehn,
Wo eben Glut noch lohte.

Ein jeder Fels hat die Gestalt
Von etwas Niegeseh'nem,
Es packt mich mit der Allgewalt
Von etwas Niegeschen'nem!

Ein Nebel hüllt uns taglang ein,
Wie Leichentuchumwehung,
Und fällt ein Sonnenstrahl hinein,
So scheint's wie Auferstehung!

Digitized by Google

Pilaſter tragen himmelan
Moosgrüne Schieferrieſen,
Opalblau Eis ſchließt ſich daran,
Draus ew'ge Bäche fließen.

Und eine weiße Möve ſchwebt
Gehemmt von keiner Schranke,
Wie über welttiefen Gedanken ſich hebt
Ein nie ausgedachter Gedanke!

Alfred Friedmann.

Abendſtimmung.

Tiefblaue Dämmer in den Thalen,
Lichtblau die Höhen um mich her;
Der Farbentöne buntes Strahlen
Zerfließt in dieſem duft'gen Meer.

Nichts zeugt von Leben als die Grille,
Die leiſe noch im Graſe zirpt;
Sonſt — eine heil'ge Friedhofsſtille,
Darin der Tag vergeht und ſtirbt.

Doch ſinkt er vollends jetzt ins Dunkel,
Dann hebt ſich ahnungsvoll der Geiſt
In jenes ew'ge Lichtgefunkel,
Das um die Allmacht Gottes kreist.

Karl Preſer.

Rede.

Vorbei, vorbei der vielholde Traum,
Die liebe Hoffnung vorbei, vorbei — —
Als ich die dunkle Straße gieng,
Hört' ich einen heiſeren Rabenſchrei.

Nun weiß ich, was er bedeuten ſoll,
Der Rabenſchrei bei dunkler Nacht. —
Die Raben ſind kluge Vögelein,
Sie haben mich zur Vernunft gebracht!

Die Raben ſind kluge Vögelein,
Sie haben mich wieder vernünftig gemacht,
Der ſüße Wahnſinn gieng zur Ruh',
Ich bin zum nüchternen Tag erwacht. —

Digitized by Google

Wie öde iſt alles um mich her,
Wie troſtlos-bänglich mir im Sinn! —
Weh' mir, ich bin dem Wahnſinn nah',
Seitdem ich wieder vernünftig bin! —

L. Erius.

Regenlied.

Ich grüße dich, Regen,
Willkommen biſt du!
Bringſt immer viel Segen,
Beſchauliche Ruh'.

Aufſchließ ich die Flügel:
Es dampfet das Thal,
Die Berge, die Hügel
Ergrünen zumal.

Die Bäche aufrauſchen
Mit freudigem Schwall,
Die Wälder ſacht lauſchen
Dem Tropfenfall.

Und Kinder, die Schelme,
Sie ſchürzen empor
Das Röckchen zum Helme
Und ſingen vorm Thor:

»Tropf' Regen, tropf' Regen
Vom Himmel herein,
Tropf' Leben, tropf' Segen,
Tropf' üb'rall Gedeih'n!

Laſs wachſen die Gänschen,
Bald ſchmauſen wir fein,
Wenn Grete mit Hänschen
Als Brautpaar zieht ein.«

Joh. Alboth.

Meinem Vater.

Wie oft ſchon ſind in bangen Herbſtesſchauern
Die Blätter auf dein einſam Grab gefallen,
Darin du ſchläfſt, weit von den deinen allen,
Die in der Ferne ſchmerzlich um dich trauern.

Und oft ſchon zog der neue Lenz vorüber
Und wehte auf das Grab dir Blütenflocken,
Und ſüß erklang der Nachtigallen Locken
Aus grünen Wipfeln ſchwermuthsvoll herüber.

Ja, lange Jahre ſind dahingeſchwunden,
Seit wir dich in die ſtille Gruft getragen
Und ſeit dein Herz, dein großes, ausgeſchlagen,
Und immer noch kann meines nicht geſunden.

Und wähn' erloſchen ich die Schmerzesgluten,
Und glaube ich vernarbt die alte Wunde,
Dann bricht ſie auf in einer ſtillen Stunde
Und fängt nur heißer, wilder an zu bluten.

Digitized by Google

Dann ſtehſt du auf aus meines Herzens Tiefen
Und lebſt, wie einſt, mir wieder im Gemüthe
Mit deinem Angeſicht voll Geiſt und Güte
Und weckſt die Thränen mir, die müde ſchliefen.

Die Frühlingsluſt und alles Lenzesprangen
Erbleicht vor dem Gedanken voller Wehe,
Daſs ich auf Erden nie dich wiederſehe,
Daſs du auf immerdar von mir gegangen.

Vielleicht wird nimmer ganz mein Herz geneſen,
Eins aber löſcht kein Leid mir aus hinieden:
Das hohe Glück, das mir damit beſchieden,
Daſs ich auf Erden einſt dein Kind geweſen.

Martha Kalusky-Winkler.

Belladonna.

Belladonna, Belladonna,
Sinnberückende Sirene,
Seh' dich hier im Dunkeln ſtehen
Zwiſchen Fichten, zwiſchen Tannen
Und umrauſcht von Blumendüften.
Keine Knaben, keine Mägdlein,
Welche lächelnd dich umtanzen,
Nur die Rehe lautlos ziehen,
Wenn der Sonnenball verſinket.
Belladonna, Belladonna,
Seelen tödten, Herzen brechen
Wirſt du nimmermehr allhier!

Träumend ruh' ich aus im Graſe.
Belladonna, Belladonna,
Locken trägſt du, goldne Locken!
Und du ſcheinſt mir jetzt viel größer!
Wunderblaue kecke Augen,
Perlenzähne, Purpurlippen,
Und ſie lächeln und ſie kichern,
Und mir winkt dein weißer Finger!
Belladonna, Belladonna,
Tolle Schöne, ſchöne Tolle,
Willſt du nun zum zweitenmale
Herz und Seele mir vergiften?

Frit le Fenbure.

Frauenſchuh.

Frigga mit der Weltſandale
Hat den Maienwald beſchritten,
Und ich fand in Waldesmitten
Dich, mein liebes Frauenſchühlein,
Und ein wunderſames Mägdlein.
Dunkle Locken kraus umflogen
Ihre ſonnenhellen Züge,
Wie den blauen Maienhimmel
Dunkle Wolken wohl umfliegen.
Mit den lichten, wunderlieben,
Quellenklaren Schelmenaugen
Blickte ſie wie traumverloren,

Ihre Huldgeſtalt umwallte,
Byſſus gleich, ein leicht Gewändlein
Von der Farbe lichter Flocken.
Frauenſchühlein, Frauenſchühlein!
Iſt mir gar, als ſehe lächelnd
Mir ein Mädchenbild entgegen
Aus dir, traute Wunderblume,
Und du neigſt dein Blumenköpflein.—
Kannſt du etwa gar errathen,
Wem das Mägdlein möchte gleichen?
Aber plaud'r es ja nicht weiter!

Frit le Fenbure.

Digitized by Google

Aufschrei.

Oft wallt mir's heiß im Herzen auf,
Das ist das Stöhnen nach dem Glück,
Nach einem einz'gen Sonnenblick
In öder Tage trägem Lauf.

Dann sinn' ich meinem Schicksal nach
Und weine, da ich's ganz erkannt:
Hält ewig mich das Leid gebannt,
Wird nie des Glückes Sonne wach?

Noch hofft das Herz trotz langer Pein,
Noch zweifl' ich nicht am Morgenroth;
Bevor mir naht der ew'ge Tod,
Muß doch ein einz'ger Frühling sein!

Leo Rüdiger.

Lieder eines Pessimisten.

I.

Kein Blühen mehr und Reifen,
Die Sonne scheint nicht mehr;
Die Nebelwolken schleifen
Auf öder Heide her.

Der Wind murrt dumpfe Weise.
Ich irre kreuz und quer,
Ich floh des Weges Gleise
Mit Füßen, müd' und schwer.

Mir frommt nicht Pfad noch Zeichen,
Ich folge keinem Glück,
Und alle Wege reichen
Ja in die Welt zurück.

II.

Rings vom Horizont umschlossen,
Weit entrückt der Menschenwelt,
Ohne einen Weggenossen
Streif' ich über's Heidefeld.

Und ich hör' die Regentropfen,
Sturmgepeitscht, ohn' Unterlaß
Auf die schwarzen Büschel klopfen
Und ins harte, fahle Gras.

Fort und fort dies Tropfenfallen
Und des Windes Litanei,
Und in vagen Intervallen
Einer Krähe rauher Schrei.

Aber klagt mir in die Ohren
Auch der gelle Wind: Allein!
Schwerer trug ich's doch, verloren
In dem Weltgewühl zu sein.

Paul Klie.

Digitized by Google

Wie lange noch?

Wann wird der Erlösung Stunde schlagen?
Wann wird's tagen?
Wann aus ihres Kerkers Irrgewinden
Wird den Ausgang Psyche finden?

Wann wird aus dem lautern Born der Wahrheit
Sie die Klarheit
Dunkler Erdenräthsel schöpfen dürfen?
Wann wird sie Erkenntnis schlürfen?

Ach! sie sehnt schon lange sich von hinnen.
Thränen rinnen,
Seufzer, Klagen mehren sich tagtäglich,
Ihre Leiden sind unsäglich.

Monde werden Jahre — ach! und nimmer
Fällt ein Schimmer
Nahen Lichtes in die dunkle Zelle,
Als ein Vorschmack ew'ger Helle.

Fast beginnt der Glaube ihr zu wanken;
Die Gedanken
Schweifen in der Forschung Regionen,
Wo dem Zweifler Dornen lohnen.

Emil Graf Zelski.

Was fragst du?

Woher hat seinen süßen Duft der Flieder,
Der schmeichelnd durch die Lüfte dringt?
Wer lehrt die Nachtigall die zarten Lieder,
Die sie im Haine klagend singt?

Wer giebt im Lenz das frische Grün den Wäldern?
Wer schuf des Himmels heitres Blau?
Wer läßt die Früchte wachsen auf den Feldern
Und schmückt mit Blumen bunt die Au?

Wer läßt dir hell des Glückes Sonne scheinen?
Wer sendet Frieden in dein Herz?
Und wenn du traurig bist, wer läßt dich weinen,
Daß Thränen lindern deinen Schmerz?

Wer hat die Flügel deinem Geist gegeben,
Daß er sich schwinge himmelan?
Wer heißt dich muthvoll immer vorwärts streben
Auf des Entdeckens kühner Bahn?

Digitized by Google

Wer hat den schönsten Lohn dir auserlesen,
Die Liebe in dein Herz gesenkt
Und dir ein edles, gleichgesinntes Wesen,
Das warm und treu dich liebt, geschenkt?

Was lässest du dich noch von Zweifeln plagen?
Ein Gott ist es, der das gethan!
Willst du noch lang die Wissenschaft erst fragen?
Geh' hin! Knie' nieder! Bet' ihn an!

M. F. Verdier.

Drei Gedichte aus Venedig.

I.

Mariä Himmelfahrt.

(Academia delle Belle Arti.)

Sie schwebt empor, sie lässt der Erde Nacht,
Das leidendunkle Thal von Blut und Thränen,
Wo sich des Himmels goldne Auen dehnen,
Zieht sies empor mit frommer Glaubensmacht.

Es strahlt ihr Aug, verklärungsglutentfacht,
Bald wird gestillt ja ihres Herzens Wähnen,
Schon jauchzt der Engel Chor in Gnadentönen,
Und im Gebet die Schar der Jünger wacht.

Nicht sollst du wandeln auf der Erde Wegen,
O Herz, dem sich die Gottheit offenbart,
Nur in dem Lichte darfst du Schwingen regen:

Der du dem Höchsten deine Kraft gespart,
Hier traf dich, Tizian, der Berufung Segen,
Und auch dein Genius nahm die Himmelfahrt!

II.

Warnung.

In der Procurazien Reihn,
Freund, folg nicht dem raschen
Drang nach Gold und Edelstein,
Hast du volle Taschen!

Lockend breitet sichs hier aus:
Magazine, Läden
Und Bazare Haus bei Haus
Ziehen näher jeden.

Digitized by Google

Wie das blitzt und köstlich blinkt,
Goldschmuck, Lüstres, Spiegel —
Vor dem Heer der Wünsche springt
Deines Herzens Riegel.

Feilschest wohl auch lange nicht,
Giebst mit beiden Händen,
Bis der leere Beutel spricht:
Lieber, lass uns enden! . . . —

Durch der Procurazien Reihn
Wag nicht mit den schweren
Taschen dich, und lass es sein
Ganz und gar — mit leeren!

III.

Canale Grande.

Durch des Rialto Brückenpfeiler
In den Canale geht es jetzt,
Vorüber rauscht der Vaporetto,
Mit Menschenhaufen dicht besetzt.

Der Gondoliere beugt sich nieder:
»Palazzo Papadopoli,
Grimani — eccoli, signore . . .«
— Nun steig empor, du Phantasie,

Nun schmück' der Fenster hohe Bogen,
Bevölkre wieder den Altan
Mit Ruhm und Ehre, Glück und Liebe,
Die einst von dort herniedersahn!

Es schimmert von den Marmorstufen,
Es reiht Portal sich an Portal,
Es spiegeln Säulen, goldig schimmernd,
Sich drunten in dem Flutopal.

Da tönet von der Pescheria*)
Dort drüben kreischend Stimmgewirr,
An einem ragenden Palazzo
Bricht sich das Echo seltsam irr . . .

Und dicht daneben, schal-ernüchternd
Trifft es den schauenstrunknen Blick:
Ein buntes Schild: Italiens erste,
Berühmteste Clavierfabrik! —

*) Fischmarkt.

Digitized by Google

Nein, laſs nur, Phantaſie, dein Träumen —
Einſt ſang zur Mandoline hier
In warmer Sommernacht die Liebe,
Heut' paukt bei Tag ſie am Clavier.

Modern iſt auch deine Loſung,
Venedig, die Parole: Geld!
Was du noch biſt aus Märchentagen,
Biſt du nur — für die Fremdenwelt!

Fritz Eberhardt.

Venedig.

Aus dem weiten, ſchimmernden Waſſerſpiegel
Steig' herauf, du Wundergebild der Menſchheit,
Hell im Abendroth der Erinnrung glühend,
Stolzes Venedig!

Steig herauf, ſo wie du mir einſt erſchienen,
Als ich hoch vom ragenden Thurm San Giorgios
Vor mir ſah das herrlichſte Bild der Erde
Trunkenen Auges.

Kehrt zurück, ihr ſeligen Feierſtunden,
Als ich an der Seite der Herzgeliebten
In der Gondel ſaß und an tauſend Wundern
Staunend vorbeiglitt.

Breite aus die ſchaumig bekränzten Wogen,
Blaues Meer! Hoch blähet euch, weiße Segel!
Du erzähle mir von des Meeres Gründen,
Muſchel vom Lido.

O ich ſeh' euch, reiche Paläſte, wieder,
Seh' euch wieder, kuppelbekrönte Dome,
Seh' dich wieder, wonnigſte Zeit des Lebens —
Fata Morgana!

Dr. A. Piſchinger.

Landsknechtsritt.

Ein Landsknecht reitet die Heerſtraß' hinaus,
In aller Freiheit unbehindert —
Sein Fähnlein hat von Haus zu Haus
Die unterleg'nen Bürger geplündert!

Digitized by Google

Das Städtlein liegt drüben voll Traurigkeit —
Ihm blinken am Finger viel gold'ne Ringe,
Die Satteltasche birgt Reif' und Geschmeid,
Am Federhut prangen manch gleißende Dinge!

Wie war's so lustig, wenn er dreist
Den bleichen Weibern die Habe entrissen,
Und sie, trotz allem Sträuben, zumeist
Dem Sieger noch danken mussten mit Küssen!

Nur Eine — die Jungfrau goldig, süß,
Die wagt' er nimmer anzutasten —
Ach dürft' er sinken vor ihre Füß'
Und liebend trocknen ihr Thränenglasten!

Trotz aller Habe, wie ist er so arm,
Muss wieder weitaus, dahin, in Schlachten —
Dass Gott erbarm! mit Tod für Harm,
Statt zehrendem Weh und Selbstverachten!

August Silberstein.

Hoffnung.

Ein Tag kommt, da wir nimmermehr uns schauen,
Nur hoffend auf des Ew'gen Rathschluss bauen
Und ihm zu Füßen legen unser Glück;
Dann harr' ich auf des Gottes mächtig Walten,
Der dich für mich in Treue wird erhalten,
Der mich einst führet an dein Herz zurück.
Lass drum uns länger nicht mehr bitter klagen,
Bald wird für uns ein neuer Morgen tagen
Nach dieser bangen, schweren Prüfungsnacht:
Die grauen Nebelbilder werden fallen
Im warmen Sonnenhauch und Nachtigallen
Besingen eines jungen Tages Pracht.

E. Graf.

Widerspruch.

Es strebt mein Herz, sich zu sondern
Von der Menschen buntem Schwarm,
Es will sich allein behelfen
Und ist doch an Freuden so arm!

Gar nimmer kann es mehr schweigen
Und findet auch keine Ruh,
Ein Sehnen ist ihm ureigen
Einem anderen Herzen zu!

W. Hick.

Digitized by Google

Die erste Nachtigall.

Es schlummert still der junge Hain,
Kein Lüftchen schreckt ihn wach,
Und ruhig fließt der Vollmondschein
Ins grüne Waldgemach;
Ein Netz von goldnen Strahlen webt
Er durch den duftgen Raum,
Drin auf Libellenflügeln schwebt
Der erste Maientraum.

Doch plötzlich, horch! Welch' Zauber-klang
Erweckt die Mitternacht!
Es tönt ein jubelnder Gesang
Zum Lob der Frühlingspracht.
Und voller, immer voller rauscht
Der Töne goldner Strom,
Dass rings mit Andacht alles lauscht
Im hohen Blätterdom.

Da schwebt aus buntem Blumenhaus
Der Elfen lichter Chor,
Goldkäfer spannt die Flügel aus
Und schwingt sich leis empor.
Sie kennen alle ja den Schall,
Der durch die Stille zieht:
Es singt die erste Nachtigall
Im Hain ihr Einzugslied.

A. Bessel.

Des Herzenswunsches Widerhall.

Fühlst du nicht bisweilen deutlich,
Wie ein Strahl des Glücks sich nahet
Und des Hoffens kühnste Frage
Dir mit Zuversicht bejahet,

Wie die Pulse deines Lebens
Stets dann selig-muthig schlagen
Und dein Blick wie traumverloren
Hinsinkt zu entferntern Tagen?

Wisse da, dass dann der frömmste
Wunsch für dich mein Herz durchwallte,
Und davon ein leises Echo
Nur zu dir hinüberhallte.

Victor Jos.

Das Wort des Schah.

Ein neues Wort des Schah! Das Volk erstaunt:
Wie klug der hohe Herr, wie stolz gelaunt!
Fürwahr, dem Prägstock seines Geists entrollt
Gemünzter Weisheit echtes, lautres Gold!

Die ihr euch nach des Herrschers Gabe bückt,
Von ihrem frischen Prägeglanz entzückt:
Es gleißt — bedenkt dies, ehe Dank ihr zollt —
Ein neuer Pfennig mehr als altes Gold.

Max Schlierbach.

*

Digitized by Google

Am Moose.

Ein grünlicher Glanz liegt auf dem Moose,
Träg leuchtet die Sonne am Firmamente —
Die Wasser gluckſen eintönig im Chore
Und tief im Rohr kreiſcht die Waſſerente.

Am Waldrand flattert ein Schwarm von Krähen,
Kiebitze ſtreichen am Schilf vorüber,
Die ſchwanken Binſen nicken und weben,
Und Nebel hebt ſich — trüber und trüber.

Dann plötzlich tiefes, anhaltendes Schweigen,
Gleichwie ein Ahnen kommender Trauer —
Und nur zuweilen erbeben die Weiden
Fröſtelnd im kühlen Abendſchauer ....

Theodor Freiberg.

Loos.

Zartflockig ſtand mein Lebensbaum
Und ſeine Zweige bargen kaum
Die Blüten. —
Da kam ein Sturm dahergeweht
Und weithin lag das Feld beſäet
Mit Blüten.

Mein Herz, das jubelte und ſang,
Bis ihm ſein höchſtes Glück zerſprang
In Scherben. —
Da blieb ihm eine Sehnſucht nur,
Auf ſeines Lenzes Todesſpur
Zu ſterben.

Tony Sturm.

Johannisnacht.

Losnacht, Liebchen, iſt heute Nacht,
Da haben Elfen und Zwerge Macht
Ueber menſchliche Weſen;
Können mit zauberkräftiger Hand
Selber des Schickſals ehernes Band
Freundlichgeſinnet löſen.

Schau hinaus in die Wetternacht:
Blitze zucken, der Donner kracht,
Schwarze Wolken ſich thürmen.
Auf! und ſchrei in das Wetter hinein:
»Löſet mich Geiſter von meiner Pein
Löſet mein Herz von den Stürmen!«

Digitized by Google

Huſchen die Zwerge herbei geſchwind,
Streicheln die bleichen Wangen dir lind,
Drücken dir zu die Lider:
Elfen ſchweben — du hörſt ſie kaum —
Wiegen dich leiſe in lieblichen Traum,
Singen dir ſchläfernde Lieder.

Oeffnen dir dann die wogende Bruſt,
Fegen vom Herzen den Staub und Wuſt
Alter, vergangener Zeiten;
Löſen die roſtigen Ketten im Flug,
In die dich grollend das Schickſal ſchlug,
Löſen vernarbte Leiden.

Mit Thränen im Auge biſt du erwacht
Nach einer ſtürmiſchen Wetternacht,
Weinſt noch jetzt in die Kiſſen;
Aber dir iſt's, als ſei eine Haft,
Die dich umklammert' mit eiſerner Kraft,
Innen jählings zerriſſen! — — —

E. Stemplinger.

Ein Gott.

Ich ſah um deinen Mund ein halbes Lächeln,
Dein Auge blitzte leiſen Spott —
So wehrteſt du, ein unbeſiegter Gott,
Des Lebens bittren Kummernächten.
Ich weiß, auch in der Schlacht, im Todesröcheln,
Da ſtändeſt du, ein unbeſiegter Gott,
Das ſcharfe, blut'ge Eiſen in der Rechten,
Um deinen Mund das halbe Lächeln,
In deinem Aug der leiſe Spott — —
Und würdeſt für des Kameraden Leben,
Und wärs für einen Feind, das deine geben —
Und nur der Tod verſcheuchte Spott und Lächeln.

Fritz Weber.

Freie Bahn!

(An Schneewittchen.)

Du biſt ein Kind. Vor deinen Kinderaugen
Liegt noch die Welt in ungetrübtem Glanze,
Und Träume, die fürs Leben nicht mehr taugen,
Durchwirken bunt, doch trüglich dir das Ganze.

Mich hat das Leben anders denken lehren,
Und als es, mich aus ſeinen Finſterniſſen
Ans Licht zu ringen, mir verſucht' zu wehren,
Hab ich mich ewig von ihm losgeriſſen.

Digitized by Google

Zwar geh' ich einsam auf verlassnem Pfade,
Nach dem die Menschen scheelen Auges gaffen,
Doch gilt mirs gleich, ob krumm er oder grade —
Ich hab mir eine freie Bahn erschaffen!

Hermann Schilling.

Wunsch.

Nur nicht ein welkes, müdes Alter sehn,
Da schlaff und stumpf der Geist, der einst so rege,
Da blind ich wandeln muss auf ödem Stege
Und kraftlos bleib am offnen Grabe stehn.

Weit lieber will ich kämpfend untergehn,
Vernichtet durch des harten Schicksals Schläge,
Wenn noch der Jugend frühlingsheitre Wege
Mich muthig führen durch der Stürme Wehn.

Eduard von Mayer.

Hans Tapp, der Hahn.

Hans Tapp, ein Haushahn noch im Jugendkleide,
Gewahrt den Adler, hoch in freier Luft;
Sein kühner Flug erfüllte ihn mit Leide:
»Seht doch den Aar,« rief er, »im Sonnenduft
Sich so gemächlich, majestätisch wiegen,
Das nenn' ich fliegen!
Wie herrlich muss die Erde ihm erscheinen,
Von tausend Sonnenstrahlen sanft erhellt,
Sieht so er schäumend Fluss und Meer sich einen,
Den dunklen Wald, das schimmernd grüne Feld,
Das Hasten, Jagen, ruhelose Kreisen,
Das Blühen, Werden in der weiten Welt —
Fürwahr, den Adler muss ich preisen
Als glücklichsten hier unterm Sternenzelt.
Mein Zweck und Ziel sei, ihm nur nachzustreben.
Er soll in allem mir ein Vorbild sein;
Gleich ihm will ich zur Sonne mich erheben,
Gleich ihm nur horsten hoch am Felsgestein.«

»Dein Plan ist kühn,« sprach drauf ein alter Kräher
»Und zeugt von Muth und glühnder Phantasie,
Auch fliegst du heut gewiss schon dreimal höher
Als ich; doch glaub mir's, er gelingt dir nie!
Zwar kannst durch Uebung vieles du erreichen,

Digitized by Google

Doch mußt du drum nicht unersättlich sein,
Warum willst du denn grad' dem Adler gleichen,
Bist du der beste doch in unsren Reih'n.
Laß doch, mein Freund, dir diesen Ruhm genügen
Und sehn' dich nicht nach unbekanntem Glück,
Du findest hier Zerstreuung und Vergnügen;
Steigst du zu hoch, fällst leicht du tief zurück.
Gefährlich ist's, vereinsamt einsam wohnen,
Hier lebst du ungezwungen, wie du bist;
Es wohnt sich schlecht in höhern Regionen,
Wenn man die traute Nachbarschaft vermißt.«

»Ei, was du sagst! Du predigst tauben Ohren,«
Sprach drauf gereizt der jugendliche Hahn,
»Ich fühl's, ich bin zu Höherem geboren,
Und dies Gefühl, es ist kein leerer Wahn.
Und wer nicht nützt der holden Jugend Kraft,
Wird der es je zu etwas Rechtem bringen?
Sind Nerv und Sehnen matt erst und erschlafft,
Dann ist's vorbei mit Wagen und Gelingen!
Der Geist, der will, trifft nirgends feste Schranken,
Die er nicht nimmt in frohem Wagemuth —
Ihr Alten seid zu kleinlich an Gedanken
Und lau fließt durch die Adern euch das Blut!
Ihr seht den Berg in jedem Kehrichthügel,
Wenn er euch überragt um wen'ge Zoll —
Wozu gab die Natur mir Flügel,
Wenn ich damit nicht fliegen soll?
Ich will und muß das hohe Ziel erringen,
Was nützt mir's, Erster unter euch zu sein?«
Hier spreizt er siegessicher seine Schwingen
Und flatternd fliegt ins Blaue er hinein.

Verwundert stehn die Alten wie die Jungen;
Ists möglich, ist das wirklich auch Hans Tapp?
Doch eh noch ihr Verwundrungsschrei erklungen,
Kopfüber stürzt der Kühne schon herab.
Mit lahmen Schwingen bleibt er elend liegen,
Hart schlug er hin auf spitziges Gestein;
Statt adlergleich sich in der Luft zu wiegen,
Liegt er nun da in bittrer Todespein.
»Ach,« ächzt er leise, »geht es so mir Armen?
Trag jemals ich dies Elend in Geduld?
O habt mit eurem armen Tapp Erbarmen,
Der Adler ist an meinem Unglück schuld!«

»Der Adler? Nein!« sprach ruhig und gemessen
Der Alte drauf mit feuchtem, trübem Blick,
»Wer Freundesrath verachtet selbstvergessen,
Ist selber schuld an seinem Mißgeschick.
Nütz' deine Kraft zu wirken in dem Kreise,
Für den Natur in Weisheit dich bestimmt,

Digitized by Google

Hier bahn' dir raſtlos ſtrebend das Geleiſe,
Bis du des Könnens Gipfel haſt erklimmt.
Und gab ſie in verſchwenderiſcher Fülle
Dir mehr, als ſie den andern zuerkannt,
So preiſ' dein Glück und nütz' es in der Stille,
Doch nie verleit' es dich zum Unverſtand!
Dann trägſt du leichter Mühen und Beſchwerden
Und du wirſt immer froh und glücklich ſein —
Es kann ein Hähnchen nie ein Adler werden,
Wie aus dem Kieſel wird kein Edelſtein.«

Richard Siebert.

Verrath.

Am Weg die wilden Roſen
Sind über Nacht erblüht,
Seither ein heimlich Koſen
Sie wie ein Hauch umzieht.

Das hat die Gret, die loſe,
Doch ſicher nicht bedacht,
Daſs nun die Glut der Roſe
Erzählt von geſtern Nacht.

Von ſüß verſtohlnem Koſen,
Von Küſſen ohne Zahl —
Ringsum die wilden Roſen
Sie wiſſen's allzumal.

Helene Kernbach.

Elfenſpiel und Tanz.

»Uns wärmt der Mond.«
Puſchkin.

Mondnacht im Walde
Inmitten dunkler Bäume Kranz.
Auf glanzgetränkter Halde
Halten die Elfen Tanz.

Sie ſchwingen ſich im Kreiſe,
Sie ſingen lachend, wunderſüß,
Sie flüſtern eine Weiſe
Aus der Elfen Paradies.

Sie ſingen auf der Halde
Leicht ſchwingend ſich, verſchwinden leis. . .
Mondnacht im Walde
In ſtiller Bäume Kreis.

Georg Bachmann.

Digitized by Google

Trauer.

(Nach dem Italienischen des Felice Romani.)

Ach ein Ton nur zittert aus den Saiten
Meiner Harfe, der verlornes Glück,
Der das Sonnenbild vergangner Zeiten
Trauervoll mir ruft zurück.

Zu den Melodien andrer Lieder,
Hellern Klanges, stimm umsonst ich sie,
Jener Ton kehrt seufzend immer wieder,
Schweigen, sterben kann er nie! . . . .

E. Ehrenberg.

Sängers Lied.

Laßt mich nur wandern und singen,
Ihr Brüder, allerwärts;
Beim Wandern und bei den Liedern
Vergißt man Weh und Schmerz.

O laßt mich wandern, wandern
Durchs Feld, durch den grünen Wald;
In Feld und Wald ersinnt man
Manch süßes Liedlein bald.

O laßt mich singen, singen
Zum leisen Saitenklang;
Ich trag ein Weh im Herzen,
Das lindert nur Gesang.

Und bin ich des Wanderns müde,
Und ist mein Lied verhallt,
Will ich zur Ruh mich legen
Tief, tief im wilden Wald.

Da häng ich meine Harfe
Ins grüne Lindengeäst,
Und scheide still von hinnen,
Wie uns ein Traum verläßt.

Mein Sein und all mein Leben,
Was war es als ein Traum?
Bin gewandert und habe gesungen,
Des Lebens dachte ich kaum.

Adyr Seyth.

Sängerart.

Noth und Elend machen stumpf,
Locken manchen in den Sumpf.

Wohl dem, der den Sorgenbann
Aus der Brust sich singen kann!

Wie die Lerche nimmer schweigt,
Sondern singend aufwärts steigt:

Trotz des Alltagslebens Wust,
Steigt das Lied so aus der Brust.

Wenn uns Freude hochbeglückt
Oder schweres Leid uns drückt.

Unser Leben, wirr und kraus,
Tönt im Lied melodisch aus.

Berthold Funke.

Digitized by Google

Webeliedchen.

Durch des Garnes Spannung surrend
Fliegt des Schiffchen hin und her
Und die Webelade murrend
Pocht dazwischen dumpf und schwer.

Von den Spulen leise gleiten
Fäden ab in gleichem Lauf.
Andre Rollen wieder breiten
Das gewebte Leinen auf.

Hand und Fuß sich emsig regen,
Dass der Webstuhl weiter schafft.
Alle Theile sich bewegen
In geheimnisvoller Kraft.

Und das Mädchen webt und leise
Sie ein Lied zur Arbeit singt.
Wehmuthsvoll die schlichte Weise
Durch den hellen Morgen dringt.

Surre, Schiffchen, webe weiter
Mir ein Kleid zum Feiertag,
Drinnen ich den Reigen heiter
Mit den andern tanzen mag.

Oder web ein Kissen lieber
Das zur Ruh dem Liebsten winkt,
Wenn des Tages Last vorüber
Und die Nacht herniedersinkt.

Und das Kissen sollte bringen
Grüße dem geliebten Mann,
Und ein Traumbild wird ihn zwingen,
Meiner zu gedenken dann.

Surre, Schiffchen, wirke, webe
Mir ein hochzeitlich Gewand,
Das ich trage, wenn ich gebe
Dem Geliebten Herz und Hand.

Das verhüllt die Lust, die Wonne,
Die im Innern zitternd lebt,
Wenn die Brust dem Licht, der Sonne,
Meinem Herrn entgegenbebt.

Ach, ich brauche nicht den Schimmer
Und den Schmuck der jungen Braut,
Denn mein Aug im Leben nimmer
Hochzeitlichen Tag erschaut.

Kannst ein weißes Laken weben,
Das die Glieder mir umflicht,
Wenn ich sterbe. — Mag nicht leben,
Denn der Liebste liebt mich nicht.

Emilie Scheel.

Einmal noch . . .

Perle meiner Jugendzeit,
Einmal möcht' ich dich noch sehen
Und in deinem Blick vergehen,
Denkend der Vergangenheit.

An die liebeswunde Brust
Möcht ich dich noch einmal pressen
Und entsagend dann vergessen
All die selge Minneluſt.

Wie ich dich so sehr geliebt,
Möcht ich dir noch einmal sagen,
Und wie einst in schönen Tagen
Leugnen, dass es Dornen gibt!

Eugen Falkenberg.

Digitized by Google

Friedensfeier.

Nun kann ich wieder warten ohne Ende;
Vorbei! Nun bin ich wieder ganz allein
Und will den Sinn nur meiner Liebe weihn,
Damit sie meinem Herzen Frieden spende.

Wenn ich den Blick zu deinem Bilde wende,
So schließ ich wieder gleich die Augen mein,
Daſs deiner Augen Glut und heller Schein
Mich nimmerwieder senge und verblende.

Nur unbestimmtes Ahnen mich erfülle
Von deinem Schmerz und deiner Liebe Feuer,
Dann trifft mich nicht der Leiden ganze Fülle.

Vergessenheit, ich wünsch' nicht deinen Schleier,
In den sich die Erinnrung ganz verhülle,
Nur milden Glanz zu meiner Friedensfeier.

Karl Mauer.

Heckenröslein.

Heckenröslein, blühst am Wege
Und am grünen Waldesrain,
Blühst auf kahlem Felsenstege
Und in Sturm und Sonnenschein.

Schmückst der Jugend muntre Spiele,
Zierst dem Wandersmann den Hut,
Schmückst ihn auch, wenn er am Ziele
Unter — Moos und Rasen ruht.

Heckenröslein, ach, dein Leben,
Kaum erwacht, wird jäh verweht,
Wie der Liebe Wonnebeben,
Wie des Sterbenden Gebet.

Albert Weiſs.

Das Spinngewebe.

Am unbelaubten Busche
Ein Spinngewebe hieng:
So kahl, so rauh und staubig,
Ein unscheinbares Ding. —

Da traf die grauen Fäden
Der Morgensonnenschein,
Und thaugeschmückt erglänzten
Sie hell wie Edelstein.

Ein leiser Farbenschimmer
Umfloſs den zarten Dunst;
Und staunend sah das Auge
Die reiche Webekunst. —

Gar mancherlei im Leben,
Das wenig nur verspricht,
Gewähret viel des Schönen —
Nur sieh's im rechten Licht.

Margarete Berg.

Digitized by Google

An einen armen Dichter.

Du singst, dass Rosen dir voll Duft im Herzen blühen,
Und dennoch, Freund, willst du dein Dichterlos beklagen? —
Zwar ganz natürlich ist's, dass Rosen Düfte sprühen,
Doch sag, wann sahst du je, dass Rosen Früchte tragen?

A. Kromayer.

Sprüche.

Ein disharmonisch Lied, das uns erklingt,
Ein Weizenfeld, wo Unkraut nur gerathen:
So ist ein Leben, das nicht aufwärts ringt,
So ist ein Leben ohne gute Thaten.

Hoher Geist und Heldenmuth
Sind sehr seltne Gottesgaben:
Magst dein Pflichttheil »sittlichgut«
Nur im Schweißtuch nicht vergraben.

Durch die Zeit zur Ewigkeit
Recht als Pilgrim dich erweise:
Leicht Gepäck — gibt leichte Reise.

Das Ideal muss oft viel Ballast schleifen:
Nicht reift die Welt, wie Ideale reifen.

Nicht Hass und Liebe — durch's Vergrößerungsglas —:
Die Wahrheit findet deines Freundes Auge.

Göttlich erziehe dein Kind! mit wogendem, wägendem Herzen:
Liebe, die wägende, straft; Liebe, die wogende, jauchzt.

Kenntnis der Pflichten allein schützt nimmer vor ehrlosen Thaten:
Nur in der sittlichen Kraft wurzelt das menschliche Heil.

Es zeigt die Rede uns den Wert der Geister;
Wer viel verschweigt, der ist der Rede Meister.

Gustav Richter.

Digitized by Google

Bücherschau.

Natur- und Lebensbilder. Ein Spätherbststrauß von **Heinrich Zeise.** (Otto Meißner, Hamburg, 1892.)

Die Sprache Zeises ist leicht fließend und wohlklingend, Reim und Rhythmus versteht er meisterhaft zu handhaben. Besonders die Naturbilder, die den größten Theil des Bändchens füllen, zeichnen sich durch die Fülle des Gebotenen aus. Es ist mehr ein Panorama, als eine lyrische Sammlung. Aber durch das Zuviel leidet die Anschaulichkeit, das Vielerlei der Objecte, die Flucht der Bilder innerhalb jedes einzelnen Gedichtes verursacht, dass im Leser eine einheitliche Stimmung nicht aufkommen kann. Als Beispiel führe ich das recht schöne Gedicht »Am Ugleisee« (S. 11) an:

Von der Buchen Kranz umgeben,
Hingegossen ruht,
Wie ein Spiegel, glatt und eben,
Still des Uglei's Flut.

Ringsum herrscht das tiefste Schweigen,
Leis nur nickt das Rohr,
Und die Wasserrosen steigen
Auf zum Licht empor.

Du vernimmst nicht Sang noch Lieder
Weit umher im Raum,
Nur der Schwalbe Glanzgefieder
Streift der Wolken Saum.

Das sind gewiss schöne, stimmungsvolle Strophen. Nun aber heißt es weiter:

Bei der Abendsonnegluten
Bei des Vollmonds Pracht,
Locken heimlich dich die Fluten
In verschwiegner Nacht.

Offenbar wurde früher der Ugleisee, wie er sich bei Tag darstellt, beschrieben. Nun wird das ganz entgegengesetzte Bild des Vollmonds und der verschwiegenen Nacht ohne jede Vermittlung hervorgerufen. Hiedurch wird die Einheitlichkeit des Gemäldes zerstört, die frühere Stimmung vernichtet.

Zu den vielen Nachtheilen, welche die Überfülle des Gebotenen nach sich zieht, gehören die Wiederholungen. Geradezu unerträglich ist es, wenn der Dichter verschiedene, durch meilenweite Entfernung von einander getrennte Landschaften fast mit denselben Worten schildert.

So heißt es in dem Gedichte »Auf dem Königsee« (S. 24):

Der Königssee, umrahmt von Fichten
Und von der Berge steiler Wand,
Lag wunderbar vor mir im lichten,
Im heißen Julisonnenbrand.

Und gleich darauf in dem Gedichte »Ein Bild aus der Mark« (S. 26):

Die Köhlerhütten, roh gezimmert,
Erhoben sich am Uferrand,
Und durch die Fichtenstämme schimmert
Der Julisonne heißer Brand.

Und fast unmittelbar darauf in dem Gedichte »Erinnerungen an Norwegen« (S. 27):

Und Hütten sah ich schlicht gezimmert,
Vereinzelt an der Hügel Wand,
Und über all dem Frieden schimmert
Der Julisonne heißer Brand.

Die Poesie und so auch die Landschaftsdichtung ist nicht die Darstellung äußerer Objecte, sondern die Darstellung innerlicher Vorgänge an und in den äußeren Objecten. Die unbeseelte Natur wird zum Symbol der menschlichen. Goethe und Lenau führen uns in wenig Zeilen das Bild einer Landschaft und ihre eigene Seele, die sich darin widerspiegelt, vor. Alle Kunst ist Verinnerlichung der Natur. Und an dieser Verinnerlichung fehlt es Zeise in hohem Grade. Meist schildert er nicht einmal, er zählt nur die Gegenstände auf, die er sieht. Wenn er aber subjectiv wird, so verfällt er in einen anderen Fehler, nämlich er wird zu deutlich, ja sogar prosaisch und nüchtern. So lautet z. B. die Schlussstrophe seines Gedichtes »Auf freier Flur« (S. 71):

Auf offner Flur, dem Menschenstrome weit,
Vergisst mein Herz das eigne Weh und Leid,
Hier fühlt es sich auf friedenreicher Flur
Aufs innigste vermählt mit der Natur,
Hier fand's den Balsam, den mit milder Hand,
Sie liebreich legt auf tiefer Wunden Brand.

Von den Ideen und Empfindungen, durch welche der Landschaftsdichter die geschilderte, leblose Natur beleben soll, sagt Schiller trefflich in seiner Abhandlung über Matthisson: »Andeuten mag er jene Ideen, anspielen jene Empfindungen; doch ausführen soll er sie nicht selbst, nicht der Einbildungskraft seines Lesers vorgreifen. Jede nähere Bestimmung wird hier als lästige Schranke empfunden; denn eben darin liegt das Anziehende solcher Ideen, dass wir in den Inhalt derselben wie in eine grundlose Tiefe blicken. Der wirkliche und ausdrückliche Gehalt, den der Dichter hineinlegt, bleibt stets eine endliche, der mögliche Gehalt, den er uns hineinzulegen überlässt, ist eine unendliche Größe.«

Hanns Weber.

Digitized by Google

Stimmen der Stille. Gedanken über Gott, Natur und Leben von **Maurice Reinhold v. Stern.** (Zürich, Verlag von Sterns »Literarischem Bulletin der Schweiz«.) Stern gehört zu den Schriftstellern, die viel zu sagen haben. Es ist schade, dass er sich nicht in größeren Prosawerken einmal ausgibt, statt ein dünnes Bändchen nach dem anderen hinausflattern zu lassen und in der Lyrik eine kaum mehr zu begreifende Productivität zu entfalten. Nicht als ob ich das eine wie das andre an sich beklagte — Stern bringt immer viel Schönes und Wertvolles — aber man hat den Eindruck, dass er bei einer Concentration seiner Fähigkeiten auf ein großangelegtes Werk noch Hervorragenderes leisten und im modernen Schriftthum einen allgemein anerkannten Platz einnehmen würde. Das vorliegende kleine Buch, das planlos entstanden und zusammengestellt ist, bringt in buntem Wechsel lose Aphorismen aus allen möglichen Gebieten des geistigen Lebens, gelegentliche Abfälle bei der Arbeit, persönliche Glaubensbekenntnisse, Studien und Erfahrungen, Vorschläge und Ergebnisse. Auch ein vorzüglicher Essay über Konrad Ferdinand Meyer hat sich mitten hineinverirrt. Alles, so zusammenhanglos es auftritt, hat ein Gemeinsames: es ist durchweht vom Geiste einer scharf ausgeprägten Individualität, die immer interessant ist, auch wenn sie zum Widerspruch reizt oder sich in Widerspruch verwickelt; es ist durch und durch subjectiv. Nicht jeder hätte sich solch ein Buch erlauben dürfen; Stern darf es, und keinen Augenblick bereuen wir, uns durch ihn von Gebiet zu Gebiet locken zu lassen, sondern folgen ihm willig, immer angeregt, unterhalten, belehrt und beschäftigt. Nicht alles steht auf gleicher Höhe, manches Minderwertige, einiges Banale ist in dem geistvollen, ungesichteten Buche mit untergelaufen. Und besonders in seinen philosophischen Erörterungen reizt Stern oft zur Entgegnung. In vielem wird man auch sonst seiner Meinung nicht sein, aber gerade die Polemik, zu der einzelnes im Buche uns treibt, macht dies so fesselnd und eigenartig. Und im großen und ganzen wird man dem muthigen, scharfen und durchweg selbständigen Denker, der einen so weiten Weg der Erfahrung aus eigener Kraft zurückgelegt hat, nur freudig zustimmen können in dem, was er als seine Lebens- und Weltanschauung proclamiert. Sie ist frei, groß und ernst. Es ist vor allem keinerlei Schablonenthum, nichts Conventionales in dem Buche, deshalb allein schon ist es ein gutes Buch. Und wer sich mit einem hochbegabten und geistreichen Manne, der etwas gelernt und erlebt hat und davon zu reden weiß, ein paar Stunden lang unterhalten und streiten möchte, der greife danach; er wird es nicht zu bereuen haben.

Konrad Telmann.

Präludien. Gedichte von **Heinrich Stümcke.** Dritte Auflage. München, Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co. (Separat-Conto.) Die Begabung von Heinrich Stümcke offenbart sich hauptsächlich im Stimmungsbilde; wo es gilt, Scenen aus dem Menschen- und Gesellschaftsleben in bestimmte Beleuchtung zu rücken, da leistet er recht Löbliches. Meist ist es ein humoristisch-satyrisches Licht, das er über die von ihm behandelten Stoffe ausgießt, so im »Münchener Frühlingslied« (S. 52 f.), in »Am Schalter« (S. 61 f.), in »Nach dem Balle« (S. 84 f.) sowie in dem schalkhaften »Mein Kätzchen« (S. 89 f.), das uns von sämmtlichen Gedichten am besten gefallen hat. Doch versteht er auch, gedämpftere Farben anzuwenden, wie in den ansprechenden Poemen »In Kopenhagen« (S. 30 f.) und »Am Abend des 8. März 1888 in Berlin« (S. 49). In der erotischen Lyrik hat er freilich nur Dutzendware geliefert; einzig in »An N.« (S. 22 f.) gucken die dritte und vierte Strophe schüchtern etwas über das Niveau der Mittelmäßigkeit heraus. Auch die im Bändchen gebotenen Uebersetzungen nach dem Französischen scheinen uns, mit Ausnahme der sinnreichen »Schwalbe, Buddha's«, nicht sonderlich glücklich gewählt. Die Form ist überall mit anerkennenswerter Sorgfalt behandelt. Der, wie uns bedünken will, etwas widmungssüchtige Verfasser hat einen Theil seiner Erzeugnisse Collegen wie Liliencron, Schaumberg, M. G. Conrad, Fitger, Dahn u. a. geweiht.

Paul Kunad.

Stufen. Lyrisches und Satyrisches von **Emanuel v. Bodmann.** (Zürich, 1894, Verlag von Sterns »Literarischem Bulletin der Schweiz«.) Preis 1 Mk.

Ein kleines Buch, aus welchem ein hübsches Talent spricht! Anmuthige Naturbilder, aus denen ungezwungen die Stimmung des Dichters hervorwächst, eine kräftige, gesunde Sinnlichkeit, formelle Glätte und Gewandtheit sowie sprachliche Frische und Wohllaut sind die Vorzüge des mir bis jetzt ganz unbekannten Poeten. Neben der Lyrik findet sich in den »Märchen« und »Plaudereien« mitunter ein ganz köstlicher satyrischer Ton angeschlagen; besonders haben mir einige der ersteren gefallen, wie beispielsweise gleich das Eingangssonett »Der Maulwurf«. Hier findet sich manche originelle Wendung und manche drastische Pointe. Alles in allem habe ich mich gefreut, die Bekanntschaft dieses Dichters zu machen, der, wenn er sich nicht in poetische Spielereien verliert, zu welchen er ab und zu einmal greift, noch manches Erfreuliche zu bieten verspricht. Sachen, wie »Den Poetastern und Kritikastern« sind keine Poesie, sondern gereimte Renommage.

Anton Ohorn.

Digitized by Google

Notizen.

Die am 19. Mai geschlossene Conferenz des Verwaltungsrathes der Schillerstiftung hat von 32 Gesuchen 25 bewilligt, und zwar mit einer Summe von 9150 Mk. oder, da die meisten Gesuche auf mehrere Jahre lauteten, mit 17 300 Mk. Unter den Dotierten befinden sich zwölf Oesterreicher.

Aus Anlass des 40jährigen Vermählungs-Jubiläums des österreichischen Kaiserpaares hat Frau Hermine Semsey von Semse den bisherigen Reinertrag ihrer im Selbstverlage erschienenen Gedichtsammlung »Nichts Neues«, auf die wir noch zurückkommen werden, im Betrage von 2000 Kronen der Gesellschaft vom »Weißen Kreuze« zu wohlthätigen Zwecken gewidmet.

Eine neue Wochenschrift wird am 1. October in Wien zu erscheinen beginnen und sich »Die Zeit« benennen. Soll dies bedeuten, dass ihre Dauer unbegrenzt sein oder dass sie rasch schwinden wird? Nach dem Lose der in den letzten Jahren in Wien auf- und eiligst wieder untergetauchten Zeitschriften scheint das letztere die größere Wahrscheinlichkeit zu besitzen.

»Die Deutschen Lyriker der Gegenwart« betitelt sich ein »Sammelwerk mit Quellenangaben und literarisch-kritischem Begleitwort«, welches von Hermann Kiehne in Nordhausen herausgegeben wird und in seinem eigenen Verlage soeben zu erscheinen beginnt. Der uns vorliegende erste Bogen des ersten Bandes (Diamantformat) enthält Gedrucktes und Ungedrucktes in planlosem Durcheinander. Welche Motive den Herausgeber bewogen haben mochten, die große Zahl der bestehenden Anthologien um eine zu vermehren, können wir nicht errathen, da wir bei dem Unternehmen jede leitende Idee vermissen.

Dr. phil. Paul Kühn, Assistent der Universitätsbibliothek zu Leipzig, plant die Herausgabe einer Monatsschrift für dramatische Kunst und Literatur, die im Herbste dieses Jahres unter dem Titel: »Deutsche Dramaturgie« im Verlage von O. Schmidt, Leipzig, erscheinen wird. Der Inhalt soll bestehen aus Aufsätzen über allgemeine dramaturgische Fragen, genauen Analysen und Untersuchungen einzelner Dramen, Aufsätzen über die Geschichte des Dramas und die Reformen der Theaterzustände unserer Zeit, biographischen Darstellungen einzelner Dichter 2c. Daran soll sich ein bibliographisch-kritischer Theil, eine Umschau über das gesammte Theaterleben und eine Zeitschriftenschau anschließen. Die bedeutendsten Professoren der Literaturgeschichte und bekanntesten Schriftsteller haben ihre Mitarbeiterschaft an dem Werke, das das Centralorgan für das ganze Gebiet des dramatischen Lebens werden soll, bereits zugesagt. Über die Bezugsbedingungen gibt der Verlag schon jetzt Auskunft.

Briefschalter.

Jeder Einsender wird ersucht, folgende Winke zu beachten, widrigenfalls seine Einsendung unerledigt bleibt. Das Manuscript muss leserlich geschrieben sein und darf höchstens fünf Gedichte enthalten. Jedes Blatt darf nur auf einer Seite beschrieben sein. Zwei oder mehrere Gedichte dürfen nicht zusammen auf einem Blatte stehen. Jedes Blatt muss den Namen und die genaue Adresse des Verfassers enthalten. Jeder Einsender, der briefliche Antwort wünscht, hat die abgetrennte Hälfte einer Postkarte mit Rückantwort adressiert beizulegen. Gedichte werden nicht zurückgesandt. Eingehendere Kritik der Einsendungen wird nicht ertheilt. Zu einer Begründung der erfolgten Ablehnung verpflichtet sich die Redaction nicht.

Frl. A. H—sch in D—n. Diesmal lehnen wir dankend ab, wodurch kein Tadel ausgesprochen sein soll. Lassen Sie sich keineswegs entmuthigen! Wir sind bloß Feinschmecker und je reicher die lyrische Kost wird, die uns zur Verfügung steht, umso wählerischer müssen wir werden. Rothschild lässt sein Sauerkraut mit Champagner zubereiten. Und wir sind so reich an Gedichten, wie jener an Ducaten.

E. Ue—g in O—gs. Nicht verwendbar. Ihr Talent kann sich vielleicht mit der Zeit entfalten. Wenn Sie etwas erreichen wollen, machen Sie es sich zum Principe, Ihre Gedichte nirgends einzusenden. Das soll kein böser Scherz sein. In der deutschen

Digitized by Google

Lyrik wird ungeheuer viel produciert. Haben Sie ein Gedicht geschrieben, so lassen Sie's vor allem so lange liegen, bis der Eindruck, der Sie zu dem Gedichte veranlasste, verblasst ist. Dann holen Sie es wieder hervor und lesen Sie es mit kühlem, kritischem Sinne. Untersuchen Sie, ob es allen Gesetzen der Poetik und Grammatik Genüge leistet. Dann denken Sie nach, ob derselben Idee, welche Ihrem Poëme zu Grunde liegt, anderswo nicht schon in wirkungsvollerer oder vollendeterer Weise Ausdruck verliehen wurde. Schließlich erwägen Sie, ob die gewählte Form zum Inhalte passt, ob eine andere Form nicht etwa geeigneter wäre. Und erst, wenn alle Ihre Zweifel erledigt sind, wenn Sie die von jeder Eigenliebe emancipierte Überzeugung gewonnen haben, dass Ihr Gedicht wert sei, verbessert und gefeilt zu werden; wenn Sie so lange geschliffen haben, bis Sie die Empfindung haben, dass das Gedicht tadellos sei: dann (falls Sie nicht vorher noch constatieren wollen, ob das Gedicht der Geschmacksrichtung des gewählten Blattes entspreche) senden Sie es ein und seien Sie vorbereitet, eine Ablehnung zu erfahren. Auf keinen Fall aber dürfen Sie das Gedicht, sobald es aus der Feder geflossen ist, flugs einpacken und absenden, bloß, weil es Ihnen augenblicklich gefällt und Sie sich danach sehnen, gedruckt zu werden. Wir wünschen, dass noch recht viele andere Einsender diese Rathschläge, die wir heute Ihnen ertheilen, beherzigen möchten.

P. K—ll in G—z. Nicht verwendbar. Die Expedition hat von Ihren freundlichen Mittheilungen dankend Kenntnis genommen.

P. T—dt in C—d. Angenommen. Sind Sie identisch mit Herrn von Br—w? Wir sandten an diesen die bestellten fünf Exemplare und die Sendung kam als unbestellbar zurück. Wir bitten um die genaue Adresse.

K. E. v. G—w in St—n. »Wolken«, »Erkenntnis«, »Lebensregel« und »Der Rest« angenommen. Wir schrieben Ihnen direct, die Karte kam aber ebenfalls als unbestellbar zurück, da Sie in St—n nicht einmal »durch Aufruf« zu ermitteln waren.

P. H—e in Kotten . . . . . (früher in Au—ch); **F. B—dt in D—n; Fr. M. L—s in H—g; Fr. B—nn.** (**Fr. Fr—e**) **in H—dt.** Dankend abgelehnt.

Durch ein Versehen, welches durch die sehr ähnliche Schrift und den verwandten Ton der nicht unterfertigten Gedichte entstand, erscheinen in Nr. 13, Seite 229 und 230, die »Kleinen Lieder« sämmtlich Theodor Freiberg zugesprochen, während thatsächlich nur das erste, »Bescheidung« betitelt, aus seiner Feder stammt, die übrigen drei aber W. Hick zum Verfasser haben.

Als Nachtrag zur Bücherschau Nr. 13 bemerken wir, dass Alfred Friedmanns »Orpheus«, II. Theil, im Verlage der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien erschienen ist.

Schluss der Redaction am 20. Juni 1894.

Die nächste Nummer (Nr. 17) erscheint am 15. Juli 1894.

Inhalts-Verzeichnis:

»Die Schreckensnacht auf dem Hohenhainstein«. Humoreske von G. Wittmark. Gedichte von Adalbert von Majerszky, Gustav Falke, Konrad Telmann, Max Kunath, Karl Zettel, Heinrich Zeise, Alfred Friedmann, Karl Preser, L. Ertus, Joh. Alboth, Martha Kalluskv-Winkler, Fritz le Feubure, Leo Rüdiger, Paul Klie, Emil Graf Zeleki, M. F. Verdier, Fritz Eberhardt, Dr. A. Pischinger, August Silberstein, E. Graf, W. Hick, A. Bessell, Victor Joss, Max Schlierbach, Theodor Freiberg, Tony Sturm, E. Stemplinger, Fritz Weber, Hermann Schilling, Eduard von Mayer, Richard Siebert, Helene Kernbach, Georg Bachmann, E. Ehrenberg, Berthold Funke, Emilie Scheel, Eugen Falkenberg, Karl Mauer, Albert Weiss, Margarete Berg, A. Kromayer, Gustav Richter. — Bücherschau. — Notizen. — Briefschalter.

Gedichte

von

Theodor Renneberg.

Wörmlitz b. Halle a. d. S. Selbstverlag des Verfassers. Preis: Eleg. cart. 1 Mark.

(Bei vorheriger directer Einsendung des Betrages in Briefmarken kann das Porto abgezogen werden.)

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition**, Einsendungen an die **Redaction des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Auerspergstraße 5.**

Verlag „Deutsches Dichterheim" in Wien. Chefredacteur: Adalbert v. Majerszky.
Verantwortlich: Ludwig Werner.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)
Herausgeber: **Adalbert von Majerszky.**

Monatlich 2 Mal. — Preis: 5 Mark halbjährl., vorauszahlbar. — Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direct durch die Expedition des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Auerspergstraße 5. — Abbestellungen werden nur bis 30. Juni, bezw. 31. December angenommen. Einzelne Nummern à 50 Pfen. 5 Stück einer Nummer 1 Mark 50 Pfen.

Das Wrack.

Zerborsten liegt die Bark mit halben Masten
Und sturmzerpeitschtem Segelwerk am Strand;
Sie bot dem Meer nicht länger Widerstand:
Hier sank das Wrack — ein alter, morscher Kasten.

Sie trug so lang der Ladung schwere Lasten
Gefahrumdroht durch's Meer von Land zu Land,
Bis endlich dort, an jenem Ort gebannt,
Nur Trümmer noch nach langer Reise rasten.

Ich sah sie liegen im Vorüberschreiten,
Und vor mir stand ein Spiegelbild des Lebens
Im Farbenspiel brutaler Wirklichkeiten.

Auf rauhem Pfad der herbe Kampf des Strebens,
Er währt, so lang uns Kampfeskraft beschieden:
Erst kraftgebrochnem Leben winkt der Frieden.

Gustav Schmid.

Digitized by Google

Neuere österreichische Dichter.

Von

Dr. Adolf Kohut.

Nachdruck verboten.

Oesterreich gehört ja seit dem Prager Frieden nicht mehr zu Deutschland, aber die Deutschen in Cisleithanien haben sich um diese politische Demarcationslinie nicht gekümmert. Besonders die Poeten in der polyglotten Monarchie singen nach wie vor ihre deutschen Lieder — ja, sie beschämen uns im »Reich« gewissermaßen durch ihren Eifer und ihre Opferfreudigkeit im Dienste der Musen. So erscheint dort alljährlich, und zwar in der Stadt an der schönen blauen Donau, ein etwa 30 Druckbogen starker Band, welchen man als den Rendezvousort der österreichischen Dichter bezeichnen könnte. Dort singt jeder, wem nur Gesang gegeben, in schwarzgelbem Dichterwald! Eine solche stattliche Stätte für Lyriker, Epiker, Novellisten u. s. w. haben wir nicht in Deutschland — man sieht daraus, dass wir noch manches von unseren Brüdern im Lande der Unwahrscheinlichkeiten lernen könnten! Ich rede hier von den »Dioskuren«,*) dem bereits seit 23 Jahren bestehenden Literarischen Jahrbuch des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines, welches bei uns leider nicht so bekannt ist, wie es sein sollte, es aber wohl verdient, dass ihm auch im Deutschen Reich die eingehendste Beachtung zutheil werde.

Die neueren österreichischen Dichter finden wir hier in Reih und Glied mit ihren besten Erzeugnissen vertreten. Die Alten wie die Jungen, die Idealisten wie die Realisten, die Berühmten wie die Unbekannten — sie nahen und kennen die Himmlischen alle, und es zeugt von dem guten Geschmack und den geläuterten literarischen Kenntnissen des Herausgebers, des vorzüglichen Literarhistorikers Baron von Falke-Lilienstein — er ist Sectionschef im Ministerium des Auswärtigen, wo auch Ludwig v. Dóczy arbeitet — dass er vom Besten das Beste gewählt hat und bei der Auswahl mit der kritischen Sonde vorgegangen ist. Natürlich ist auch hier nicht alles Gold was glänzt, und der eine oder der andere — es kann auch eine andere sein — hat manche poetische Sünden auf dem Gewissen, aber im großen und ganzen verdient die Revue über die Truppenschau als eine glänzende bezeichnet zu werden.

An der Spitze steht der kürzlich verstorbene Nestor der deutschen und wohl auch der europäischen Sänger, Ludwig August Frankl, der trotz seiner 84 Jahre den Pegasus wacker zu tummeln verstand. Als zweitältesten erblicken wir den siebzigjährigen Cajetan Cerri, der zum größten Theile Blüten aus der neueren italienischen Lyrik vorlegt, aber diese Uebertragungen sind so meisterhaft, dass man glaubt, Originaldichtungen vor sich zu haben. Wie reizend sind nicht die folgenden kleinen italienischen Volkslieder:

Wie bist am Montag, Liebchen, du so schön!
Noch schöner bist du Dienstag anzusehn!
Am Mittwoch gleichst du einer Königin,
Und Donnerstag strahlst du wie Sonnenglühn;
Hold bist du Freitag, wie ein liebes Kind,
Und wer dich Samstag schön nicht nennt, ist blind;
Am Sonntag aber, wenn geschmückt du bist,
Dann gibt's auf Erden nichts, was so schön ist.

Steigst du, mein Schatz, einst zu den Himmelswegen,
Eil ich, wenn ich schon dort bin, dir entgegen;
Da küssest du mich wohl in süßem Drange
Auf Aug und Stirn und Mund und auf die Wange;
Ich aber werde dich zum Herrn führen,
Um ihn für unsre große Lieb zu rühren;
Der Herr schafft gnädig dann und ohne Schmerzen,
Umstrahlt vom Lichtmeer all der Himmelskerzen,
Ein einz'ges Herz aus unsern beiden Herzen.

Besonders stark sind die Damen vertreten, deren Namen auch bei uns schon einen guten Klang haben. Einige dichten zwar deutsch, aber sind im Lande des feurigen Tokayers geboren, und auch ihre Lyrik verräth das leidenschaftliche Ursprungsland. M. E. delle Grazie, Marie v. Najmayer, Marie v. Ernest, Marie Copmarlet und andere Damen haben Lieder, Novellen und Skizzen beigesteuert, welche man mit Interesse lesen wird.

Auch die Novellistik ist durch einige vorzügliche Erzähler vertreten. Die Palme möchten wir der Novelle: »Unlösbar« von A. Fallstein reichen; es ist dies ein Cabinetstück ergreifender Seelenmalerei.

Eine besondere Specialität der »Dioskuren« sind die vortrefflichen Uebertragungen aus all den Zungen des vielsprachigen Cisleithaniens, und sind die Vergleiche

*) Wien 1894, Carl Gerolds Sohn, IV und 475 Seiten gr. 8°.

Digitized by Google

zwischen den Volkspoesien der verschiedenen Nationalitäten von großem Reiz. Sehr reizvoll sind namentlich die illyrischen Volkslieder, von denen ich als Probe nur das nachstehende hier wiedergeben will:

Weinlied.

Liebliche Rebe
Am grünen Ried,
So lang ich lebe,
Preist dich mein Lied.

Schattende Laube
Ladet uns ein,
Seele der Traube
Lächelt im Wein.

Goldene Blüten,
Du Königin,
Winzer dich hüten
Mit treuem Sinn.

Wandle des Armen
Trübsal in Lust,
Fülle mit warmen
Trieben die Brust!

Von einem jungen Dichter, Hans Falke, wird eine erschütternde Geschichte, voll packender dramatischer Kraft: »Treugeblieben«, mitgetheilt. Derselbe Lyriker, dem augenscheinlich noch eine Zukunft als Novellist und Epiker bevorsteht, debütiert auch mit zwei selbständigen Werken: »Der Novize von Kremsmünster«,*) einer Erzählung in Versen, und: »Pfarrer Habermann«.**) Beide Dichtungen spielen ganz und gar auf echt österreichischem Boden und alle Personen, die darin auftreten, sind österreichische Kerngestalten, die der Verfasser mit großer Lebenswahrheit und plastischer Kraft schildert. In glatten, überaus wohlklingenden, formvollendeten Versen schildert Hans Falke in der »Novize von Kremsmünster« die Geschichte eines unglücklichen Jünglings, Curt Manedor aus Innsbruck, welcher durch Schicksalsschläge alle seine Lieben verliert und auch durch eigene Schuld tief sinkend, in Verzweiflung geräth; in den Klostermauern sucht er Trost für seine Seelenqualen. Es werden uns da all die wunderlichen, im Leben Schiffbruch gelittenen Gestalten, welche in des Klosters Mauern Gesundung für ihre kranken Seelen suchen, vorgeführt. Scharfe Schlaglichter fallen auf unsere gesellschaftlichen Schäden und Auswüchse. Namentlich ist der verwachsene ehemalige Professor der Geschichte, Rupert, welcher dem Landrath, der ihn gröblich vor all seinen Schülern niederkanzeln wollte, das Buch an den Kopf warf und deshalb zum Narren gestempelt wurde, eine bizarre Erscheinung, voll satirischer Ausfälle. Alle die Unglücklichen predigen eindringlich die Lehre von den Qualen und Leiden des Daseins; der Novize jedoch wird schließlich durch die Macht der Liebe einer edlen und schönen Frau wieder gerettet. Ein idealer Zug weht durch die ganze schöne Dichtung, deren Tendenz die Worte verkünden:

Das ist nur die wahre Liebe,
Die nach dem Besitz nicht trachtet
Nur allein, die auch entsagt,
Wenn es sich um Glück und Wohlsein
Des geliebten Wesens handelt.

Emil Peschkau, ein geborener Wiener, dessen Wiener Roman: »Die Reichsgrafen von Walbeck«, bereits seine hervorragende Befähigung zum Romancier erwiesen, debütiert diesmal mit einem stattlichen Bande neuer Novellen, welche er »Lebensräthsel«*) betitelt hat. Diese 5 Novellen werden sicherlich dazu beitragen, den zahlreichen Verehrern des feinsinnigen Erzählers noch neue zuzuführen; die vielen Vorzüge, welche Emil Peschkau auszeichnen, treten auch hier zutage. Er hat Land und Leute gesehen, kennt die Welt, aber auch die Menschenherzen, und er besitzt einen feinen und geläuterten Geschmack; dass er — mit solchen Requisiten ausgestattet — die Gunst des Lesers gewinnen muss, liegt auf der Hand. Mit Vorliebe versenkt er sich in das Seelenleben des Weibes, welches der Räthsel so viele enthält. Selbst die verwickeltesten Probleme sucht er mit geschickter Hand, oft in überraschender Weise zu lösen. Nie schreibt er des Effectes wegen, auch strebt er nicht nach Sensation, vielmehr bleibt er immer der Dichter, dem es in erster Linie darauf ankommt, lebenswahre Gestalten zu schaffen, in die Tiefen der Seelen Blicke zu werfen und Herzensconflicte mit künstlerischer Hand zu lösen. Dabei ist die Sprache eine edle und gewählte; nie findet man eine Trivialität und die üblichen Romanfloskeln, welche gewisse Erzeugnisse der Erzählerliteratur oft so ungenießbar machen.

Nicht nur der Verfasser ist ein Oesterreicher, auch die Stoffe seiner Geschichten spielen auf cisleithanischem Boden — österreichische Luft weht uns entgegen.

In der ersten Novelle: »Der schwerste Kampf«, fesselt namentlich die mit virtuosem Geschick gezeichnete zarte, blonde, junge Frauenknospe, welche aber über die Komödie des Lebens schon sehr ernst und tief nachgedacht hat und ihren Gefühlen, Empfindungen und Gedanken einen ganz eigenartigen, zutreffenden Ausdruck gibt. »Sie sprüht Dolche und Bajonnette,« wie sich der Lieutenant Pepi Gruber auszudrücken beliebt. In diese jedenfalls originelle, geistreiche und tief fühlende junge Dame verliebt sich sterblich ein junger Officier, was ihm aber nichts nützt, da sie bereits verlobt ist mit einem viel älteren Herrn, den sie auch heiratet. Es ist die alte Geschichte,

*) Wien, Carl Gerolds Sohn, 1894.
**) Ebendaselbst.

*) Berlin, J. H. Schorer.

Digitized by Google

doch bleibt sie ewig neu! Der junge Officier sucht Vergessenheit in der Arbeit; er studiert Naturwissenschaften und veröffentlicht wissenschaftliche Werke, welche sehr beifällig aufgenommen werden. Nach neun Jahren treffen sie sich wieder und die alte Liebe flammt wieder in dem Herzen des Officiers auf. Sie liebt ihn wie damals, als sie sich zuerst begegneten, aber die Pflicht gebietet ihr, ihn zu meiden und sie sagt flehentlich zu ihm:

»Bedenken Sie, wie leicht man in einer nicht ganz glücklichen Ehe allen Durst nach Glück, alles sehnsüchtige Träumen, alles Schöne, was man selber empfindet, an ein Ideal, an ein Traumbild hängt. Und dass dieses Traumbild wohl immer die Züge eines Menschen annehmen wird, der in unserer Erinnerung lebt wie ein ferner Freund. Haben Sie Mitleid mit mir.«

Und dieser verliebte Verehrer der schönen Frau erleidet durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde einen schweren Beinbruch, muss operiert werden und keiner kann die Operation vollziehen, nur der Doctor von Horst, der Gatte der von ihm angebeteten Frau. Er thut dies auch und rettet ihn, obschon er weiß, dass er für seine Frau eine sündhafte Neigung im Herzen hat.

Ergreifend schildert uns der Verfasser die verschiedenen sich ergebenden Conflicte zwischen Liebe und Pflicht.

Bezeichnend ist der nachstehende Ausspruch des Wiener Romanciers über die Wiener, welcher zugleich für seine Objectivität zeugt:

»Es ist auch jetzt noch so viel Sonnenschein, so viel Natur, Kunst und fröhliches Menschentreiben in dieser Stadt, dass es dort unmöglich ist, ein Stubenhocker zu werden oder zu bleiben. . . . Auch in Wien regieren dieselben Mächte wie an anderen Orten, und auch dort ist der oberste Götze das Geld und der getreueste Begleiter des Lebens die Lüge. Aber der Wiener weiß die Lüge so hübsch zur Verschönerung des Lebens zu benützen, und was das Geld betrifft, so erfüllt es ihn — vorausgesetzt, dass er es hat — weniger mit Stolz als mit Freude. Wenn der Wiener seine Hände in die Hosentaschen steckt und mit seinen Silberlingen klimpert, sieht er dabei nicht mit einem Gesicht in die Welt, als wäre er Oberzopfträger des Kaisers von China, sondern er lächelt nur vergnügt, so wie man halt lächelt, wenn man an gar was Liebes denkt.«

Ein Besuch der Werther-Stätten.

Von

Franz Wichmann.

Werther! Wer könnte sich heute noch in die Gefühle zurückversetzen, die dieser Name einst in den Herzen der Deutschen, ja in der ganzen civilisierten Welt erweckte!

Wie die Mode mit dem blauen Frack und den gelben Beinkleidern jener Tage aufgeräumt hat, so ist auch die Sprache eine andere geworden. Die Literatur jener Zeit wird nur noch von den Gelehrten gelesen, unsere Gefühle sind nüchterner, unser Verstand ist schärfer geworden. Wir haben höchstens ein Kopfschütteln für die uns unbegreiflich erscheinende Gefühlsüberschwenglichkeit am Ende des vorigen Jahrhunderts. Wir begreifen es kaum mehr, wie ein Buch, nach dessen Erscheinen nun über hundert Jahre verflossen sind, eine so beispiellose Wirkung üben konnte. Aber es war der Drang des jüngeren Geschlechts nach dem Menschlichen, Natürlichen, der diese Wirkung hervorrief, denn er gelangte im »Werther« zum vollkommensten Ausdruck. Heute ist der Roman nur noch ein Denkmal vergangener Zeiten, das eine Epoche in der Geschichte der Deutschen bezeichnet. Aber wenn wir auch die Zeit, der dieses Denkmal gesetzt ist, nicht mehr verstehen, so bleibt doch die Schönheit des Werkes unverändert bestehen. Und so oft wir die Augen wieder zu ihm wenden, freuen wir uns seiner Herrlichkeit. Denn jetzt erst sehen wir, was unvergänglich an ihm ist. Der ewig bleibende Wert des wunderbaren Buches ist die rein künstlerische Darstellung, das echt Deutsche im Geiste wie in der Form, und diese Sprache, die uns entgegen weht, wie der von Kraft überströmende Athem des Frühlings oder der brausende, klingende Sturm des Herbstes, diese Sprache, die Schlosser mit Recht in seiner Geschichte den Triumph der deutschen Sprache genannt hat. Es stimmt uns traurig, wenn wir sehen, was in der heutigen Tagesliteratur aus dieser Sprache geworden ist, in der einst die kernige Kraft des Reformationszeitalters wohnte. Doch selbst von der Sprache als solcher abgesehen, werden wir auch, so oft wir sie lesen,

Digitized by Google

stets die reinste Freude an den herrlichen, unvergleichlichen Naturschilderungen des Buches finden.

Als ich im Herbste des letzten Jahres nach dem Norden fuhr, trieb es mich, diese Schönheiten einmal mit eigenen Augen zu sehen. Ich steckte ein kleines Exemplar von »Werthers Leiden« zu mir und machte einen Abstecher nach Wetzlar.

Als ich nach langer, ziemlich eintöniger Fahrt in der alten Reichsstadt ankam, konnte ich nur Goethes Worten im Werther zustimmen, wenn er sagt, »die Stadt selbst ist unangenehm«. Der graue, trübe und regnerische Tag versank allmählich in die tieferen Schatten der Dämmerung. Es fehlte jede Beleuchtung, außer jener weißlichgrauen, wüstenähnlichen Lichtfarbe des Himmels, die die Seele des Menschen so schwermüthig und hoffnungslos stimmt. Dazu begann es in Strömen zu regnen. Der Weg führte mich vom Bahnhof durch eine kleine Vorstadt über den Fluss, der nur das monotone Bild des Himmels wiedergab, und dann bergan durch enge, finstere, verworrene Gassen, deren abscheuliches Pflaster mich allerdings aus der Wehmuth mehr in das Gefühl des Aergers versetzte. Die Rinnsteine führten einen Schwall schmutzigrothen Wassers zu Thale, und ich war froh, endlich in dem trockenen Zimmer des gemüthlichen Wirtshauses zu sitzen.

Was ich bis jetzt gesehen, machte mir einen höchst unangenehmen Eindruck. Der endlos und eintönig fallende Regen erinnerte mich an die endlosen, berüchtigten Processe des Reichskammergerichtes, die einst hier gespielt hatten, und bei denen eine ähnliche Langweile und Eintönigkeit in den Köpfen geherrscht haben mochte.

Ich zog meinen »Werther« heraus und begann, ich weiß nicht zum wievieltenmale, die gleichen Stellen mit immer gleichem Genusse zu lesen, bis der Regen so weit nachließ, dass man sich wieder hinaus wagen konnte. Das freundliche und liebenswürdige Wesen der Leute hatte mich schon etwas besser gestimmt und ich fühlte mich schon heimischer, als ich wieder durch die winkelige, enge Stadt schritt, um zunächst das Goethehaus in der Gewandgasse aufzusuchen, ein schlichtes, einfaches Haus mit verblichenen Wandmalereien in der Nähe des Kornmarktes.

Hier wohnte im Jahre 1772 Goethe, als er in Wetzlar beim Reichskammergericht practicierte. Nicht weit entfernt liegt das stattliche deutsche Haus, in dem der Amtmann Buff, der Verwalter der Güter des Deutschen Ordens war, wohnte. Goethe hat, wohl in Erinnerung an seine Sesenheimer Liebe, im Werther die Wohnung der Geliebten außerhalb der Stadt auf das Jagdhaus verlegt. Nachdem er dann den Werther täglich hinausreiten lässt, wie er selbst einst in Straßburg voll Ungeduld sein Pferd sattelte, um durch den Eichenwald hinaus nach Sesenheim zu stürmen. Hier in dem deutschen Hause spielte jene anmuthige Scene, die Kaulbach durch sein bekanntes Bild verherrlicht hat. Im ersten Stocke ist jetzt ein Lottezimmer eingerichtet. Es enthält verschiedene Erinnerungen an Lotte, ein Clavier, Schreibhefte, und ist mit altfränkischen Möbeln ausstaffiert. Ich bin nie ein Freund von derartigen Reliquiensammlungen gewesen, bei denen die Phantasie doch alles thun muss, um etwas dabei zu empfinden. Und die Phantasie, die sich in das Vergangene zurückversetzt, braucht solche äußerliche Anregungsmittel nicht, die meistens nur einen traurigen Eindruck machen durch die Erinnerung an das, was einst war.

So hielt ich mich hier nicht lange auf und stieg in die tief am Flusse liegende Unterstadt hinab, um den Schillerplatz aufzusuchen, an welchem das durch zwei stark vorspringende Erker ausgezeichnete Haus liegt, in dem sich der junge Jerusalem durch einen Pistolenschuss entleibte. Eine Gedenktafel, die an der Front dieses Hauses angebracht ist, erinnert an das traurige Ereignis vom 29. October 1772, das, von dem Goethe'schen Geist geformt und gemodelt, die Stimmung der Zeit ins Herz traf und zu den wunderlichen Folgen führen konnte, die Frau von Staël, wenn auch etwas übertrieben, mit den Worten charakterisiert hat: „Werther a causé plus de suicides, que la plus belle femme du monde.“ Goethe, mit einem Schlage über alle Mitlebenden hinweg an den Sternenhimmel der Dichtkunst getragen, sah damals seinen Ruhm am hellsten strahlen und hat niemals wieder ein so übermüthiges Glück genossen. Und doch hatte die Zeit Goethe ganz falsch verstanden. Sie fühlte nicht, dass mit dieser einen That die ganze Gestalt unserer Literatur geändert war, dass der Sturm einer neuen, frühlingstrunkenen Sprache daher brauste. Sie erkannte nur, dass es ein Mittel gab der Befreiung gegen den verhassten Zwang gesellschaftlicher Convenienz, einen Weg, die Fesseln ihrer Nichtigkeit abzuwerfen, wenn man in trotzigem Aufbäumen gegen alles Hergebrachte sich selbst durch den Tod die ersehnte und vergeblich erhoffte Freiheit erwarb. Dieser Gedanke des Selbstmordes drängte sich überall in den Vordergrund und bezeichnend ist es, dass wir unter allen anerkennenden Besprechungen jener Zeit kaum eine finden, die auf den hohen ästhetischen Wert des Werkes eingeht oder Verständnis dafür hat, jenen Wert eines vollendeten Kunstwerkes, der uns jetzt den Roman allein noch so hoch stellen und lieben lässt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

An Julius Sturm.

Zu seinem 78. Geburtstage am 21. Juli 1894.

Gott grüße dich! Gedankt sei jener Stunde,
Da ich den Druck der Hand mit dir getauscht!
Da ich im trauten Wort aus deinem Munde,
Dem Fühlen deines Herzens hab' gelauscht!
Im deutschen Volke lebt dein Geist und Reim,
Im hohen Lied der Liebe deine Lehre;
Und jedes Blatt aus deinem Dichterheim,
Es ward für dich und uns zum Blatt der Ehre.

Du hast ein Erstlingswerk dereinst geschrieben
Als »Julius Stern« — seitdem bist ruhmumkränzt
Für alle Zeiten du ein Stern geblieben,
Der hell am deutschen Dichterhimmel glänzt.
Erwärmend strahlt für immer uns dein Licht,
O könnten wir die Liebe doch erwidern!
Als wärs der liebe Gott, der zu uns spricht,
So klingt ein Ton aus allen deinen Liedern.

Ein Menschenalter lang hast du gesungen,
Und dein Gesang erfreute Kind und Greis.
Dir ist in Hütte und Palast erklungen
Der Dank der Herzen: Deiner Dichtung Preis.
Und stieg dein frommes Lied auf zum Gebet,
Gott ließ umsonst nicht für das Volk dich bitten:
So hast als deutscher Kämpfer und Poet
Du für das theure Vaterland gestritten!

Dir fliegen Gruß und Glückwunsch heut' entgegen,
Es naht die Liebe dir von Nah und Fern,
Da will ein Lied von dir mich tief bewegen,
Doch so: Wie leuchtet schön der Abendstern!
Die Erntezeit heimst reiche Früchte ein,
Und dein Geburtstag trägt dasselbe Zeichen:
Des Volkes Dank und Liebe nennst du dein!
»Gott grüße Dich!« rauschts in den deutschen Eichen.

Albrecht Schulze.

Das Haus der Schuld.

(Nach einer Volkssage.)

Arglos frohes Menschenleben,
Tritt in diese Gasse nicht,
Wo der Rache Geister schweben,
Wo das Unglück hält Gericht!

Seht ihr überragend stehen
Jenes fluchbeschwerte Haus?
Durch geborstne Mauern wehen
Regenwind und Sturmesbraus.

Digitized by Google

Und die alten treuen Schwalben
Hängen nimmermehr ihr Nest
Für den Sommer an den halben,
Blitzzerschellten Balken fest.

Im Gehöfte Baum und Flieder
Können nimmermehr erblühn,
Knospen schwellen nimmer wieder,
Keine Früchte sehn wir glühn.

Sende, Sonne, keine Strahlen!
Tod ist Lieb und Rosenkeim;
Ach, du würdest golden malen
Nur ein sündenreiches Heim.

Schreckt euch nicht der Doppelschatten?
Menschen flieht! Denn, Hand in Hand,
Eine Schmerzgestalt von Gatten,
Huscht es hin durch Gang und Wand!

Und es zuckt wie wimmernd Klagen
Rings um Hof und Haus und Thor—
Wie von schwerer Schuld geschlagen
Ringt es stöhnend sich hervor. —

Zwar vom Leben ist geschieden,
Was gewandelt ein und aus;
Doch des Todes ganzen Frieden
Fand noch nicht das schuld'ge Haus.

Karl Zettel.

Letzter Wunsch.

Noch einmal lasst mich schau'n
Mit Blicken, hellen, klaren,
Der Erde Blumenau'n,
Die duft'gen, wunderbaren,
Den Himmel klar und hold,
Bis zu den fernsten Fernen,
Mit seines Mondes Gold,
Mit seinen lichten Sternen.

Und wie der Tag erwacht,
In dem vom Thau befeuchtet,
Die Rose, reich an Pracht,
Im Sonnenglanze leuchtet.
Noch einmal will ich dann
Dem Lied des Sprossers lauschen,
Und hören, wie im Tann
Die alten Kiefern rauschen.

Will sehn dann, wie mit Macht
Vom hohen Felsenwalle,
Der Sturzbach eilt voll Pracht
Hinab mit Donnerschalle.
Wie er durchs blühnde Thal
Die Wogen wälzt, die blauen,
Und von dem Sonnenstrahl
Verklärt, küsst Flur und Auen.

Die längstvergang'ne Zeit
Soll dann sich mir entrollen
In ihrer Herrlichkeit,
Der stolzen, wundervollen.
Wie Völker aufgetaucht,
Die plötzlich dann verschwunden,
Dem Licht gleich, das verhaucht
In mitternächt'gen Stunden.

Dann will ich still zurück
Mein Haupt aufs Kissen legen,
Und schaun dem stillen Glück
Der Ewigkeit entgegen.
Doch wenn das Herz dann bricht,
Und wenn es ausgeschlagen,
Wer weiß, ob je ein Licht
Dir wird aufs Neue tagen?

Heinrich Zeise.

Digitized by Google

Semiramis.

Der Becher schäumt, es flammt der Kerzen Schein:
Bringt mir das Opfer dieser Nacht herein,
Den Sclavensohn, der meinem Sinn gefiel,
Den bunten Ball für meiner Wollust Spiel!
In seinen Blicken las ich scheue Glut;
Ich bin ja schön, wenn triefend auch von Blut.
In meinen Armen find er Götterglück,
Dann sink er trunken in das Nichts zurück!
Doch still! Er naht! Ihr grimmen Wächter weicht!
Und ruf ich euch, so macht sein Ende leicht!

Paul Knud.

Der schlummernde Dichter und das Mädchen.

Das Buch der müden Hand entsank —
Mein Dichter, schlafe wohl!
Wie blickt dein Antlitz wüst und krank,
Mit Wangen bleich und hohl!

Die Lippe lächelt wie im Traum,
Dich lächeln sah ich nie,
Und leis zu athmen wag ich kaum,
Besorgt, dass es entflieh!

Ach! dass der göttlichste Beruf,
Geübt wie ein Gebot,
Dir Kummer nur und Sorge schuf,
Des Bettlers karges Brot!

Die Welt mit Hohn vorübereilt,
Mit Herzen kalt, versteint,
Und keiner, der mitleidig weilt
Und mit dir sorgt und weint.

Doch Mitleid ja begehrst du nicht,
Sprach flammend oft dein Mund,
Es glühte dann ein seltsam Licht
In deiner Augen Grund.

Ein Wetterleuchten, wunderbar,
Als sähe dieser Blick
Die fernste Zukunft, rein und klar,
Das dunkelste Geschick,

Wenn nach Jahrhunderten den Fuß
Der Wandrer innehält,
Nach deinem Denkmal seinen Gruß
Entblößten Haupts bestellt. —

Doch träumtest du von Liebe nie,
Von Liebe nie beglückt,
Die mehr als höchste Poesie
Ein sterblich Herz entzückt?

Ward nie die hohe Himmelskraft
In ihrem Flug gestört,
Von irdisch süßer Leidenschaft
Im Innersten bethört?

Ich weiß, nie hast du an die Brust
Ein trautes Weib gepresst,
Noch hat je eines Sohns Verlust
Die Augen dir genässt.

Doch brachst du nie geschworne Treu;
An deinen Lippen hieng
Kein Mädchen, das der Scham und Reu
Vergessend dich umfieng?

Hat niemals dir gewallt das Blut,
Schien dirs kein köstlich Muss,
Zu kühlen die geheime Glut
Mit Händedruck und Kuss?

Digitized by Google

Sieh, wie er traurig, wie erwacht,
Die Augen sich bedeckt!
Hat dich mein Wort mit dunkler Macht
Im Schlummer selbst erschreckt?

Vergib! Nicht rief ich dein Geschick,
Hab einmal nur gefragt,
Vergesse nicht den finstern Blick,
Der stumm mich angeklagt!

Doch letzthin auf den Zehen schlich
Neugierig ich herfür
Und hört' dich weinen bitterlich
An der verschloss'nen Thür.

Da klang es mir, als rief: »Marie«
So warm, so sehnsuchtsvoll
Die herbe Stimme, die sonst nie
Von Seufzern überquoll.

Und selig lauschte da mein Ohr
Und mich durchbebts so warm,
Als brächen Flammen jäh hervor,
Als läg ich dir im Arm.

Und wenn Verachtung, Hohn und Schmach
Den Bissen uns vergällt,
Mit meinen Küssen tausendfach
Ersetz ich dir die Welt.

Und deine Wangen marmorblass
Küss ich dir purpurroth,
Nur blicke nicht mit Menschenhass,
Wie ringsum in den Tod.

Und wär der Himmel wider dich,
Und ringsum nur der Tod,
Und lieb ich dich und liebst du mich,
So hat es keine Noth.

Anton Wurm.

Des sanften Wilhelms Geist.

(Nach einer alten Ballade aus Percys Ueberbleibseln der alten englischen Poesie.)

Es kam ein Geist vor Gretchens Thür
Mit Seufzern schwer und dicht;
Gewiss, er rüttelt an dem Schloss,
Doch Antwort gab sie nicht. —

»Bist dus mein Vater Philipp, du?
Nahst du, mein Bruder, mir?
Bist du, mein treuer Willi, du,
Von Schottland wieder hier?«

»S'ist nicht dein Vater Philipp, nein,
Noch naht dein Bruder dir,
Doch ich, dein treuer Willi, bin
Von Schottland wieder hier. —

Süß' Gretchen, liebes Gretchen, ach,
Ich bitte dich, o sag,
O sage mir der Treue Schwur,
Den ich zu dir einst sprach.«

»Der Treue Schwur wird nimmermehr,
Hör, nimmermehr dir kund,
Bis du zu meiner Laube kommst,
Mir küssest Wang' und Mund.« —

»Ach, käm ich zu der Laube hin —
Ich bin kein Erdensohn —
Und küsste deinen Rosenmund,
Wär jäher Tod dein Lohn. —

Süß' Gretchen, liebes Gretchen, ach,
Ich bitte dich, o sag,
O sage mir der Treue Schwur,
Den ich zu dir einst sprach.« —

»Du hörst den Schwur der Treue nicht,
So heut und stets, fürwahr,
Bis du mir schenkst den güldnen Ring
Und führst mich zum Altar.« —

Digitized by Google

»Weit überm Meere ruht mein Leib
Auf stiller Friedhofflur.
Der mit dir spricht, lieb' Gretchen, ach,
Mein armer Geist ists nur.« — —

Sie bot ihm jetzt die Lilienhand —
Sie will ihr Bestes thun —
»Hier, Willi, meiner Treue Pfand!
In Frieden mögst du ruhn!« —

Sie schürzte dann ihr grünes Kleid
Zum Knie hinauf; alsbald
Ist sie die lange Winternacht
Dem Geiste nachgewallt.

»Ist, Willi, Raum an deinem Haupt?
Zu deinen Füßen, sag? —
Ist wohl an deiner Seite Raum,
Dass ich dort ruhen mag?« —

»Zu meinen Häupten ist der Raum,
Zu meinen Füßen karg,
Der Raum zu meinen Seiten ist
Nur klein und eng der Sarg.« —

Da krähte laut der rothe Hahn,
Das Morgenroth erschien:
»Mein liebes Gretchen, es ist Zeit,
Ich muss von dannen ziehn.« —

Und weiter sprach der Geist nichts mehr,
Seufzt nur in herber Pein,
Verschwand in einer Nebelwolk',
Und Gretchen war allein.

»O bleibe, lieber Willi, bleib!« —
Rief sie voll Angst und Noth;
Ward bleich und schloß ihr blaues Aug,
Sank nieder und war todt. —

Elisabeth Tilemann.

Am Bachesufer.

O Bach, was soll dein Rauschen?
Schnell künd es mir! —
O Mensch, was soll dein Lauschen?
Was träumst du hier?
Hab nimmer Zeit zum Säumen,
Muss fort, muss fort!
Aus meiner Wellen Schäumen
Klingt Lied und Wort.

Sie murmeln und singen
Sie hüpfen und springen
In endlosem Spiel.
Sie hasten und eilen
Ohn Rast und Verweilen
Zum endlichen Ziel:
Zur Ruh! —
Und du? . . . . . .

Was soll ich dir erwidern
Mein trauter Bach!
Ich sinne deinen Liedern
Und Worten nach,
Bis sie ein Echo wecken
Im Herzen tief,
Ein Sehnen mir entdecken,
Das leise schlief.

In Sorgen und Leiden
In Glück und in Freuden
Bei Arbeit und Spiel,
Im Opfern und Streben,
Im Kampf mit dem Leben,
Erring ich ein Ziel
Wie du —
Die Ruh!

Wie deine Wellen gleiten
In Uferszwang,
Zum stillen Meer, dem weiten,
Allzeit entlang —
So sucht ein Menschenleben
Im Zwang der Zeit
Ja nur den Frieden eben
Der Ewigkeit.

Drum gilt es, nicht zaudern!
Nicht zwecklos verplaudern
Die fesselnde Zeit.
Es folge den Worten
Die That allerorten,
Ob nahe, ob weit
Die Ruh —
Nur zu!

A. S. Jöge von Manteuffel.

Digitized by Google

An den Schmerz.

So zogst du wieder in mich ein nach Tagen,
Da ich umhergeschweift im Feuerdrange;
Entflohen jeder Fessel, jedem Zwange,
Mir vorgesetzt, das Kühnste selbst zu wagen.

Von einem stolzen Hochgefühl getragen
Und selig überströmend im Gesange,
Genoss ich meinen Raub recht tief und lange,
Bis du erschienst, ein Wörtlein mir zu sagen.

Allein du schreckst mich nicht. Sei mir willkommen,
Du ernster Gast, und glaube mir, ich finde
Mich schnell in dich, wie viel du mir genommen.

Sieh, wie ich selbst den Dornenkranz mir winde,
Indess ich Heil! mir rufe, still erglommen,
Dass ich dich noch als Läuterung empfinde.

Stephan Milow.

Weltlauf.

Gewaltig rauscht der große Strom der Welt
Und diesen Strom bewegt und treibt das Geld;
Du schaust der Arbeit, schaust der Mühe viel,
Dazwischen blüht der Liebe buntes Spiel;
Doch höhnisch lockt allmächtig überall
Dem Zauber gleich das gleißende Metall.

Du spottest warmer Regung in der Brust
Und suchst Befried'gung in der Sinne Lust,
Der Weg der Weisheit, ach, ist eng und schmal,
Dem Irrlicht gleich winkt dir ein Ideal.
Doch höhnisch lockt allmächtig überall
Mit Zaubermacht das glänzende Metall.

Aus diesem Zwiespalt in des Lebens Noth
Führt dich erlösend nur hinaus der Tod:
Ein schöner Jüngling, welcher tröstend spricht,
Webt er Verklärung dir ums Angesicht.
Da schweigt der Lebenswoge dunkler Schwall,
Auf deinem Grabstein singt die Nachtigall.

Albrecht Hirsch.

Digitized by Google

Vorwärts!

Ob dich tausend Stimmen locken
Von dem rauhen Pfad der Pflicht:
Vorwärts wandre unerschrocken
Deine Bahnen! Weiche nicht!

Gib nicht Raum den irren Träumen
Wenn sie dir aufs neue nahn,
Schließ dein Aug! Du darfst nicht säumen,
Vorwärts wandre deine Bahn.

Ziele, die den andern winken,
Bleiben ewig dir versagt —
Aber lass den Muth nicht sinken,
Vorwärts wandre unverzagt.

Glaube mir: auch das ist Gnade,
Wenn dein Herz im Kampfe bricht! —
Weiche nicht von deinem Pfade,
Denn es ist der Pfad der Pflicht!

Hans Freiherr von Kolbkirch und Panthen.

Ausgeschlossen.

Dort drüben an dem Walde
Erglänzt ein schmuckes Haus.
Dort schaute mein Feinsliebchen
Gar oft sonst nach mir aus.

Da saßen wir im Garten
Oft unterm Fliederbaum
Und herzten uns und küssten,
Wies bei Verliebten Brauch.

Und bei dem duft'gen Flieder
Pflanzt ich einen Rosenbaum,
Sie pflegte ihn, er blühte,
Und trug die Rosen kaum.

Nun sind sie abgefallen,
Mir ists ums Herz so weh. —
Das Pförtchen bleibt geschlossen
Wenn ich am Garten steh.

P. Heinicke.

Es war einmal . . .

Es war einmal! So klingt mirs oft im Herzen
Aus fernen Tagen wie ein Märchen an —
Das Glück entfloh, es blieben nur die Schmerzen,
Und tief gebrannt sind nun die Lebenskerzen,
Um die einst Licht wie schimmernd Freude rann.
Und zuckt bisweilen ein Erinn'rungsstrahl —
Dann raunt er leis: Es war einmal!

O Traum der Jugend! wo bist du geblieben?!
So karg dein Lenz, du starbst zu früh dahin!
Da konnt ich hassen noch, und — konnte lieben!
Vermochte noch mit warmen Schaffenstrieben
Zu regen froh den thatenkräftigen Sinn. —
Das ist vorbei — die Welt liegt trüb und fahl —
O schöne Zeit — du warst einmal!

Digitized by Google

Bin ich einst hin, dann wird man von mir sagen:
'S ist um ihn leid; kam ihm das Schicksal hold,
So konnte wohl sein Nachtgestirn ihm tagen,
Und einst sein Sommer edle Früchte tragen.
Doch so ward ihm sein tiefstes Seelengold
Verschüttet früh, es brach sein Geistesstahl —
Ein Dichterlos — er war einmal . . . . . .

Kurt Grunke.

Mitternacht.

Aus meines Herzens dunkler Tiefe,
Da drängts hervor mit Allgewalt,
So sehnsuchtsbang, so glückverlangend!
Und ich vergesse, dass ich alt! —

Nicht denk ich, dass es Herbst geworden,
Und dass ich seufz' in Kerkers Haft. —
O, blüh empor mir, holde Blume,
Du rothe Rose, Leidenschaft! —

Ich fürcht mich nicht vor deinen Dornen,
Ich drücke jauchzend dich ans Herz!
Und schlügst du mir auch tausend Wunden,
Du wärst doch mein in Wonne und Schmerz! —

— — So sprech ich, Thor, wenn die Gedanken
Mir irren heiß durch Herz und Sinn,
Wenn ich den wilden Nachtdämonen
Zu tollem Spiel verfallen bin.

O Leidenschaft, du rothe Rose,
Dann bist du mein auf kurze Zeit!
Auf meines Herzens dunklem Grunde
Blühst du empor in Seligkeit.

Und an des Herzens wilden Schlägen
Spür ichs, wie noch ein andres klopft,
Und wie aus tiefer Dornenwunde
Mein rothes Herzblut niedertropft. — — —

Indes — vorüber eilt die Stunde,
Fort geht der Lauf durchs Erdenland, —
Und — wo die wilde Blume glühte,
Ruht schützend Gottes Vaterhand.

Magda Fuss.

Digitized by Google

Lied.

Leg auf die Stirn mir deine weiche Hand
Und kühle meine heiße, stumme Glut!
Es rauscht die Welle träumerisch zum Strand,
Als säng die Flut
Ein süßes Schlummerlied: »Ich bin dir gut!«

Leg auf das Herz mir deine liebe Hand!
Hörst du es schlagen heiß und stark für dich?
Es drängt, der lauten Freude abgewandt,
An deines sich
Und fleht und bittet leis: »O liebe mich!«

Leg deine Hand in meine Hand und schau
Mit deinem seelentiefen Aug mich an:
Mir ist, als säh ich durch das Wolkengrau
Als gold'nen Schwan
Die Sonne tauchen aus dem Ocean.

Emil Ermatinger.

Des Zechers Umkehr.

In später Nacht, zurück vom Zechgelage,
Kehr ich verworr'nen Sinnes, noch umqualmt
Vom Dampf des Bacchanals, mit heißer Stirn
Und irrem, fieberglühndem Augenglanz.
Und taumelnd tret ich hin zum Fenster, öffne
Und sende in die Nacht den müden Blick:
In weitem Rund auf allen Dächern ruht
Bleiglänzend noch ein letzter Strahl des Mondes,
Der schon im Osten sah den Purpurstreif
Die Sonne künden und hinab nun eilt
In banger Flucht vor ihr zum Horizont.
»O nimm mich mit!« aus tiefster Seele quillt
Mir dieser Wunsch. »Auch ich bin ja wie du
Des Tages Feind, gleich dir erfüllt mich Scham,
Mein fahl durchnächtigt' Antlitz ihm zu zeigen.
»O nimm mich mit!« — Umsonst! — Schon muss ich sehn,
Noch eh mein Wort verhallt im Hauch der Nacht,
Dort hinter'm Häusermeer den Mond verschwinden.
Vor seinem Lichtkreis mild verblassend zischt
Ein Meteor ihm nach; dann plötzlich hebt
Ein grimmes Rauschen an in stiller Luft,
Wild peitschen Stirn und Schläfe mir die Locken,
Und fröstelnd schauert jäh mein Leib zusammen.
Ha, ich versteh, das ist der Morgenwind,

Digitized by Google

Der mit Rebellentrotze stürmt den Thron
Der sanften Nacht. —
Und sieh, mich däucht, als raune mir Natur
Fürs eig'ne Leben solche Mahnung zu:
»Setzt nicht der Tag mit vollen Kräften ein,
Dem frischen Kämpfer gleich beim Ruf zur Schlacht,
Nachdem, erquickend, auch dem Schlaf geworden
Sein gutes Recht? Dich aber frage ich,
Der du die nächtlich langen Stunden füllst
Mit Schlemmerei, am eig'nen Marke zehrend:
Hast du zum schweren Tagewerk die Kraft?«
Und in mir rufts mit tausend Stimmen: Nein,
Ich hab sie nicht! Und Reue packt mich an,
Wie nie zuvor, und Ekel vor mir selbst.
Und während zitternd ich zu Boden sinke,
Begrüß ich so den Morgen im Gebet.

Hermann Buschhammer.

Walpurgis.

Vom Lenze des schneeigen Kleides beraubt,
Liegt grau und gespenstisch der Brocken.
Er reckt in die Nacht das gigantische Haupt
Und schüttet die triefenden Locken.

Die Stürme umtosen in felsiger Schlucht
Des Berges granitene Rippen,
Und Wolken umflattern auf eilender Flucht,
Gepeitscht von der Windsbraut, die Klippen.

Da schlägt in die Felsen ein bläulicher Blitz
Und spaltet die steinernen Recken.
Ihn schleuderte Satan vom flammenden Sitz,
Die Geister der Tiefe zu wecken.

Da steigen Dämonen aus gähnender Kluft
Im flatternden Nebelgewande.
Ihr gellendes Lachen durchzittert die Luft
Und schreckt aus dem Schlummer die Lande.

Es leuchtet die Nacht, wie wenn Schwefel und Blut
Den Schlünden der Tiefe entquölle,
Und Satanas zeigt sich in lodernder Glut,
Gefolgt von den Töchtern der Hölle.

So brausen, von Schauern des Todes umgraut,
Die Unholden über die Gründe,
Und locken den Wanderer, der sie erschaut,
Mit höllischen Reizen zur Sünde.

Digitized by Google

Zum »Scharfenſtein« zieh ich die Straße entlang:
Das Förſterhaus gilts zu erreichen.
Walpurgis! — Es rauſchen die Föhren ſo bang,
Wenn die Winde die Wipfel durchſtreichen.

Aus nebelnder Ferne, vom Brocken herab,
Tönt warnend das hölliſche Toben.
Doch rüſtig gehts weiter mit Ranzen und Stab,
Ich lache der Geiſter da droben.

Mich hat eine mächtige Zaubrin im Bann,
Schon blinkt durch die Zweige ihr Fenſter:
Seit die mich geküſst im verſchwiegenen Tann,
Bin ich feſt gegen Spuk und Geſpenſter.

Robert Braunſchweiger.

Mondaufgang.

(Adagio.)

Traumgewoben ſtilles Leben,
Süße, feierliche Nacht,
Dir im Schoße ſchlummert alles
Und doch alles träumend wacht!

Durch die Zweige düſt'rer Tannen
Sich der Silberſtrahl ergießt;
Wie ein Weberſchifflein eilend
Durch gezog'ne Fäden ſchießt.

Schüchtern lugt er durch die Zweige,
Ueberraſcht erbebt die Luft;
Schläfrig dehnen ſich die Schatten
In verborg'ner Waldeskluft.

Leiſe ſtreifen Mondesſtrahlen
Auf den friedeloſen See,
Und die dunkeln Waſſer rauſchen
Seufzend in erwachtem Weh.

Klagend ſchwillt die Bruſt der Tiefe,
Ueberm Rand die Woge quillt,
Zum Geſtade ſtrömen Töne
Wie von Sehnſucht, nie geſtillt.

Durch des Ufers kleine Kieſel
Geht der Töne Wellenlauf; —
Und das Mondenlicht ſteigt ſtrahlend
Ueberm Walde ganz herauf.

Blickt aus marmorweißem Auge
Ihm hernieder ſüße Ruh,
Küſst des Sees banges Antlitz,
Küſst ihm Lieb und Mitleid zu. —

Friede ſchreitet übers Waſſer,
Segen ſpendend, mild und tief;
Und der dunkle, ahnungsſchwere,
Ruheloſe See entſchlief.

Doch der ſtille Mond am Himmel
Wandelt abwärts ſtumm und ſacht; —
Und es endet dann der Friede,
Dämmernd endet dann die Nacht.

E. Krömmer.

Digitized by Google

Mutter und Sohn.

Bleich lag ich auf dem Krankenbett,
Die Mutter bei mir saß.
Sie hielt die Bibel in der Hand,
Das Aug von Thränen naß. —

Stumm nahm ich ihre weiße Hand,
Und legt sie auf mein Herz,
Als ob sie heilen könnte mir
Darin den großen Schmerz. —

Da sah sie sinnend mir ins Aug. —
Weiß nicht, was sie gedacht! —
Fest drückt ich sie an mich und sprach:
»Lieb Mütterlein! gut Nacht!« —

Ich zog davon — doch trieb es mich
Bald wieder heimatwärts. —
Arm kehrt ich heim und hatte nichts,
Als noch mein altes Herz. —

Doch als ich kam zum Vaterhaus,
War alles öd und leer. —
Das Teuerste war mir geraubt:
Die Mutter lebt' nicht mehr! —

Da gieng ich still zum Friedhof hin;
Bei ihrem Grab gewacht
Hab ich, bis mich der Schlaf umfieng:
Lieb Mütterlein! gut Nacht! —

Ludwig Kessen.

Der Friedhof.

Die Sonne malt golden
Die Bäume des Waldes
Und küsset noch einmal,
Ehe sie scheidet,
Mit zärtlichem Kusse die Welt.

Dann sinket sie unter.
Fern am Horizonte
Das Abendroth schimmert;
Goldige Wolken
Erglühen am Himmel der Nacht.

Das Städtchen ruht friedlich
Und schweigend im Thale;
Es ruhet die Arbeit.
Menschen und Thiere
Sind froh, dass zu Ende der Tag.

Im Nest sind die Vögel;
Verstummt sind die Lieder,
Die hell sie gesungen,
Als noch die Sonne
Mit wärmendem Strahl sie beschien.

Die Blumen der Aue,
Sie schließen die Kelche
Und hüllen sich fester
Ein in die Blätter,
Die leise der Windhauch bewegt.

Die Fischlein im Bache,
Der schnell durch die Felder
Geschwätzig, stets murmelnd,
Plätschernd dahinfließt,
Sie schlafen, vergessend das Spiel.

Die Sichel des Mondes,
Der langsam heraufsteigt
Als Hüter der Sterne,
Am Firmamente
Erglänzt sie in silbernem Schein.

Unzähliger Sterne
Unendliche Heere,
Die Augen der Engel,
Glitzern am Himmel
Und schauen herab auf die Welt.

Digitized by Google

Es schaun auch die Sterne
Herab auf den Friedhof,
Der rings um die Kirche
Schweigend gelegen —
Ein ernster und heiliger Ort.

Dort schläft in dem Grabe
Den ewigen Schlummer
Des Todes mein Mädchen,
Das in der Blüte
Der fröhlichen Jugend verstarb.

Dort steht eine Weide
Mit hängenden Zweigen;
Der Wind flüstert leise
In ihren Blättern:
Vergänglich ist alles! Nichts bleibt!

M. F. Verdier.

Hochzeitsmorgen.

Sie stand im bräutlichen Linnen
In früher Morgenstund
An ihrem Kammerfenster
Und winkte aus Herzensgrund.

Hoch über die blühenden Gärten
Klang heller Lerchenschlag.
Da gieng ein Bursch aufs Wandern
Hinein in den rothen Tag.

Er trug tiefpurpurne Nelken
Auf einem grauen Hut
Und sang mit lauter Stimme,
Wie mans beim Wandern thut.

Das klang voll Trotz, doch leise
Zurück im Sommerwind:
»Hat eine and're Mutter
Ja auch ein schönes Kind!«

Karl Simrock.

Weißt du es noch?

Auf Mondesstrahlen steigt die Nacht
Hernieder in die Thäler sacht
Und küßt mit ihrem sanften Hauch
Die Knospen auf an Baum und Strauch.

Schlaftrunken zieht ein Schmetterling
Um wilde Rosen einen Ring,
Und läßt dann taumelnd, liebesmatt,
Sich nieder auf ein Rosenblatt.

Digitized by Google

Jasmingebüsch erfüllt die Luft
Mit sinnberauschend süßem Duft,
Der Mond aus dämmernd blauer Höh
Streut Silber auf den Blütenschnee.

Weißt du es noch? Zu solcher Stund
Wars, als du küsstest meinen Mund
Im grünen Hain zum erstenmal,
Als sich die Lieb ins Herz uns stahl.

Helene Kernbach.

Verlor'ne Existenzen.

Wie mancher träumt von Glück und hohen Dingen,
Läßt seinen Blick in weite Fernen schweifen,
Möcht allbeherrschend in das Leben greifen
Und übersieht das Können, das Gelingen.

Zu spät läßt er die süßen Träume fliegen,
Erschöpft ist seine Thatkraft, sein Empfinden,
Das Glück wird immer mehr und mehr ihm schwinden,
Er muss den kleinsten Sorgen unterliegen.

»Verlor'ne Existenzen!« Trübe Zeichen
Von einst'ger Hoffnung, die sich nicht bewährte:
Wohl dem, der nicht so Strahlendes begehrte,
Er wird, klug handelnd, Besseres erreichen.

Max Kernbach.

Auf dem Berge.

Das war ein Tag, so traumhaft schön,
Auf Bergen in Nebelwogen,
Die unter uns von Thal und Höhn,
Wie wilde Schwäne zogen.

Wir stiegen bergauf so rauhen Pfad
Und wurden nicht wandermüde,
Dieweil verheißend der Felsengrat
Vor uns purpurn erglühte.

Es strichen um uns mit kaltem Wehn
Der Bergluft würzige Düfte,
Weißschäumend stürzte von schwindelnden Höhn,
Der Gießbach in nächtige Klüfte.

Da auf dem Berge im Sonnenglanz
Hast du das Wort gefunden,
Das meine freie Seele ganz
Und ewig dir verbunden.

Digitized by Google

Um uns die Berge so schroff und wild,
Die Welt so unermessen
Und uns're Seelen so glückerfüllt —
In endlichem — »Allvergessen«.

Elsa Glas.

Träume!

Hülfe suchend, zag, verlangend
Schaust du mir ins Angesicht
Und ich kenn die stumme Frage,
Die aus deinen Augen spricht.

Glaub, gefährlich sind die Fragen
Solcher Augen, liebes Kind;
Noch gefährlicher die Antwort,
Die auf tausend Lippen sinnt.

Träume, träume, holde Kleine,
Schließ die Aeuglein lächelnd zu,
In dem Kelche deiner Kindheit
Wiegt dich süße Himmelsruh.

Hermann Schäfer.

Parallele.

Erinnerung, du gleichest ganz
Den abgepflückten Blüten,
Die schöner aufblühn im Krystall,
Als sie am Strauche glühten.

Aus ihren Kelchen klingt ein Schall
Geheimster Lust und Schmerzen.
Erinnerung! so wächst dein Glanz
Im sehnsuchtsreichen Herzen.

Christian Kirchhoff.

Bücherschau.

Leo Tolstoj. Das Reich Gottes in uns. I. Eine russische Recrutenaushebung. Das Nichtthun. Aus dem Russischen übersetzt von **W. Henckel.** München. Druck und Verlag von Dr. E. Albert u. Co.

Die erste der in diesem Bändchen gesammelten Abhandlungen ist eine Ergänzung des Tolstoj'schen Buches: »Worin besteht mein Glaube?« In dem letzteren verkündete er den wahren, d. h. seinen Glauben an Christi Lehre, der sich insbesondere darin

Digitized by Google

von den christlichen Kirchenlehren unterscheidet, dass diese das Gebot, man solle dem Bösen nicht gewaltsam widerstreben, nicht anerkennen. Tolstoj weist nun nach, dass seine Lehre schon vor Jahrhunderten, insbesondere unter den amerikanischen Quäkern, gepredigt wurde. Der Quäker Harrisson, der Aeltere, gründete sogar eine Gesellschaft der »Nichtwiderstrebenden«, die ein Recht sich vor dem Bösen durch Gewalt zu schützen nicht anerkennen und es deshalb ablehnen, Militärdienst zu leisten.

Auf die Uebelstände und die Verrohung der Sitten, die mit dem Militärdienste verbunden sind, weist Tolstoj in dem kurzen aber packend geschriebenen Aufsatze: Eine russische Recrutenaushebung hin. Da heißt es auf Seite 49: »Bevor noch ein Jahr vergeht, sind Körper und Geist der ausgehobenen jungen Leute ebenso verthiert, wie die ihrer Lehrmeister. »Wenn nun dein Vater, den man ausgehoben hat, entfliehen wollte, was würdest du dann thun?« fragte ich einen jungen Soldaten. »Ich würde ihn mit meinem Bajonnett durchbohren!« antwortete er stumpfsinnig und roh, wie ein Soldat. »Und wenn er entwischt, dann muss ich auf ihn schießen!« fügte er noch hinzu, stolz auf die Kenntnis dessen, was er zu thun hat, wenn sein Vater entfliehen würde. Ist nun der gute Junge tiefer als das wilde Thier gesunken, dann ist er so, wie ihn diejenigen brauchen, die ihn als Werkzeug ihrer Gewalt benutzen. Er ist dann fertig, ist verloren, und anstatt seiner ist ein Werkzeug da, welches der Gewalt dient. Und dies alles geschieht am hellen Tage, mitten in den Städten, mit Wissen und in Gegenwart Aller, überall . . .«, nämlich in Russland.

In der dritten Abhandlung knüpft Tolstoj an eine Rede Zolas an, in welcher dieser die Jugend auffordert, zu arbeiten, »um gesund und heiter zu leben und von den Qualen der Unendlichkeit befreit zu werden«. Tolstoj dagegen beruft sich auf den chinesischen Philosophen Laotse, welcher lehrt, dass das höchste Heil des einzelnen Menschen, der Völker und der ganzen Menschheit durch die Erkenntnis des »Tao« (ein Wort, das Weg, Tugend, Wahrheit bedeutet) erlangt werden kann. Die Kenntnis des Tao kann aber nur durch das Nichtthun (le non agir) erworben werden. Nach der Lehre des Laotse kam alles menschliche Elend weniger daher, dass die Menschen nicht thaten, was nothwendig war, sondern dass sie thaten, was nicht gethan werden sollte. »Ich meine«, fährt Tolstoj fort, »dass er recht hat. Mag doch jeder eifrig arbeiten. Was aber? Der Börsenspeculant, der Bankier kehrt von der Börse zurück, wo er eifrig gearbeitet hat, der Fabrikant aus seiner Fabrik, wo tausend Menschen ihr Leben ruinieren, um Spiegel, Tabak, Brantwein herzustellen. Alle diese Leute arbeiten; soll man denn aber diese Arbeit ermuthigen?« Nicht besser steht es mit der sogenannten wissenschaftlichen Arbeit. »Ich erhalte von verschiedenen Autoren fortwährend zahlreiche Broschüren, häufig auch Bücher, mit künstlerischen und wissenschaftlichen Arbeiten. Einer hat die Frage der christlichen Gnosis in endgiltiger Form gelöst, ein anderer hat ein Buch über den kosmischen Aether geschrieben, ein dritter eine sociale, ein vierter eine politische, ein fünfter die orientalische Frage gelöst, ein sechster gibt eine Zeitschrift heraus, die der Erforschung der geheimnisvollen Kräfte des Geistes und der Natur gewidmet ist. Alle diese Leute arbeiten unermüdlich für die Wissenschaft; ich meine aber, dass Zeit und Arbeit nicht nur dieser, sondern auch vieler anderer Schriftsteller nicht nur nutzlos vergeudet ist, sondern dass ihre Arbeit auch schädlich war. Schädlich erstens deshalb, weil tausend andere Menschen Papier und Lettern verfertigen, den Satz und Druck besorgen, und was die Hauptsache ist, weil alle diese Arbeiter der Wissenschaft genährt und gekleidet werden mussten, bevor das Erscheinen dieser Schriften möglich war; ferner auch deshalb, weil alle diese Autoren, anstatt zu fühlen, dass sie der Gesellschaft etwas schulden, ebensogut, wie wenn sie ihre Zeit mit Karten und anderen Spielen vertrödelt hätten — mit ruhigem Gewissen ihre nutzlose Beschäftigung fortsetzen.«

Die Arbeit ist nach Tolstoj nicht gerade ein offenbares Laster, kann aber doch keinenfalls eine Tugend sein, ebensowenig wie die Ernährung, denn sie ist nur eine Function unserer Organe, sie ist für den Menschen stets eine Nothwendigkeit. »Auch das Kälblein, das, an den Pfosten gebunden, stets hin und her springt, beweist das, ebenso die vielen reichen Männer, Märtyrer der Gymnastik und aller Arten von Spielen, die keine vernünftige Beschäftigung für ihre Organe kennen.«

Aber Tolstoj verdammt die Vielgeschäftigkeit unserer Tage nicht so sehr wegen ihrer Zwecklosigkeit, sondern deshalb, weil sie wie ein narkotisches Mittel wirkt und uns nicht zur Besinnung kommen lässt.

»Die Menschen unserer christlichen Welt,« sagt er, »brauchen in ihrer Thätigkeit nur eine Minute lang innezuhalten, ihre Lage zu überdenken, die Forderungen ihrer Vernunft und ihres Herzens den Bedingungen des sie umgebenden Lebens anzupassen, um zu erkennen, dass ihr ganzes Leben, alle ihre Handlungen sich in einem beständigen, schreienden Widerspruch mit ihrem Gewissen, ihrer Vernunft und ihrem Herzen befinden.«

Sobald sie dies erkannt haben, wird auch jene Zeit der Brüderlichkeit nicht ferne sein, von welcher der Verfasser der Came-

Digitized by Google

liendame, den Tolstoj zu den Propheten zählt, in seinem Briefe spricht, jene Zeit, da »Menschen, die nicht im Stande sind, sich zu mäßigen, vom Wahnsinn und von der Wuth gegenseitiger Liebe werden ergriffen werden«.

Wer wollte mit dem großen Seher aus dem Osten streiten? Sein Blick reicht vielleicht über Jahrhunderte hinaus, während wir kaum das Allernächste zu begreifen vermögen. Wir halten die Arbeit hoch, nicht nur, weil sie oft, wenn auch nicht immer, Werte erzeugt, sondern weil sie die Thatkraft des Menschen auf edlere Bahnen lenkt, während er doch sonst zumeist seinen niedrigen Instincten zum Opfer fallen würde. Nicht jedermann würde seine arbeitslose Zeit dazu verwenden, um nachzusinnen, inwiefern seine Handlungen mit seinem Gewissen, seiner Vernunft, seinem Herzen in Widerspruch stehen. Tolstoj selbst hat sein Leben doch keineswegs dem »Nichtthun« gewidmet und ist erst nach langjähriger und beharrlicher Arbeit zu den abschließenden Anschauungen gelangt, die wir bewundern, obwohl wir sie nicht in allem zu theilen vermögen. Vielleicht aber ist die schwere und langwierige, oft fruchtlose und nichtige Arbeit unserer Tage unentbehrlich, um das Zeitalter der Brüderlichkeit, das wir alle herbeisehnen, vorzubereiten und herbeizuführen?

Hanns Weber.

Dämmerungen. Gedichte von **Paul Wilhelm** (W. Dvoraczek). Dresden und Leipzig, Piersons Verlag.

Der erste Eindruck dieses Buches ist der, dass man es mit einem begabten Lyriker zu thun hat, der hübsche, glatte Verse zu machen versteht und dem es auch nicht an guten Gedanken und an Phantasie mangelt. Sehr bald aber mischt sich damit die Empfindung, als ob es zu viel der Phantasie wäre und als ob die hübschen Verse manches Phrasenhafte enthielten. Glühende Minneweisen, pessimistische Anwandlungen, sinnliche Ausbrüche, in welchen vielfach dasselbe Motiv wiederkehrt, ein etwas aufdringliches Renommieren mit Liebesabenteuern veranlassen uns, die Personalien des Dichters nachzuschlagen, und siehe, er ist geboren am 25. April 1873. Nun gehören wir nicht zu jenen, welche meinen, dass das Talent erst im Schwabenalter reif werde, aber wir wollen zur Ehre des Verfassers annehmen, dass manches Subjective in seinen Dichtungen nicht auf Erlebtem beruht, weil er sonst schon ein kleiner Don Juan gewesen sein müsste in einem Alter, da andere Genies noch die Schulbank drücken. Darum hatten wir aber auch von vornherein den Eindruck des Phrasenhaften und Ungesunden, dem gegenüber uns das Wort Platens einfiel: »Entnervendes zu bieten statt des Schönen ist an der Zeit ein Majestätsverbrechen.« Da und dort, zumal in den »Silhouetten«, findet sich auch das bei den Neueren so beliebte lyrische Stammeln, das den Eindruck machen soll, als könne die Fülle von Gedanken nur in dithyrambischen Weisen sich Luft machen, sowie die vielsagenden (!) Punkte und Gedankenstriche, aber bei näherem Zusehen schrumpft auch hier vieles zur Phrase zusammen. Das dramatische Fragment »Faust und Ahasver« ist groß gedacht, aber die Kraft des Dichters reicht auch hier noch nicht recht aus. Die Gestalten des Faust und Mephisto sind aus Goethes Meisterwerk in uns so lebendig, dass sie in der Friedhofsscene bei Wilhelm matt und verblasst erscheinen. Im »Festmahl« ist besseres geboten, das von neuem uns die Begabung des Dichters anerkennen lässt. Alles in allem: der Dichter bewegt sich noch in »Dämmerungen«, wir zweifeln aber nicht, dass er sich, wenn das Leben selbst ihm zu Hilfe kommt und er sich fernhält von Phantastereien, zum vollen Lichte durcharbeiten wird. Das Zeug dazu hat er.

Anton Ohorn.

Das baltische Dichterbuch. Eine Auswahl deutscher Dichtungen aus den baltischen Provinzen Russlands mit einer literarhistorischen Einleitung und biographisch-kritischen Studien, herausgegeben von **Jeannot Emil Freih. v. Grotthuss.** Mit 24 Holzschnitt-Porträts und einem Titelbilde. (Reval, Franz Kluge.) Das vorliegende Buch zählt 432 Seiten, und das wird seiner Verbreitung vermuthlich sehr im Wege stehen. Nicht jeder hat die Geduld und Ausdauer, sich durch einen so dicken Band Lyrik hindurchzuarbeiten, der naturgemäß nicht nur Weizenkörner, sondern auch Spreu, und viel Spreu enthalten muss. Nachdem es mir gelungen, stehe ich nicht an, das Werk für ein sehr verdienstvolles zu erklären, bei dem sich die aufgewandte Mühe, Zeit und Fleiß reichlich lohnten. An einem ähnlichen Unternehmen hat es bisher fast vollständig gefehlt und Grotthuss hat also unzweifelhaft eine vorhandene Lücke ausgefüllt. Auch bin ich zweifelhaft, ob die schwierige Aufgabe unter den gegebenen Verhältnissen — von Einzelheiten abgesehen — glücklicher hätte gelöst werden können. Allen Respect also vor der Leistung des Herausgebers, der in der That eine Riesenarbeit überwältigt hat! Dem widerspricht es aber nicht, wenn ich hinzufüge, dass das vorliegende Werk im allgemeinen mehr den Literarhistoriker als den lyrikfreundlichen Leser befriedigen wird, besonders wenn derselbe nicht Balte oder in Russland lebender Deutscher ist. Dieser letztere Leser wird bei aller Anerkennung des Geleisteten doch erstaunt sein,

Digitized by Google

wie gering in dem dicken Bande die Ausbeute an wirklich bedeutender und origineller Lyrik ist, und ganz besonders wie wenig specifisch baltische Lyrik sich darin findet. Nach dem vorliegenden Buche zu urtheilen, ist in den baltischen Provinzen eine eigentlich urwüchsige, nationale Dichtung, eine Dichtung, die nur dort und nur so möglich ist, der der Erdgeruch ihres Heimatbodens anhaftet, durch welchen sie sich vor allen anderen unterscheidet, gar nicht oder doch nur sehr vereinzelt erwachsen. Und doch wäre gerade dies das Entscheidende, das Wertvolle, das Interessante für diese fleißige Sammlung gewesen. Man muss freilich bedenken, dass die meisten dieser baltischen Dichter in Deutschland heimisch wurden und dort der eigentliche Nährboden ihrer Dichtung zu suchen ist. Andere, die nur in dem Buche vertreten sind, weil sie, von deutscher Abkunft, zeitweilig oder ganz in die Ostseeprovinzen übersiedelten, hätten ganz wegbleiben können. Dass der unglückliche Lenz, dessen Bild vorn dem Buche als Titelkupfer beigegeben ist, ein geborener Balte war, wissen wir alle aus der Literaturgeschichte, und die Ostseeprovinzen können auf diesen ihren Sohn stolz sein; aber, ehrlich gesprochen, was haftet dem Rivalen Goethes nun an national-baltischen Elementen in seiner Dichtung an? Sein Genie entwickelte sich und reifte in Deutschland. Und ganz ähnlich steht es bei vielen Geringeren. Wirklich baltische Dichter lernen wir dagegen in Joh. Jacob Malm und in Rudolf Seuberlich kennen, die bei uns völlig unbekannt sind. Beider Humor ist schollenecht, beide sind vortreffliche Localpoeten. Wie wenig aber im ganzen baltische Natur und baltische Landschaft sonst die dortigen Dichter zu eigenartigen Stimmungsbildern inspiriert haben, darüber kann man nicht genug erstaunen. Bei dem wenigen, was sich nach dieser Richtung hin überhaupt in dem Lande findet, hat man fast niemals den Eindruck, dass dies nur auf baltischem Boden so gedeihen konnte und ausschließlich baltische Empfindungsweise spiegelt.

Die Proben aus der baltischen Dichtung vom 13. bis zum 16. Jahrhundert sind außerordentlich interessant. Auch die aus den weiteren Jahrhunderten bis zu dem unseren, obgleich schon hier manches Nichtbaltische mit unterläuft, fesseln und unterhalten. Die Auswahl und Zusammenstellung verdient alles Lob. — Im 19. Jahrhundert hätte wohl nicht so strenge auf Vollzähligkeit gesehen zu werden brauchen; es läuft gar zu viel Minderwertiges mit unter; das meiste sogar, kann man sagen, reicht über das übliche Durchschnittsmaß nicht hinaus. Daneben soll freilich nicht weggeleugnet werden, dass sich in der Masse so manche Perlen finden, deren Entdeckung man dem Herausgeber zur Ehre anrechnen muss. Mancher Name, der bei uns unbekannt ist, taucht hier als der eines echten Lyrikers auf. Im allgemeinen haftet aber nicht viel im Gedächtnis. Dichter, wie Helene v. Engelhardt, Reinhold v. Stern (von dem Besseres hätte ausgewählt werden können), Mia Holm, Pantenius (als Romanschriftsteller) und einige andere waren schon bei uns bekannt. Die beigegebenen biographischen Notizen des Buches, die gleichfalls wieder von dem Fleiß des Herausgebers rühmliches Zeugnis ablegen, sind sehr dankenswert und interessant. Wer sich für den Bruderstamm in Russland und sein lyrisches Streben und Können interessiert, der greife nach diesem Buche! Konrad Telmann.

Prager Dichterbuch. Herausgegeben von **Heinrich Teweles.** Prag, Friedrich Ehrlichs Buchhandlung, 1894.

Mit Ausnahme der Gedichte Franz Herolds, den ich zu den begabtesten Dichtern der Gegenwart zähle, und einiger gelungenen Gedichte von Friedrich Adler, Hans Liebstöckl und Hugo Salus enthält die Sammlung nur äußerst mittelmäßige Beiträge. Die Prosa ist, insofern das möglich ist, noch schlechter als die Verse. Ganz unbegreiflich ist es, wie der Herausgeber die flachen und gedankenarmen Skizzen Laska v. Oestéren's und die albernen, abgeschmackten und abgestandenen Witzeleien Josef Willomitzers in die Sammlung, die doch für ein literarisch gebildetes Publicum bestimmt zu sein scheint, aufnehmen konnte.

Hanns Weber.

Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek sorgt nun schon zwei Lustren für Spannung und Unterhaltung des Lesers. Unter den neuen Bänden sei »Ein Opfer« von Karl Emil Franzos hervorgehoben. Der kleinen Erzählung ist noch eine kleinere beigegeben. Der wuchtige Dichter von »Ein Kampf ums Recht«, der Schilderer der »Juden von Barnow« hat schon Größeres geleistet. Der Roman von B. M. Crooker, »Unerwartet«, ist ein Sensations-Roman, wie er durch die Spalten der »Post« und anderer Blätter lief und ewig laufen wird. Die Uebersetzung des Fräulein Emmy Becher würde dem adeligen Zusammenkehrer deutscher Mistabräle, Herrn Theodor von Sochnowsky in seiner Residenz zu Kremsmünster, reiche Ausbeute liefern. Z. B. heißt es S. 7: Sie war die Witwe eines faulenzenden irischen Edelmannes ꝛc. Das hindert aber nicht, dass der Roman dennoch wertvoll in seiner Art ist. »Schatten« von Ossiso Schubin sind eine Reihe von kurzen Novelletten. Ich möchte gerne sagen: Perlen an einer Schnur; aber es sind weder margueritas ante poreos, noch finde ich euchelresin naturae, das bindende Band. Die Ossiso Schubin hat seit ihren ersten Sachen eigentlich keine Fortschritte mehr gemacht! — Der Franzose ist durch einen Band »Geopfert« von Georg Simmy und durch »Zweiunheimliche Geschichten« von Dick-May vertreten. Diese haben den berühmten Paul Lindau zum Uebersetzer, welcher aus dem in dem Buche enthaltenen »Fall Allard« sein Schauspiel »Der Andere« gemacht hat, über das der Eine und der Andere so viel geredet! Endlich finden die Verehrer nebelhafter Ibsenstimmung ihre Rechnung, wenn sie »Die Möwe« von Zacharias Nielsen lesen. Bei der ungeheuren Billigkeit der Bände (50 Pf. geb.) werden die Leser aller dieser Novitäten wieder nach Tausenden zählen! — Prosit!

Alfred Friedmann.

Digitized by Google

Briefschalter.

Jeder Einsender wird ersucht, folgende Winke zu beachten, widrigenfalls seine Einsendung unerledigt bleibt. Das Manuscript muss leserlich geschrieben sein und darf höchstens fünf Gedichte enthalten. Jedes Blatt darf nur auf einer Seite beschrieben sein. Zwei oder mehrere Gedichte dürfen nicht zusammen auf einem Blatte stehen. Jedes Blatt muss den Namen und die genaue Adresse des Verfassers enthalten. Jeder Einsender, der briefliche Antwort wünscht, hat die abgetrennte Hälfte einer Postkarte mit Rückantwort adressiert beizulegen. Gedichte werden nicht zurückgesandt. Eingehendere Kritik der Einsendungen wird nicht ertheilt. Zu einer Begründung der erfolgten Ablehnung verpflichtet sich die Redaction nicht.

H. Th. in **D—n.** »Les dieux cortéges« und »Mon habit«; **O. C.** in **D—n.** »Sursum«; **E. D.** in **Bad H—g.** »Ideale«. Angenommen.

O. B. in **Nieder-G—n.** Zu unbedeutende Stoffe ohne geistvolle Würze und zahlreiche unreine Reime.

T—r. in **Asch—burg.** Was verstehen Sie unter »größeren Aufgaben«? Man kann ein mittelmäßiger Lyriker und sehr guter Dramatiker oder das Umgekehrte sein. Die mitgetheilten Proben kommen uns unbedeutend vor, wir können aber aus diesen keine Folgerung bezüglich Ihrer sonstigen Begabung ableiten. Wir veröffentlichen nur Originalgedichte.

Ch. M. F. in **L.** Nicht ganz druckreif.

C. v. D—s in **F—n.** Noch dilettantisch, aber poetisches Empfinden verrathend.

F. H—l in **A—g.** Die diesmal gesandten Gedichte sind wirklich nicht druckreif; die letzthin gesandten waren es auch nicht. Berücksichtigen Sie doch das im Briefschalter von Nr. 13 unter »Ch. F. in H—r« Gesagte.

W. G—f in **W—s.** Dankend abgelehnt.

Schluss der Redaction am 1. Juli 1894.
Die nächste Nummer (Nr. 18) erscheint am 1. August 1894.

Inhalts-Verzeichnis:

»Neuere österreichische Dichter.« Von Adolf Kohut. »Ein Besuch der Werther-Stätten«. Von Franz Wichmann. Gedichte von Gustav Schmid, Albrecht Schulze, Karl Zettel, Heinrich Zeise, Paul Kunad, Anton Wurm, Elisabeth Tilemann, A. S. Zöge von Manteuffel, Stephan Milow, Albrecht Hirsch, Hans Freiherr von Rothkirch und Panthen, P. Heinicke, Kurt Geucke, Magda Fuss, Emil Ermatinger, Hermann Buschhammer, Robert Braunschweiger, E. Trömner, Ludwig Lessen, M. F. Verdier, Karl Bienenstein, Helene Kernbach, Max Kernbach, Elsa Glas, Hermann Schäfer, Christian Kirchhoff. — Bücherschau. — Briefschalter.

Theilhaber

mit einer successiven Einlage von 50 bis 60 Mille gesucht für eine renommirte, einheitliche und sehr zukunftsreiche Verlagsbuchhandlung, die absolut nicht an den Ort gebunden ist. Ein Kapitalist, der aus Neigung für die neuere Literatur sich als thätiger Mitarbeiter dem Verlage widmen würde, fände dabei lohnende und genussreiche Beschäftigung. Ein solcher würde einem stillen Theilhaber eventuell vorgezogen.

Ernstgemeinte Offerte nur von Selbstreflectanten befördert unter **»Fortschrittlicher Verlag« Haasenstein & Vogler in Leipzig.**

Gedichte

von

Theodor Renneberg.

Wörmlitz b. Halle a. d. S. Selbstverlag des Verfassers. Preis: Eleg. cart. 1 Mark.

(Bei vorheriger directer Einsendung des Betrages in Briefmarken kann das Porto abgezogen werden.)

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition,** Einsendungen an die **Redaction des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Auerspergstraße 5.**

Verlag „Deutsches Dichterheim" in Wien. Chefredacteur: **Adalbert v. Majerszky.**
Verantwortlich: **Ludwig Werner.**

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)
Herausgeber: **Adalbert von Majerszky.**

Monatlich 2 Mal. — Preis: 5 Mark halbjährl., vorauszahlbar. — Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direct durch die Expedition des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Auerspergstraße 5. — Abbestellungen werden nur bis 30. Juni, bezw. 31. December angenommen. Einzelne Nummern à 50 Pfen. 5 Stück einer Nummer 1 Mark 50 Pfen.

An Frau Josephine von W.

Geflohn hast du der dumpfen Hauptstadt Nähe
Und von dem Wagenrasseln fern, dem Qualme,
Im Steierlande auf der grünen Alme
Umspielen traulich dich die Bergesrehe.

So oft ich hier dich, weise Freundin, sehe,
Glaub ich, dass Feierklang von einem Psalme
Zu Häupten mir im Wipfel einer Palme,
Vermengt mit Duft von Sarons Rosen, wehe.

Nicht lassen wolltest du das angestammte
Gelübd der Väter, doch im Herzen flammte,
In deiner Brust ein hoher, heilger Brand,

Und reiner, als ihn frühere Geschlechter
Geahnt, lebt Jesu Geist in dir, und echter,
Als bei den Christen, die ich je gekannt.

A. F. Graf von Schack.

(Dies Gedicht wurde uns von dem Dichter zwei Wochen vor seinem Tode zur Veröffentlichung übersandt, vgl. S. 363.)

Digitized by Google

Graf A. Fr. v. Schacks letzte Werke.

Von

Karl Bienenstein.

Nachdruck verboten.

»Wenn die alten Eichen des deutschen Dichterwaldes der Reihe nach hinsinken, dann will es uns allemal vorkommen, als stürzten die Ideale mit, als würde der Nachwuchs stütze- und schattenlos allen Unwettern preisgegeben werden und müsste verkrüppeln und verkommen.«

Dieser Satz, den diese Zeitschrift bei Gelegenheit der traurigen Botschaft von dem Tode des Grafen Schack schrieb, drückt wirklich so recht die Empfindung aus, die einen damals erfasste. Ja, es war in der That so, als sähe man mit dem Dichter eine Welt voll Schönheit untergehen. Ist sie aber thatsächlich untergegangen? Wir können, Gottlob, mit »Nein« antworten, denn wir haben ja die schönen Werke des Dichters, die so lange ein Schatz des deutschen Volkes sein werden, so lange dieses selbst besteht. Ja, ich glaube, dass erst die Zeit kommen muss, wo Schack zur allgemeinen Anerkennung gelangen wird. Ob man ihm dann ein Denkmal setzen wird oder nicht, er selbst hat sich das schönste und dauerhafteste in seinen Dichtungen und Uebersetzungen aufgerichtet.

Von seinen letzten Werken sollen diese Zeilen sprechen. Ihre Titel sind: »Episteln und Elegien«, »Die englischen Dramatiker vor, neben und nach Shakespeare« und »Anthologie morgen- und abendländischer Dichter in deutschen Nachbildungen«. (Verlag J. G. Cotta.) Das ist also ein Band eigener Dichtungen und drei Bände Uebersetzungen.

Greifen wir zuerst zu den »Episteln und Elegien.« Was dieses Buch so besonders wertvoll und anziehend macht, das ist sein biographischer Charakter. Mehr als in allen seinen anderen Dichtungen zeigt sich Schack hier von seiner menschlichen Seite. Während er sich sonst immer im Aetherreich seiner hohen Zukunftsgedanken, seiner Begeisterung für Schönheit schwebend zeigte, oder während er uns sonst durch seine geniale Phantasie in, vom Zauberschleier der Sage und Mythe umwobene Zeiten zurückführt, gibt er sich uns in seinem letzten Werk als Mensch, wie er leibte und lebte, mit den Gedanken und Gefühlen, die außer seinen Arbeiten seinen Tag ausfüllten. Er macht uns mit allem bekannt, woran sein Herz gehangen: mit seinen Freunden; er lässt die Stunden wieder aufleben, die er mit ihnen verbrachte; er führt uns seine Hunde vor, er macht uns den Gaumen lechzen nach den vorzüglichen Weinen seines Kellers. Hochinteressant ist es, wie sich Schack zu den modernen Gedanken und Idealen stellte. Gerade hier lernen wir am besten seinen großen, von jeglichem Vorurtheil freien Geist verstehen, denn es ist meist Begeisterung, womit er von der Gegenwart und noch mehr von der Zukunft spricht. Schack ergeht sich nicht, wie viele seines Alters thun, in Klagen über den Untergang der guten alten Zeit, er sieht das Heil in der Zukunft und setzt seinen Stolz darein, ein Apostel der Zukunft zu sein. Daneben ist Schack aber für die Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten der Gegenwart durchaus nicht blind und er kann mit einer feinen, aber ungemein beißenden Satire gegen sie losziehen. Die Herren Verleger, Aerzte, Diplomaten, Dichterlinge und Banausen, alle bekommen ihren verdienten Theil an Hohn und Spott.

Aber auch tiefgefühlvolle Dichtungen, wahre Elegien, wenn sie auch nicht in Distichen geschrieben sind, hat Schack in sein Buch aufgenommen. Die Verse z. B., die er seinem todten Freunde Bodenstedt widmet, gehören zu den schönsten, die er je geschrieben. Auch die Strophen an Ferdinand Gregorovius und Hedwig Dragendorff schlagen Saiten innigsten Gefühls an. Und so können wir sagen, dass jedem, der sich für Schack interessiert, dieses Buch eine hochwillkommene Gabe des sterbenden Dichters sein wird. Es wird ihn freuen und auch erschüttern, denn nicht ein Gedicht bloß, sondern viele durchzieht eine bange Todesahnung, die sich leider noch immer zu früh bestätigt hat.

Nun zu den Uebersetzungen.

Es wäre ganz müßig, eine Weile herumzustreiten, welches von beiden Werken das bedeutendere sei. Der Literaturkenner sowohl, wie auch der Literaturfreund wird sich über beide in gleichem Maße freuen und dem Uebersetzer reichlich Dank wissen.

Wenden wir uns gleich den »englischen Dramatikern« zu. Schack gibt uns in diesem Buche eine Auswahl der schönsten und wirksamsten Scenen aus den Werken der englischen Dramatiker, die vor, neben und nach Shakespeare lebten und dichteten. Wir besitzen schon ein ähnliches Werk in Bodenstedt's »Shakespeare's Zeitgenossen«, wir ziehen ihm aber das Schack'sche Buch als reichhaltiger vor, obwohl dieses selbst wieder nur die theilweise Uebertragung von Werken des hochverdienten Charles Lamb und einiger anderer Quellen darstellt.

Digitized by Google

Seit einiger Zeit, da Shakespeare in Deutschland allgemeinen Eingang fand und zur höchsten Geltung kam, musste es jeden reizen, sich über jene Zeit und jene Gesellschaft klar zu werden, aus denen er hervorgieng. Der dem Menschen angeborene Drang, einen Causalnexus, eine Entwicklung in aller Natur, sei es nun physische oder geistige, zu suchen, musste gerade bei dem größten aller Dramatiker am stärksten in Action treten. Denn wer wollte annehmen, dass eine Zeit plötzlich und unvermittelt ein derartiges Genie hervorgebracht hätte, ohne dass sie früher schon einigermaßen sein Kommen in Keimen gleicher Art, wenn auch nicht mit derselben Entwicklungskraft, angezeigt hätte? Kein Meister ist vom Himmel gefallen. Jeder musste auf Erden lernen und das Lernen setzt einen Lehrenden voraus. Bei wem ist aber nun Shakespeare in die Schule gegangen? Diese Frage, sowie die: Wie wirkte Shakespeare auf die dramatischen Talente der nächsten Generation? beschäftigten eine Anzahl tüchtiger Männer und der Erfolg ihrer Thätigkeit ist der, dass wir über die Verhältnisse, in denen Shakespeare stand, genau unterrichtet sind, dass wir ihn nicht mehr als unerklärliches Wunder ansehen, wie es eine gewisse Zeit gethan hat, sondern dass wir wissen, dass er nur den Culminationspunkt einer großartigen poetischen Epoche bildet. Man hat die Werke seiner Zeitgenossen aus alten Archiven und Drucken hervorgesucht und gefunden, dass schon in ihnen ein mächtiger Geist, ein gewaltiges Können sich manifestieren. Es ist schade, dass Schack seine Uebersetzungen nicht in chronologischer Reihenfolge gab, sondern sie bunt durcheinanderwarf.

Wohl der älteste der englischen Dramatiker ist Thomas Kyd. Schack gibt uns von ihm ein Bruchstück aus dessen »spanischer Tragödie«. Und hier gleich eine Bemerkung. Die Mehrzahl der Leser würde wohl dem Uebersetzer sehr dankbar gewesen sein, wenn er sowohl zu diesem Stück, als zu den anderen, eine kurze Inhaltsangabe des ganzen Dramas vorausgeschickt hätte. Es gibt zwar schon eine gute Uebertragung der spanischen Tragödie von R. Koppel, die aber nicht jeder kennen wird. Aus den rohen, noch ganz an die ältesten Dramen erinnernden gräßlichen Scenen hat Graf Schack mit sicherem Griff diejenige herausgehoben, die am feinsten ausgearbeitet ist; es ist die Wahnsinnsscene des alten Hieronimo, die wieder ihren Glanzpunkt in dem Gespräch mit dem Maler hat.

Einer der nächsten auftretenden Theaterdichter ist Robert Green, der insofern ein neues Element in die englische Dramendichtung einführte, als er der Volkssage seine Stoffe entnahm und mit ihnen zugleich deren lyrischen Schwung und naive Treuherzigkeit in seine Darstellungsweise verpflanzte. Von ihm finden wir in Schacks Buch prächtige Scenen aus »Georg Green, der Flurschütz von Wakefield« und aus »Bruder Bacon und Bruder Bungay«.

Diesem Dichter, der schon hie und da gerne mit seiner Gelehrtheit flunkert, reiht sich als der größte Dramatiker vor Shakespeare an: Christoph Marlow. Gab auch sein gewaltsamer Tod den theaterfeindlichen Puritanern Gelegenheit, den genialen, unglücklichen Mann mit Schimpf und Schande zu übergießen, so konnten sie doch daran nichts ändern, dass er bis Shakespeare der mit Recht gefeiertste Dramatiker war. Von ihm werden uns Theile aus seinen berühmtesten Tragödien geboten, und zwar aus: Eduard II., Faust, Der Jude von Malta, Die verliebte Königin. Uns interessiert wohl am meisten das Drama »Faust«. (Wer sich für das ganze Stück interessiert, findet eine deutsche Ausgabe von Wilhelm Müller in Reclams Universalbibliothek 1128.) Aus ihm finden wir zwei Scenen. In der ersten wird uns in lebendiger Weise geschildert, wie Faust endlich, nachdem er eingesehen hat, daß sein Wissen und Können doch lauter Stückwerk sei, sich entschließt, sich der Magie zu ergeben. Da Goethe nach Hallams Ansicht einige, wenn auch zufällige Anregungen zu seinem unsterblichen Werk von Marlow empfangen hat, so ist es nicht bedeutungslos, dass wir auch bei dem Briten den Gedanken finden, dass es unbefriedigter Wissenstrieb war, was Faust dem Teufel in die Arme trieb. Es ist das ein Zug von psychologischer Vertiefung, wie ihn die alte Volkssage noch nicht kennt, wo Faust als der Schwarzkünstler schlechthin erscheint. Mit der Sterbescene steht allerdings auch noch Marlow auf dem Standpunkt der Volkssage, obwohl die erwachende Reue und die Angst vor der Höllenstrafe meisterhaft geschildert sind.

Werden diese genannten Poeten als Vorläufer Shakespeares betrachtet, so können die jetzt an die Reihe kommenden als seine Nachfolger betrachtet werden. Mochten sie sich auch noch so sehr von dem Einfluss des großen Meisters befreien, ja sich sogar in bewussten Gegensatz zu ihm stellen wollen, so konnten sie, schon des Erfolges willen, doch nicht anders, als sich seine meisterhafte Technik anzueignen und von ihm zu lernen. Wie sehr Shakespeare auf seine Zeitgenossen wirkte, das zeigt sich am besten in den Dramen Mardons und Chapmans, von welch letzterem ein Literarhistoriker sagt, dass er sich nur dann von dem Einfluss des Meisters zu retten weiß, wenn er platt und nüchtern wird.

Zu größerer Selbständigkeit entwickelte sich schon Thomas Heywood, der sich gegen Ende seiner Laufbahn schon mehr der akademischen Richtung Ben Jonsons zuneigte. Graf Schack hat mit Scenen aus sieben seiner Dramen sein Buch eröffnet.

Digitized by Google

Wir möchten aus ihnen besonders hervorheben die aus dem »Sturz Robert Earls von Huntingdon«, wo der Laienbruder dem Prior die Verwünschungen hersagt, die das Volk gegen ihn ausstieß, und aus dem »Englischen Reisenden« den köstlichen Schiffbruch beim Trinkgelage, eine Scene, voll grotesker Komik.

Von dem Altersgenossen Heywoods, Thomas Middleton, gibt uns Schack eine Scene aus dessen Tragikomödie »Die Hexe«, die uns mit dem ganzen Apparat der Hexenküche in höchst frischer, lebensprühender Form bekanntmacht. Wir können nicht umhin, diese Scene als eine der besten des altenglischen Dramas zu bezeichnen und sind dem Uebersetzer hiefür zu großem Dank verpflichtet, um so mehr, als wir denselben Gestalten auch im Macbeth begegnen und annehmen dürfen, dass Shakespeare sie sich zum Vorbilde genommen hat, wenn er sie auch dann in viel grausigere Wesen umgestaltet hat, als sie uns bei Middleton erscheinen, bei dem wir diesen wunderbaren Geschöpfen sogar eine gewisse Theilnahme nicht versagen können.

Zu den bedeutendsten Dramatikern der Shakespeare'schen Epoche werden Beaumont und Fletcher gerechnet, die, wenn der augenblickliche Erfolg für die literarische Wertschätzung bestimmend wäre, sogar über ihrem großen Zeitgenossen stünden. Wenn man jetzt auch allgemein der Ansicht zuneigt, dass der Antheil Beaumonts an den Schöpfungen des Dichterpaares sehr gering war, so muss doch eingeräumt werden, dass er vielleicht durch seine feinsinnige Kritik den Genossen sehr gefördert. Graf Schack gibt uns wunderbare Proben aus den Tragödien: »Banduca« und »Valentinian«. Wir wissen nicht, wem wir mehr Beifall zollen sollen, dem alten Fletcher und seinem staunenswerten Verstalent, oder dem gerade auch in dieser Beziehung congenialen Uebersetzer. Man liebt beide Stücke wie Originale, ein Wort, das bei Fletcher viel sagen will. Zu bedauern ist nur, dass Schack nicht aus den für Fletcher so charakteristischen Conversationsstücken mehr übersetzt hat. Die Scenen aus dem »älteren Bruder« dünken uns zu wenig. Dafür entschädigt er uns durch ergreifende Stellen aus dem »blutigen Bruder«.

Von den nun folgenden Poeten sind wir gewohnt, sie als Schüler Ben Jonsons zu betrachten. Sie charakterisieren sich sämmtlich dadurch, dass sie der Gelehrsamkeit viel Zugeständnisse machen und dadurch ihre Dramen vielfach in der unmittelbaren Wirkung schädigen. Das Haupt der Schule, Ben Jonson, trat, wie die meisten englischen Dramatiker, auch selbst als Schauspieler auf, und diesem Umstande ist es gewiss zuzuschreiben, dass er doch noch immer, trotz seiner gelehrten Anwandlungen, Stücke schrieb, die lange Zeit die Bühne beherrschten. Schack bietet uns Uebersetzungen aus den Jonson so kennzeichnenden Dramen aus dem römischen Leben. Doch sind es nicht diese, die wir für die besten halten, sondern vielmehr seine Lustspiele, in denen er seiner bitteren Satire die Zügel schießen lässt. Und da finden wir denn eine der köstlichsten Scenen aus »Volpone, oder der Fuchs«. Dieses Drama in neuer Bearbeitung, die allerdings besser sein müsste, als die von Tieck, müsste auch heute noch auf den Bühnen großartig wirken. Ein anderes Lustspiel »Der Teufel ist ein Esel« ist eine Bearbeitung der Sage, die wir unter dem Titel: »Der Schmied von Apolda« kennen.

Von dem glänzendsten Talent nach Shakespeare, von Jon Webster, übersetzte uns Graf Schack nebst vielem anderen Guten meisterhaft die berückend schöne Scene aus »Vittoria Corambona oder der weiße Teufel«, wo sich Vittoria vor dem päpstlichen Tribunal vertheidigt. Graf Schack nannte selbst einmal bei anderer Gelegenheit das Stück ein hochgeniales und mächtig erschütterndes Werk, das zu dem allervorzüglichsten gehört, was von den Zeitgenossen Shakespeares hervorgebracht worden ist. Wäre Schack nicht todt, wir müssten an ihn mit der Bitte herantreten, uns das ganze Werk zu übersetzen und so demselben zu einer Auferstehung auf der Bühne der Gegenwart zu verhelfen. Von der Art, wie die Uebersetzung selbst den Zauber des Originals ausübt, möge das folgende Grablied zeugen:

Ruft Rothkehlchen und Meise herbei,
Da sie schweben ob Mooren und niederen Hecken
Und mit Blättern und Blüten die Leichen
Unbegrabener Menschen bedecken,
Ruft zu seiner Grabesstatt
Maulwurf heran, Ameise und Maus,
Dass sie Hügel ihm häufen, die warm
Ihn halten drunten im düsteren Haus;
Doch ferne haltet den Feind der Menschen, den Wolf,
Sonst mit den Tatzen gräbt er ihn wieder aus.

Ein vornehmer Platz muss auch noch dem Drama »Die Herzogin von Malfi« eingeräumt werden.

Von den übrigen Poeten wären nur noch hervorzuheben der Herzog von Newcastle und Philipp Massinger. Von ersterem übersetzte uns Schack eine Scene aus dem köstlichen Lustspiel »Die triumphierende Witwe«. Von Massinger, dem größten Schüler Jonson's, finden wir prächtige Stücke aus dessen »Herzog von Mailand«, »Die Bürgersfrau als Standesdame« und »Neuer Weg, alte Schulden zu bezahlen«. Erfreut uns in dem ersteren Stück das echte Pathos, so entzückt uns in den Lustspielen der tolle Humor, die

Digitized by Google

beißende Satire und nicht zuletzt der Stoff selbst, aus dem wir Verhältnisse herauslesen, die denen unserer Zeit genau entsprechen.

So viel über den Inhalt des Buches.

Wir wollen nur noch ein paar allgemeine Bemerkungen hinzufügen. Das Buch ist eine Meisterleistung in der Uebersetzungskunst. Finden wir auch nicht die peinliche Akribie, die manche Uebersetzer als das Um und Auf ihrer Thätigkeit betrachten, so muss dagegen gesagt werden, dass Schack nicht trotzdem, sondern gerade deswegen Besseres bietet als die meisten, die ihre Kraft an demselben Object versuchten. Der Grund hiefür ist wohl darin zu suchen, dass Schack eine an Herder mahnende Fähigkeit besaß, sich in fremde Poesie hineinzuleben und dieselbe so ganz in sein Wesen aufzunehmen, dass er sie dann fast als Eigenes wiederzugeben vermochte. Sein staunenswertes Formentalent unterstützte ihn dabei in ausgiebigster Weise. Und so müssen wir sagen, dass Graf Schacks »Englische Dramatiker« ein Buch ist, das jeder Shakespeare-Ausgabe als nothwendiges Supplement beigegeben werden soll. Wer Shakespeare ganz verstehen will, muss auch das Beste seiner Zeitgenossen kennen und das bietet ihm Schacks Buch. Demjenigen, der sich mit dem Studium der englischen Literatur, besonders der Dramatik, beschäftigt, ist es überhaupt unentbehrlich.

Ein hochinteressantes und wertvolles Werk hat der verstorbene Dichtergraf auch in seiner Anthologie abend- und morgenländischer Dichtungen geschaffen.

Ein kurzer Blick auf das reiche Inhaltsverzeichnis beider Bände belehrt uns schon, wie viel wir zu erwarten haben. Wir finden Uebertragungen aus der englischen, nordamerikanischen, französischen, spanischen, portugiesischen und italienischen Literatur, aus der griechischen Dichtung des christlichen Alterthums, aus dem Arabischen und Persischen.

Schlagen wir den ersten Band auf, so finden wir nach einer kurzen, orientierenden Einleitung eine vorzügliche Auswahl aus den Gedichten des bekannten Satirikers und Sittenmalers Thackeray. Schack sagt selbst ganz richtig, dass er wohl den wenigsten als Versdichter bekannt sein dürfte. Umsomehr müssen wir ihm für die Uebersetzung von Dichtungen, wie »Das Testament des Königs von Brentford«, »Die Legende von St. Sophia zu Kiew« und »Die Chronik der Trommel« danken.

Almeida Garret ist mit prächtigen Romanzen vertreten. Von dem berühmten französischen Akademiker Leconte de Lisle hat Schack die großartige Dichtung »Kain« übersetzt. Es ist eine erhabene Dichtung, die unstreitig zu den Meisterwerken nicht nur der französischen Literatur, sondern der Weltliteratur gehört.

Der leider so früh dahingeschiedene Engländer John Keats musste seine »Ode an die Nachtigall« und vor allem sein Fragment »Hyperion« beisteuern. Letzteres Werk, eine Titanomachie von grandioser Anlage, erinnert in seiner seltenen Kraft der Intuition an des Uebersetzers »Sirius«.

Mit einem Dichter, nicht nur von ausgesprochenster Originalität, sondern auch von seltener Frische und Natürlichkeit, macht uns Graf Schack in William Wordsworth bekannt. Alle seine Dichtungen, besonders aber die episch-lyrischen und die rein epischen liefern den Beweis, dass er sich in das Studium der altenglischen Balladendichter mit Erfolg vertieft hat. Die Dichtungen »Wir sind sieben« und »Michael« machen es uns leicht begreiflich, dass Wordsworth von seinen Landsleuten sehr hoch geschätzt wird.

Der verstorbene poeta laureatus der Spanier José Gorilla ist nicht mit seinem Besten vertreten; doch sind die vorhandenen Gedichte ein Beweis dafür, dass sich die Spanier nur allzugern in die versunkene Maurenherrlichkeit von Granada vertiefen.

In dem Italiener Giacomo Zanella lernen wir einen Dichter kennen, der durch und durch erfüllt ist von Begeisterung für die Größe seines schönen Vaterlandes und der über eine hervorragende, realistische Darstellungskunst verfügt. Beweis für die letztere ist die poetische Erzählung »Corrado«.

Charles Lamb, der feinsinnige Kenner altenglischer Dramatik, bietet uns köstlichen Humor in seinem Gedichte »Satan auf Brautschau«.

Obenan in die Reihe englischer Dichter stellt sich Robert Browning mit seinem ungemein schönen »Rattenfänger von Hameln«. Die Onomatopoesie in der Stelle, wo die Kinder dem Pfeifer folgen, ist einzig, unübertroffen, hat ihresgleichen nirgends. Wolffs Rattenfänger kann gegen diesen viel kürzeren nicht im geringsten aufkommen.

Von dem in Deutschland ziemlich bekannten Poe bietet uns Schack einige kleinere, gedankenschwere Gedichte.

Den zweiten Band eröffnet der Italiener Arrigo Boito, der modernste Dichter der Anthologie. Als solcher zeigt er sich in der Wahl seiner Stoffe, in dem modernen Geist, der sich in den mehr gedanklichen Dichtungen ausspricht und nicht zum wenigsten in einem hervorstechenden Zug von Pessimismus und Ironie. Die »Mumie« wurde schon von Heyse übersetzt und wir müssen bekennen, dass auf Seite Schacks größere Formgewandtheit, bei Heyse aber mehr unmittelbare Frische ist.

Was uns Schack von Tennyson gibt, gehört zu dem, was den Namen dieses Dichters unsterblich macht. Doch verlangt die Wahrheit, zu sagen, dass die

Digitized by Google

Dichtungen, in denen er classische Stoffe behandelt, nicht auf der Höhe jener stehen, in denen er das Leben seines eigenen Volkes schildert. So steht »Rizpah« über alle gebotenen Dichtungen. Wie schön in ihrer Wortmalerei sind gleich die ersten zwei Verse:

Klagend, klagend, klagend, der Wind über Land und Meer,
Und Willys Stimme im Winde: »O Mutter komm zu mir her!«

Von R. H. Horne finden wir das einactige Trauerspiel »Christoph Marlows Tod«, in dem der Einfluss der altenglischen Dramatiker unverkennbar ist.

Eine hochbedeutungsvolle Dichtung ist Alfred de Vignys »Eloa, die Schwester der Engel«. Tiefste, lauterste Poesie ist in ihr ausgegossen und man liest sie voll inbrünstiger Andacht wie die Bibel.

Von den nachfolgenden Dichtern sollen nur hervorgehoben werden der Perser Nisami, dessen Gedicht »Die Schöne des Palastes« darum interessant ist, weil es den Turandot-Stoff behandelt, ferner George Eliot mit seiner unvergänglich schönen »Legende von Tubal«, Chatterton mit der prächtigen »Bristowe-Tragödie«, Angel de Saavedra mit seinen spanischen Romanzen und Coleridge.

Wir wären zu Ende. Der Leser dieser kurzen Ausführungen wird daraus ersehen haben, welche Gallerie wundervoller Dichtungen uns Schack in seiner Anthologie aufgeschlossen hat, wie viel durch sie unsere Literatur bereichert wurde und wie viel wir dem verstorbenen Dichter danken müssen. Es kann gar nicht genug auf diesen fleißigsten aller Geistesarbeiter hingewiesen werden. Denn das war er wirklich: der fleißigste. Man denke nur an die stattliche Anzahl eigener Dichtungen, die alle eine Zierde unserer Literatur sind, man denke an seine kunst- nnd literarhistorischen Werke, an seine politischen und sonstigen Schriften; man erinnere sich der mühevollen historischen Arbeiten, der großen Anzahl ausgezeichneter, ja mustergiltiger Uebersetzungen aus den Literaturen fast aller Culturvölker; man vergegenwärtige sich, wie viel Zeit des Grafen ausgedehnte Reisen erforderten und wie viele Stunden ihm sein schweres körperliches Leiden, seine gänzliche Erblindung wegnahmen: und man wird bekennen müssen, dass dem Andenken dieses Mannes die größte Verehrung gebürt. Er wird unsterblich, unvergesslich sein!

Ein Besuch der Werther-Stätten.

Von

Franz Wichmann. (Fortsetzung.)

Als ich am folgenden Morgen erwachte, hatte sich das Wetter geändert. Eine warme Herbstsonne beschien freundlich den alten, interessanten, leider noch immer unvollendeten Dom, in den sich alle Perioden der Architektur wie in ein steinernes Album eingezeichnet haben. Die hellen Strahlen der Sonne fielen lächelnd auf die hübschen, frischen Gesichter einiger Mädchen, die an dem hohen, grün bemalten Brunnen standen, der mitten auf dem Platze sein klares Wasser in drei geräumige Becken ergießt. Wie ich sie so plaudernd ihre schmucken Eimer füllen sah, wurde ich unwillkürlich an die kostbar idyllische Brunnenscene im Werther erinnert, an jenen Brunnen, bei dem Goethe täglich saß, wo er den jungen Dienstmädchen das gefüllte Gefäß auf den Kopf hob und von den patriarchalischen Zeiten träumte, da die Altväter am Brunnen Bekanntschaften machten und freiten.

Den heutigen Tag hatte ich dazu bestimmt, die zahlreichen Plätze, die der Roman schildert und die meistens außerhalb der Stadt liegen, zu besuchen. Nachdem ich am Dome vorbei gewandert, führte mich die Straße plötzlich stark abfallend in den Thaleinschnitt des Wildbaches. Hier liegt der jetzt »Wertherbrunnen« getaufte Brunnen, jener Lieblingsplatz Goethe's, den er in den ersten Briefen des Romans so anmuthig beschreibt. Die Quelle ist schon vor Jahren versiegt, aber der Magistrat hat künstlich dort Wasser hinleiten lassen, das in dem kühlen Gewölbe aus kleinen Röhren niederrieselt. Die Mädchen freilich dürfen hier kein Wasser mehr holen, seit es die Worte des Dichters geweiht haben, und die neu gepflanzten Linden am Brunnen sind klein und verkrüppelt. Aber trotz alledem hat der Ort nichts von seiner lieblichen Stille und idyllischen Einsamkeit verloren. Man ahnt in dieser verborgenen, lauschigen Tiefe kaum die Nähe der Stadt. Nur von dem nahe auf der Höhe gelegenen Gottesacker scheint ein sanfter Hauch des Friedens träumerisch herüberzuwehen.

Nur ungern verließ ich dieses anheimelnde Plätzchen, um auf dem engen, durch Felsen sich empor windenden Wege

Digitized by Google

zur Höhe des Berges zu gelangen, an dessen Fuße das stille Dörfchen Garbenheim, das vom Dichter mit so unaussprechlichem Zauber umwobene Wahlheim liegt. Die auf die Landschaft sich bietenden Ausblicke waren überaus reizend Goethe hat nicht zu viel gesagt, wenn er Werther schreiben läßt, »rings umher ist eine unaussprechliche Schönheit der Natur.« Man glaubt beim Anblicke von dieser Höhe unwillkürlich all die einzelnen, trefflichen Landschaftsbilder des Romans zu einem Ganzen vereinigt zu sehen. Ich wüßte mich keiner zweiten Gegend zu erinnern, die so ausgeprägt den Charakter der Lieblichkeit trägt, wie diese Höhen, Thäler und silbernen Wasserläufe des Lahnthales. Lachend wie ein goldener Traum lag die entzückende Landschaft in den satten und vollen Farbentönen des Herbstes vor mir. Im Vordergrund die dunkelgrünen Wiesenteppiche mit der silberglänzend, in anmuthigsten Windungen geschlängelten Bahn, rings traute, friedliche Dörfer in schattendem Grün, dahinter in dunkler Schärfe die malerischen Waldgebirge mit ihren hohen Kuppen und dazu diese milde, weiche Luft, die der gestrige Regen hervorgerufen hatte und die mich anwehte, wie ein Frühlingshauch. Doch es wäre ein lächerliches Unternehmen, noch einmal das Bild dieser paradiesischen Gegend zeichnen zu wollen, nachdem es die Hand des Meisters für die Ewigkeit entworfen!

Ein Eisenbahnzug, der eben durch das Thal brauste und mit schrillem Pfeifen in den Bahnhof von Wetzlar einlief, machte einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man soeben dieses Bild mit den Augen des Dichters und aus einer ganz anderen Zeit heraus geschaut hatte. Dennoch muss ich sagen, war es kein Gefühl der Störung, vielmehr ein solches des Erstaunens, das mich überkam. Und wie ich nach dem Dorfe hinabstieg, überlegte ich mir, worin denn eigentlich dieser Zauber Goethe'scher Naturschilderung bestehe. Was ich da gesehen, stimmte noch alles zu den Landschaftsbildern des Werther. Alles, was dort zur Schilderung benützt war, fanden die Augen des Beschauers mit Leichtigkeit auf. Und doch fehlte in dem Romane so manches, was gerade diese Gegend charakteristisch macht. So vor allem die Ruinen, die Garbenheimer Warte, ein alter, runder Steinthurm auf dem breiten Höhenzuge, sowie die malerisch über Wetzlar auf steilem Berge thronenden Trümmer von Calsmunt, die dem sonst so freundlichen Bilde ein etwas wehmüthig-schmerzliches Element beimischen und neben die Freude der Gegenwart die mahnende Vergänglichkeit stellen, ein Zug, den der Beschauer in dem Gemälde durchaus nicht missen möchte. Wie kam es, dass dieser Ruinen nirgends im Werther Erwähnung geschieht, während man doch glauben sollte, sie hätten dem Dichter für die düstere Todesstimmung des zweiten Theiles eine treffliche Staffage geboten. Ich sah noch einmal alle die einzelnen Naturschilderungen in meinem Exemplar durch und fand allmählich, dass die geniale Hand des Dichters hier nur das große Idealbild einer schönen Landschaft geschaffen, wie er sie geschaut und dazu einzelne Züge dieser Gegend verwandte, ohne das Ganze copiert zu haben. Es war dieses Bild und war es nicht. Nur die Augen Goethes konnten es so sehen, wie er es geschaut. Und darin lag der bleibende Wert, die unvergängliche Schönheit dieser Schilderungen. Jetzt verstand ich, warum mich das Rasseln und Pfeifen der prosaischen Eisenbahn nicht zu stören vermochte. Das Wesen eines vollendeten Kunstwerkes ist es eben, dass jeder darin ausgedrückt zu sehen glaubt, was er selbst denkt und fühlt und doch nicht äußern kann. Eine Täuschung, die doch nur der tiefe Eindruck des Kunstwerkes auf uns hervorruft, denn ohne den Künstler würden wir eben diese Gefühle und Empfindungen nicht haben.

Als ich durch das eben noch so still und ruhig, wie zu Goethes Zeiten, daliegende Dörfchen Garbenheim schritt, musste ich unwillkürlich an Sesenheim denken, denn hier wie dort hat sich alles geändert; fast nichts von dem Alten ist mehr erhalten. In beiden Orten ist es die Gewalt des Elementes, das Feuer, gewesen, das alles hinweggetilgt hat. Hier ist ihm jener kleine Platz vor der Kirche mit seinen zwei Linden und ringsum von Bauernhäusern, Scheunen und Höfen eingeschlossen, bei einem großen Brande im Jahre 1866 zum Opfer gefallen. Der Platz ist zwar erhalten, aber ringsum haben sich neue, moderne Häuser erhoben, welche die erst kürzlich neu erbaute und geweihte, stattliche Kirche umschließen. Eine Pyramide aus weißem Marmor, die bei der großen, allgemeinen Feier von Goethes hundertjährigem Geburtstage im Jahre 1849 hier errichtet wurde, trägt die Inschrift: »Ruheplatz des Dichters Goethe.« Zu seinem Andenken hat man damals auch den Platz aufs neue mit ein paar Linden bepflanzt, die aber krank und kümmerlich dreinschauen. Hier in Garbenheim lernte Kestner, der damals als Secretär der kurhannöverischen Gesandtschaft bei der Kammergerichtsvisitation in Wetzlar weilte, den jungen Goethe kennen, als er im Garten des Wirtshauses, unter einem Baume im Grase liegend, ein feuriges Selbstgespräch hielt und ihm, nach Kestners eigenen Worten, »recht wohl war.«

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gedichte
des Großfürsten Constantin Constantinowich.

Uebersetzt von **Julius Grosse.**

(Nachstehende Gedichte sind dem, in Deutschland bisher noch nicht veröffentlichten zweiten Bande des großfürstlichen russischen Lyrikers entnommen. Die deutsche Nachbildung hat sich nach Inhalt und Kunstform genau an das Original gebunden.)

Goldene Tage.

Sieh, wie verwahrlost das Gärtchen, verfallen,
Grau, wie das Häuschen zugleich,
Unkrautbewachsen das Höfchen, die Hallen,
Sumpfig, verschilft rings der Teich. —
Windschiefe Wände droben und drunten,
Stufen, vermorscht bald zu Sand. —
Thüren mit Scheiben zerbrochenen, bunten,
Bänke längs Ofen und Wand.

Stühle mit Saffian im niederen Zimmer,
Felle von Wölfen und Wild.
Und in der Ecke mit spärlichem Schimmer
Grüßt noch des Heiligen Bild.
Dann noch das Wandbrett, das schmale mit Büchern,
Weiter Kamin und Clavier. —
Teppiche, weiche, mit farbigen Tüchern,
Dielen und Tischen zur Zier.
Draußen am Fenster und drinnen dahinter
Blumen und würziges Kraut,
Blumen im Sommer, Blumen im Winter,
Alles so lieb und vertraut.

Träume des Mais, wie man einst sich gefunden
Selig im Walde und Feld:
Abends am Theetisch glückselige Stunden
Neben einander gesellt. —
All ihr verflossenen, lächelnden Jahre,
Da noch die Jugend geschäumt,
Tage voll Freiheit, friedliche, klare,
Heimlich im Winkel verträumt.
Jetzt auf dem Herzen Lasten und Plage
Mit unerträglichem Leid. —
Wo sind die alten, die goldenen Tage,
Wohin die glückliche Zeit!

Paulowsk, 13. September 1886.

Digitized by Google

Die Rosen.

In junger Hoffnung muthentbrannt,
In Himmelstagen, wolkenlosen,
Wie war uns damals Sturmestosen
Und alles Elend unbekannt;
Wie strömte seinen Duft der Flieder,
Wie lächelte der Silbermond.
Nur uns, als wäre sie's gewohnt,
Sang Nachtigall die Sehnsuchtslieder.
Des Lebens Trauer plagt' uns nicht
In jenem Mai, dem sorgenlosen,
Wie schön damals, wie licht
War doch die Zeit der Rosen!

Wie rasch doch schwand die Rosenzeit
In kummervollen Mannesjahren.
Wir haben Trübsal reich erfahren
Und Prüfungen voll Herzeleid.
Doch deshalb, Freund, schon zu verzagen,
Wär' Sünde. Schau die Gotteswelt,
Wie herrlich, maienglanzerhellt!
Der Garten grünt, die Drosseln schlagen
Der goldne Strahl durch Ranken bricht;
Auf Blumenthau die Falter kosen,
Wie schön, wie morgenlicht
Sind heut noch diese Rosen! —

Nach Winterzeit kam Frühling jetzt,
In raschem Flug die Tage schwanden,
Und alles, was wir ausgestanden,
Es wird uns hundertfach ersetzt.
Der holde Lenz, er senkt sich nieder
Auf Blumenaun; es glänzt der Mond
Und süß, als wäre sies gewohnt,
Singt Nachtigall die alten Lieder.
Dann ruhn wir aus von allen Mühn
In Freudenträumen, wandellosen,
Wie frisch dann werden blühn
Wie vormals unsre Rosen!

Petersburg, 9. December 1886.

Ins Stammbuch.

Zerquält lang im Leben von Bosheit und Pein
Hast du mich erquickt, wie mit feurigem Wein,
Drum credenze!
Im Herzen ists wieder nun wohnlich und hell,
Als wäre die Sonne mein Wandergesell
Im Lenze!

Digitized by Google

Längst hat sie zerschmolzen das Eis und den Schnee,
In prangenden Farben blühn Wiesen am See
Und schillern.
Blau leuchtet der Himmel auf Auen und Wald,
Geflügelter Sänger Maihymne erschallt
Mit Trillern.

Drum dank ich dir, Sonne, im wärmenden Strahl,
Noch einmal erheb ich den Goldpokal
Im Scheiden.
Holdselige Freundin, dir sag ich Dank;
Bei dir meine Seele sich Labung trank.
Heil Beiden!

Paulowsk, 10. August 1887.

Berauscht von deiner Schönheit Macht,
Mich weidend an verschämten Blicken,
Hab ich fünf Tage zugebracht
In glücklich seligem Entzücken.

Verflogen ist die Freudenzeit,
Wie alles, was uns zugemessen;
Doch glaube, dass sie ewig mait
Im Dichterherzen unvergessen.

Licht eingeprägt will sich dein Bild
In meine tiefste Seele senken.
Wie auch der Sturm der Zukunft schwillt,
Auf ewig werd ich dein gedenken.

Wie Sternlicht blitzt um Mitternacht
Durch Wolken, durch die regenfeuchten,
Wird deiner Augen Zaubermacht
Mir licht in alle Fernen leuchten.

Schwerin, 10. October 1887.

Nach dem Gewitter.

Still der Donner, Wolken schwanden,
Sturm erlosch im Sommerwind,
Sonne glüht heiß ob den Landen,
Und der Himmel lächelt lind.

Fort, geschwind hinaus zum Garten,
Wo sich Schattendickicht mengt,
Duftig Grün winkt aller Arten,
Warm vom Regen noch besprengt.

Digitized by Google

Hier im Freien fühlt sichs wonnig,
Und wie athmet sichs so leicht,
Wo das Feld auf Meilen sonnig
Endlos in die Ferne weicht.

Grüne Aehren weit sich schwingen
Unabsehbar aus der Au,
Lerchenlieder hörst du dringen
Nieder aus dem Himmelblau.

Weit in Fernen, blau umflogen,
Schwimmt der Blick im Heideduft
Fortgeblendet, fortgezogen
In die lockend leere Luft.

Altenburg, 16. October 1887.

Zuerst von verblendetem Hochmuth umfangen,
Mich selber nur liebt ich allein,
Deiner geistigen Schönheit vorübergegangen
Bin ich so fühllos wie Stein.

Bekehrt längst hat sich der Hochmuth. Die Binde,
Sie fiel vom Aug: Gott behüts!
In Ehrfurcht nun beugt sich demüthig der Blinde
Der Heiligkeit deines Gemüths. —

Leipzig, 24. November 1887.

An den Dichter.

Wir sind geboren zur Begeisterung
Für Harmonien und Gebete.
Puschkin.

Mag stolzer Geist der Welt verkünden,
All Unsichtbares sei nur Traum,
Der Wissenschaft Altäre gründen,
Nur achtend des Verstandes Schaum.

Du Dichter, glaub an andres Leben,
Des Himmels Pforten stehn dir auf.
Glaub an der Schöpfung Vorwärtsstreben,
Glaub unerreichbar ihren Lauf!

Nur das, was flammt in ewiger Wahrheit,
Was strahlend, reiner Schönheit voll,
Was vorwurfsfrei in heiliger Klarheit
Entzückt den Priester des Apoll.

Die Liebe bleib dein höchstes Wissen,
Durchdrungen von ihr wird dein Sang,
Des Daseins Leid in Finsternissen
Verklären, wie mit Sphärenklang!

Petersburg, 5. Mai 1888.

Digitized by Google

Und wüßtet ihr, wie herb und schmerzlich
Das Los ist, ohne Freund zu sein,
Dann kämt ihr unwillkürlich, herzlich
Zu mir herein.

Und wüßtet, wie mit süßen Blicken
Ihr mich zu trösten reich vermögt,
Ihr würdet sie verstohlen schicken,
Vielleicht bewegt.

Und wüßtet, was auf Schicksalswellen
Ich leiden muste für und für,
Ihr nähmet Platz gern auf der Schwellen
An meiner Thür.

Und wüßtet, wie ich lieb' in Treuen,
Wie niemand je euch lieben kann,
Ihr trätet ein, mich zu erfreuen
Wohl dann und wann.

Krasnoje Selo, 14. Juni 1888.

Hexameter.

I.

Beifällig blickt man auf dich, schwarzäugiger, fröhlicher Knabe,
Spielst du am schimmernden Morgen gewandt mit dem glänzenden Diskus.
Gegen die Knie die Linke gestemmt und den Rücken gekrümmt, so
Wirfst du mit rechter Hand kühn in das Weite die lastende Scheibe.
Kommt dir im Schleudern dann niemand gleich und sauset dein Diskus
Allen vorbei hellklingend und niederschmetternd sein Eisen,
Richtest du stolz das Haupt in die Höh, ausreckend den Schlankwuchs,
Schüttelst die Locken und weithin ertönt dein schallendes Lachen,
Bis in die Herzen dringt es hinein; mit Entzücken dann denk ich:
Leben, wie bist du doch schön, hochherrlich wie bist du, o Jugend!

Peterhof, 20. Juni 1888.

II.

Glücklich die Tauben bei dir! Vor der Thür bist du wieder erschienen,
Unter dem Arme das Körbchen, gefüllt mit den lockenden Körnern.
Siehe, da schwirrten sie alle empor und das Haupt dir umkreisend,
Flatterten nah sie heran mit schmeichlerisch zärtlichem Girren:
Ueberall Tauben ringsum, auf dem schmackhaften Futter im Korbe selbst.
Traulich haben die einen zum Sitz sich erwählt deine Schultern,
Andere hüpfen zu Füßen und picken die fallenden Körner.

Digitized by Google

Trauliche Vögel, verweilet bei ihr, enteilt nicht zu fliehen. —
Lasset euch neiden die selige Näh der herrlichen Jungfrau
Und mich, Aermsten, von fern mit Entzücken die Süße betrachten.

Krasnoje Selo, 22. Juni 1888.

III.

Morgen komm ich hinaus, dir diese Verse zu zeigen.
Neben einander setzen wir uns, ich entfalte die Rolle.
Zärtlich neigst du dein Haupt mir auf die Schulter von neuem,
Auf dem Papier die schwierige Schrift mit Mühen entziffernd.
Heimliches Zagen im Herzen, von süßem Schauer umfangen,
Senk ich den Blick, kaum wag ich, erfüllt von Ehrfurcht, zu athmen:
Schweigend werd ich dich hören, herauszufinden versuchend,
Was in den Versen dein Lob und was deinen Tadel erregt hat. —
Jeglichen Ausspruch, der dunkel, jed Wort unpassend und störend,
Deine Stimme verräths, seis rascher eilend, seis zögernd;
Aber sobald du zu End ohn Anstoß die Verse gelesen,
Blick ich dir muthig ins Aug und lese darinnen mein Urtheil,
Leuchtend und sonnig vielleicht strahlt dann mir dein Lächeln entgegen.
Muss ich nicht, dankbar dafür, hochhalten die eigne Begeistrung,
Möcht es mich lieblich noch oft, wenn möglich auf immer umstrahlen.

Krasnoje Selo, 26. Juni 1888.

Zueignung.

Dir, sanfter Engel, will ich weihen
  Dies Buch und seine Herzensnoth;
Magst du die Kühnheit mir verzeihen
  Und liebreich prüfen, was ich bot.

Du hast verhängt mir diese Zeilen
  Als Buße, tief in Leid getaucht;
So mögen sie in Fernen eilen,
  Zu dir, die mir sie eingehaucht.

Und, wenn dich ängstigt im Tiefinnern
  Die Sehnsucht nach dem Heimatland,
So mögen sie dich leis erinnern
  An mich, und was mein Herz empfand.

Nur so soll dir geholfen werden
  Von ihm, der dein zu jeder Zeit,
Dich nie vergessen kann auf Erden
  Und dein für alle Ewigkeit!

Paulowsk, 22. August 1887.

Digitized by Google

Thule.

Von

Gustav Falke.

Ein Schloſs am Meer, wie ſichs die Dichter träumen.
Die Welle ſchmeichelt um den ſonnigen Strand,
Den Palmen rings und dunkle Myrten ſäumen.
Wie ich den Weg in dieſes Eden fand,
Ein Wunder wars. In Erd- und Himmelsräumen
Iſt nicht ein zweiter Garten, wo die Hand
So mühlos pflückt, weil ſich aus allen Zweigen
Die Früchte ihrem Wunſch entgegenneigen.

Die Einſamkeit beut hier aus vollen Schalen
Den Lethetrank, wonach ich durſtig ſchrie.
Der Friede ſchreitet hier auf Sammtſandalen
Und ſingt mir ſeine ſanfte Melodie.
Weit hinter mir des Lebens rohe Qualen,
Das Schiff verbrannt, das mir die Segel lieh,
Auf dieſes ſtille Eiland mich zu retten,
Dem Glück mich in den weichen Schoß zu betten.

Nur einen Diener nahm ich mit. Der iſt
Mir Freund und Bruder, Koch und Caſtellan,
Feldhüter, Gärtner, kurz ein ſeltner Chriſt,
Zu allem tauglich und mir zugethan.
Das ſcheuſte Wild erlegt mir ſeine Liſt,
Heut ſpeiſ' ich Klippfiſch, morgen gibts Faſan,
Die ſchönſten Früchte weiß er aufzutellern,
Und weiß auch einen guten Wein zu kellern.

Ein wahrer Zaubrer. Jede Kunſt verſteht er.
Unſichtbar durch das Schlüſſelloch entſchlüpft er,
Und windſchnell iſt er. Zwanzig Meilen geht er
In drei Minuten. Ströme überhüpft er.
Gedanken, die noch kaum gedacht, erräth er,
Und Spinngewebe fängt er und verknüpft er
Zu einer Brücke, um auf andern Sternen
Ein neu Recept für meinen Tiſch zu lernen.

Den Namenloſen nannt ich Phantaſus,
Als ich ihn mit auf meine Weltflucht nahm.
Als er zu mir in einer Haſelnuſs,
Aufs Hemd durchnäſst, einſt angeſchwommen kam
Es war ein Regentag, ein Wolkenguſs,
Vor Näſſe war er und vor Froſt halb lahm —
Gab ich ihm Herberg. Und mein Filzpantoffel
Ward zum Hôtel dem daumengroßen Stoffel.

Digitized by Google

Da blieb der Knirps in aller Seelenruh.
Wir wurden Freunde, wies so geht. Seitdem
Kam er ins Wachsen, mißt jetzt sieben Schuh,
Und streckt er sich und macht sichs recht bequem,
So legt getrost nur noch die Hälfte zu.
So wahr ich mich gemeiner Lüge schäm,
Er kann es gar, wenn innere Gründe zwingen,
Fast bis auf neunundneunzig Ellen bringen.

Daſs ich ihn aufnahm, hab ich nie bereut.
Er war es, der mir diese Insel wies,
Ihm danke ich, mein Dank sei hier erneut,
Dies weltentlegne Sonnenparadies.
Er wußt auch Rath, als ich ein Wunschgeläut
In seine hellen Ohren klingen ließ.
Ein kurzer Schlaf. Als ich erwachte, stand
Er vor mir, eine Huri an der Hand.

* * *

Ich kannte sie, als ich noch draußen war.
Ein schmächtig Kind, mit Augen still und groß,
Die jüngste von dem schlanken Schwesterpaar,
Von holdem Liebreiz, eine Knospe bloß.
Doch sah ich schon, hier ringt sich übers Jahr
Ein Schönheitswunder aus bescheidnem Schoß.
Nun wars erfüllt. Ihr Bild verwirrte mich.
»Heilwig, bist dus? Narrt mich ein Traum nur? Sprich!«

»Was sag ich dir? Mich trug ein Wunder her.
Auch mir scheints Traum. Ich weiß es nicht zu sagen.
Tief unten lag ein Wald und dann das Meer,
Und wie von Flügeln fühlt ich mich getragen.
Das war so schön. Doch war das Herz mir schwer.«
»Dein Herz dir schwer?« »Du mußt mich nicht so fragen,
Dein Blick verwirrt mich und ich kann nur schweigen.
Ists nur ein Traum, muſs es der Tag mir zeigen.«

»Es ist ja Tag. Sieh durch die Säulen doch
Die Sonne dort auf Beet und Rasen liegen.
Sieh dort der Palmen sanftgeschwungnes Joch,
Den Laubengang im Morgenwind sich wiegen.
Wir reden, Mädchen, und wir zweifeln noch?
Wir küssen uns, kann Wahrheit schöner siegen?
Und küssen will ich deinen kleinen Mund
Bis du gestehst: mir fehlt zu zweifeln Grund.«

»Wie kannst du küssen. Ja, jetzt glaub' ichs schon.
Du Stürmischer, wie mir die Lippen brennen,
Und doch —«, sie stockte. Dann im Flüsterton
Verschämter Kinder: »darf ichs denn bekennen?

Digitized by Google

Mir träumte einst — ich fürchte Spott und Hohn —«
»Närrin, nur zu!« »So darfst du mich schon nennen.
Mir träumte einst von dir, und dann —« »Und dann?«
»Dacht' ich, wie man doch deutlich träumen kann.«

* * *

»Das Frühstück, gnädiger Herr, ist aufgetragen.«
Freund Phantasus hob leicht die Thürgardinen.
Wir hatten uns so vieles noch zu sagen,
Dass uns die Schüsseln kaum verlockend schienen.
Doch schwelgt das Herz, will auch sein Recht der Magen,
Und von den Austern bis zu den Rosinen
Ward alles durchgenascht. Die Speisen mehrten
Von selber sich, so viel wir auch verzehrten.

Dazu erklang von unsichtbaren Chören
Das Brautlied aus Herrn Richards »Lohengrin«.
Ein sanftes Geigensolo ließ sich hören,
Ein Arioso war es, wie mir schien,
Vom Meister Spohr, doch kann ich nicht drauf schwören.
Dann drängten sich die schönsten Melodien.
Zuletzt aus Gretry's »Richard Löwenherz«
Ein Hochzeitslied, ein allerliebster Scherz:

Und Tik und Tak und Krik und Krak
Und Tik und Tak und Tak.
Hat man doppelt eingespannt,
Fährt man leichter durch den Sand.

Sitzt die Schäferin allein,
Ohne Schäfer in dem Hain,
O, wie wird die Zeit ihr lang;
Aber hat er sie gefunden,
Dann verfliegen ihr die Stunden
Unter süßem Herzensdrang.

Und Tik und Tak und Krik und Krak
Und Tik und Tak und Tak.
Hat man doppelt eingespannt,
Fährt man leichter durch den Sand.

Sagt ihr Väter, sagt ihr Mütter,
Fürchtet ihr ein Ungewitter,
Wenn ihr bei einander seid?
Wollte jeder einsam leben,
Werd ich keinen Groschen geben
Für die Enkel künftger Zeit.

Und Tik und Tak und Krik und Krak
Und Tik und Tak und Tak.
Hat man doppelt eingespannt,
Fährt man leichter durch den Sand.

Digitized by Google

Dann hüllte uns ein Regen von Jasmin
Und Rosen zum Dessert in Düften ein.
Freund Phantasus, im Pagenkleid, erschien
Und trug den klügsten meiner Papagein,
Schneeweiß, mit einem Kamm von Carmoisin,
Und ließ ihn dreimal »Hoch die Herrin!« schrein.
Dafür erhielt der loyale Schlucker
Aus Heilwigs süßen Händen ein Stück Zucker.

Dann Promenade. Unser Königreich.
Jetzt Arm in Arm, ein zärtlich tête-à-tête.
Jetzt um die Büsche, wilden Kindern gleich,
Bis Heilwigs Zopf in einen Dorn geräth.
Verschwiegene Lauben. Wiesen, sammetweich.
Ein Marmorfaun, ein Pan, ein Musaget.
Von einem Hügel, den wir sanft erstiegen,
Sehn wir das Meer im Mittag vor uns liegen.

»So sah ich es, auf meinem Wolkenflug,«
Rief Heilwig, »dieses sonnenhelle Blau,
Als mich die Liebe durch die Lüfte trug.«
»Die Liebe?« »Ja jetzt weiß ich es genau,
Sie wars, die ihren Mantel um mich schlug
Und zu mir sprach: Sei ohne Angst, vertrau
Den Mächten, die des Weges kundig sind.
Ich sah sie an und sah es: sie war blind.«

»O holde Blindheit, Heilwig, die das Meer,
Den Sturm nicht scheute, Höhen nicht und Tiefen,
Für die die Welt aller Gefahren leer,
Als Ziel und Sehnsucht sie ins Weite riefen.«
»Du schwärmst, mein Freund. Mir war der Weg nicht schwer.
Die Winde ruhten und die Wellen schliefen.
Wie, wenn die Liebe nun, vom Sturm verschlagen,
An eine todte Küste mich getragen?«

»Hier, Heilwig, blüht das reiche, volle Leben.«
»Es blüht, Geliebter, und berauscht mich fast.
Wie kräftig fühlt nach bodenlosem Schweben
Der Fuß die Erde. Als ob alle Last
Mein Herz dem Meere opfernd hingegeben,
Fühlt es sich nun, des Glücks geborgener Gast,
In sicherm Hafen und möcht nie zurück.«
»Ein erster Tag, Kind.« »Und ein erstes Glück.«

* * *

Ein erster Tag. Er gieng. Ein erstes Nachten.
Durchs hohe Fenster sahn wir nach den Sternen,
Die lautlos ihre Wächterrunde machten,
Und hörten auf das stumme Lied der Fernen,

Digitized by Google

Und uferwärts auf den vertrauten sachten,
Gesang der Wellen, den sie von Nixen lernen,
Die aus der Tiefe blauer Einsamkeit
Nach oben kommen um die Mondenzeit.

Dann kränzte Liebe unsrer Wünsche Ziel
Mit rothen Rosen. Süß verschwiegene Feier,
Wo sich im holdverschlungnen Gliederspiel
Die Seelen küssten, bis des Schlummers Schleier
Auf trunkne Augen wohlig niederfiel.
Nicht immer kommst du, Schlaf, als ein Befreier;
Du bringst den Traum, und was der Tag begonnen,
Wird launenhaft und wunderlich versponnen.

Ich sehe Heilwig unter hängenden Ranken
Am Ufer schlummern. Und die Wellen netzen
Die Füße ihr im Auf- und Niederschwanken.
Da kommt vom Meere, als ob Winde hetzen,
Dass fast die schwarzen Segel Wasser tranken,
Und sich die Möven vor der Jagd entsetzen,
Ein Klipper her. Der Kiel knirscht in den Sand.
Der Anker fällt. Der Tod springt an den Strand.

Ich seh ihn sacht sich über Heilwig neigen,
Will schrein und kann nicht, muss ihn schalten lassen.
Ich seh ihn seewärts nach dem Kutter zeigen,
Und die Erwachte bei den Händen fassen.
Und sie erkennt ihn, lächelt traumhaft, eigen,
Will reden, aber von den todtenblassen,
Den süßen Lippen will kein Wort sich wagen.
Stumm lässt sie sich von dem Corsaren tragen.

Er trägt sie, küsst sie, schmeichelt ihr im Gehen,
Und wiegt die Willenlose wie ein Kind
Auf seinen Armen. Doch — was muss ich sehen!
Ist das nicht Phantasus? Irr ich? Und sind
Das meine Leuchter nicht? Die Lichter wehen.
Er hält die Kerzen hoch, dass leicht im Wind
Die Flammen schwälen, leuchtet noch dem Sperber
Beim Taubenraub. Schlüg selbst ihn der Verderber!

Der Wimpel höhnt. Die schwarzen Segel schrumpfen.
Und immer noch hebt Phantasus die Hände
Als wollt er bis zum letzten Flackerstumpfen
Dem Räuber leuchten, dass die Flucht er fände.
Und quälend höre ich, wie einen dumpfen
Gesang, die Worte: Dieses ist das Ende.
Da legte eine Hand sich mir aufs Herz:
»Erwach, was ist? Du stöhnst ja wie im Schmerz.«

Digitized by Google

Und Morgen wars, und Traum und Tod verschwunden.
»Die Segel,« rief ich, »wo? das schwarze Schiff?«
»Dir träumte, Freund. In goldnen Morgenstunden
Lief dir dein Traumschiff lustig auf ein Riff.«
»So hab' ich dich zum zweitenmal gefunden.
Mir träumte, dass der Tod sein Mordbeil schliff.«
»Nicht weiter,« bat sie, mit den weichen Händen
Den Mund mir schließend, »lass' den Traum nun enden.«

»Vor deinem Blick muss Tod und Traum vergehn,
Vor deinem Kuss die letzte Angst entweichen.
Mag anderswo sein Feld der Schnitter mähn,
Wir wohnen nicht in seinen Königreichen.
Sieh dort den Busch in Flammenblüten stehn,
Sieh rings umher des Lebens goldne Zeichen,
Den Taubenflug, der um die Wipfel gaukelt,
Den jungen Tag, der auf dem Wasser schaukelt.«

Und trunken standen wir auf dem Balkon.
Im Thaugebüsch schlug eine Nachtigall,
Dann eine zweite, und nicht weit davon
Begann ein Fink. Ein Trillern überall.
Und da war auch, im Gärtnerkittel, schon
Freund Phantasus, mein treuer Seneschall,
Und pflückte Rosen, die dann morgenfrisch
Zum Garten wandelten den Frühstückstisch.

Dann Promenade, Gondelfahrt, Diner,
Ein Schläfchen drauf, Caressen, wie sichs macht.
Ein Hofconcert. Heilwig nascht Pralinées
Bei Schumanns Peri. Ende gegen Acht:
God save the queen; wobei ich aufrecht steh.
Dann essen wir, doch mäßig nur, zur Nacht.
Ein Gartengang noch, uferhin. Zum Schluss
Ein Ampelleuchten und ein letzter Kuss.

Und Tag um Tag, und wird kein Ende sein,
Spinnt so das Leben seinen Seidenfaden
Von goldner Kunkel, spinnt in Glück uns ein.
Zwar leben wir von unseres Dieners Gnaden,
Er muss uns seine feinen Künste leihn,
Sonst käm die Wirtschaft jämmerlich zu Schaden.
Doch ist er willig, thut, was ihm befohlen,
Und gälts, ein Mückenei vom Mond zu holen.

Digitized by Google

Bücherschau.

Aus der Streusandbüchse. Gedichte von **Ewald Müller.** Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag, 1894.

Ewald Müller ist mir kein Unbekannter mehr; ich habe seinen duftigen Wendensang Morkusko s. Z. mit Interesse gelesen und mich gefreut, inmitten des klanglosen Gezwitschers unserer Decadencelyriker wieder einmal echte, unverfälschte Naturtöne zu vernehmen. Diese innige Liebe zur Natur durchglüht auch die meisten Gedichte dieser Sammlung; namentlich ist es der Spreewald mit seinen geheimnisvollen Reizen, der den Dichter immer wieder von neuem zu fesseln versteht; diese Spreewaldlieder halte ich auch für das Beste, das Müller geschaffen; nicht als ob die anderen Stücke der Sammlung einer weniger echten Empfindung entsprungen wären, aber die Spreewaldlieder tragen den unverkennbaren Stempel eines echten Poeten an sich: Eigenart, Eigenart in Stimmung und Auffassung. Wie ein zarter Duft liegt es über seinen Landschaftsbildern:

Im Wasserwalde liegt die warme Nacht
Auf Schilf und Wellen traumhaft hingegossen
Und hold berauscht von ihrer Zauberpracht
Hat sie die Sternenaugen halb geschlossen.

Das ist Stimmung, die in ihrer Zartheit an längst entschwundene Romantiker, wie Tieck und Brentano, gemahnt. . . An einer anderen Stelle heißt es:

Aus tiefem Thale klomm die schwarze Nacht
Empor bis zu des Hochgebirges Gipfeln,
Noch haucht, erschöpft, sie ihren Athem sacht,
Daſs leis es rauscht in niedren Zwergholzwipfeln.
Der Himmel setzt ihr auf das dunkle Haar
Den Kronenreif, gebaut aus Mond und Sternen u. s. w.

Diese Personificierungen sind stets das Kennzeichen eines starken lyrischen Talentes; aber auch in der Ballade leistet Müller recht Anerkennenswertes; ich nenne nur »Jagomir« und das launige »Ulrich von Bieberstein«. Es ist erfreulich, wie viel liebenswürdige Seiten der Dichter darzubieten weiß; denn trotzdem er sich mit inniger Liebe in das geheimnisvolle Walten der Natur versenkt, versäumt er darum dennoch nicht, dem Pulsschlag des Lebens aufmerksam zu lauschen. Davon legen seine lebenswahren, in gewissem Sinne sogar »realistischen« Großstadtbilder beredtes Zeugnis ab.

Als kleine Meisterstücke in ihrer Art nenne ich: »Ein Schritt vom Wege«, »Erfroren« und das in schwungvollen Terzinen verfaſste ergreifende »Großstadtbild«. Recht hat der Dichter, wenn er hierin ausruft:

Ob mehr, ob weniger ein Menschenleben?
Wer merkts dem Weltmeer an, das stetig blinkt,
Ob Tropfen fehlen, ob sie zugegeben?
Scheint morgen wieder doch die gleiche Sonne,
Und weiter morgen rollt der Zeiten Rad,
Von neuem jagt die Welt nach Daseinswonne.
Das Ich will gierig nur sein Glück ergreifen.
Wer fragt danach in der Millionenstadt,
Ob man zum Ziel geschritten über Leichen?

Von eigenthümlicher Knappheit und tragischer Kürze ist »Ein Geheimnis«.

Weniger befriedigen mich die Gedichte der Abtheilung »Minnen«; des Dichters eigenstes Feld ist und bleibt die Natur; nur hier wird es ihm vergönnt sein, Bedeutendes und Dauerndes zu schaffen. Möge der Dichter jedenfalls recht bald wieder von sich hören lassen; ich kann das Buch allen Freunden unverfälschter Natur nur warm empfehlen.

Theodor Freiberg.

Gedichte von **D. Saul.** Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Das schön ausgestattete Bändchen enthält eine hübsche Anzahl von Gedichten, die alle ein tiefes Dichtergemüth bekunden. Schlichtes, warmes, jeder Leidenschaftlichkeit fernes Empfinden ist das Charakteristikum dieser fein rhythmisch gebauten Poesien. Saul feiert noch die alte Idol-Dreiheit: Wein, Weib und Gesang; er feiert sie mit Herzlichkeit und Humor. Am besten gefiel uns die erste Abtheilung: »Aus der Jugendzeit«, in welcher der Dichter von der jungen Liebe Lieder singt, die oft den innig naiven Ton des Volksliedes treffen. Aber auch Naturbilder finden wir von entzückender Poesie, wie z. B. »Sommernacht«. Dann wandert der Dichter durch seine schöne Heimat und wo es einen guten Tropfen gibt, da läſst er sich nieder und trinkt und singt sein frisches »Burschenlied« und seine »Lieder vom Neuen«. In der Abtheilung »Vermischtes« zog uns besonders an die »Johannisberger Auslese«, eine humorvolle

Digitized by Google

Zechersage und das markige »Trutzlied der Deutschen«.

Haben wir bisher in Saul einen Mann von ruhiger Gemüthsart kennen gelernt, so wird er in den »Stachelreimen und Sprüchen« plötzlich zum wüthenden Angreifer der Modernen. Und wir müssen sagen, die Ausfälle wären nicht schlecht, wenn sich die Sache wirklich so verhielte. Was wir heute »modern« nennen, ist etwas ganz anderes, als was in der zweiten Hälfte der Achtziger-Jahre unter dieser Flagge gieng. Der Most hat sich geklärt und stolz können wir die klaren Weine der Dichtungen eines Liliencron, Falke, Ernst u. a. genießen. Auch Hauptmann ist in seinen »Wabern« ein Gewaltiger geworden, an dem man das Nörgeln verlernt. Nun, ich glaube, Saul hat diese Stachelreime vor etwa acht Jahren geschrieben und darum — Schwamm d'rüber.

Aus den Gedichten der zweiten Abtheilung, die uns den Dichter wieder in seiner ganzen Liebenswürdigkeit zeigen, mögen besonders hervorgehoben werden: das traumhaft innige »Erinnerung«, die wehmuthdurchzitterten »Auf dem Friedhof« und »Einer Kranken« und das einzig schöne »Der Blinde«. Alles in allem müssen wir sagen, dass Sauls Gedichte einen echten Poeten bekunden und den Weg zu vielen Herzen finden werden.

Karl Bienenstein.

Leben und Stimmung. Gedichte von **Josef Kitir.** Leipzig, A. G. Liebeskind.

Es ist wirklich Stimmung in diesen Liedern und das ist ihr Hauptverdienst, ihr größter Anziehungspunkt. Der Autor ist ein echter Lyriker. Das will heute nicht viel sagen, so groß ein solches Lob auch aus Goethes Mund für Bürger gewesen sein mag. Heutzutage soll die Lyrik Kämpferin und der Lyriker auch sonst noch alles mögliche sein! Man soll aber von der duftenden Nelke keine Schleh-Dornen, keine Trauben und Aepfel verlangen. Das Repertoire des Lyrikers Kitir ist ein reichhaltiges und besonders Mutterliebe gibt ihm schöne Gedanken ein. Wenn er sich entschließen möchte — und er kannes gewiss —, die noch in Oesterreich bei den Dichtern beliebten, unreinen Reime zu meiden, so würde der Genuss seiner Gedichte ein vollkommener sein.

Alfred Friedmann.

Neue Gedichte von **Paul Kunad.** Dritte Sammlung. Dresden und Leipzig, E. Pierson, 1894.

Paul Kunad zeigte sich schon in seinen früheren Gedicht-Sammlungen als Lyriker von tiefer Empfindung und strenger Formenschönheit. Sein neues Büchlein weist diese Vorzüge aufs neue auf. Es ist meist eine dunkle Wehmuth oder ein Friedensgefühl, wie es nach schweren Stürmen erst in das Herz des Menschen einzieht, die den Inhalt der Kunad'schen Gedichte ausmachten. Wie viele, denen vieles gelogen, flüchtet auch dieser Dichter zurück zu jenen beiden Idealen, die nie noch trügten und nie trügen können: zur Mutterliebe und Poesie. Und diesen beiden widmet er Gedichte, die man nimmermehr vergessen kann.

Auch die »Bilder und Gestalten« sind gelungen, obwohl ihre Stärke nicht im Epischen, sondern im Lyrischen liegt. Den Schluss des Bändchens bilden Uebersetzungen aus Horaz, Tibull und Alfred de Musset.

Karl Bienenstein.

Rothdorn. Novellen von **Gertrud Franke-Schievelbein.** Berlin W, F. Fontane & Co.

Einen prangenden Blütenzweig
Vom Baume des Lebens zu brechen,
Wag es in schwellender Jugendzeit
Und verachts,
Ob seine Waffen dich stechen.
Besser am Stachel des Schönen verbluten,
Als feige zu haschen
Nach dornlosen Ruthen.

Mit diesen feurigen, kecken Versen führt Frau Francke-Schievelbein ihr Buch »Rothdorn« ein und erläutert durch sie seinen Titel. Er ist nicht besonders charakteristisch für den Inhalt; aber dieses Programm, das nicht eingehalten wird, ist bei der Lectüre bald vergessen. Die Verfasserin weiß zu unterhalten, eine nicht gewöhnliche Lebhaftigkeit der Darstellung ist ihr eigen, und ein rascher, fein gebildeter Geist lässt seine Lichter über ihre Diction dahinspielen. Auch macht sich hie und da eine kraftvolle und unerschrockene, doch niemals verletzende Realistik geltend, besonders in der letzten ihrer drei Novellen, »Rechts oder Links«. Es handelt sich hier um einen modernen jungen Hercules am Scheidewege, der, wie sein antiker Vorgänger, den Weg der Tugend wählt. Im »Erotikon«, der ersten und umfangreichsten der drei Arbeiten, scheint die Kraft der Verfasserin hin und wieder zu erlahmen, um einer seichten, familienblattmäßigen Sentimentalität Platz zu machen, die der Erzählung keineswegs zum Vortheil gereicht. »Erotikon« spiegelt uns mit lebhaften Farben das Treiben an einem Berliner Conservatorium. Unter den Gestalten, die sich von diesem Hintergrunde abheben, tritt die der Heldin, Hilda Dehn, am plastischesten hervor, eine Art Mignongestalt, zart und nervös und knabenhaft ungeberdig, die von ihrer leidenschaftlichen Hingabe an die Musik und von ihrer unerwiderten Liebe zu ihrem etwas trockenen Professor verzehrt, in ihrer Blüte hinwelkt. Am wenigsten gelungen erscheint uns die mittlere Erzählung, »Eltern«, trotz ihrer trefflichen Charakteristik. Die Verfasserin gibt uns den Inhalt in Form eines

Digitized by Google

trockenen Reporterberichtes; aber wir wollen nicht nur wissen, was geschieht, sondern wir wollen selber dabei sein und zuschauen, wie es geschieht, wir wollen farbige, lebendige Scenen. Wer, wie die hochbegabte Frau Francke-Schievelbein, sich im Besitze so reicher Mittel befindet, der sollte niemals verschmähen, sich ihrer zu bedienen.

L. H.

Dr. Adolf Kohut: Die namhaftesten deutschen Humoristen in der Gegenwart. Eine literargeschichtliche Studie. Zürich, Verlagsmagazin, 1894.

Derselbe: **Fürst Bismarck und die Frauen.** Berlin, Friedrich Stahn, 1894.

Mir bietet es immer eine besondere Genugthuung, wenn ich einem Autor ein anerkennend Wort sagen kann. Dr. Kohut gibt mir mit seinen beiden eben genannten Schriften, wie schon manchmal, auch heute Gelegenheit dazu. Kohut gehört nicht zu den Autoren von Eigen-Schöpfungen — er gibt sich wenigstens nicht als solcher —; aber ich verehre in ihm ein eminentes Talent selbstbewusster eigenartig geprägter Reproductionskraft. Man verbinde damit ja nur nicht etwa den Begriff von Photographen-Chablone. Die Schaffenskraft, die Kohut eigen ist, setzt viel Wissen und Logik, viel Geist und Gemüth, viel und feinen Kunstsinn voraus, und diese versteht Kohut immer so harmonisch zum Ausdruck zu bringen, dass sowohl der Laienleser als auch der Kritiker und Forscher sicher sein kann, in Kohuts Schriften viel Interessantem und Anregendem zu begegnen. Seine Themata sind meist: Charakterbilder, Porträts hervorragender Persönlichkeiten, Skizzen von bestimmten socialen Strömungen und Zuständen. Und für solche Zeichnungen bekundet Kohut ein ganz eigenartiges, kunstsinniges Talent und große Vorliebe. Die Art seiner Schilderung ist meist kurz, aber scharf und klar. Die Personenzeichnungen sind keine trockenen Biographien. Mitten durch und auf dem Hintergrunde sehen wir viel mehr leicht hingeworfene, aber interessante philosophische und psychologische Aperçus, Skizzen von Zeit und Ort, in denen das behandelte Sujet sich entwickelt. Das gibt dem Porträt Ton und Farbe und rückt es in das Licht, in welches es sein Leben und Wirken gesetzt hat. Dabei meidet Kohut principiell Verschwommenheit und Unklarheit. Lieber knapp und trocken, als barock. In den vorliegenden Humoristen der Gegenwart lässt Kohut die humoristischen Autoren der Neuzeit Revue passieren. Er redet dem aus Witz, Satire, Sarkasmus und böser Spottsucht zusammengewürfelten Humor der Gegenwart ein scharfes Wort. Er lässt diese Perle nur dort gelten, wo sie aus der Tiefe eines edeln Gemüths, eines liebenden Herzens, aus reiner Lebensfreude und Naturtreue gefördert wird. Darum bestehen bei ihm auch nur wenige die Probe des echten Humoristen. In dieser Ansicht eins mit dem Autor, findet Referent nur auszusetzen, dass Herr Kohut es diesmal schon allzuknapp gemacht hat. Der Gegenstand verdient entschieden eine ausführlichere Behandlung, gar mancher, dessen er nur mit Namen gedenkt, mehr Beachtung u. s. w. Eine literargeschichtliche Studie will mehr Gründlichkeit und Ausführung. Aber Kohut will einmal nicht Baukünstler sein, er arbeitet lieber am rauhen Stein. Wenn das auch für den lautern Ruhm verlorene Schritte sind, ihn befriedigt es, Bausteine zu liefern. Freilich werden diese aus meisterlicher Hand kommenden Bausteine so manchem Geschichtsschreiber, so manchem Zeiten- und Sittenschilderer nur höchst willkommene Hilfsmittel bilden. So wird auch gar mancher für Kohuts neueste Schrift »Fürst Bismarck und die Frauen« diesem nur Dank und Sympathie wissen. Der guten Sache dient hier Kohut mehr als Bismarcks neuester Biograph Grusch. Eine Persönlichkeit wie Bismarck, dessen Entwickelung und Größe noch unter dem unmittelbaren Eindrucke des Miterlebten bei uns stehen, kann und darf nicht zum Gegenstande einer Biographie gemacht werden. Ein anderes ist es, die Bausteine für diesen Monumentalbau vorbereiten. Und da ist es sogar vom Vortheile, dass die Stoffe aus dem Vollen und Lebendigen geholt und gesammelt werden. In dem Buche Kohuts lernen wir Bismarck, den Mann von Stahl und Eisen, dem man beinahe keine Empfindung zutrauen mochte, von einer mildern Seite kennen. Die geschilderten, interessanten Episoden, wo Bismarck in Beziehung zu Frauen, zu dem Weichen, Zarten tritt, lassen ihn uns auch hier als keinen gewöhnlichen Sterblichen schätzen. Man muss dem Autor förmlich Dank wissen, dass er diesen Charakter aus Stahl und Blut durch weiche, milde, menschliche Effecte ergänzt, diesen Halbgott (auch unser Zeitalter ist noch nicht ganz von Götzencultus frei) uns wenigstens näher bringt. Der bewundernde Verstand ruht nur zu gern in der liebenden Empfindung aus.

Heinrich Kuhmerker.

Sieben kleine Dramen. Von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel. Kein bedeutendes, aber ein unterhaltendes Buch des greisen Dramatikers, der heute auf unseren Bühnen so selten mehr zu Gehör kommt. Viel Launiges und Treffliches darin und die Bühnenleiter sollten nicht versäumen, einen Blick hineinzuwerfen. Voll kernigen Humors und äußerst urwüchsig in Sprache und Charakterschilderung ist das historische Lustspiel »Frau Christine«, das die Wiederversöhnung Christians des Vierten von Dänemark mit seiner

Digitized by Google

zweiten, ihm zur Linken angetrauten Frau Christine, Gräfin von Schleswig-Holstein, behandelt, deren Kammerzofe, die »schöne Wibeke«, gerne an ihre Stelle in der Gunst des Königs aufrücken möchte. Die Gerichtsscene, in welcher die Anklagen des Königs gegen seine Frau sich in nichts auflösen, ist vorzüglich gelungen. Vielleicht hätte das kleine Stück aber nicht in Jamben geschrieben sein sollen. Dies ist bei dem zweiten, historischen Lustspiel »Die Frauen von Helgoland« richtig vermieden worden und das Stück hat durch seine charakteristische Prosa nur gewonnen. Der Stoff selbst ist in anderer Art und Form schon behandelt worden. Der Schluss ist etwas überhastet und die patriotische Gelegenheitsphrase hier nicht besonders glücklich angebracht, auch hätte der Charakter der Merret wohl etwas klarer entwickelt sein können, damit wir ihren klugen und muthigen Entschluss eher glauben; das hindert aber nicht, dass das Stück auf dem Theater und gerade jetzt, wo Helgoland wieder deutsch ist, aller Voraussicht nach einen hübschen Erfolg davontragen würde. Dem Schwank »Johann« kann ich dagegen keinen Geschmack abgewinnen. Der Verfasser sagt zwar, dass er ebenso wie der dann folgende »Der Wettlauf«, welch letzterer etwas verstaubt und antiquiert anmuthet, etwa nach dem Geschmack unserer Großmütter, auch nicht originell und flott genug behandlte ist, um wirken zu können, auf Wahrheit beruhe. Ich bin aber einmal nicht seiner Meinung, dass alles Wirkliche wahr wirkt, zumal auf der Bühne nicht, und dann hätte die Figur dieses Reitknechts, den die Baroness heiraten will, doch wohl etwas feiner, weniger possenhaft gezeichnet werden müssen — besonders seine Sprechweise ist sehr unglaubwürdig —, um die Verirrung des Mädchens begreiflich und verzeihlich erscheinen zu lassen. »Der Tod des Crassus« ist kein Drama, weil jede dramatische Verwicklung darin fehlt, aber ein Gedicht voll Kraft, Schwung und Feuer. Ebenso entbehrt auch das dreiactige Schauspiel »Ferdinand von Schell«, das sich streng an die historischen Facten hält und eine sehr anregende Lectüre bildet, schwerlich dramatische Wirksamkeit genug, um sich auf der Bühne einen Platz erobern zu können. Das letzte Stück des Buches, »Der elternlose Sohn«, das gleichfalls dem Leben nachgebildet sein soll, ist in einem etwas gar zu nüchternen Tone geschrieben und die Art, wie das Geheimnis der illegitimen Geburt des jungen Fürsten an den Tag gebracht wird, befriedigt nicht recht. Im übrigen sind aber vortreffliche Figuren in dem Stücke und ein theatralischer Erfolg desselben erscheint keineswegs ausgeschlossen.

Konrad Telmann.

Notizen.

Ein eigenes Verhängnis wollte es, dass jene Frau, an die das (unseres Wissens) letzte Gedicht des Grafen Schack gerichtet war, kurz nach ihm aus dem Leben schied. Frau **Josephine von Wertheimstein**, eine der edelsten Frauengestalten Wiens, starb hochbetagt am 16. Juli früh in ihrer Villa in Ober-Döbling, welche viele Jahre hindurch der Mittelpunkt eines Kreises der auserlesensten Geister war, von welchen wir nur Bauernfeld, Grillparzer und Ferdinand von Saar, Lenbach und Rubinstein nennen. Der tückische Zufall fügte, dass Frau von Wertheimstein das Gedicht des seelenverwandten Dichtergrafen nicht mehr kennen lernte: an demselben Tage, da wir es in Druck gaben, folgte die edle Greisin ihrem Dichter nach.

Die Dichterin **Betty Paoli** (Fräulein Elisabeth Glück) ist am 6. Juni in Baden bei Wien im Alter von 78 Jahren gestorben, alleinstehend, verwandtenlos, aber von einer treuen Freundin liebreich gepflegt. Paoli gehörte zu den begabtesten Dichterinnen Deutschlands und verkehrte in den Vierziger-Jahren mit den besten ihrer Zeitgenossen. Ihr letztes Werk war 1875 erschienen; es waren kritische Studien über Grillparzer, die damals viel von sich reden machten.

Aeußerst gediegene Werke für das reifere Kindes- und das beginnende Adolescentenalter gibt der **Verlag der Jugend-Gartenlaube** in Nürnberg heraus.

Auch Julius Sturm, der Greis mit dem reinen Kinderherzen, hat für die liebe Jugend im genannten Verlage eine Gedicht-Sammlung »Kinderlieder« erscheinen lassen, die uns anmuthet wie ein heller Sommersonntag. Auch dem Erwachsenen wird die Lectüre der frischen, natürlichen, formschönen Lieder Labsal und Erquickung sein. Solch ein Büchlein in unserer hyperblasierten Zeit gleicht einem Bergquell in der Sahara. Die ganz besonders fein ausgeführten Farbendruckbilder, welche dem Buche in reicher Zahl beigegeben sind, vervollständigen den sympathischen, weil künstlerisch reinen

Digitized by Google

Gesammteindruck dieser Gabe des wohlbekannten Verlags.

Ein eigenartiges, publicistisch bedeutsames Unternehmen ist in Lübeck ins Leben getreten. In dem »Allg. Anzeiger für deutsche Zeitungs-Redactionen und Expeditionen« ist dort ein Anzeigenblatt begründet, welches die engste Verbindung aller reichsdeutschen Zeitungen unter einander, mit der Schriftstellerwelt, den geschäftlichen Lieferanten für Zeitungen, sowie mit allen denen anbahnt, welche sich der Presse (in ihrer Gesammtheit) bedienen wollen. Wer sich also in irgend einer Angelegenheit, sei es in Angebot, Nachfrage, Mittheilung oder Aufruf, mit der gesammten reichsdeutschen Presse in Verbindung setzen will, der kann das nunmehr unter bedeutender Ersparnis für Circulardruck und Porto erreichen, indem er sich an den »Allgem. Anzeiger für deutsche Zeitungs-Redactionen und Expeditionen« in Lübeck, Mengstraße 4, wendet.

Im Juli feierte **Rosegger** sein 30jähriges Schriftstellerjubiläum. Alles, was in Deutschland und in Oesterreich Bücher liest und dabei das Herz auf dem rechten Fleck hat, feierte still aber herzlich mit. Nur einige literarische Gecken, Giftschlangen und Bildungsprotzen, denen alles Ethische und Charakterfeste ein Greuel ist, und die anläßlich der letzten Heinedenkmal-Hetze in ganz verrückter Weise gegeifert haben, trugen einen Trauerflor oder saßen, nach Art ihrer Väter, auf dem Aschensack.

Briefschalter.

Jeder Einsender wird ersucht, folgende Winke zu beachten, widrigenfalls seine Einsendung unerledigt bleibt. Das Manuscript muss leserlich geschrieben sein und darf höchstens fünf Gedichte enthalten. Jedes Blatt darf nur auf einer Seite beschrieben sein. Zwei oder mehrere Gedichte dürfen nicht zusammen auf einem Blatte stehen. Jedes Blatt muss den Namen und die genaue Adresse des Verfassers enthalten. Jeder Einsender, der briefliche Antwort wünscht, hat die abgetrennte Hälfte einer Postkarte mit Rückantwort adressiert beizulegen. Gedichte werden nicht zurückgesandt. Eingehendere Kritik der Einsendungen wird nicht ertheilt. Zu einer Begründung der erfolgten Ablehnung verpflichtet sich die Redaction nicht.

W. B.—C. in **B—u.** »Der Engel der Liebe« angenommen.

E. E—g (**E. H—f**) in **E—d.** »Erwartung« angenommen. Besten Dank für Ihre Zuvorkommenheit.

E. E—r in **Z.** (Ihre Gedichte werden im Laufe dieses Halbjahres erscheinen); **K. K. Cz—k** in **B—n** (Für dieses Genre haben wir keine Verwendung, das Manuscript liegt bei uns zu Ihrer Verfügung); **F. K.—D.** in **S—e**; **Geh. Med.-Rath A. W.** in **C.**; **O. Th—r** in **B—f-Ch—tz**; **Frl. M. M—nn** in **A—n**; **J. S—fs** in **F—t a. M.** (Wenn Sie Retournierung wünschen, müssen Sie das Rückporto bestreiten. Bitte, unsere obigen Bestimmungen zu lesen); **P. H—e** in **G—r** (Greifen Sie mehr ins volle Menschenleben und lassen Sie die Mythologie in Frieden); **Dr. S. C. B.** in **M—n** (Der in Ihren Liebesgedichten angeschlagene Ton behagt uns nicht); **Frau M. P—s** in **M—l** (Wir schrieben Ihnen schon am 24. Juni, trotz genauester Adresse waren Sie aber für die Post »nicht zu ermitteln«); **Frl. A. H.** in **D—n** (Trachten Sie mal nach mehr Temperament und vermeiden Sie Niedlichkeit und Süße); dankend abgelehnt.

Schluss der Redaction am 15. Juli 1894.

Die nächste Nummer (Nr. 19) erscheint am 15. August 1894.

Inhalts-Verzeichnis:

»Graf A. Fr. v. Schacks letzte Werke.« Von Karl Bienenstein. — »Ein Besuch der Werther-Stätten.« Von Franz. Wichmann (Fortsetzung). — Gedichte des Großfürsten Constantin Constantinowich. Uebersetzt von Julius Grosse. — Thule. Von Gustav Falke. — Bücherschau. — Notizen. — Briefschalter.

☞ Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition**, Einsendungen an die **Redaction des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Auerspergstraße 5.**

Verlag „**Deutsches Dichterheim**" in **Wien.** Chefredacteur: **Adalbert v. Majerosky.**
Verantwortlich: **Ludwig Werner.**

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)
Herausgeber: **Adalbert von Majerszky.**

Monatlich 2 Mal. — Preis: 5 Mark halbjährl., vorauszahlbar. — Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direct durch die Expedition des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Auerspergstraße 5. — Abbestellungen werden nur bis 30. Juni, bezw. 31. December angenommen. Einzelne Nummern à 50 Pfen. 5 Stück einer Nummer 1 Mark 50 Pfen.

Sursum!

Könnt ich aus dieser Erde Bann entweichen
Und an dem Strahl des Lichts empor mich schwingen
Und durch den Weltraum immer weiter dringen,
Von Stern zu Stern, durch all die Himmelszeichen! —

So könnt ich wohl den Mittelpunkt erreichen
Von allem Sein, um den in ew'gem Ringen
Die Sonnen sausen und die Sphären singen —
Ein Anblick und ein Wohllaut sonder Gleichen. —

Dort früge ich vielleicht auch nicht vergebens
Nach Einem, ders vermöcht, mir nachzuweisen
Den wahren Endzweck meines Erdenlebens.

Denn oft bedünkt michs, dass, wie sehr wir wähnen,
Zu wandeln nur in selbstgewählten Gleisen,
Ein Höherer uns lenk nach andern Plänen.

Otto Breitenhof.

Digitized by Google

Studien über Ferdinand Raimund.

Von

Dr. **Adolph Kohut.**

Nachdruck verboten.

I.

Ferdinand Raimund als Volksdichter.

Ein Schauspieler von ursprünglicher, humoristischer Begabung, ein Charakter-Darsteller von wahrhaft meisterhafter psychologischer Feinheit und ein Volksdichter, welcher das Leben und Trachten des Wieners wie kein anderer vor und nach ihm zu schildern wusste, in seinem Ernst wie in seinem Humor, war Ferdinand Raimund.

Ein echter Sohn der schönen Stadt an der blauen Donau, gehört er zu den Dichtern, welche in Deutschland noch lange nicht so gekannt und gewürdigt sind, wie in ihrem Vaterlande. Die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages am 1. Juni 1890 gab aber auch in Deutschland Veranlassung, dieses genialen, eigenartigen und wunderlichen Geistes pietätvoll zu gedenken, dessen Volksstücke, wie z. B. »Der Verschwender«, »Der Bauer als Millionär«, »Der Alpenkönig und der Menschenfeind«, »Die gefesselte Phantasie« u. a. m. beliebte Repertoirstücke nicht nur der österreichischen, sondern auch der deutschen Bühnen sind und dessen Lieder einen geistigen Schatz des deutschen Volkes bilden. Raimund hat gezeigt, dass man ergreifende, dramatisch wirksame und höchst fesselnde Volksstücke schreiben und das Publicum entzücken kann, ohne auch nur mit einem Worte oder einem Gedanken die Sittlichkeit zu verletzen und der Moral, wie dies — leider! — in so vielen modernen Volksstücken und Lustspielen der Fall ist, einen Faustschlag ins Gesicht zu geben.

Im Gegentheil: Fast alle seine Schauspiele sind Tendenz-Stücke edler Art, das heißt: immer und immer verkündet der Dichter den Sieg der Tugend über die Sünde und des Rechtes über das Unrecht; er lehrt die Weisheit, dass nur Zufriedenheit glücklich mache, dass Hochmuth vor dem Falle komme, dass Nächstenliebe und Wohlthätigkeit eine schönere Zierde und ein prächtigerer Schmuck des Reichen sind, als die herrlichsten Perlen und Diamanten, und dass wir nicht deshalb leben, um zu genießen, sondern um zu arbeiten und das Gute und Edle zu verkörpern. Man kann diese Moral eine spießbürgerliche und hausbackene nennen, aber sie war und ist eine gesunde, und Ferdinand Raimund soll es stets zum Ruhme angerechnet werden, dass er sich nicht scheute, dem leichtsinnigen und oberflächlichen Phäakenthum einen Spiegel der Selbsterkenntnis vorzuhalten und der Frivolität und Schlüpfrigkeit, welche in so vielen Volksstücken, Schwänken und Possen seiner Zeit zum Ausdruck kamen, den Fehde-Handschuh hinzuschleudern. Die Raimund'sche Moral ist weder eine aufdringliche noch langweilige, die rührenden Bilder aus dem Leben des Volkes, welche er uns vorführt, sind von solcher Naturwahrheit und Treue, dass sie von selbst Sittlichkeit und Tugend lehren, ohne dass es eines ferneren Commentars bedürfte. Alle seine Allegorien, alle seine Zauberer, Genien, Feen, Schutzgeister u. s. w. sind Typen aus dem Wiener Leben, sie sprechen die Sprache des Volkes und packen das Gemüth. Raimund liebt die Romantik freilich oft mehr, als es das ästhetische Schöne und Geschmackvolle zulässt. Die Allegorien, welche er anwendet, sind zuweilen gar zu grotesk, — aber nehmt alles nur in allem, so muss man vor diesem Shakespeare des Wiener Localstückes die größte Verehrung hegen und ihm unter den bedeutendsten Volksdichtern aller Zeiten einen Platz einräumen.

Nachdem Raimund an mehreren Wiener Bühnen und durch Gastspiele an auswärtigen Theatern die die Welt bedeutenden Bretter von der praktischen Seite aus gründlich kennen gelernt hatte, gieng er, wenn auch anfänglich nur mit Schüchternheit und Zaghaftigkeit, an die große Arbeit seines Lebens: die Ideen, welche ihn erfüllten, durch dichterische, dramatische Gebilde zu versinnlichen. Zu mehreren Stücken hatte er bereits Scenen und Couplets geschrieben, welche sehr ansprachen. Doch erst 1823 trat er, auf Anregung des Localdichters Meisl mit einem Stück: »Der Barometermacher auf der Zauberinsel« hervor. Dieser erste Versuch war von solchem Erfolge gekrönt, dass in rascher Reihenfolge mehrere Stücke über die Bühne giengen, welche dem Wiener Leopoldstädter Theater reiche Einnahmen verschafften. So entstanden denn die köstlichen Schöpfungen: »Der Diamant des Geisterkönigs«, »Der Bauer als Millionär«, »Moisasurs Zauberpflug«, »Der Alpenkönig und der Menschenfeind«, »Die unheilbringende Zauberkrone«, »Die gefesselte Phantasie«, »Das Gespenst auf der Bastei« und sein hervorragendstes, unsterbliches Werk »Der Verschwender«. Diese letztere Dichtung erlebte einen beispiellosen Erfolg, sie gieng über alle deutschen Bühnen

Digitized by Google

und dürfte den Namen des Dichters noch für die späteste Nachwelt lebendig erhalten.

In all seinen Stücken offenbart sich eine ursprüngliche, aus der Fülle des Lebens schöpfende Volkspoesie; überall tritt eine mächtige und leidenschaftliche Einbildungskraft, sich dem Phantastischen und Zauberhaften hinneigend, zutage, und überall ist der überaus reiche Inhalt getragen von einer harmonisch abgerundeten und schönen Form.

Das Leben pulsiert frisch und übermächtig, erfüllt von einem herzerquickenden, zuweilen derben, aber immer übersprudelnden und natürlichen Humor. Die Vermischung einer märchenhaften Idealdichtung mit dem localen Realismus, die Verbindung der phantastischen Märchenwelt mit dem modernen Leben des eigentlichen Wienerthums, übermüthige, zuweilen ausgelassene Heiterkeit und Fröhlichkeit, gepaart mit wehmüthigem Ernst und erschütternder Tragik, — aus all diesen Bestandtheilen hat der Wiener Hexenmeister ein gar köstliches Mahl bereitet, und die Bühnenvorstände sollten statt abgestandener schaler Possen und Schwänke lieber zu den bewährten Zugstücken Raimunds greifen.

Wie volksthümlich diese Dichtungen geworden sind, beweisen ja die zahlreichen Lieder aus den Raimund'schen Stücken, die man gleichsam als geflügelte Worte bezeichnen kann. Aus der Fülle derselben sei nur das berühmte »Hobellied« hervorgehoben, welches so recht eigentlich die scherzhaft wehmüthige Eigenart des Raimund'schen Genius kennzeichnet. Wer kennt nicht die Strophe, welche mit den Worten beginnt:

»Da streiten sich die Leut herum
Oft um den Wert des Glücks,
Der eine heißt den andern dumm,
Am Ende weiß keiner nix.

Da ist der allerärmste Mann,
Der andere viel zu reich,
Das Schicksal setzt den Hobel an
Und hobelt s' beide gleich.«

Wer hat nicht schon in allen Variationen das Lied aus »Bauer als Millionär« singen hören:

»Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Mußt mir ja nicht böse sein!
Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muss sie untergehn.«

Und wer hat nicht mit dem Menschenfeind Rappelkopf schon den Vers angestimmt:

»So leb denn wohl, du stilles Haus,
Wir ziehn betrübt aus dir hinaus,
Und fänden wir das höchste Glück,
Wir dächten doch an dich zurück.«

Von den genannten Stücken Raimunds sind neben dem »Verschwender« am wertvollsten »Der Bauer als Millionär« und »Alpenkönig und Menschenfeind«. Im ersteren mahnt der Dichter zum Maßhalten in jener Zeit, wo wir noch im Reichthum schwelgen, und an die Zukunft zu denken. Die Volksweisheit des Stückes besteht auch darin, dass es uns Menschen vorführt, welche die Treue und Ergebenheit verkörpern, obschon sie mit ihren Gefühlen nicht liebäugeln. Hier sehen wir, dass der reiche Bauer das Glück des Lebens erst dann kennen lernt, wenn er verarmt ist. Und im »Alpenkönig und Menschenfeind« verspottet der Dichter die Kopfhängerei und die krankhafte Richtung des Grübelns, sucht Thatkraft und Lebensfreude zu erwecken und den Pflichteifer anzuspornen.

Sicherlich hätte die Bühne ihm noch gar manche herrliche Gaben zu verdanken gehabt, wenn dieser merkwürdige Geist nicht durch den Dämon der Hypochondrie in seiner Entfaltung vielfach gehemmt worden wäre. Diese krankhafte Schwermuth trieb ihn auch bekanntlich in den Tod, in der Vollkraft seines Lebens und Schaffens, ohne sein Tagewerk vollendet zu haben.

Im übrigen hat er sein dichterisches Glaubensbekenntnis in einem schönen Gedichte an den ihm befreundeten Hofschauspieler Ludwig Löwe niedergelegt.

Er singt dort u. a.:

Wer lebte einst und ist noch jetzt geehrt,
Wer lebt noch jetzt und wird es einstens sein,
Der wirklich auch verdient, dass sich die Welt
Erzählt, dass er gelebt? Gewiss nur der,
Der unermüdet stets nach Wahrheit strebt
In jeglichem Geschäft; der forschend kühn
Des Lebens große Fragen an sie stellt
Und nicht erbebt, wenn sie ihr Götterhaupt
Bei mancher Hoffnung, die er glühend nährt,
Oft unerbittlich streng verneinend schüttelt!
Der alles Schöne, Edle ganz vollbringt
Und nicht erglänzt, Vollbringung nur erheuchelnd,
Bis ihn die Welt auf dem Betrug ertappt!

II.

Raimund und Grillparzer.

Raimund mied möglichst den Umgang mit der Welt und wenn er nicht spielte, so war seine intime Freundin Toni Weber das einzige Wesen, vor dem er sein ganzes Herz ausschüttete. In diesem Sinne schreibt er ihr einmal: »Du weißt, wie wenig wahre Freuden mir das Leben bringt, weil mein Gemüth zum Leid geboren ist. Doch hat die Trauer besserer Menschen einen tröstenden Begleiter: höheres Bewusstsein. Und dass sich so viel Aehnlichkeit in unseren Seelen findet, kann dir verbürgen, dass du

Digitized by Google

meinem Herzen theuer bist, weil ein tieferes Gemüth so seltene Waare ist, die sich durch gegenseitige Empfindung nur erkaufen läßt. Darum vertraue auf den, der dir so viele Jahre treulich Wort gehalten hat.«

Nur eine einzige Ausnahme ließ er gelten, zu dem größten Dichter Oesterreichs, seinem Zeitgenossen, Franz Grillparzer, fühlte er sich mächtig hingezogen. Er verehrte in ihm den genialen Dramatiker und edlen Menschen und versäumte selten den Besuch des Hofburgtheaters, wenn ein Stück Grillparzers gegeben wurde. Mit welcher Schwärmerei er an dem hochdeutschen Poeten hieng, hat uns der kürzlich verstorbene L. August Frankl berichtet, der die nachstehenden bezeichnenden Züge aus dem Leben Raimunds mittheilt

Man gab einst im Hofburgtheater Grillparzers »Traum ein Leben«, Raimund saß neben Frankl; auf die Bemerkung des letzteren: »Sie kommen oft in dieses Theater?« erwiderte ersterer: »Ich kann vom Edlen nicht lassen. Hier kann ich mich von meiner Possenreißerei erholen.« Er folgte dem phantasievollen Drama mit gespannter Aufmerksamkeit und nach der Vorstellung äußerte er ganz wehmüthig: »Sehen's, das hab ich selbst immer wollen und eigentlich hat mein »Bauer als Millionär« ganz denselben Gedanken. Hier träumt der Held, bei mir ist Zauberei im Spiel. Hier wird er reich und mächtig, bei mir auch. Nur muss er Galläpfel aufbeißen, in deren jedem ein Ducaten steckt, was volksthümlich ausdrücken will, dass es bitter ist, reich und mächtig zu werden. Hier reißt sich der Held von seiner Geliebten los, bei mir die Jugend vom Helden. Nur die schöne, schwungvolle Sprache habe ich nicht. Die möchtens auch in meiner Vorstadt nicht verstehen. Es is ewig schad um mich!«

Man sieht, dass Raimund, dessen Genie ausschließlich im Volksstück und im Wiener Dialect wurzelte, mit Neid und Bewunderung auf einen Dichter blickte, dessen Kraft im hochdeutschen Drama und in der Sprache Goethes und Schillers lag. Die Verehrung war übrigens eine gegenseitige; auch Grillparzer achtete das Talent Raimunds sehr hoch und versäumte es auch seinerseits nicht, dessen Drama zu sehen. »Mir ist immer,« äußerte er, »als ob ich ein aromatisches Bad nähme, in welches die seltensten duftenden Pflanzen hineingethan sind. Dass dem Dichter die wissenschaftliche Bildung mangelt, hat ihn originell erhalten. Es ist unglaublich, wie naiv er in seinen Allegorien ist.«

Welche Sympathie Grillparzer für Raimund hegte, wissen wir aus den Aufzeichnungen des Dichters der »Sappho«. Er sagt einmal von ihm zutreffend: »Man hat oft bedauert, dass es Raimund, dem beliebten Volksdichter, an Bildung fehle; wenn diese noch dazu gekommen wäre, stünde der leibhaftige Shakespeare noch einmal da. Ich glaube, es fehlt Raimund nicht sowohl an Bildung, als an der Fähigkeit, sich eine Bildung zu Nutzen zu machen. Andererseits merken seine Bewunderer nicht, dass gerade dieser Zusammenstoß von geahnt Poetischem und gemein Uncultiviertem es ist, was den Hauptreiz von Raimunds Hervorbringungen verursacht. Das Barocke ist sein Verdienst, aber sein großes Verdienst.«

Als der erste Band von Raimunds Werken erschien, begrüßte sie Grillparzer mit großer Freude und Anerkennung. Er widmete denselben eine ganze Abhandlung, die wir hier aus Raummangel nicht abdrucken können; aber schon der nachfolgende Auszug mag beweisen, welche Achtung er für seinen Bruder in Apoll hegte. Allerdings, sagt Grillparzer, habe die vortreffliche Darstellung von Raimunds Stücken auf dem Leopoldstädtischen Theater, seine eigene mit eingeschlossen, zu den glänzenden Erfolgen derselben viel beigetragen; aber die Darstellung gehöre auch dem Verfasser, wie die Schlacht dem Feldherrn gehöre, ohne dass deshalb das Verdienst der einzelnen Krieger das Geringste von seinem Werte verliere. Die glänzendste Tapferkeit sei wirkungslos, wenn ein leitender Geist ihr nicht die gehörige Stelle anweise, und der begabteste Schauspieler werde nie mehr leisten als der wahre Dichter nicht etwa gewollt — das wäre leicht, sondern selbst in die Rolle hineingelebt habe. Es gebe wohl dramatische Concertstücke, die, bei schwacher Versinnlichung seitens des Verfassers, dem Schauspieler Gelegenheit bieten, in der Entwicklung seines eigenen Talentes Halt und Verbindung zu suchen und zu finden; dies seien aber nur, um in der Kriegssprache fortzufahren, gelegentliche Scharmützel, Ueberfälle, Husarenstreiche, deren Erfolg zur Würdigung des Feldherrn wie des Dichters eben nichts beitrage. Der wahre dramatische Dichter sehe sein Werk darstellen, indem er es schreibe, und die Darstellung auf der Bühne könne ihn höchstens durch die Genauigkeit der Copie angenehm überraschen.

So habe Raimund in seiner besten Zeit geschrieben; aber diese beste Zeit sei seinem Entwicklungsgange nach nicht seine echte gewesen. Er habe, durch die ungünstigsten Verhältnisse, sich selber Bahn brechend, damit angefangen, eigentliche Theaterstücke, gleichsam Concertstücke zu zeigen. Sich und seinen Kameraden habe er Gelegenheit geben wollen, ihre Darstellungsgabe an einem, die Aufmerksamkeit fesselnden Canevas zu zeigen, wo dann die eigentliche Ausmalung der Charaktere und Situationen, dem Talente, ja der Persönlichkeit, jedes Einzelnen überlassen geblieben sei.

Digitized by Google

Zu dieser Gattung gehöre das Raimund'sche Stück: »Der Diamant des Geisterkönigs«. Voll guter Einfälle mit einer glücklich geführten Handlung würde doch niemand, zum Beispiel in dem leicht skizzierten Entwurfe der Geliebten des Bedienten Florian, jene Naturwahrheit und Grazie erkennen, welche die unnachahmliche Thereje Krones in diese Rolle zu legen gewusst habe. Nichtsdestoweniger aber sei das Ganze auch im Lesen unterhaltend und lobenswert.

Umsomehr rühmt Grillparzer Raimunds: »Der Alpenkönig und der Menschenfeind«. Er sagt unter anderem wörtlich: »Man muss die Wüste der neuesten deutschen Poesie durchwandelt haben, gefühlt haben, wie Naturwahrheit und Leben, aus dem begriffsmäßigen Geäste talentloser Ueberschwenglichkeiten sich nach und nach zurückzuziehen droht, um das Erquickende dieser frischen Quelle ganz zu empfinden. Zuerst der Gedanke des Ganzen, die etwas barocke Einkleidung des auf der Volksbühne auch der Form nach stationär gewordenen Zauberhaften abgerechnet, hätte selbst Molière eine vortrefflichere Anlage nicht erdenken können.

Ein Menschenfeind — oder vielmehr, um den Namen für die Sache zu gebrauchen — ein Rappelkopf, dadurch geheilt, dass er sein eigenes Benehmen sich selbst vor seine eigenen Augen gebracht sieht: ein psychologisch wahreres, an Entdeckungen reicheres Thema hat noch kein Lustspieldichter gewählt. Nun aber die Entwicklung selbst — die eigentliche Aufgabe der Poesie: die Belebung des Gedankens. Raimund hatte den Vortheil, in der wunderlichen Hauptperson ein wenig sich selbst copieren zu können; aber auch alle übrigen Personen, dieser in seiner Langweiligkeit ergötzliche Bediente gegenüber dem Stubenmädchen, durch einen natürlichen Antagonismus in immerwährendem Wechselspiel gegeneinander.

Die Seelenreinheit, ja Seelenadel im Charakter der Gatten, deren natürlicher Sinn — es ist nicht zu sagen, wie viel Kunst darin liegt — selbst den im Stücke geforderten und von allen übrigen getheilten Glauben an den geisterhaften Alpenkönig nur als ein Halbfremdes aufnimmt. Die Tochter, anfangs nur leicht angedeutet, gegen das Ende zu aber immer bestimmter, eigentlich rührend ohne Sentimentalität. Jene Scene in dem »stillen Haus«, der an niederländischer Gemäldewahrheit ich kaum etwas an die Seite zu setzen wüsste. Und das alles zu einer Feinheit der Form gebracht, die anregt, festhält und das ganze Gemüth des Zuhörers in den bunten Kreis hineinbannt. Ueberall Blutumlauf und Pulsschlag bis in die entferntesten Theile des eigentlich organischen Ganzen. Ich wollte, sämmtliche deutsche Dichter studierten dieses Werk eines Verfassers, dem sie an Bildung himmelweit überlegen sind, um zu begreifen, woran es unseren gesteigerten Bestrebungen eigentlich fehlt, um einzusehen, dass nicht in der Idee die Aufgabe der Kunst liegt, sondern in der Belebung der Idee; dass die Poesie wahre Wesen und Anschauungen will, nicht abgeschattete Begriffe; dass endlich ein lebendiger Zeisig mehr wert ist, als ein ausgestopfter Riesengeier oder Steinadler.«

Dieses Urtheil Grillparzers gereicht diesem edlen und wahren Geiste zur Ehre! Es zeugt von der größten Unbefangenheit, Gerechtigkeit und Liebe.

Ueber die Beziehungen der beiden Dichter werden nachstehende kleine Züge gewiss von Interesse sein. Grillparzer besuchte einst Raimund auf seiner reizenden Besitzung bei Gutenstein, fand ihn aber nicht zu Hause. Man bedeutete ihm, dass Raimund in der Nähe im Walde sei. Er gieng dahin und traf ihn auch bald. Der Volksdichter trug eine blaue, schlotterige Blouse, die da und dort von Harz troff. Hinter jedem Ohre stak ihm eine Feder, eine dritte hielt er auch nebst einem Tintenfasse und Papier in der Hand.

»Aber Raimund,« rief ihm der Gast entgegen, »wie sehen Sie denn aus?!« — Fast ärgerlich erwiderte Raimund: »No, wie kann ich anders aussehen, wenn ich auf die Bauer sitz und dichte?!«

Gleich komisch ist die nachfolgende Begegnung Raimunds mit Grillparzer in von Akens Menagerie in Wien. Beide sehen mit besonderem Interesse dem Spielen der Affen zu. Die gymnastischen Uebungen eines besonders lebhaften derselben, der sich mit seinen vier Pfoten an der oberen Holzwand des Käfigs anklammerte und mit überhängendem Kopfe grinsend die Zähne fletschte, erregten das Lachen Grillparzers. Raimund sagte zu ihm: »Sie, Grillparzer, wissen's, das ist schwer.« Der Tragiker erwiderte: »Schafft's ihnen wer an?« (Verlangt das jemand von ihnen?) Bald darauf begegnete Raimund dem Dichter Holtei und schilderte ihm diese Scene, sowie den kurzen Dialog, wobei er hinzufügte: »Recht hat Grillparzer gehabt, aber ich bin völlig verdutzt gewesen; wir haben auch gar nichts weiter mit einander discuriert.«

Einen merkwürdigen psychologischen Gegensatz bildete, wie man schon aus diesen kleinen Zügen ersieht, zu Raimund Grillparzer; während jener ein Hypochonder war, zeichnete sich dieser, trotz seiner ergreifenden Tragödien, durch Heiterkeit und Lebenslust aus. Beide waren fast in gleichem Alter und sahen sich auch äußerlich sehr ähnlich. Frankl schildert das Aeußere des berühmten Dioskuren-Paares mit folgenden Worten:

Digitized by Google

»Beide waren gleich groß, Beide hielten den Kopf zur Seite geneigt, Beider Augen waren groß und von geistig durchseeltem Blau. Der Ton, die Rede war bei Raimund häufig wehmüthig klagend, zuweilen kläglich, der Accent ein entschieden österreichischer. Nur war Raimund blond, Grillparzer dunkelbraun, welche Farbe das Haar des Dichters — ein physiologisch merkwürdiger Fall — erst im dreißigsten Lebensjahre erhielt.«

Uebrigens muss hervorgehoben werden, dass Raimund nicht immer griesgrämig war; hatte er seinen guten Tag und wurde er nicht von hypochondrischen Anfällen geplagt, konnte er überaus lustig sein, wie dies schon die nachfolgenden schnurrigen Geschichten beweisen. Die eine trug sich während der Darstellung von Raimunds »Der Diamant des Geisterkönigs« zu. Der Diener Florian wird in demselben in einen Pudel verwandelt; damit ihn der böse Geist nicht erkenne, dringt ein Pudel weißer Pudel herein.

Kleine Jungen wurden zu diesem Zwecke in Thierfelle gekleidet, und um sie zur rechten Zeit beisammen zu haben, wurden sie in eine Requisitenkammer gesperrt. Mittlerweile brach ein heftiges Gewitter los. Das Schlagwort, auf welches hin sie auf die Bühne laufen mussten, war nicht mehr fern. Man öffnete die Thüre und die zehn Buben lagen auf den Knien und beteten aus Angst vor Blitz und Donner ein lautes Vaterunser.

Bei einer Probe eines seiner Stücke sah er eine Schauspielerin mit dem Strickstrumpf beschäftigt; er bat sie, denselben beiseite zu legen. »Es ist mir weniger um das Stück,« bemerkte er, »als um Ihren Strumpf. Sie werden ganz bestimmt zu Hause besser stricken, als hier auf der Bühne, wo ich Sie alle Augenblicke in Ihrer Arbeit unterbrechen muss.«

Von echtem Humor getragen waren auch seine Improvisationen; so hielt er zum Beispiel gelegentlich seines letzten Provinz-Engagements in Raab die nachstehende launige Stegreif-Theaterrede anlässlich seines Benefices:

»Mir geht es, wie Herr Wieland spricht,
Ich seh den Wald vor lauter Bäumen nicht,
Doch will ich mit hoher Zuversicht es wagen,
Den Gönnern hier die laute Bitte vorzutragen:
Das übermorgige Lustspiel: »Das Wirtheft« genannt,
Ist mir von der Direction als Einnahme zuerkannt;
Uebermorgen ist mir erlaubt, hier Hausherr zu sein,
Ich lade Sie alle als meine Inwohner ein.
Meine Gewohnheit ist nicht, wie der Hausherren, meine Parteien zu steigern,
Aber widers Mehrgeben werd ich mich nicht weigern,
Und weil mir dann erlaubt ist, Hausinspector zu sein,
So bin ich so frei und nimm beim Thor drauß' den Hausmeistergroschen ein.*)
Zwar darf ich nicht auf eigenes Verdienst vertrauen,
Doch will ich hoffnungsvoll auf Ihre Nachsicht bauen.
Ich weiß, wenn Phöbus seinen Wagen in das Meer will senken,
So werden gütig Sie den Schritt nach diesem Tempel lenken:
O würd' es wahr! dann sollt mir nichts den Freudentag verhunzen,
Dann, ihr neun Musen ihr, freßt's Leberwürst und Blunzen!
Jetzt werd' ich so frei sein, mich zu bequemen,
Von den Gönnern meinen unterthänigen Abschied zu nehmen,
Ich wünsche Ihnen allerseits eine ruhige, glückliche Nacht,
So glücklich, als Ihr Besuch übermorgen die meinige macht!

*) Eine früher übliche Sitte der Provinzschauspieler, am Benefice-Abende die Function des Cassiers zu übernehmen, um das Publicum für Ueberzahlungen geneigter zu machen.

Betty Paoli.

Es ist eine schwere und schmerzliche Aufgabe, sich öffentlich über einen persönlich theuern, lang befreundeten Geschiedenen zu äußern, angesichts seines kürzlich geschlossenen Grabes, eines Geschiedenen, der durch seine hohe Bedeutung eine unvergängliche Zierde des Vaterlandes, der ganzen großen deutschen Nation bildet. Und doch — ist's nicht an dem einstigen Jünger, der seit seiner Jugendzeit mit einem verehrten Meister verkehrte, dessen geistiges Bild dem nachgewachsenen Geschlechte — wenn auch nur in einzelnen Zügen — vorzuführen in dem Augenblicke, da er aus

Digitized by Google

dem Leben schied? Ist's nicht an der Frau, mit gerechtem Stolze auf eine edle, groß veranlagte, bedeutende Frau hinzuweisen zur Zeit, da eben der Genius mit der umgekehrten Fackel sie berührt hat und sie durch diese ernste Leuchte verklärt, auch den Antheil der Fernstehenden erweckt?

Betty Paoli war vor allem eine Vollnatur, eine so bedeutende kräftige Individualität, dass ein langes und schicksalsreiches Leben ihr nichts abringen, sie in nichts glätten oder gar schwächen konnte. Ihre große Subjectivität, diese Haupteigenschaft des echten Lyrikers, ohne die er nicht unwiderstehlich hinreißen und uns mit Zaubermacht in seine Gefühls- und Anschauungswelt versetzen kann, machte sich auch in ihrem Leben geltend. Da sich zu dieser Subjectivität, die sie leicht dazu veranlasste, ihr Fernstehendes abzustoßen, eine hohe Wahrheitsliebe und der Muth der Wahrhaftigkeit gesellten, so konnte sie oft herb erscheinen. Dafür hatte sie aber die seltene, an einem hochstehenden und stolzen Charakter nicht genug zu rühmende Eigenschaft, einen Irrthum oder eine Härte — kurz, alles, womit sie jemanden verletzt haben konnte, nachträglich nicht nur einzusehen, sondern auf herzgewinnende Weise einzugestehen. In solchen Zügen zeigte sich gar oft ihre echte Güte, das allgemeine Wohlwollen, das sie erfüllte, ihr tiefes Mitleid mit allen Schwergeprüften. Sie enthüllten mit Einem das reiche Gemüthsleben der edlen Dichterin, deren tief ergreifende, in ihrer Echtheit und hohen, classischen Einfachheit unvergleichliche Gesänge so Viele wahrhaft erhoben und entzückt haben und noch erheben werden.

Vor allen in anderen Formen Schaffenden, ja, vor allen Künstlern überhaupt, muss gerade der Lyriker eine bedeutende Individualität sein, denn er wirkt ganz allein nur mit dem Ausdruck *seines* Innenlebens. Und »der erste Lyriker Oesterreichs«, wie Grillparzer einst die Verklärte genannt hat, war ganz und voll nur Lyriker allein, was angeborene Begabung und rein künstlerisches Schaffen betrifft, hat nur durch das Lied allein tief und nachhaltig gewirkt. Ihr hoher, durchdringender Verstand und ihre seltene und umfassende Bildung — eine Bildung, die staunenswert war, wenn man erwägt, in welche ferne, weiblichem Wissen unholde Zeit die Jugend der Dichterin fiel, und dass sie diese erste Jugend unstät mit ihrer Mutter auf Reisen zugebracht hat — befähigten sie zu sehr wertvollen und interessanten Urtheilen über alle künstlerischen Leistungen, die Musik ausgenommen. Diese Urtheile über Literatur, Malerei, bildende Kunst und Theater — unzweifelhaft von bleibendem Werte, weil sie von einer bedeutenden Persönlichkeit herrühren, sind in zahlreichen Essays und Feuilletons in hervorragenden Zeitschriften — natürlich zum größeren Theile in einer früheren Zeitperiode — niedergelegt, und es steht zu hoffen, dass sie in einer Gesammtausgabe der Werke unserer Dichterin, die zur Ehrenpflicht geworden ist, erscheinen werden.

In Wien am 30. December 1815 als die Tochter eines Arztes geboren, verlor sie ihren Vater schon in der Kindheit. In ihrer frühesten Jugend erlitt ihre Familie den Verlust ihres Vermögens durch den Bankerott eines Handlungshauses und das junge Mädchen, das, einem glühenden Wissensdrange folgend, sich hauptsächlich selbst gebildet hatte, musste bald daran gehen, sich eine Lebensstellung zu gründen. Es ist bezeichnend sowohl für den edlen Stolz ihrer Gesinnung, als auch für ihre hohe Idee von der Kunst, dass sie nie daran dachte, aus ihrer sich früh äußernden dichterischen Begabung in materieller Hinsicht einen Beruf zu bilden, sondern Unterricht in den vielen Sprachen zu ertheilen begann, die sie theils schon beherrschte, theils beherrschen lernte. Nach dem Tode ihrer Mutter im Jahre 1843 wurde sie Gesellschaftsdame bei der Fürstin Schwarzenberg, der Witwe des berühmten Feldherrn, und gewann bald durch ihre hervorragenden Eigenschaften die Freundschaft dieser hochgebildeten Dame, die einen Kreis bedeutender Menschen, darunter Staatsmänner und Dichter, um sich versammelte. Natürlich wirkte dieser interessante Verkehr sehr anregend auf die junge Dichterin, die ihre ersten Gedichte schon 1841 veröffentlicht hatte, denen 1843 das bedeutende Buch: »Nach dem Gewitter« gefolgt war.

Sie begann die Früchte ihrer sich immer erweiternden Weltanschauung auch in den schon erwähnten Aufsätzen niederzulegen, während in längeren Zwischenpausen ihre beiden hervorragenden Bücher: »Neue Gedichte« und »Neueste Gedichte« erschienen.

Seit nahezu vierzig Jahren lebte sie als ein Familienmitglied durch Wahlverwandtschaft in dem Hause der Familie v. Fleischl, mit der edlen Hausfrau durch ein treues, inniges Freundschaftsband bis in den Tod verbunden. Manch schönes, ergreifendes Gedicht, manch trefflicher Aufsatz ist auch in den letzten Jahrzehnten noch von ihr erschienen, aber doch selten; denn sie theilte nicht die Eitelkeit manch hervorragender Dichtergreise, die das unermüdliche Producieren für ihre heiligste Pflicht halten.

Wenn es überhaupt Menschen geben sollte, die von Eitelkeit frei sind, so gehörte Betty Paoli zu ihnen. Für ihre persönliche Bedeutung spricht am beredtesten der Umstand, dass sie unvermählt geblieben und ganz allein stehend, zeitlebens in bescheidenen Verhältnissen und ganz ohne jeglichen Einfluss auf andere als den ihrer Persönlich-

Digitized by Google

keit, körperlich seit Langem eine hinfällige Greisin, von einem großen, ganz allein nur durch Todesfälle sich lichtenden Kreis von treu ergebenen, ja begeisterten Freunden umgeben war, denen ihr Scheiden eine tiefschmerzliche, unausfüllbare Lücke reißt.

Bis zu ihren letzten Tagen den lebendigsten, geist- und gemüthsvollsten Antheil an allen Welt- und Kunstereignissen nehmend, so wie an allem, was ihre Freunde betraf, denen sie Treue mit Treue vergalt, wird sie allen, die Sinn für ihren ernsten Gesang haben, unvergänglich leben und erhebend auf sie einwirken, wenn sie mahnt:

Ob dir des Glückes goldne Sonne strahlt,
In Nebeln, trüb und grau und giftig kalt,
Der Hoffnung letzte Sterne dir verschwammen,
Ob Hass, ob Liebe dir im Busen schwillt,
Für jeden Tag, für jede Stunde gilt
Der ernste Mahnungsruf: Nimm dich zusammen!
Weh dir, wenn du auf andre Hilfe baust,
Verblendet einem andern Schutz vertraust,
Als nur den Kräften, welche dir entstammen!
O fühle, dass des Schicksals schwerem Bann
Nichts auf der Welt die Wage halten kann,
Als nur dein eigen Selbst! Nimm dich zusammen!

Marie von Najmájer.

Ein Besuch der Werther-Stätten.

Von

Franz Wichmann. (Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

In diesem Garten wurde auch in der Werther-Schwärmereiperiode den zahlreichen neugierigen Reisenden lange Zeit ein Erdhaufen als das »Grab Werthers« gezeigt und durch die seltsamsten Ovationen, besonders vonseiten spleeniger Engländer, verehrt. Eine Gedächtnisurne, die auf diesem Erdhaufen aufgestellt war, nahm im Jahre 1813 ein durchmarschierender russischer General an sich und schickte sie als Merkwürdigkeit nach Petersburg, ein Beweis dafür, welcher Popularität der »vielbeweinte Schatten« auch im Auslande sich erfreute. Dieses Grab Werthers war indessen nur eine speculative Erfindung des Wirtes, denn Jerusalem liegt an der Kirchhofsmauer zu Wetzlar begraben. Bei der Bevölkerung der Gegend freilich ist Werther allmählich zu einer feststehenden, sagenhaften Person geworden, wodurch jedoch keineswegs eine große Verwirrung hinsichtlich Goethes, Werthers und Jerusalems aufgehoben wird. Im ganzen ist jedoch Jerusalem die unbekannteste Persönlichkeit. In den Erzählungen der Leute wird meistens Goethe mit Werther identificiert oder doch wenigstens nicht von ihm unterschieden, andererseits aber auch fest an die Existenz Werthers geglaubt und alles im Roman Erzählte als bare Münze und Wahrheit, oft noch vielfach entstellt, wiedergegeben. Wunder kann uns diese Verwirrung nicht nehmen, wenn wir uns erinnern, dass schon kurz nach dem Erscheinen des »Werther« diese Confusion im Urtheile des Publicums begann, und wenn wir lesen, dass der große Mime Talma noch im Jahre 1805, gelegentlich eines Besuches bei Goethe, diesen fragte, ob Werther nicht eine wahre Geschichte sei? Vermehrt und genährt ward diese Unklarheit jedenfalls noch durch die zahlreichen literarischen Producte der Wertherzeit, die wie Pilze aus der Erde schossen und theils den Werther fortsetzten, theils ihn nachahmten, Lotte zur Heldin neuer Geschichten machten, ja sogar sie und Werther noch im Jenseits ihre Gedanken austauschen ließen.

Jener wunderlichen Zeit musste ich gedenken, als ich in der kleinen, engen Wirtsstube zu Garbenheim-Wahlheim saß. Ein paar Kinder in den reizendsten Jahren der unbefangenen Jugend spielten an demselben Tische, ein liebes kleines Mädchen mit hellen, blauen Augen und blonden Locken und ihr etwas jüngerer Bruder. Sie schnitten Figuren aus Zeitungspapier und schoben mir dieselben hin, damit ich ihre Kunst bewundern sollte. Die Mutter wehrte ihnen, sie sollten den fremden Herrn nicht belästigen. Da musste ich an den Werther Goethes denken, der hier mit den Kindern gescherzt, und bat sie, den Kleinen

Digitized by Google

ihr Vergnügen zu lassen, indem ich zugleich ein Gespräch mit ihr anknüpfte. Die Frau klagte, dass der Fremdenbesuch nur noch sehr gering sei. Früher seien viel mehr Leute gekommen, um den Ort zu besehen, aber jetzt hätten die Menschen kein Interesse, keine Zeit und kein Geld mehr dazu. Ich glaubte der Frau gern, was sie sagte. Wer kümmert sich heute noch viel um die Schönheit wahrer Poesie und die von ihr verklärten Stätten! Alles drängt und hastet nach Neuem, und um sich materielle Genüsse zu verschaffen, scheint das Geld nirgends zu fehlen. Wir fühlen heutzutage zu wenig und denken vielleicht zu viel. Das kleine Mädchen, indem es mir eine neue ausgeschnittene Figur zuschob, sah mich mit seinen blauen Augen so träumerisch lächelnd an, als wollte es meine Gedanken Lügen strafen. Ja freilich, an die Kinder hatte ich nicht gedacht; wir könnten manches von ihnen lernen!

Für den Rückweg nach Wetzlar wählte ich die breite Fahrstraße, die am linken Ufer der Lahn hinführt und die in der Nähe der Stadt, an der dem Flusse abgewandten Seite, von einem steilen felsigen Abfall der linksuferigen Höhen überragt wird. Diese Felsen, von denen man auf das Thal und den Strom hinabschaut, mag Goethe bei der wundervollen Schilderung der Ueberschwemmung im Auge gehabt haben, da er den unglücklichen Werther das grause Schauspiel der rollenden, klingenden Wogen zu seinen Füßen betrachten und erwägen lässt, ob er nicht mit einem Sprung in die Tiefe seinen Leiden ein Ende machen soll.

(Schluss folgt.)

Nornagest.

Den schroffen Fjord umlagert ein düstrer Nebelflor,
Da Nornagest, der Barde, die Felswand klimmt empor.
Gespensterhafte Schatten umdunkeln noch die Bahn,
Der sich in weitem Bogen die blauen Wellen nahn.

Und wie im Schein der Frühe die Ferne rosig gleißt,
Wie Klippe sich auf Klippe der finstern Nacht entreißt,
Wie helle Glut der Sonne vergoldet alle Höhn,
Sieht er mit scheuem Staunen Olafs Paläste stehn.

Bedächtig stimmt der Sänger der Saiten reiche Zahl
Und tritt dann voll Erwartung ein in den Rittersaal.
Er schlägt mit Kraft die Leier und mächtig rauscht ihr Klang
Wie hoher Meereswogen entfesselter Gesang:

»Da ich als schwacher Säugling in weichen Windeln lag,
Erschienen einst drei Völen beim zwölften Stundenschlag.
Zwei kündeten mit Lächeln mir Glück und Freuden an,
Wenn ich mit starken Sinnen am Rechte halten kann.

Die jüngste nur der Schwestern, so jung doch und so zart,
Gab mir ein Angebinde absonderlicher Art.
Sie fluchte: Wenn die Kerze am Tisch verglommen ist,
Hat Skult des Kindes Stirne zum ewgen Schlaf geküsst!

So wär der Tod getreten wohl früh in mein Gemach,
Wenn nicht die gute Völe des Lichtes Leuchten brach;
Solang der Kerze Ränder in weißer Blendung stehn,
Wird Glück und heitre Wonne zu deiner Seite gehn! —

Digitized by Google

Und als die Schwestern schwanden, die zwiefach mich bedacht,
Hat man den Rest der Leuchte zu sicherm Ort gebracht.
Die milde Mutterliebe umfriedete mein Sein
Und ließ nicht eine Sorge in meine Träume ein.

Seitdem sind mir der Lenze vierhundert schon verblüht,
Und keine Todesahnung durchschauert mein Gemüth.
Erst wenn im letzten Glutbrand der Kerze Theile stehn,
Wird keine Sonnenwende mein Auge mehr erspähn.«

Der Sänger schloss die Lippen und zog aus dem Gewand
Der Kerze Rundgestalten mit raschbereiter Hand.
Doch Olaf drauf: »Du Gleißner, mich trügt dein Lügen nicht,
Wir reißen dir die Larve vom kecken Angesicht!

Geht, eilt, und holt mir hurtig vom Herd den Feuerspan
Und zündet seine Leuchte zum kargen Brande an.
Weh ihm, wenn er gelogen, dann stoßt nur sonder Wahl
In seine Lügenbrust den blankgeschliffnen Stahl!« —

Ein Söldling hat die Kerze dem Sänger rasch geraubt,
Glutrosen wirft sie leuchtend nun auf sein Lockenhaupt.
»Seht,« ruft der König höhnend, »wie seine Farbe weicht,
Wie ihm ins blaue Auge die blasse Sorge schleicht!«

Doch Nornagest, der greise, ob Hohn ihn auch umsprüht,
Mit stolzer Stimme singt er sein hohes Schwanenlied.
Wohl lauschet noch der König, doch wüster Lärm verschlingt
Die volle Flut der Töne, eh sie zum Ohre dringt.

Die Kerze brennt und brennet zum Grunde mählich hin,
Und leiser, leiser hallen die weichen Melodien.
Und trüber malt und trüber sich schon des Saales Wand,
Und sanft entsinkt die Leier der schwachen Bardenhand.

Wohl will der König ängstlich, von Ahnungen gescheucht,
Der Kerze Flackern sticken, eh es den Grund erreicht.
Bevor jedoch sein Athem zu starkem Wehen schwillt,
Hat sich der Leuchte Flackern verzehrend selbst gestillt.

Da wird des Herrschers Auge vom Glühn des Hasses frei,
Denn drohend wogt die Menge zum Thron mit Wuthgeschrei.
Stahlschwerter schwirren blinkend, aus enger Haft befreit,
Und Schilderbuckel dröhnen im wildentfachten Streit. —

Zerbrochen sind die Fesseln der königlichen Macht,
Und eh mit dunklem Fittich herniedersteigt die Nacht,
Durchfurcht der Nordlandskönig, ohn Leitung, ohne Ziel,
Des Meeres weite Breiten auf dem Wikingerkiel.

Digitized by Google

Im mordbefleckten Saale da brütet Einsamkeit,
Nur Sonnenstrahlen schmücken des greisen Sängers Kleid.
Im Freien flöten Amseln, im Freien haucht der West
Den letzten Gruß dem Barden, dem todten Nornagest.

Ottokar Schubert.

Dämmerung.

Komm, ordne mir die dunkle Rosenwildnis
Hier in die Schale von Krystall!
Wie leuchtet warm im Widerschein dein Bildnis
Und draußen klagt die Nachtigall.

Lies mir mit deiner süßen Mädchenstimme,
Gebrochen-brittisch — Balsam meinem Ohr —,
Bis ich im Meere neuer Sehnsucht schwimme,
Aus den Sonetten Shakespeares vor!

Die Sonne streift mit freundlicher Geberde
Dein junges Haupt. Es weilt beglückt der Schein.
Ach, wie so qualvoll lieblich ist die Erde,
Wert, zu beglücken, um beglückt zu sein!

Maurice von Stern.

Hinterm Zaune.

Das ist die alte Wiese noch,
Die Wiese hinterm Zaune — —
Darauf als Kinder wir gespielt
In jugendsel'ger Laune.

Wo jauchzend um die Pfingstenzeit
Wir frischen Calmus pflückten;
Mit nackten Füßen, kindesfroh
Uns nach den Blumen bückten.

Wie hießen sie? Vergissmeinnicht,
Pechnelk und Kuckucksblume,
Und Schaumkraut weiß und Irisblau
Ward uns zum Eigenthume.

Wie waren wir selig — ich und du,
Ein König war nicht reicher — —
Wenn wir im frischen Thau geruht,
Kein Bettlein war ja weicher. —

Und drüben, wo der blaue Fluss
Gleich einem lichten Bande
Sich schimmernd durch die Wiese zog,
Wogte das Schilf am Rande.

Da haben heimlich wir gelauscht,
Was sich die Nixen sagten,
Ob sie am hellen, lichten Tag
Sich wohl ans Ufer wagten!

Dahinter hütete der Hirt
Die buntgefleckte Herde —
Wie liebten dieses Fleckchen wir,
Dies stille Stückchen Erde!

Dann kam der Wald und schloss das Bild,
Und unsre Welt — die Steine,
Die Wiese mit dem blauen Bach
Im goldnen Sonnenscheine. — —

Digitized by Google

— Und Pfingsten wirds! Der alte Duft,
Umweht mich plötzlich mächtig —
Der Duft nach Blumen, Kindesglück,
Nach Märchen zauberprächtig.

Doch jetzt, wie einst der klare Bach
Blauschimmernd weitergleitet — —
— Es rauscht das Schilf und über mich
Sich leise Wehmuth breitet. —

— »Du muntrer Bach, was ward aus uns?
Du bist derselbe blieben — —
Ich aber — lass es — frag mich nicht,
Mich hats umhergetrieben! —

Mein Leben floss anfänglich leicht,
Durch sonnge Blumenaun,
Ich schaut im Märchenland der Lieb
Die Wunderblum die blaue. —

Die Blume aber ist verweht
Die Wogen nicht mehr branden,
Und manchmal giengs so träg, so sacht,
Als hätt es still gestanden.

— — Ich schau mich um — die Wiese blüht,
Die Blumen lächeln, nicken — —
Mir ist, als müsst ich wie ein Kind
Noch einmal Calmus pflücken.

Und möchte schlafen still im Heu,
Und träumen überselig — — —
— Lass ab — du hast genug geträumt —
— Es dunkelt schon allmählich!« —

Hans Carmer.

Genfer Fresken.

Am Corso.

Nur nimmer die Schritte lenken und gehn
Wo am Quai die vielen Cafés stehn!
Der Abend ist so mild und weich,
Der Mond zwar so wie immer bleich,
Doch das Leben hier unten rothbäckig und reich,
Da klopft und lockt das warme Blut,
Und der Teufel ist immer der Sünde gut!

Paris — Paris! Ja, du wirst nicht matt,
Ihm nachzuwandeln, du Rhonestadt,
Und keiner wird dir auch drum bös,
Tanzt du durchs Leben kankanös —
Warum ist der Leib auch der Luft Gefäß,
Warum auch klopft und lockt das Blut,
Warum ist der Teufel der Sünde gut?

Nur nimmer die Schritte lenken und gehn,
Wo am Quai die vielen Cafés stehn!
Wo bei Tage, wo noch abends spät
Das echte Seinelüftchen weht,

Digitized by Google

Daſs einem ſchier der Athem vergeht,
Wenn der Teufel wirklich die Sünde minnt:
Die Weiber, das Spiel und der Abſinth!

Das ſüße Kleeblatt! Die holden Drei!
Da geht kein echter Mann vorbei!
Geſchminkte Wangen, ein kleines Jeu,
Das grüne Gift wirkt peu à peu
Und dann das phyſiſch-moraliſche Weh! . . . .
Doch über alles tröſtet dies:
Du träumteſt doch dich mal in Paris!

Auf der Montblanc-Brücke.

Iſts nur Beweglichkeit im Genick,
Die gern emporhebt unſern Blick?
Iſt nur der Knorpel, der Muskel Schuld —
Ein anatomiſcher Inſult —
Der uns, des Widerſtands beraubt,
Wenn hoch und höher ſtrebt das Haupt? —

Es iſt ſo unendlich, was Menſchenfleiß
In den Straßen hier zu bieten weiß,
Mit dem Schauen gibts kein Ende,
Und immer einer Macht Geheiß,
Die da treibt die Hirne und Hände,
Daſs ſie neues gäb und fände.

Darfſt ſtolz drauf ſein, o Menſchlein du,
Doch eins dabei, nur eins nicht thu:
Trotz jenes Rückenknorpels Lauf
Heb dahin nie die Blicke auf,
Wo eiskalt und gigantenhaft
Das Bild der einzig-einen Kraft
Das Bild der Ewigkeit
Thront über deiner Nichtigkeit:
Der Montblanc! — —
Ein Blick, draus Sclavenlüſte ſchrein,
Darf Königsantlitz nie entweihn!

J. J. Rouſſeaus Erzbild.

'S war damals wohl noch eine ſchöne Zeit,
Als hier die »Edelſten« am Ruder ſaßen,
Sich ſcheu die Bürger drückten durch die Straßen,
Zum Kriechen und zum Kuſchen ſtets bereit!

Da weckt dein Wort von freier Menſchlichkeit
Die Geiſter, die des Lichtes ſchier vergaßen —
Umſonſt, des Henkers Flammenbrände fraßen,
Was du als Denker deinem Volk geweiht.

Digitized by Google

Dann dieses ganzen Volkes heiße Reue,
In diesem Erzbild ist sie ausgeprägt:
»O Absalom, verzeih, mein Sohn, verzeihe ...«

Du aber sinnst, was höhern Ruhm dir trägt:
Dass neu mit diesem Bild man dir schwur Treue?
Dass man in Asche einst dein Werk gelegt!?

Fritz Eberhardt.

Wagenfahrten in Norwegen.

Im Norden liegt ein bergig Reich,
Der Orkla Thal geheißen;
Der Eisbach stürzt vom Waldbereich,
Den Felsblock mitzureißen!

Zu reißen in den blauen Strom
Mit übermächtger Welle,
Der führt durch kühnen Brückendom
Niagaras Gefälle.

Dann breitet sich ein stiller See
Mit lieblichem Gestade;
Die Wiesen deckt ein Blumenschnee,
Und Glocken blühn am Pfade.

Die Herde geht, uneingehegt,
Vom Fluss zum Walde weiden;
Kein Riegel wird vors Schloss gelegt
Dem Blockhaus auf der Heiden!

Das rothe Haus hebt froh sich ab
Vom wolkenschweren Aether,
Auf Fahrweg, Telegraph hinab
Blickt aus der Höh der Saeter*).

Auf jedem Dach wächst Gras und Baum —
Eins dort steht blau in Blüten
Als hätt die grüne Erd nicht Raum,
Den Reichthum zu behüten!

Dort auf erhöhtem Söller steht —
Dass Schnee nicht schließ die Schwelle—
Ein Weib, das leis zum Himmel fleht,
Dem Mann um günst'ge Welle!

Denn in dem weiten Nordland auch,
Fern von dem Weltgetriebe,
Im Winterfrost, im Winterrauch,
Webt menschlich Treu die Liebe.

*) Großes Bauernhaus.

Alfred Friedmann.

Heut im Traum.

Heut im Traum schritt ich die alten Wege
Hin zu euch, in grauer Regennacht,
Hin zu euch, ihr ewig mir Verlornen,
Die ich liebe — liebe. Gott, mein Zeuge,
Hörs, wie ich um euch gekämpft, gelitten,
Fast zerbrochen — doch nur losgelöst
Unsre Schicksalsknäule sich entrollen,
Fern einander, fern — weltenfern!

Digitized by Google

Doch ich gieng im Traum die alten Gassen,
Dunkel wars, der Regen schüttet nieder.
Heimlich schloss ich auf des Hauses Pforte,
Leis die Treppen schlich ich mich empor
Und ich stand und lauscht vor eurer Thür,
Leis und heimlich, zitternd vor Entdeckung,
— eure Mutter — heimlich euch zu herzen.
. . . . . Und ihr kamt! mir in die Arme flogt ihr
Und ich hielt euch, wortlos, schluchzend, bebend;
Wieder heimlich dann, wie ich gekommen,
Schritt ich einsam in die Regennacht
Fern und ferner — doch ich nehms zum Zeichen;
Einst, in Jahren, wenn ihr stark und groß,
Selbst ermessen könnt, ob Schuld, ob Schicksal
Mich von dannen trieb ins weite Leben,
Wieder dann, ich, Kinder, vor euch trete,
Weit geöffnet, heiß in Mutterssehnen
Meine Arme — ach, ihr fliegt ans Herz mir.
Wortlos, selig, halt ich dann für immer
Meine Kinder, meine süßen Kinder!

Hermine von Preuschen.

Der 18. August in Prag.

Das Kaiserbanner flattert, es badet seine Brust
Der Adler im Morgenwinde des achtzehnten August.
Der Tag, es kennt ihn jeder im weiten Oesterreich,
Mir aber ist er worden voll Tiefsinn, einer Dichtung gleich.

Diensthaltend in der Kaserne im zweiten Stock ich stand,
Ein Sonntag wars, ein sonniger und Stille überm Land;
Im Hof sich sacht formierend antritt das Bataillon,
Habt Acht! Die Kaiserhymne! Horch, horch, es klingt, sie singen schon.

Die einen singen tschechisch, die andern deutsch das Lied,
Ich weiß es, doch ich hör nicht der Zungen Unterschied.
Und wie der hehre Wohllaut ansteigend mich umschwoll:
Wenn das der Kaiser hörte! so dacht ich tiefer Rührung voll.

Was euer Herz empfunden, was euer Kopf ersann,
Was nach des Tags Befehle die fleiß'ge Hand begann,
Aus eignem Schacht gestiegen, in eignem Drang und Klang,
O fände sichs, ihr Völker, in einem einz'gen Chorgesang!

Halt! Dichtertraum der Dämmerung, halt, Phantasienflug,
Halt, du der Herzenswünsche allzugehorsamer Trug!
Was dort der Tag, der junge, mit Morgenröthen verspricht,
Luftspiegelung! Verklungen ist Prags idyllisches Gedicht.

Digitized by Google

Wuchtend, daſs es Europa spürt im letzten Cap,
Dröhnt es näher und näher: Mannschritt und Rossgetrapp,
Front gegen Front, um die Flügel Nordluft und Südens Föhn:
Slaven und Deutsche! Die Völker schaun zu wie von des Circus Höhn.

Blutig sprang auf das Frührоth vom großen Schlachtentag,
Nebel schweifen ums Bollwerk zwischen den Lagern: um Prag,
Scharf die Posten lugen, schon blitzt es, knallt und flucht,
Und jede blut'ge Wunde, sie wird im Hauptquartier gebucht.

Franz Herold.

Die drei Reiter.

(Nach Enrico Panzagi.)

Die Hähne krähten, auf den Zweigen
Lag flimmernd noch der helle Thau;
Drei Reiter ritten ernst, mit Schweigen
Die Straße hin im Morgengrau.

Die Stunden gehn und mit dem Tage
Erwacht des Lebens neue Lust,
Ein süßer Duft steigt aus dem Hage,
Und Vogelsang erfreut die Brust.

Die kümmert nicht die Frühlingswonne,
Mit der sich schmückt die Gotteswelt,
Sie schaun nicht auf zur goldnen Sonne,
Nicht zu dem blauen Himmelszelt.

Da liegt auf weichen, grünen Matten
Ein Häuschen — hell sein Fenster blitzt —
Auf dem Altan, im Epheuschatten
Ein wunderlieblich Mädchen sitzt.

Im Winde wehen seidne Locken,
Drauf schmiegt sich hell ein Blumenkranz,
Sie spinnt an einem goldnen Rocken,
Die Spindel ist von Silberglanz.

Und durch die Luft bebt eine Weise —
Sie fasst die Reiter wonniglich,
Und einer spricht so zaghaft, leise:
»Geleit euch Gott, hier bleibe ich!«

Die beiden andern schweigend zogen
Im stummen Schmerze ihren Steg;
Die Sonne stieg am Himmelsbogen,
Schwül war die Luft, bestaubt der Weg.

Digitized by Google

Da trifft ihr Ohr ein seltsam Tönen,
Die Rosse zittern wilderregt:
Es war wie Schlachttrompetendröhnen,
Das nun der Wind herüberträgt.

Jetzt sehn sie eine Veste liegen,
Um ihre Mauern tobt der Streit,
Dort gilt es sterben oder siegen . . .
Da wird die Brust den Reitern weit.

Der Kampfruf lockt, im Sonnenscheine
Drängt Banner dort an Banner sich,
Da gibt dem Ross den Sporn der eine:
»Leb wohl, Genoss, hier bleibe ich!«

Und traurig zieht der dritte Reiter
Des Weges fort; es naht die Nacht,
Die Dunkelheit wird sein Begleiter,
Sein Rösslein schreitet trüb und sacht.

So einsam in dem Weltgetriebe,
Da jeder Vogel sucht sein Nest!
Ihn flieht der Ruhm, ihn flieht die Liebe,
Was hält ihn noch am Leben fest?

Ein Dasein ohne Duft und Rosen,
Von Heldenlorbeer nicht geschmückt . . . .
Was gilt die Welt dem Freudelosen,
Den hoffnungsleer der Schmerz erdrückt?

Es fasst ihn wie ein banger Schauer,
Wie Todessehnsucht heiß und schwer;
Da ragt des Friedhofs weiße Mauer,
Die bleichen Male winken her.

Noch einen Blick zur blühnden Erde,
Bevor sein Angesicht erblich,
Dann sank er sterbend von dem Pferde:
»Leb wohl, mein Ross, hier bleibe ich!«

Anton Ohorn.

Am Hochzeitstage.

Nun bin ich dein und du bist mein,
Wir sind fürs Leben zusammen;
Dein Herz in meines und meines in deins
Wie Gluten zusammenflammen.
Ich ziehe dich in mein Leben, mein Lieb —

Digitized by Google

Im Tode will ich dich lassen —
O könnte ich, was mein Herz bewegt,
In Laute der Sprache fassen!
Die Brust durchzieht ein wonniges Wehn,
Mein Herz durchzittert ein Beben —
Wie soll ich dir all mein Glück gestehn,
Du Süße, mein Alles, mein Leben!

K. Elsner v. Gronow.

Des Dichters Recht.

Du klagst, Poet, dass jeder Traum zerstiebt,
Dass fern und todt, was jemals du geliebt —
Geht es denn besser den Millionen andern,
Die gleichen Pfad mit dir durchs Leben wandern?

Ein jedes Jahr streift seine Blüten ab,
Und nah und näher winkt das düstre Grab.
Die meisten merkens kaum im Weiterschlendern
Wie traurig sie dabei sich selbst verändern.

Der Dichter nur sieht festen Augs und klar,
Was heut er ist, und was er einstens war,
Der Dichter nur kann ganz und voll ermessen,
Was er verlor und was er nicht besessen.

Dem Dichter zeigt getreulich Lied um Lied,
Wie jedes Jahr ein Hoffen ihm entflieht;
Das Weh, das andre längst zu Grab getragen
Ersteht ihm täglich neu aus Sarkophagen.

Und doch — dem Dichter ward sein volles Recht,
Denn stärker ist er, als dies schwach Geschlecht,
Und fest und aufrecht trägt er eine Bürde,
Die jeden andern niederdrücken würde.

Darum sei stolz und klage nicht, Poet,
Dass jedes Glück dir wie ein Traum verweht;
Es ist das stolze Recht der Dichterherzen,
Mit größrem Muth zu tragen größre Schmerzen!

Hans Freiherr von Kothkirch und Panthen.

Digitized by Google

Aeolsharfe.

Süß und leiſe — Aeolsharfenklänge
Lockt des Windes ſanftes Wehn hervor,
Und es klingt aus ſtarrer Felſenenge
Wie ein ſtiller Frühlingsgeiſterchor.

Wenn die Saiten heimlich flüſternd rauſchen,
Wachgeküſst vom weichen Abendwind,
Muſs ich weltvergeſſen, einſam lauſchen
Süßem Traume, der mein Herz umſpinnt. —

Ach! Geſtalten heitrer Jugend ſchwirren
Um mich her, umſchmeicheln wirr mein Ohr —
Und des Herzens Saiten traurig klirren,
Klagen leiſe, daſs ich Dich verlor! —

Magda Fuß.

Seelentroſt.

Alltäglich-gewöhnlich iſt dein Geſicht,
Schier nichts Beſonderes dran zu ſchauen,
Und ohne Bedenken geb ichs zu:
Es exiſtieren viel ſchönere Frauen! —

Viel ſchönere Frauen wohl als du,
Mit unendlich phänomenalen Augen,
Mit Zauberlippen und Nixenmund,
Die aus den Herzen das Leben ſaugen.

Wohl Frauen von ſuperber Geſtalt,
Mit ſchillerndem Geiſte, entzückendem Lachen —
Du aber, armes, beſcheidenes Kind,
Haſt nichts von all dieſen niedlichen Sachen!

Biſt ohne Geſtalt und ohne Eſprit,
Biſt zart und ängſtlich und ſchwach und zagend, —
Doch dein Lieben iſt mild wie Veilchenduft,
Und ſanft dein Auge und groß und fragend! —

Du weckſt nicht Gluten der Leidenſchaft,
Die tiefſten Seelengründe aufwühlend, —
Du biſt wie der leiſe Abendwind:
Die Seele labend, die Stirne kühlend! —

L. Erius.

Digitized by Google

Wetternacht.

Schauriges Dunkel umspinnet die Wälder,
Dünste verschleiern der Sterne Schein,
Brodelnde Dünste hüllen die Felder,
Jagende Wolken den Himmel ein.

Wirbelnde Blätter von Buchen und Linden
Flattern und fliegen im Sturmgebraus,
Aechzend in tosenden, sausenden Winden
Rauschen die Föhren im nächtlichen Graus.

Jammern und Klagen, und Klagen und Dröhnen.
Hoch in den Lüften das wilde Gejaid
Heulend und seufzend. Es stürzen und stöhnen
Sterbende Riesen im Nadelgeschmeid.

Rauschende Wogen fluten hernieder,
Eisiger Hagel prasselt darein,
Blendender Blitzflug mit Feuergefieder
Hüllt die Nacht in flammenden Schein.

Fritz le Feubure.

Mein Kind, dein Vater weint.

Die Frühlingsblumen sprießen
Und schmücken Flur und Hain;
Die lieben Schwalben grüßen
Zum Fenster mir herein.
Im Garten blüht der Apfelbaum,
Die liebe Sonne scheint. —
Doch hier, hier liegt im engen Raum
Mein einzig Glück im Fiebertraum — ;
Mein Kind, dein Vater weint.

Ein Frühlingsmorgen schenkte
Dich, holdes Wesen, mir,
Ein Frühlingsmorgen lenkte
— Zum Friedhof mich dafür.
Der Leben nahm, der Leben gab,
Uns ewig einst vereint,
Er sprach doch tröstend noch am Grab,
Dass ich in dir ihr Bildnis hab. —
Mein Kind, dein Vater weint.

Die Blümlein all im Garten,
Umspielt von Sonnengold,
Auf die Gespielin warten,
Auf dich, mein Mädchen, hold. —
Ach, wie das Leben trüb und grau,
So düster mir erscheint. —
Erquicke, Thräne, Liebesthau,
Dies Blümlein meiner Herzensau! —
Mein Kind, dein Vater — weint.

Johannes Arp.

Digitized by Google

In der Mainacht.*)

Es steht ein Stern im Blauen,
Der gibt so lichten Schein
Ich wandre maidufttrunken
In stille Nacht hinein.

Wollt sehen, ob wie einstens
Die Wiese her und hin
Die kleinen Elfen tanzen
Mit ihrer Königin.

Doch ist es anders worden,
's gibt keine Elfen mehr.
Nur Mondenschimmer gleiten
Durch dunkle Wipfel her.

Und ringsum stehen die Wälder
Und rauschen tief und sacht,
Und Nachtigallen singen
Die ganze, schöne Nacht.

Karl Bienenstein.

*) (Wegen Raummangels verspätet. Die Red.)

Lied.

Wenn sich die Himmel rosig säumen,
Die Blüt im Morgenhauch bewegt,
Begegnet dir in süßen Träumen
Mein Herz, von Sehnsucht aufgeregt.

Wenn in den abendlichen Bäumen
Der leise West die Blätter regt,
Vernehme ich in süßen Träumen
Die Stimme, die mein Herz bewegt.

Christian Kirchhoff.

Der Fährmann an der Weichsel.

Sein Häuschen liegt am Uferrand,
Bewacht vom treuen Hunde.
Der Fährmann fährt von Strand zu Strand
Sein Floss zu jeder Stunde.
Man kommt und zahlt den Obolus,
Verlässt die schwanke Fähre
So still und ohne Dank und Gruß,
Als obs im Hades wäre!

Als wenn die bleiche Menschenschar
Sich am Kocytos träfe!
Und Kharon? dunkelschwarzes Haar
Klebt ihm um Stirn und Schläfe.

Digitized by Google

Sonst flog umher sein heller Blick,
Jetzt starrt er in die Fluten,
Nachsinnend schwerem Missgeschick,
Sein Herz scheint still zu bluten.

Standartengleich ragt er daher, —
Das Floss schwebt an der Kette,
Die Weichsel oft stürmt wie ein Meer
Im aufgewühlten Bette.
Wenn auch nicht drohen Fels und Riff,
Doch oft die Planken krachen;
Dann schwankt die Fähre, wie ein Schiff,
Wie Ruder, Kahn und Nachen!

Furcht hat der Fährmann nie gekannt,
Selbst Sturm macht ihm nicht bange,
So lang die Kette hält am Land
Und er lenkt mit der Stange;
Nur einmal als die Kette riss,
Mocht bis ins Mark er beben!
Seitdem ist eitel Kümmernis
Und Schwermuth all sein Leben. —

Es war im März, die Hochflut schwoll,
Die Wasser wogten und wühlten;
Sein Floss, von Menschen übervoll,
Die Wellen wild umspülten.
Zur Kirche drüben wollten die Leut,
Sechs Mägdlein schmuck und feine,
Darunter überglücklich heut,
Auch eine Braut, die seine!

Zur Mitte hatte er das Floss
Schon übern Strom gezwungen,
Da gieng ein Ruck hindurch, ein Stoß,
Die Kette war gesprungen!
Hinweggespült sie all im Nu,
Hinabgezogen zum Grunde!
Wohl rief er: »Anker, wo bist du?«
Selbst ringend im Stromesschlunde.

Kein Laut rings! und es däucht ihm Gunst,
Läg er gleich ihr gebettet
Dort unten, doch des Schwimmens Kunst,
Schon früh erlernt, ihn rettet.
Hat er nicht Eltern, alt und arm,
Die ihn von Herzen lieben,
Und denen nöthig noch sein Arm? —
So ist er leben geblieben!

Digitized by Google

Sein Häuschen liegt am Uferrand,
Bewacht vom treuen Hunde.
Der Fährmann fährt von Strand zu Strand
Sein Floss zu jeder Stunde.
Man kommt und zahlt den Obolus,
Verlässt die schwanke Fähre
So still und ohne Dank und Gruß,
Als obs im Hades wäre.

Gustav Hecht.

Königskerze.

O Königskerze, du schlanke,
Wildblühendes Blumenkind;
Oft schlang sich mein Gedanke,
Um dich so leis und lind.

Ich eilte in deine Gefilde,
So gerne mit freudigem Sinn;
Und schaute dein hohes Gebilde,
Und frug mich: »Wem bringt sie Gewinn?«

Da tönte auf meine Frage,
Hin durch die Lüfte so weit —
Fast klang es wie eine Klage:
»Ich ziere die Einsamkeit!«

Da dachte ich still im Herzen
Wohl an manch Königskind,
Das, ach in Freud und Schmerzen,
Kein Herz mit Lieb umspinnt.

Das einsam auf goldener Höhe,
Und glänzender Lebensbahn,
So einsam in Glück und Wehe,
Vom kalten Ruhme umfahn.

So glänzt deine goldene Krone,
O Blume auf schlankem Stiel,
Sie ruht auf sammtnem Throne,
Kennt kein beglückendes Ziel!

Kein frohes Menschenauge,
Schaut innig hold sie an!
Mit liebesseligem Hauche
Kein Herz sie rühren kann.

O Blume, gieb dein Leben,
Gieb Pracht und Einsamkeit,
Ich will dafür dir geben,
Ein Herz, der Lieb geweiht.

In stillen, trauten Schranken,
In kleinen Gärtleins Raum
Soll sich die Winde ranken,
Um dich im Liebestraum.

Dann tönt auf meine Frage
Im leisen Zephyrswind,
Wohl nimmer deine Klage,
Du fürstlich Blumenkind.

Alma Helmuth.

Blütenflocken und Jugendträume.

Munter wirbeln Blütenflocken
Von den frühlingsfrischen Bäumen,
Wecken leise mit Frohlocken
Fernes Glück in meinen Träumen.

Blütenflocken wehten nieder
Damals auch am Waldessaume,
Als ich meine ersten Lieder
Sang im ersten Jugendtraume. . . .

Digitized by Google

Kühne Träume jener Zeiten! — — —
Wenn ich dran erinnert werde,
Seh ich Blütenflocken gleiten
Von den Bäumen — auf die Erde!

Oskar Wolf.

Abwechslung.

Die Biene sprach zum Blümelein:
»O! öffne mir die Blüten dein!
Ich will dich lieben, dich herzen und pflegen,
Zu dir allein meine Flügel regen.«

Da öffnet das schöne Blümelein
Die Knospen und läßt die Biene ein. —
Doch — als das Bienchen den Honig gesogen,
Ist es zu anderen Blumen geflogen.

M. Faß.

Laßt mich gehen!

Wie hab ich mit dir, liebes Herz, geweint,
Als du dein theures Kind hin mußtest geben,
Wie hat mich tiefes Mitleid dir geeint,
Als du hinebben sahst sein junges Leben,
Doch heute sag ich dir, ich hab gesehen
In seinem Aug stets ein — o laßt mich gehen!

Die Stirne, die der Lockenflor umhieng,
Wie Moosgekräusel blasse, weiße Rosen,
Die Wange, die, ach selten nur empfieng
Den Hauch, der roth und frisch sie sollt umkosen,
Ja, über allem lag es wie ein Wehen,
Von Jenseitsluft — ein leises: laßt mich gehen!

Wie Abendglanz von Blütenduft umschwebt,
Wie mondscheinheller Nächte heil'ges Schweigen,
Wie das, was ahnungstief im Busen lebt,
So mußte sich des Kindes Wesen zeigen,
O, wenn nicht Engel an den Grenzen ständen,
Würd dann so sicher unser Heimwärtswenden?

Und sieh, der Engel schied — du mußtest auch,
Zu rauh für ihn waren die Erdenpfade,
Zu kalt, zu herb für ihn der Erde Hauch,
Daß früh er schied, war höchste Liebesgnade,
Sein Erdenleben war ein kurzes Lehen,
Nur ein prophetisches: o laßt mich gehen!

Digitized by Google

Die Kunde, die darin geschrieben stand,
Vom Eden sprach sie, das auch wir einst sahen,
Von jenem lichtumflossnen Himmelsland,
Dem wir uns nur in Kindeseinfalt nahen,
Der Heimat, zu der hingewandt wir flehen,
Einst all verklärten Blicks: o lasst mich gehen!

Emma Croon-Mayer.

Dein Bild.

Mein Herz ist eine Kirche
Mit einem Marienbild,
Das leuchtet aus goldnem Rahmen
So wunderbar, so mild!

In Andacht kniet und betet
Eine ganze Gemeinde davor,
Und Lobgesänge steigen
Und Weihrauchdüfte empor.

Die andern Bilder alle,
Die Heilgen aus grauem Stein,
Sie schaun zum Marienbilde
Und stimmen ins Loblied ein.

Emil Ermatinger.

Abendbrise.

Schon dunkeln die waldigen Hallen,
Der Vögel Gesang ist verstummt;
Auf blühender, duftender Haide
Einförmig das Heimchen noch summt.

Da weht es wie himmlische Schwingen
Weithin übers grüne Gefild
In Tönen, so leise und lieblich,
Ein Hauch nur, erquickend und mild.

Ein Hauch aus erhabenen Sphären,
In Liebe zur Erde gesandt —
Gedanken des Schönen und Guten
Anfachend zu loderndem Brand.

Toni Bracke.

An Alice.

Das ist die Nacht, die dunkle Nacht,
Da schwinden mir die Sinne,
Es schweben die Träume vom Himmelszelt
Wohl über die müde, schlafende Welt,
Die Träume von Liebe und Minne.

Digitized by Google

Schwarz glänzt dein Auge wie die Nacht,
Da will mein Herz erbeben,
Es schwinden die Stunden, die Tage dahin,
In dunklen Träumen webt mein Sinn
Und trübe scheint mir das Leben.

Albrecht Hirsch.

Mein Rock.

(Mon Habit. — Béranger.)

Bleib treu mir, lieber, armer Rock, empfand
Ich doch wie du, dass uns das Alter kam!
Zehn Jahre bürst ich dich mit eigener Hand,
So sorglich, wie kaum Sokrates es nahm.
Und wenn das Schicksal deinen dünnen Stoff
In neue Dämpfe fortan auch verflicht,
Dann widersteh wie ich als Philosoph —
Wir trennen beide, alter Freund, uns nicht.

Noch denk des Tages ich — ja, ja, ich weiß
Es ganz genau — da ich zuerst dich trug.
Es war mein Namensfest. — Aus Freundeskreis
Ein Lied zu deinem Lob ans Ohr mir schlug. —
Selbst deine Dürftigkeit, die nun mich ehrt,
Verbannt mich nicht aus ihrem Angesicht.
Sie halten heut uns noch des Feierns wert. —
Wir trennen beide, alter Freund, uns nicht.

Hab jemals ich mit Ambra dich benetzt,
Gleich eitlen Laffen, die vorm Spiegel stehn?
Dich jemals der Verachtung ausgesetzt,
Dass schel ein Höfling auf dich hingesehn?
Ganz Frankreich war für Ordensbänder feil,
Nach ihnen jagte mancher eitle Wicht.
Dir ward des Feldes Blume nur zutheil —
Wir trennen beide, alter Freund, uns nicht.

Sei keiner Furcht ob der Zeit dir bewusst,
Da über uns ein gleiches Schicksal stand,
Der Tage, die gemischt von Schmerz und Lust,
Von Regenschauer und von Sonnenbrand. —
Bald schlaf ich ein; bald wird mir jene Ruh,
Bei der man nicht mehr vom Entkleiden spricht; —
Ein Veilchen noch, dann enden ich und du —
Wir trennen beide, alter Freund, uns nicht.

H. Thiemer.

Digitized by Google

Liederquell.

Und forschst du nach dem Quell
All meiner Liebeslieder;
Zu finden ist er leicht;
Sieh freundlich auf mich nieder.

Aus deinem blauen Aug,
Von deiner Lipp und Wange
Les ich den Inhalt ab
Und form ihn zum Gesange.

Max Student.

Todessehnsucht.

Fahr wohl, mein Glück, du letzter Hoffnungsschimmer,
Der du erstanden kaum und schon verwehst:
Du armes Herz, dir tauget Freude nimmer;
Zeit endlich wärs, dass du zur Ruhe gehst.

Traumlos zu schlafen und nicht denken müssen,
Des unheilbaren Leids sich nicht bewusst;
Entrückt dem Wahn von Sehnsucht, Lieben, Küssen
Und langentbehrten Frieden in der Brust . . .

Urewge Nacht, mein letzter Rettungshafen,
Du, aller Elenden, Enterbten Hort,
Senk dich herab und lass mich traumlos schlafen! —
Mir frommt ein Wiedersehen auch nicht dort.

Ottilie Sieberlist.

Zwergenlist.

Sieh, auf dem grünen Masenberge
Erglänzt der Sonne letztes Glühn.
Dort schafft das kluge Volk der Zwerge,
Und Aexte blitzen, Funken sprühn.

Sie fassen dort seit alten Zeiten
Mit List der Abendsonne Gold
Und schmieden draus viel Kostbarkeiten
Und ihrer Mädchen Minnesold.

O wüsste ich die Zwergenränke!
Ich machte Gold aus Sonnenschein
Und füllte Millionen Schränke,
Und niemand sollte arm mehr sein!

Victor Feldegg.

Nachtzauber.

Müd hat der Tag sein Aug geschlossen
Und schlief auf Rosenwölkchen ein,
Nun ist das letzte Roth zerflossen
Und düster bricht die Nacht herein.

Digitized by Google

Ich lausch empor zum blauen Himmel:
Da schlingen sich die goldnen Reihn
In zauberprächtigem Gewimmel:
Millionen Welten, groß und klein.

Mir ist, als müßst herniederrauschen
Der Sphären Chor vom Sternenzelt,
Als müßst ich sel'ge Worte tauschen
Mit einer Seele jener Welt. —

Paul Heinicke.

Stimmung.

Alles Glück ist mir erstorben
Wie des Lenzes Blüh'n,
Nur von Qualen noch umworben
Meine Sinne glüh'n.

Und der Sehnsuchtsbrand des Innern
Neigt sich erdenwärts —
Wie ein träumendes Erinnern
Zieht mirs müd durchs Herz.

Eugen Prock.

Lied eines Verlorenen.

Gestern leichte, lockre Tänze,
Becherklang und Narretei,
Heute düstre Todtenkränze,
Bittre Thränen, Litanei.

Forsche nicht in meines Lebens
Uebertollem Wechselspiel,
Schaust du immer doch vergebens
Aus nach einem goldnen Ziel.

Meine Sterne sind versunken —
An des Zufalls Gängelband
Hasch ich nur nach Irrwischfunken
Um der Fiebersümpfe Rand.

Paul Klie.

So spät?

»So spät, mein herzig Kind, so spät
Kommst du zum Stelldichein?
Längst zog der Mond am Himmel auf;
In Sorgen harr ich dein.

Und wie du glühst und wie dir glänzt
Dein Auge so verträumt.
Sag an, ich bitte dich, sag an,
Warum hast du gesäumt?«

»O Liebster, Liebster, zürne nicht!
Mich hielt ein Zauberbann;
Dein neues Lied von Lieb und Lust
War einzig schuld daran.

Es ließ mich nicht; ich las und las,
Bis ich am Ende schier.
Und sieh, ich mein, weil du's gemacht,
War ich doch auch bei dir.«

Hermann Buschhammer.

Digitized by Google

Bücherschau.

Die Aufrichtigen. Eine Bauerngeschichte von **Martha Renate Fischer.** Stuttgart, Ad. Bonz & Co. Ein liebenswürdiges, trauliches Buch, das — eine Seltenheit heutzutage! — von Lesern jedes Lebensalters gewürdigt werden kann und jedem einen freundlichen Eindruck hinterlassen wird. Freilich wirkt es mit alten, wohlbekannten Mitteln: es entläßt die Guten belohnt und die Hochmüthigen demüthig geworden, aber es führt noch anderes ins Treffen: eine glückliche Gabe zu charakterisieren, Menschen, Landschaften und Stimmungen. Nirgends Pathos oder falsche Gefühlsseligkeit, überall Kraft und Natürlichkeit bei warmer Empfindung und Frömmigkeit ohne Augenverdrehung. Ob altenburgische Bauern so sprechen, können wir nicht beurtheilen, aber das Menschen, gleichviel wo, so fühlen, denken und handeln, das wissen wir ganz genau. Besonders gut sind die Kinder beobachtet in ihren heiteren und rührenden Zügen. Eine eigentliche Liebesgeschichte enthält dieses Buch nicht — wir erwähnen das nicht etwa als einen Mangel, sondern einfach als ein Charakteristikum. Der Roman darf jedem jungen Mädchen von der strengsten Mutter in die Hand gegeben werden und das Beste ist, dass es sich nicht dabei langweilen wird.

L. H.

Lebensstücke von **Anna Croissant-Rust.** München, Druck und Verlag von Dr. Albert & Co.

Vor uns liegt ein Novellenbuch eigener Art. Den Inhalt bilden leicht hingeworfene Skizzen, wie sie etwa der Maler sich zeichnet, um Ideen, Entwürfe festzuhalten. Die Züge der handelnden Personen sind nur flüchtig markirt, deren Eigenschaften und Kämpfe durch charakteristische Merkmale gestreift, Licht und Schatten nur sprunghaft angedeutet, die Verbindungsglieder mit geschickten Strichen nur schraffirt, während die malerische Vollendung, die coloristiche Ausführung der — Phantasie des Lesers überlassen bleibt. Freilich sind dabei nur Leser vorausgesetzt, die sich ausdenken, ausfühlen müssen, was die Verfasserin darstellen will. Ist einmal diese Voraussetzung gegeben, dann hat der Leser Probleme vor sich, die, geweckt durch eine empfindungs- und stimmungsreiche Lyrik, Bilder von eigenartigem Interesse bieten, die, auch durch dramatische Effecte wirksam gehoben, große, menschliche Leidenschaften zur Darstellung bringen. Ueber all diesen Skizzen zittert das Licht schöner Poesie, ein Licht, das unser Denk- und Gefühlsvermögen herausfordert, unsere Phantasie in wacher Thätigkeit zu halten. Diese Thätigkeit findet ihren Weg in den flüchtigen Skizzen markant genug vorgezeichnet, um uns mit dem, was die Verfasserin sagen will, vertraut zu machen. Ihre Tendenz liegt in dem Aufbäumen gegen das Schlaff-Conventionelle, gegen das Falsche und Ausgetretene, sie liegt endlich in dem Schlusse, dass die Menschenwürde nur in der Stärke des Ichs und in deren Verkörperung einzig Sieg und Ausdruck zu finden vermag, finden sollte. Dieser Darstellungsweise gehören die Stücke: Der Freund, Gertraud, Aus der Kaserne, Kirchweih u. a. m. an. Die anderen Stücke fallen im Werte ab, weil sie auch weniger in der Eigenart des lyrisch-dramatischen Talentes der Verfasserin liegen.

H. Kuhmerker.

Knospen. Dichtungen von **Karl Reimmann.** Dresden-N., Verlag von Oscar Damm. 1893.

Der Dichter mit dem verhängnisvollen Namen »Reimmann« hat sich durch Veröffentlichung dieses Bändchens ein bedeutendes Verdienst um die Menschheit erworben. Seine Stärke aber besteht nicht, wie er zu glauben scheint, in der Lyrik, sondern in der Komik, die bekanntlich um so packender und ergreifender wirkt, je weniger sie beabsichtigt ist.

Zur Belustigung des Lesers führe ich einige Beispiele an:

»Ein Hoch den Mädchen.« (S. 35.)

— — — — — — — — — —

»Stoßet an mit lautem Klange
und im festlichen Gesange
mische sich der laute Schall,
loben wir die Mädchen all!
Edleres als ihre Herzen
ist gewesen doch noch nie,
manche schaffen zwar auch
Schmerzen,
doch die meisten Harmonie. . . . . .
Sieh nur in zwei Mädchenaugen,
wilder rollt dir dann das Blut,
alle ja zwar auch nichts taugen,
doch die meisten sind sehr gut.
Vor der Mädchen schmachtend Blicken
flieht des Kummers Wolke fern,
und mit seeligem Entzücken
beugt man seine Knie gern. . . . . .
Mädchen, Mädchen, lasst euch küssen,
glaubt nur, es ist ganz gesund.
Und voll Dank wir dann entbrennen,

Digitized by Google

(kann man sein denn besser noch?)
Alle Mädchen, die wir kennen,
sollen leben dreimal hoch!!!«

Mann der Reime, schmiede Reime, glaub, es ist uns ganz gesund! Und voll Dank wir dann entbrennen, schüttelnd uns vor Lachen noch! Können uns von dir nicht trennen, Mann der Reime, lebe hoch!!!

Der junge, erst am 15. März 1888 confirmierte Dichter hat ganz eigenartige Gedanken, deren Neuheit das lauschende Europa gewiss in Erstaunen versetzen wird, z. B.:

»Denn lieben und geliebt zu werden
von einem Mädchen, hold und fein,
das soll das höchste Glück auf Erden,
das herrlichste Vergnügen sein.
Und wer ein Mädchen nie geliebt
und nicht den Wein und den Gesang,
der wird auch niemals recht vergnügt,
der bleibt ein Narr sein Lebelang.«

Aber trotz aller Verehrung für das schöne Geschlecht scheint Herr Reim-Mann ein Feind der Ehe zu sein. Denn Seite 39 heißt es von den Mädchen:

»Drum herrscht ihr auch an allen Stellen,
zu euren Füßen liegt die Welt,
bei Thee und Tanz, auf allen Bällen
ists nur das Mädchen, das gefällt.
Drum liebe ich euch all, ihr Damen,
mein Herz euch stets entgegenbrennt —
und doch geh ich nie in den Rahmen,
den man auf Erden Ehe nennt.«

Die Dame, der das sich so vielfach auf Schmerz reimende Herz des Dichters »entgegenbrennt«, möge unbesorgt sein. Er geht doch in den »Rahmen«. Zwischen Seite 39 und 129 hat er mit einer nicht zu unterschätzenden Geschwindigkeit seine Lebensanschauung geändert, da heißt es nämlich:

»An einen Junggesellen.
»Wirklich du thust mir leid, dass auch nicht
ein Herz dich kann fesseln,
fängt des Lebens Genuss doch in der
Ehe erst an!«

Jedenfalls besitzt Herr Reim-Mann eine Tugend, die im ehelichen Leben von hoher Bedeutung ist, die Bescheidenheit nämlich. Welche rührende Selbstverleugnung spricht aus den Versen auf Seite 116:

»Nachwelt, sei ein milder Richter,
kommt das Buch dir in die Hand,
denn bedenk, dass ich kein Dichter,
sondern nur ein Dilettant.«

Allerdings werde ich Herrn Reim-Mann wegen seiner poetischen Purzelbäume, die mich so sehr erheitert haben, noch lange Zeit in angenehmem Andenken bewahren. Was aber geschehen wird, wenn dies Buch der Nachwelt in die »Hand« kommt, das vorauszusagen, fällt mir schwer. Herr Reim-Mann selbst weiß es am besten. Auf das Titelblatt seiner »Knospen« setzt er kühn das Motto:

»Von des Lebens Gütern allen,
ist der Ruhm das höchste doch,
wenn der Leib in Staub zerfallen
lebt der große Name noch!«

Hanns Weber.

Streiflichter. Von **Hermann Friedrichs.** Mit dem Bildnis des Dichters. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz), 1894.

Von den Dogmen handelt der Katechismus, von Lehrsätzen das Lehrbuch. »Der Beruf der Kunst ist, Liebe und Gefühle zu wecken,« sagt einfach und trefflich George Sand. Friedrichs' »Streiflichter« sind eine moderne Glaubenslehre in Versen, wecken weder Liebe noch Gefühle, sondern Widerspruch. Sie wetteifern, was Unduldsamkeit und Anmaßung anbelangt, mit den von ihm so viel geschmähten Pfaffen der alten Religionen, oder wie er formgewandt apostrophiert (S. 79): Relig'onen. Friedrichs gibt sich als Rufer im Streit, als Prophet eines neuen Glaubens. Aber sein Prophetenmantel ist zerknittert und verschlissen, denn er hat schon vor Jahrhunderten anderen, und zwar viel größeren als Friedrichs, Dienste geleistet. Was uns Friedrichs mittheilt, ist schon oft, sehr oft in streng- und populärwissenschaftlichen Werken in viel geeigneterer Form gesagt worden, ist Gemeingut der Gebildeten und Halbgebildeten. Der Wahn, gegen welchen Friedrichs kämpft, wie Don Quixote gegen Windmühlen, ist todt, längst todt, und es ist eine wenig ritterliche Grausamkeit, die Ruhe des armen Besiegten durch so dröhnende Schlachtgesänge zu stören. Die merkwürdige Prophetenanmaßung des Dichters wird am besten durch das Gedicht: »Was genügt« (S. 99) gekennzeichnet.

»Ich habe nie vom Strom mich treiben lassen,
stromgegen schwamm ich stets mit Leidenschaft . . . .
und so bewahrt ich Lieben mir und Hassen,
bewahrt ich Freiheit mir und Willenskraft.
Das beste Mittel ists, sich Feinde schaffen, —
und das gelang mir redlich, Tag für Tag . . . .
Sie geben lieber jedem Heineaffen —
als meiner Muse heut den Ritterschlag.
Doch wenn die Heineaffen längst vermodert,
wenn meiner Feinde Schar sich ausgelacht,
dann weiß ich, dass noch manche Flamme lodert,
von meiner Lieder Seelen angefacht.
Dann werden alle meine Saaten reifen
im Feld der Menschheit, das ich kühn gepflügt . . . .
dann wird das Weben meiner Lieder greifen

Digitized by Google

ans Herz der Zukunft noch — und das genügt!«

Selbst wenn man von der verblüffenden Lächerlichkeit der zwei letzten Verse absehen will, muss man dieses Gedicht als versificierte Prosa, und zwar als äußerst gedankenarme Prosa bezeichnen. Ich begreife deshalb nicht, wie man die Friedrichs'schen Dichtungen formvollendet nennen kann. Dazu genügt ja nicht, in einer von Verstößen gegen die Sprachregeln mehr oder minder freien Sprache über den alten Herrgott zu schimpfen (S. 29). Blutlose und schattenhafte Abstractionen können doch nur in tönenden Phrasen, nicht aber in einer formvollendeten Dichtung zum Ausdrucke gebracht werden. Je hohler diese Phrasen tönen, umsomehr vermisst man den Urquell aller Dichtung, die Natürlichkeit. Zwar ruft Friedrichs in sehr geschmackvoller Weise: »Natur, in deine Rechte schlag ich ein!« (S. 15), aber die Natur wendet sich erzürnt von ihm ab. Und wenn ein Dichter mit Engelszungen redete und hätte die Natürlichkeit nicht, so wäre er nur ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Hanns Weber.

Liebeskämpfe. Drei Novellen von **Hermann Friedrichs.** Zürich 1894, J. Schabeltitz. »Zweite Auflagen pflegen gewöhnlich ‚vermehrte' zu sein. Ich habe geglaubt, die vorliegende um die Novelle ‚Die schöne Unnahbare' vermindern zu sollen, weil dieselbe nicht unter den Titel ‚Liebeskämpfe' passt und mir in ihrer bisherigen Form nicht mehr gefallen will. Die Sammlung dürfte dadurch bedeutend an Wert gewonnen haben. . . .« So die Vorrede! . . . Ich bin nicht neugierig, möchte aber wissen, wie der Autor in 2 bis 3 Jahren über die am Leben gelassenen Novellen denkt? Der Benvenuto Cellini der Novelle, Paul Heyse, auch C. F. Meyer würde aus den Stoffen feinciselierte Kunstwerke voller Seele, mit vielleicht weniger Handlung, gemacht haben; H. Friedrichs haut mit der Axt zu. Er gönnt uns keine Zeit, seine Personen lieb zu gewinnen, und wenn wir sie ein bischen kennen, lässt er sie meist eines gewaltsamen Todes sterben.

1. Das Kreuz der Liebe. Salvatore di Frascani und Maria, eine heißblütige Sicilianerin, lieben sich. Erdbeben. Die Mutter des Adeligen lässt den mit ihr verschütteten Sohn schwören, Geistlicher zu werden, und stirbt. Maria rettet den Geliebten und wirft sich ihm, der schon auf dem Wege zum Kloster, ganz wie die Eboli dem Knaben Karl, an den Hals. Sie verliert dabei unsere ganze Sympathie. »Knirschte die Rasende,« heißt es einmal. Dann wirft sie den Geliebten in den Abgrund. Sie klettert ihm nach, die Felsenzacken, an denen sie sich festhält, fühlten sich nass und klebrig, von seinem Blute, an, 2c. Über Geschmacksachen lässt sich nicht streiten. Salvatore war zufällig auf ein Kreuz gefallen. Sie trägt das Kreuz bergan und stirbt.

2. Das »Mädchen von Antiochia« stürzt sich in den Orontes, weil Bagi Sejan ihre Ehre bedroht. Grade Bohemund von Tarent rettet sie, und beide, ganz nass, gestehen sich unter dem Wollenmantel des Kreuzfahrers ihre Liebe. Nun geschieht gar viel. Bagi Sejan wird von Aura, Pyrrhus' Tochter, dem Mädchen von Antiochia, in einen Hinterhalt gelockt und ihre Worte zu dem Geliebten sind die Schiller'schen: »Jetzt habe ich das meinige gethan, thut nun das eure!« Bagi wird niedergestochen, Peter von Amiens und Aura werden in Straßenkämpfe um die heilige Lanze verwickelt und Aura stirbt in den Armen ihres Helden.

3. Chrysoulla: Die Athenerin ist mit Spiro verlobt. Dieser und sein Schwager in spe führen Junggesellengespräche. Chrysoulla erlauscht, dass Spiro von einem gefallenen Mädchen so verächtlich denke, daß er vor jeder ausspucken würde. Chrysoulla fällt mit dumpfem Schlage um, sie hatte sich bereits einem deutschen Officier ergeben — und es Spiro verheimlicht. Sie stürzt sich, wie Aura, ins Wasser, ihr Verlobter erscheint plötzlich, will sie retten, wird aber von ihr mit in die Tiefe gezogen.

Alfred Friedmann.

Schnewelin. Eine Geschichte aus dem 13. Jahrhundert. Epische Dichtung von **Gustav Ad. Müller.** Illustriert von Josef Albrechtskirchinger. G. Franz'sche Hofbuchhandlung (Hermann Lukaschnik) in München. Preis brosch. M. 2.50, geb. M. 3.20.

Schon das Widmungswort:

All denen, die des Dichters junger Muse
Nachsichtig, freundlich stets sind wohlgesinnt,
Naht dieses Lied mit leicht beschwingtem Fuße
Als Dichterlohn und grüßt sie all geschwind —

lässt kein besonders günstiges Vorurtheil für die poetische Begabung des Verfassers entstehen, und das Werkchen selbst könnte ein solches auch nicht rechtfertigen. Der Stoff ist nicht sehr glücklich gewählt. Es handelt sich um ein ziemlich abgenütztes Motiv aus der Ritterzeit, das hundertmal in Vers und Prosa in ganz ähnlichen Wendungen gebraucht worden ist, und das in einer epischen Dichtung nur dann Reiz gewinnen kann, wenn es mit wirklich poetischer Gestaltungskraft und mit der nöthigen seelischen Vertiefung behandelt wird. An beiden aber mangelt es der Dichtung. Hier ist nirgends ein wahrhaft bedeutender, packender Zug, nirgends ein historisch großes Moment, nirgends ein

Digitized by Google

tiefer ergreifendes Stimmungsbild; Gestalten und Begebenheiten haben im allgemeinen etwas Schablonenhaftes, und nur im zweiten Gesange, in welchem wärmere Herzenstöne angeschlagen werden und die entsagende Liebe der jungen Wendin zu dem gefangenen deutschen Ritter unser Mitgefühl weckt, finden sich poetische Anklänge. Die letzten drei Gesänge aber machen vielfach geradezu den Eindruck einer gereimten Chronik. Von jener epischen Breite, die sich mit gefälligem Behagen im Ausmalen fesselnder Situationen ergeht, ist fast nirgends eine Spur; dagegen findet sich immer wieder ein trockenes Aufzählen von Begebenheiten und im Ausdrucke platte Nüchternheit. Ich greife ohne besondere Wahl eine Strophe heraus:

Bald war erreicht der Reden letztes Ziel:
Kurt sagte, was seit langem war bekannt
Durch Zufall, dass des Afram Vater fiel.
Dann hat auch Afram seinen Plan genannt,
Wie er für morgen Nacht den Schlag bereitet,
Wenn Dietrich sich an seiner Beute weidet.

Das ist gereimte Prosa, aber keine Poesie. Auch sprachlich wäre manches zu rügen, wie der veraltete Ausdruck »stund« für »stand«, und Wendungen wie »das racheforderud Blut« und »aus lauschend Ohr«. Die Ausstattung des Büchleins ist sehr gefällig; auf die beigefügten Illustrationen aber hätte ich lieber verzichtet.

Anton Ohorn.

Briefschalter.

Jeder Einsender wird ersucht, folgende Winke zu beachten, widrigenfalls seine Einsendung unerledigt bleibt. Das Manuscript muss leserlich geschrieben sein und darf höchstens fünf Gedichte enthalten. Jedes Blatt darf nur auf einer Seite beschrieben sein. Zwei oder mehrere Gedichte dürfen nicht zusammen auf einem Blatte stehen. Jedes Blatt muss den Namen und die genaue Adresse des Verfassers enthalten. Jeder Einsender, der briefliche Antwort wünscht, hat die abgetrennte Hälfte einer Postkarte mit Rückantwort adressiert beizulegen. Gedichte werden nicht zurückgesandt. Eingehendere Kritik der Einsendungen wird nicht ertheilt. Zu einer Begründung der erfolgten Ablehnung verpflichtet sich die Redaction nicht.

J. S. in F., Jahnstraße. Die Veröffentlichung der angenommenen Gedichte kann nicht so rasch erfolgen, wie Sie es zu erwarten scheinen.

A. B—l in L—ck. »Widukind«; **F. K—r in New-Y.** »Fata Morgana«; **Frau E. Sch. in Bad-N—m.** »Sommernacht«;

angenommen.

J. S—k in H—ll. (Hübsch aber mehr für die Jugendgartenlaube in Nürnberg); **W. Sch. in M—m a./Rh.** (zu dilettantisch); **H. H—ck in S—n** (zu viel gegenstandsloses, süßliches Wortgeklingel und zu wenig concentrierte lyrische Kraft); **J. P. B—m in Z—g.** (zu gesuchte, schwülstige Wendungen);

nicht verwendbar.

Schluss der Redaction am 1. August 1894.
Die nächste Nummer (Nr. 20) erscheint am 1. September 1894.

Inhalts-Verzeichnis:

Studien über Ferdinand Raimund. Von Dr. Adolph Kohut. — Betty Paoli. — »Ein Besuch der Werther-Stätten.« Von Franz Wichmann. (Fortsetzung). — Gedichte von Ottokar Schubert, Maurice v. Stern, Hans Carmer, Fritz Eberhardt, Alfred Friedmann, Hermine von Preuschen, Franz Herold, Anton Ohorn, K. Elsner v. Gronow, Hans Freiherr von Rothkirch und Panthen, Magda Fuß, L. Ertus, Fritz le Feubure, Johannes Arp, Karl Bienenstein, Christian Kirchhoff, Gustav Hecht, Alma Hellmuth, Oscar Wolf, W. Faust, Emma Croon-Mayer, Emil Ermatinger, Toni Bracke, Albrecht Hirich, H. Thiemer, Max Student, Ottilie Siebenlist, Victor Feldegg, Paul Heinicke, Eugen Prock, Paul Klie, Hermann Buschhammer. — Bücherschau. — Briefschalter.

☞ Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition**, Einsendungen an die **Redaction des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Auerspergstraße 5.**

Verlag „Deutsches Dichterheim" in Wien. Chefredacteur: **Adalbert v. Majerosky.**
Verantwortlich: **Ludwig Werner.**

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)
Herausgeber: **Adalbert von Majerszky.**

Monatlich 2 Mal. — Preis: 5 Mark halbjährl., vorauszahlbar. — Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direct durch die Expedition des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Auerspergstraße 5. — Abbestellungen werden nur bis 30. Juni, bezw. 31. December angenommen. Einzelne Nummern à 50 Pfen. 5 Stück einer Nummer 1 Mark 50 Pfen.

Wolken.

„Was ist das dort?" hab ich als Kind gefragt,
Da ich am Himmel sah die Wolkenjagd,
Und lächelnd hat dann Mütterchen gesagt:
„Das sind die Lämmer Gottes, liebes Kind,
Die treibt zur Trift der treue Hirte Wind."

„Was ist das dort?" ich später einmal frug,
Da ich am Himmel sah den Wolkenflug:
Ein Freund sprach bitter: „Es ist alles Trug!
Da jagt mein Glück, mein Lebensglück dahin!
Es bleibt das Leid, umnachtet mir den Sinn."

„Was ist das dort?" ich frags als müder Greis,
„Was an dem Himmel ziehet hin so weiß,
So weiß wie Schnee?" Die Lippe lispelt leis:
„Das sind die Boten, die dir rufen zu:
Genug gesagt! Geh, bette dich zur Ruh!"

Kurt Ellner v. Gronow.

Digitized by Google

Nordische Dichter.

Von

Leo Hildeck.

Während die neue deutsche Literatur noch immer auf ihren Nationalhelden wartet, der die zerflatternden Bestrebungen ihrer Vertreter einigt und ihnen eine gemeinsame siegende Richtung gibt, ist droben bei den stammverwandten Skandinaviern eine junge Dichtergeneration herangeblüht, die unbekümmert um die absterbende Tradition ihrer Vorgänger ihre eigenen neuen Bahnen verfolgt. Als ihr Bahnbrecher wird gewöhnlich Ibsen genannt. Er ist es allerdings insofern, als er den Individualismus gepredigt und damit einen Tummelplatz für jungaufstrebende, eigengeartete Talente eröffnet hat; seine Werke selbst dagegen haben keine Schule gemacht, wenigstens sind seine Nachahmer, wenn er daheim deren hat, nicht so bedeutend, daß sie einen Uebersetzer und damit den Weg zu uns gefunden haben. Bei all seiner Realistik und meisterhaften Beherrschung der Bühnenmittel zeigt sich uns Ibsen, nachdem er die sagenhaften und historischen Stoffe verlassen hat, meist als Tendenzschriftsteller; seine Probleme sind zum großen Theile Kinder der Entrüstung und aus den Kunstwerken leicht herauszudemillieren. In zweien seiner letzten Werke, »Die Frau vom Meere« und »Baumeister Solneß«, führt ihn der mit dem Alter immer stärker hervortretende grüblerisch-phantastische Zug seines Wesens bis zum Symbolismus und Mysticismus; zwischen ihnen freilich steht, als Beweis frischer Triebkraft, die glänzende psychologische Studie »Hedda Gabler«. Im Gegensatze zu Henrik Ibsen ist Björnstjerne Björnson, der neben jenem als Classiker der neuen nordischen Literatur angesehen wird, erst in seinen letzten Werken zum Tendenzschriftsteller geworden — nicht zum Vortheil des künstlerischen Wertes seiner Arbeiten. Seinem zarteren, liebenswürdigeren, wir möchten sagen: weiblicheren Talent steht die kraftfordernde Technik der Tendenzen dienenden Kunst nicht gut an; bei ihm »merkt man die Absicht, und man wird verstimmt«. Seine gealterte Muse ist, wie die seines größeren russischen Collegen Tolstoj, die Schutzheilige der Jünglingsvereine; und den unheilvollen verwirrenden Zwang, der von den tendenziösen Beeinflussungen einer solchen Autorität ausgeht, hat der nordische Dramatiker Gunnar Heiberg in seinem »König Midas« (Reclam'sche Universalbibliothek) mit ätzender Schärfe geschildert. In seinen frühesten und bekanntesten Arbeiten, den norwegischen Bauernnovellen, zeigt sich Björnsons feine, poetische Erzählerkunst im hellsten Lichte; sind auch seine Bauern, wie Auerbachs Gestalten in den Schwarzwälder Dorfgeschichten, etwas zu glatt frisiert, so entschädigt uns, wie es auch bei Auerbach der Fall ist, der unbeschreibliche Reiz, den ein echter, in seiner Vollkraft schaffender Dichter über seine Darstellungen ausstrahlt. Zwei andere, ältere nordische Dichter, Jens Peter Jacobsen, der früh verstorbene dänische Novellist, und der Norweger Jonas Lie, gewinnen in Deutschland täglich mehr Verehrer. In den wenigen Werken Jacobsens, »Sechs Novellen«, »Niels Lyhne« (beides in der Reclam'schen Ausgabe erschienen) und »Frau Marie Grubbe« (Otto Janke), findet der literarische Gourmand eine Unzahl entzückender Feinheiten, wie man sie in der neueren Literatur wohl selten antrifft. Jacobsens Naturschilderungen sind von unnachahmlichem Reiz; nicht um Aufzählung der einzelnen Merkmale ist es ihm zu thun, sondern er weiß uns in den Eindruck, den die Dinge hervorrufen, hineinzuführen, er ist Impressionist trotz seiner feinen Ausmalung. So sind die Schilderungen des Regens und der Feuersbrunst in der herrlichen Novelle »Mogens« unerreichte Meisterwerke impressionistischer Darstellung. Ein Meister der Composition ist Jacobsen keineswegs; seine beiden großen Romane zerfallen in einzelne Scenen, deren Zusammenhang manchmal ein recht loser ist. Wenn trotzdem der Leser mit der größten Spannung die Entwickelung des Helden oder der Heldin verfolgt, so ist das ein Beweis mehr für den tiefen und zugleich strahlenden Geist des Dichters, für seine erstaunliche Beobachtungsgabe und die Farbenpracht seiner Darstellung. Befriedigt Jacobsen den verfeinerten Geschmack einer kleinen auserlesenen Gemeinde, so bietet Jonas Lie dem größeren Theile des besseren Lesepublicums eine gute bürgerliche Kost. Er ist ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, und so kann es nicht wundernehmen, wenn seine Geisteskinder sehr ungleichwertig gerathen. Sein eigentliches Feld ist der Familienroman, und auf diesem Gebiete hat er Gediegenes geleistet, wie »Die Töchter des Commandeurs« (Engelhorn), eine der besten Arbeiten des Dichters, »Ein Mahlstrom« (Reclam), »Das Haus auf Gilje«. Daß Lie auch sehr scharf und geistreich sein kann, beweist seine feine satirische Skizze »Das philosophische Huhn«, eine köstliche Verspottung gewisser principiell ehefeindlicher

Digitized by Google

— Hühnchen, deren erbitterter Kampf gegen den natürlichen Beruf der Frau gerade so lange dauert, bis sie zum erstenmale — einen hübschen Hahn zu sehen bekommen. Einen Zug von bürgerlicher Trockenheit tragen theilweise die Novellen des Dänen Rudolf Schmidt, als deren bedeutendste uns »Die Kammerherrin« und »Die Witwe« aufgefallen sind, zwei vortreffliche psychologische Studien. Andere kleinere, wie »Der Engel«, zeigen französischen Einfluss. Die literarische Physiognomie Rudolf Schmidts ist keine so ausgeprägte, wie wir sie an den nordischen Dichtern zu sehen gewohnt sind, aber niemand wird ein Buch von ihm ohne die Ueberzeugung aus der Hand legen, seine Zeit mit guter Lectüre verbracht zu haben. Einer der in Deutschland meistgelesenen Norweger ist ohne Zweifel Alexander L. Kielland, und dies ist zumeist das Verdienst des Verlages Engelhorn in Stuttgart, der durch seine wohlfeilen Ausgaben der trefflichen Romane »Gift« und »Fortuna« — die Fortsetzung »Johannisfest« erschien bei S. Fischer, Berlin — sowie »Schiffer Worse« und »Schnee« diese scharf umrissenen Gesellschaftsbilder weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat. Während er in seinen Novelletten (2 Bändchen, Reclam) feine, kleine Stimmungsbilder aus Natur und Leben darbietet, sind seine Romane fast sämmtlich tendenziös zugespitzt. Voll Bitterkeit schildert Kielland den vergeblichen Kampf freier und ehrlicher Geister gegen berechnende Intrigue und Heuchelei, gegen den dumpfen Bann, in dem eine tyrannische, intolerante und beschränkte Geistlichkeit die Gemüther zu halten weiß. Eine gleiche Tendenz zeigt der Roman »Der Kaplan« des Dänen Henning Jensen (Leipzig, Karl Reißner), ebenfalls ein ernstes Kunstwerk, dessen Held, ein unduldsamer junger Eiferer, in einem bisher friedlichen Gemeinwesen Unfrieden und Heuchelei sät und zwei junge Bräute in Tod und Wahnsinn treibt. Von diesen tüchtigen, aber nicht originellen Schriftstellern gehen wir zu einer der eigenthümlichsten Erscheinungen der nordischen Literatur über, zu Arne Garborg. Schon der Entwickelungsgang dieses Dichters ist eigenartig. Sein Roman »Bauernstudenten« machte die norwegische Regierung auf ihn aufmerksam; man gab ihm ein Amt, dessen er infolge seines unerhört kecken Romans »Aus der Männerwelt« wieder entsetzt wurde. Die furchtbare Einsamkeit seines im nördlichsten Gebirge Norwegens gelegenen kleines Gutes vertrieb ihn und seine Gattin alsdann nach München. Seither erschienen seine Romane »Bei Mama«, »Müde Seelen« und »Frieden« (sämmtlich Berlin, S. Fischer) und erregten bei allen Freunden der modernen Literatur das lebhafteste Interesse. Mit der errathenden Spürkraft des Genies bringt Garborg in die Tiefen der Seelen, auch der weiblichen; die Schilderung eines Mädchenlebens, wie sie dem Dichter in »Bei Mama« gelungen ist, sucht in der gesammten europäischen Literatur ihresgleichen. Er verfolgt keine Tendenz, gehört keiner Partei an; seine glänzende Kunst spiegelt Welt und Menschen, wie sie sind, nicht wie er sie wünscht, liebt oder hasst. »Müde Seelen« dieser Roman ist das Tagebuch eines modernen Decadenten, eine wahrhaft geniale Seelenanalyse. Eine kleine Enttäuschung bereitete den Verehrern der Garborg'schen Muse sein letztes Buch, »Frieden«, nicht etwa wegen eines Nachlassens in der Kraft der Ausführung, sondern wegen der Sprödigkeit des Themas: ein Bauer, der Gott sucht, nach und nach dem religiösen Wahnsinn verfällt und durch Selbstmord endet. Diesen allzu seitabliegenden Vorwurf vermag selbst die kraftvolle Kunst eines Garborg nur einigermaßen genießbar zu machen. An markiger Eigenart ist ihm nur einer seiner Landsleute an die Seite zu stellen: der in Paris lebende Knut Hamsun, ein junger Norweger, dessen merkwürdiger Roman »Hunger« vor wenigen Jahren Aufsehen, Bewunderung und — wie alles Originelle — Achselzucken und Befremden hervorrief. Hamsun hat die Wirkungen des Hungers, die er so phantastisch zu schildern weiß, am eigenen Leibe erfahren. Nicht weniger überraschend wirkt sein zweiter Roman »Mysterien«, in dem er einen genialen, anormal fein empfindenden und nervösen Künstler mit seinem ganzen vielgestaltigen Innenleben, dem Funkeln und Irrlichtelieren seines Geistes, den Freuden und Leiden seines vornehmen, warm theilnehmenden Gemüthes vor uns hinstellt und ihn zu dem glatten und gewöhnlichen Leben einer norwegischen Kleinstadt in einen fesselnden Gegensatz bringt. In seinem jüngst erschienenen Buche »Neue Erde« (beide Köln und Paris, Albert Langen) wird Hamsun tendenziös. Mit kräftigem, keineswegs schmeichelndem Pinsel malt er den Künstlerkreis der norwegischen Hauptstadt, besonders die Schriftsteller, eine bei den reichen Kaufleuten schmarotzende, hochmüthig auf die »Krämer« herabblickende Gesellschaft ohne Männerstolz und echte Kraft. Am trefflichsten gerieth dem Autor die Figur des jungen Dichters Irgens, der sich nicht nur das Geld, sondern auch die Frauen seiner Freunde aus dem Handelsstande unbedenklich zu eigen macht. Weniger erfolgreich ist Hamsuns Bestreben, die gesunde Kraft des norwegischen Handelsstandes in den beiden Kaufleuten zur Darstellung zu bringen, im Gegensatze zu der »unfruchtbaren, blassen, neuen Erde« der literarischen Jugend. Norwegens begabteste Romanschriftsteller, Garborg und Hamsun, leben im Auslande — gibt das nicht zu denken? Auch Ibsen fand erst das Heimatsrecht in seinem Vaterlande, als bereits die

Digitized by Google

ganze gebildete Welt sein Genie anerkannt hatte; um seines strahlenden Ruhmes willen, der auch Norwegen im Ansehen hob, verzieh man ihm die unliebsamen Wahrheiten, um derentwillen man ihn einst verdrängt hatte. Möchten auch Hamsun und Garborg einst im Triumph in ihre Heimat wieder einziehen! — Ob zu dem von Hamsun geschilderten Schriftstellerkreis auch Gabriel Finne gehört, ist uns unbekannt. Sein neuer Roman, »Die Kinder des Doctor Mang« (Berlin, S. Fischer), wird ihm in Deutschland wenig Freunde erwerben; es ist eine überaus häßliche, unerquickliche Familiengeschichte, in der sich rohe und widerwärtige Scenen ununterbrochen aneinanderreihen. Finnes Streben nach Realistik verführt ihn zur derbsten Caricatur; eine unangenehme Wahrheit läßt sich noch ertragen, nicht aber eine fratzenhafte Uebertreibung. Zum Schlusse wollen wir noch von zwei jungen Dänen sprechen, Karl Gjellerup und Sven Lange. Gjellerup, der in Dresden lebt, trat bereits mit mehreren Erzählungen, musikalischen Abhandlungen, sowie mit den Dramen »Wuthorn« und »Eine Million« vor das deutsche Publicum. Sein neuestes Buch »Pastor Mors«, eine seltsame Geschichte (Dresden und Leipzig, Heinr. Minden), wendet sich an einen feinempfindenden Leserkreis, der die eigenartige schalkhafte Symbolik und die stimmungsvolle Poesie einer im Grunde tiefernsten Erzählung zu würdigen weiß. Gjellerup ist kein bahnbrechender, aber feiner und nachdenklicher Geist und vor allem ein echter Poet. In Sven Lange lernen wir einen ganz jungen Schriftsteller von stark individuellem Gepräge kennen, der uns in seinem ersten Buche »Engelke und andere Erzählungen« (Köln und Paris, Alb. Langen) das Werk eines reichen und erstaunlich reifen Geistes schenkt. Die prächtigen Skizzen »Tonny« und »Venus« werden von der längeren Novelle »Engelke« noch überstrahlt, deren meisterhafte psychologische Zeichnung und ungezwungen geistreiche Diction jeden Leser von Geschmack entzücken werden. In allen drei Erzählungen variiert Sven Lange das nämliche Thema: wie ein geistreicher, gebildeter Mann von einem ganz gewöhnlichen Tölpel bei einem Weibe ausgestochen wird. Und dennoch — wie verschieden wirken die drei Erzählungen, wie trägt jede die Farbe und Stimmung des Lebenskreises, in dem sie sich abspielt! Der junge Dichter ist ein Phänomen: sein literarischer Erstling ist keine ungeschickt zappelnde Putte, sondern eine fertige Göttin, die geharnischt aus dem Haupte ihres Vaters hervortritt.

Ein Besuch der Werther-Stätten.

Von

Franz Wichmann. (Schluss.)

Nachdruck verboten.

Ein so schöner Heimweg, wie ihn Goethe und Lotte am Morgen nach dem Balle in der durch das vorübergerauschte Gewitter erquickten Natur genossen, war mir leider nicht vergönnt. Es war bereits ganz dunkel geworden, als ich über die Dörfer Weidenhausen und Rechtebach den Rückweg antrat, denn der nächste Weg durch den Wald war durch Erdarbeiten unpassierbar. Kaum hatte ich die letzten schützenden Häuser hinter mir gelassen, als der nachtschwarze Himmel plötzlich alle seine Schleusen öffnete und der Wind, der schon den ganzen Nachmittag über heftig geweht hatte, sich in einen förmlichen Sturm verwandelte, der mit voller Wuth durch den ächzenden und rauschenden Wald schnob. Die hoch mit zähem Schlamm bedeckte Landstraße erschwerte das Gehen aufs ärgste und ich konnte nur langsam vorwärtsdringen, während Sturm und Regen mir ins Gesicht peitschten. Niemals habe ich einen so schauerlichen Weg gemacht, nie so die Schrecken der »menschenfeindlichen Jahreszeit«, wie es im Werther heißt, empfunden, als auf diesem Gange. An beiden Seiten der schwarze undurchdringliche Wald, darüber der finstere wolkenflatternde Himmel, ohne einen Strahl von Licht, längs der Straße die, gleich kahlen Todtengerippen, aufragenden, entblätterten Pappeln und dazu der heulende Sturm und der strömende Regen, alles das machte einen vernichtend großartigen Eindruck, den ich nie vergessen werde, und ich fühlte, daß das Menschenherz den Schauern der Natur gegenüber noch ebenso empfindsam und offen geblieben ist, wie in der Zeit, deren Erinnerung mich in diesen Tagen beschäftigt hatte. Ja, es war eine merkwürdige Zeit mit ihrer Todes-

Digitized by Google

sehnsucht, ihrer Ueberschwenglichkeit der Gemüther, diesem einseitigen Gefühlsleben, dieser Naturschwärmerei und dem sonderbaren Freundschaftsenthusiasmus!

Und doch, wer sagt uns, dass sie nicht noch einmal wiederkehren könne!

Wie ich so durch das rasende Wetter dahinschritt, musste ich an unsere ganz anders geartete Zeit denken, in der alles so klar, hell, fest und bestimmt zu sein scheint und die doch auch schon angekränkelt ist von einer traurigen Sentimentalität, welche die immer mehr platzgreifenden materialistischen und pessimistischen Anschauungen unserer allzu klugen Tage mit sich bringen und die vielleicht einst eine weit unseligere, weil ideal- und glaubenslose Todessehnsucht herbeiführen kann, als es der »vielbeweinte Schatten« des unglücklichen Werther gethan hat.

In meinem Wirtshause entdeckte ich noch einige alte Bilder, die in recht naiver Weise Scenen aus Werthers Leiden darstellten und deren Titel: „The sorrows of Werther" auf englische Fabrication hinwies, die ihre Producte nach Deutschland verpflanzt hatte. Die Bilder mochten aus jener Zeit stammen, da man Goethes Werther in fast alle bekannten Sprachen übertragen hatte. Waren doch Werthers Leiden nicht nur in Deutschland dramatisiert, sondern sogar im Jahre 1805 auf dem römischen Volkstheater aufgeführt worden, und besaßen doch sogar die Chinesen Glasgemälde mit Darstellungen aus Werther. Ja, der arme Schatten hatte es sich gefallen lassen müssen, zu Bänkelsänger-Travestien verarbeitet zu werden, um auf Jahrmarktsbildern und in Wirtsstuben das Gruseln der Leute zu erregen.

Obwohl sich gegen Mittag aufs neue Wolken aufzuthürmen begannen und sich allmählich zu dunklen, drohenden Massen zusammenballten, unternahm ich am Nachmittag doch noch eine neue Wanderung, um auch den letzten der Orte, die der Herzensroman im schönen Lahnthale geheiligt hat, kennen zu lernen. Nach etwa einstündigem Marsche, auf dem sich mir fortwährend die anmuthigsten Aussichten in die freundliche Gegend mit ihren vielen kleinen Thälern und waldigen Schluchten boten, erreichte ich das seitwärts von dem hohen Stoppelberge gelegene langgestreckte Dorf Volpertshausen, woselbst in dem Jagdhause der denkwürdige Ball aus dem Werther stattfand und wo sich die Bekanntschaft Goethes mit Lotten angeknüpft haben mag. In dem kleinen rauchigen Wirtschaftszimmer traf ich gerade den rechten Mann, den biederen alten Schulmeister, der jetzt in dem Jagdhause wohnt, das nach mannigfachen Schicksalen und nachdem es auch schon eine Wollgarnfabrik beherbergt hatte, endlich zum Schulhause geworden ist. Er erzählte mir, dass noch öfters Fremde kämen, das Haus zu besichtigen, und erinnerte sich verschiedener Professoren, die ihn besucht hatten. Indessen ist nicht viel mehr daran zu sehen. Aeußerlich freilich hat sich das stattliche Haus wohl unverändert erhalten, aber die inneren Räume sind durch Umbau verwandelt und der ehemalige Tanzsaal hat jetzt zwei Zimmern Platz machen müssen, in deren einem Schule gehalten wird. Uebrigens konnte ich den braven Magister nicht ohne eine Beimischung von Neid betrachten; hatte derselbe doch nicht weniger als neun Zimmer, zwei Küchen und einen Saal zu seiner ausschließlichen Verfügung, gewiss eine Seltenheit für einen Schulmeister!

Brunhilde.

(Moderne Ballade.)

Ha, nächtigen Brandes Widerschein,
Wie zündet er mir ins Herz hinein!
Wenn andern die Pulse stocken,
Mein Herz jauchzt voll Frohlocken!

Es jagt durch die Straßen, wies wilde Heer,
Die fackelnschwingende Feuerwehr, — — — — — —
Brunhilde, du Stolze, du Feine,
Ich seh dich im Flammenscheine!

Digitized by Google

Die Belle-étage und der fünfte Stock,
Salontoilett, Candidatenrock,
Wie kämen die je zusammen
Ohne die Noth der Flammen? —

Es wagten sich in ihre stolze Näh
Nur Gardelieutenant und Attaché!
Mir rauschte bloß auf der Treppe
Vorüber die stolze Schleppe;

Sie dankte dem Gruß nur mit halbem Knix,
Mich würdigend kaum flüchtigen Blicks;
Ich zehrte davon sechs Wochen,
Hätt sie einmal mich angesprochen!

Schön war sie, wie Juno, groß und schön,
Es klang ihre Stimme wie Glockengetön,
Es neideten Grazien und Musen
Diese Schultern, den göttlichen Busen! —

Horch, Pferdegetrabe und Peitschenknall:
Es hält vorm Portale, sie fährt zum Ball;
Ich sehe sie auf zwei Schritte
Von der Staffel zum Wagentritte:

Der Stern blitzt auf, es erlischt der Stern,
Es klappt der Schlag, schon rasselt es fern.
Papa rief nach: »Amüsiert Euch, —
Noch ein Tuch um die Schultern, sonst friert Euch! —

Ich schmacht hier bei Platos Symposion,
Und sie fährt zum Opernballe, o Hohn! —
Eine Königin von Sieg zu Siegen
Uebers Glanzparkett zu fliegen!

Und die göttliche Hüfte, dass Gott erbarm,
Umspannt eines Gecks unwürdiger Arm,
Und dem Ohr, aller Grazien Sitze,
Nahn näselnd die fadesten Witze!

Und aus ists nun wohl mit dem Studium,
Es tippen und tanzen im Kopf mir herum
Die niedlichen Atlasschuhe,
Sie tanzen mir weg meine Ruhe!

Ich werf mich aufs Bett und den Plato ins Eck,
Und — endlich Schlaf! — Wie lange? — o Schreck,
Da weckt mich ein Feuerrufen
Herauf die Treppenstufen!

Digitized by Google

Und es praſſelt und brändelt von unten herauf.
Hinab die Stiegen im Sturmeslauf —
Faſt hätt mirs den Athem benommen,
Weiß nicht mehr, wie es gekommen —

Daſs ich die Glasthürſcheiben zerſtieß
Und drang in der Göttin brennend Verließ:
Die Ballfee, ich ſeh ſie noch immer,
Umloht vom Flammenſchimmer!

War wie in Traum, weiß nimmer, wies kam,
Daſs ich ſie in die Arme nahm,
Und rafft alle Kraft zuſammen,
Trug kühn ſie durch Qualm und Flammen,

Wie Hermann Thusnelden, die er gekürt,
Wie Paris die Helena entführt.
Und ſie ſchmiegt ſich an mich ſo milde,
Wie ein Lamm, die ſtolze Brunhilde!

Wie berauſchte der Duft ihres ſchwarzen Haars,
Und eine erhabene Wonne wars,
Dieſes Herzens Pochen zu fühlen,
An den Schultern die Lippen zu kühlen!

Und ich trug ſie durchs qualmende Treppenhaus,
Und über die Straße ins Nachbarhaus —
Hätt gerne dahin ſie getragen,
Wo die Marken der Erde ragen! —

Und der Dank? — Papa lud mich zum Diner,
Und ſie — nahm ſpäter den Attaché. — —
Brunhilde, im Flammenſcheine
Warſt du und bleibſt du die Meine! —

Ha, nächtigen Brandes Widerſchein,
Wie zündet er mir ins Herz hinein, —
Wenn andern die Pulſe ſtocken,
Mein Herz jauchzt voll Frohlocken!

Robert Oechsler.

Sommernacht.

Stille, heilige Nacht! Du ſenkeſt hernieder die Schwingen,
Ueber die ſchlafende Welt breiteſt du ſchirmend ſie aus.
Kühlung weht durch das Fenſter ins dunkele, trauliche Zimmer —
Lieblicher Odem der Nacht, fächelſt erquickend die Stirn.
Alles entſchlummerte, auch die gefiederten Sänger im Baume.
Leicht vom Winde bewegt, klopft an das Fenſter Gezweig;

Digitized by Google

Aber leise erklingts wie heimliches Blättergeflüster,
Denn der säuselnde Hauch möchte nicht stören die Ruh.
Wohlgerüche entströmen den schlafenden Blumen im Garten,
Und es steigt zu mir auf Rosen-, Resedengedüft. — —
Also in Träume gewiegt, von nächtlichem Schweigen umfangen,
Schick ich mich an zu dem Flug in die vergangene Zeit.
Leise entschweben dem Dunkel Gestalten und Worte erschallen.
Deutlich hör ich es jetzt: »Kehre zu dir einst zurück;
Wenn ich im Leben erwarb mir Reichthum und Ehren und Ansehn,
Willst du dann, innig geliebt, werden mein liebendes Weib?«
Sehe vor mir die hohe Gestalt und von männlichem Stolze
Funkelt das dunkele Aug, hebt sich höher die Brust.
Fühle noch heute den Zauber, die Macht des beherrschenden Geistes.
Willenlos, selig vor Lust flüsterte leise ich Ja. — —
Reichthum ist ihm geworden, es preisen ihn rühmend die Menschen,
Er mit Herrschergewalt lenkt das bewegliche Volk;
Aber das alternde Mädchen ward bald im Kampfe vergessen — —
Und es opferte ihm freudig doch Jugend und Glück.
Einsam vergiengen die Jahre, ich liebte und hoffte und glaubte. —
Hab nun Hoffen verlernt; Liebe, du wohnst noch in mir! —
Stärker rauschen die Blätter und heftiger klopfen die Zweige,
Leicht vom Geräusche geschreckt schwebt die Erinnrung davon.
Mählich werden die Sinne vom Schlafe schmeichelnd umfangen,
Flüsternd spricht noch der Mund: Segne, beschütze ihn Gott!

Emilie Scheel.

Es war einmal.

Es war einmal! Wie leises Flügelrauschen
Umschwebt es mich bei dieser Worte Klang,
Geheimnisvoller Zauber zwingt zu lauschen,
Und träumend folg ich diesem süßen Hang.

Es war einmal! Aus fernen Jugendtagen
Taucht wieder auf entschwundner Märchenglanz:
Ich seh des Schlosses stolze Zinnen ragen,
Belauscht im Nebelduft der Nixen Tanz.

Es war einmal! Verweht ist längst der Schimmer,
Der leuchtend wob um jene Herrlichkeit;
Verschwunden ist die Märchenwelt auf immer;
Es war einmal! O goldne Jugendzeit!

Helene Kerubach.

Digitized by Google

Der Blütenfalter.

(Nach dem Polnischen.)

Höre, o Knabe, wirf ab deine Sorgen,
Ein Blütenfalter flog hin übers Feld.
Nicht trübe dein Schatten den goldenen Morgen,
Ihm leuchte in fröhlicher Wonne die Welt.
Nicht jage den Falter!

Möge er fliegen und möge er gaukeln,
Nur wenige Stunden genießt er die Welt.
Ihm leuchten die Aeuglein, die Flügel ihn schaukeln,
Er will sich erfreuen in Wiese und Feld.
Nicht jage den Falter!

In jedes Blütchen nun senkt er das Köpfchen,
Dünkt ihm ein ewiger Frühling zu sein;
Sauget den Honig zum letzten Tröpfchen,
Kennt nur Genießen und Glücklichsein.
Nicht jage den Falter!

Er athmet der Rose entzückende Düfte,
Ihm schadet der giftige Tropfen auch nicht,
Ihn tragen und wiegen balsamische Lüfte;
Erschrecken nur kann ihn ein Bösewicht.
Nicht jage den Falter!

Doch sollte er leben ein menschliches Leben,
Müsste er wissen, was uns bewusst,
Solltest du, Knabe, die Hand erheben
Noch ehe sie endet, die selige Lust,
Und — tödten den Falter!

Karl Sachse.

An die Sonne.

Du sahst einst die Jugend der Erde,
Als sie, noch ungestalt,
Sich auf das allmächtige Werde
In Dampf und Glut geballt.

Sahst Länder von Wogen verschlingen
Und Edens Flur enthalmt,
Granitene Berge zerspringen,
Vom Zeitenrad zermalmt.

Ja, was auch auf Erden geschehen
Hast alles du gesehn,
Sahst Menschengeschlechter entstehen
Und wieder untergehn.

Bestrahlest ihr Lieben und Hassen
Mit deinem goldnen Licht,
Und wenn sie im Tode erblassen —
Ihr starres Angesicht.

*

Digitized by Google

Sahst blutige Schlachten umtosen
Das Erdenrund voll Wuth
Und weckst Millionen von Rosen
Mit deiner Strahlenglut.

Ganz kennst du das Leben hienieden;
Drum sag mir, Sonne traut:
Hast mehr du hier Kampf oder Frieden,
Glück oder Leid geschaut? . . .

Karl Klien.

In der Fremde.

Heimgedenkend schritt ich einsam durch den stillen, trauten Wald,
Für ein Herz, ein schmerzbewegtes, wohl der beste Aufenthalt.

Frieden schwebte säuselnd nieder, drüben sanft die Sonne schied;
Und der Wald, er sang so traulich noch ein leises Abendlied.

Stille war es rings geworden, auch der Bäume Lispeln schwieg;
Schon der Mond, der silberbleiche, aus den dunklen Tannen stieg.

Und ein Fenster that sich leise auf im nahen Försterhaus,
Froh ein Lied auf luftgen Schwingen strömte in die Nacht hinaus.

Wie zog dieses süße Klingen durch mein Herz so wunderbar,
Weckte ferne, ferne Zeiten, wo auch ich so glücklich war;

Führte mich zur lieben Heimat, wo dasselbe Lied ich sang:
Für die trauten Heimatklänge, fremdes Mädchen, tausend Dank!

Bruno Radek.

Lady Macbeth.

Vom Himmel grollts auf Macbeths Schloss,
Das Käuzchen klagt so schrill.
Es schläft der König und sein Tross
Nach wildem Zechen still. —

Da horch! Ein leichter Frauenschritt
Und sieh! ein matter Schein.
In die geräumge Halle tritt
Leis Lady Macbeth ein.

Umzittert von dem fahlen Licht
Der Leuchte, die sie trägt,
Ist ihr verhärmtes Angesicht,
Das bleich und unbewegt.

Das Rabenhaar umflutet wirr
Die Stirn von Elfenbein,
Die schwarzen Augen flackern irr;
Sie künden Seelenpein.

Digitized by Google

Sie hebt zum Licht die weiße Hand,
Die sonst am Herzen ruht,
Schaut lang darauf und unverwandt,
Dann seufzt sie heiser: »Blut!« —

Sie reibt jetzt an dem weißen Kleid
Die Hand gar sorgsam gut,
Hebt sie zum Licht und schaut — — und schreit
Mit bangem Stöhnen: »Blut!« —

Dann flieht sie schwanken Schritts hinaus,
Noch bleicher als der Tod.
Die hohlen Augen blicken Graus,
Die Leuchte qualmt und loht.

Es rast und heult so wild der Sturm.
Es wandelt her und hin,
Treppauf, treppab, von Thurm zu Thurm
Die weiße Königin.

Vor einem Vorhang, schwer und dicht,
Bleibt sie jetzt flüsternd stehn:
»Erloschen ist nun Duncans Licht.
Er schläft! — — Jetzt solls geschehn!« — —

Da loht ein Blitz, und greller Schein
Erhellt den düstern Gang.
Ein dumpfer Fall — ein gellend Schrein —
Dann Stille, tief und bang. — —

Vom Himmel grollts auf Macbeths Schloss.
Das Käuzchen klagt so schrill.
Es wacht der König und sein Tross.
Die Königin ruht still. —

Elisabeth Tilemann.

Gaudiosa.

Träumend sitzt im stillen Erker, wo das Morgensonnenlicht
Durch die buntbemalten Scheiben sich in prächtgen Farben bricht,
Karl, der große Frankenkaiser, der Beherrscher einer Welt,
Und betrachtet still die Klinge, welche seine Rechte hält.

Gaudiosa steht geschrieben auf dem scharfen, blauen Stahl.
Und er denkt an alte Zeiten, an ein friedlich stilles Thal,
Wo er einst ein holdes Mädchen an der Felsenquelle fand
Und um ihre frohen Blicke Gaudiosa sie genannt.

Digitized by Google

Dem Geliebten gab zum Kampfe ihres Vaters Schwert sie hin;
Gaudiosa ward sein Name und der Sieg ward sein Gewinn.
Seine schönste Siegesfeier hielt beim Liebchen Karl, der Held,
Und des Waldes tiefste Stille barg sein Glück dem Lärm der Welt.

Früh schon ist ins Grab gesunken ihrer Reize Blütenpracht,
Neidisch riss der Tod sie nieder in sein Reich der ewgen Nacht.
Und mit ihr entschwand die Liebe aus des jungen Königs Brust,
Kaiserkron und Völkerherrschaft wurden Karls, des Großen, Lust.

Zu den Tagen froher Minne ruft es lockend jetzt ihn hin,
Warm und wonniglich durchglüht es seinen stolzen Herrschersinn;
An die Zeiten denkt er wieder, als er jung und selig war,
Segnend küsst die helle Sonne ihm das silberweiße Haar.

Guido von Usedom.

Licht und Liebe.

Hoch am Himmel steht die Sonne
Sie beglückte gern die Welt;
Aber dunkle Wolken steigen
Drohend auf am Himmelszelt.

Sonne möchte sie bezwingen;
Doch der Kampf ist allzuschwer.
Brausend strömt der Regen nieder —
Sieger bleibt das Wolkenheer.

Sonne kann es nicht verscheuchen —
Aber ihre Himmelskraft,
Lebensvoll und glutentzündet,
Doch ein herrlich Wunder schafft.

Der von lichtberührten Wolken
Scharf zurückgeworfne Strahl,
Zieht ein Band, ein farbenreiches,
Schimmernd über Berg und Thal. —

Tief im Herzen wohnt die Liebe;
Sie beglückte gern die Welt;
Aber Kummer, Qual und Sorge
Manches Herz umklammert hält.

Liebe möchte sie bezwingen;
Doch der Kampf ist allzuschwer.
Heiße Thränen strömen nieder —
Sieger bleibt das Sorgenheer.

Liebe kann es nicht verscheuchen —
Aber ihre Himmelskraft,
Lebensvoll und glutentzündet,
Doch ein herrlich Wunder schafft.

Denn ein Band, ein segenreiches,
Knüpfen zwischen Herz und Herz
Die im Schmerz erprobte Liebe,
Der von Lieb verklärte Schmerz.

Margarete Berg.

Nur einmal!

Nur einmal kann ich lieben,
Drum schone, Kind, mein Herz;
O spiele nicht zu lange
Mit meinem heißen Schmerz!

Ich bin kein loser Falter,
Der jede Blüte küsst;
Nur einmal kann ich lieben,
Und wenn ich sterben müsst.

Digitized by Google

Und sollen wir uns scheiden,
Mein Lieb, nur einen Kuss,
Damit ich einmal küsse,
Bevor ich sterben muss!

Elisar von Kupffer-Erbdorff.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Ich spotte euer nicht, die ihr den Glauben
An alles euch bewahrt, was gut und hehr,
Ich mag euch nicht die holde Täuschung rauben;
Sie ist so süß! — Ich glaube ach! nichts mehr!

Ihr, denen noch die schöne Jugend lächelt,
Genießt ihn voll, den kurzen Blütenmai,
Von Liebesträumen wonnevoll umfächelt —
Mein Frühling ist, mein Lieben ist vorbei.

Und wenn der Schmerzen Schlag euch hat getroffen,
Wenn sich verdüstert eurer Sonnen Licht,
Nach kurzer Klage mögt ihr wieder hoffen,
Ihr Glücklichen! — Ich aber hoffe nicht. —

Die Jugend flieht, es flieht die Lust am Leben,
Die Locke bleicht, das Herz wird kalt und leer,
Der Menschheit Jammer fühlt ihr euch durchbeben:
Dann glaubt, dann liebt, dann hofft auch ihr nichts mehr!

Hans Freiherr von Rothkirch und Panthen.

Bestimmung.

Es sprach der Herr zur Nachtigall:
»Ich legt in deine Kehle
Der Lieder wundersüßen Hall,
Ein Echo deiner Seele!«

Drauf sprach der Herr zum Rosenstrauch:
»In Rosen sollst du blühen,
Die lieblich in des Windes Hauch
All ihren Duft versprühen!«

Zum Dichter sprach der Herr: »Ich macht
Die Sehnsucht ganz dir eigen;
Du sollst bis in den tiefsten Schacht
Des Menschenherzens steigen!

Digitized by Google

Es sei der Wohllaut dir verliehn;
Gebannt in Liedes Schranken
Geb ich dir schöne Melodien
Und leuchtende Gedanken!«

So sprach der Herr. Sein Segen blieb
Trotz allem wirren Treiben
Dem Menschenherzen trostreich, lieb,
Und soll es ewig bleiben!

Noch duftet schön der Rosenstrauch,
Die Nachtigallen singen,
Und froh beseelt vom Gotteshauch
Des Dichters Lieder klingen.

Albrecht Hirsch.

An * * *

Als ich geschaut in deiner Augen Strahl,
Da fühlte ich mein krankes Herz gesunden;
In meiner Seele starben Angst und Qual
Und Heilung legte sich auf meine Wunden....

Es war die Menschenseele rein und klar,
Die mich befreit vom Bann, der mich bezwungen —
Als sie aus leuchtend hohem Augenpaar
Mir wie ein Sonnenstrahl ins Herz gedrungen.

Zu neuem Leben weckte mich dein Wort,
Das mild du sprachst in jener stillen Stunde;
Es scheuchte Nacht und Gram und Zweifel fort,
Und schuf den Frühling mir im Herzensgrunde....

Paul Wilhelm.

Das Thürmerkind.

An hoher Brüstung, umsaust vom Wind.
Lehnt still das blauäugige Thürmerkind.

Der Raben und Dohlen nachtschwarze Schar
Umflattert sein helles Lockenhaar.

Es starrt in das sinkende Abendlicht,
Ein Thräne rollt schwer über das bleiche Gesicht.

So harrt es in Schmerzen Tag um Tag,
Ob der Liebste nicht kommen, nicht kommen mag.

Digitized by Google

Früh, eh die Sonne den Lauf beginnt,
Schaut hoffend ins Weite das Thürmerkind.

Und breitet ringsum sich dämmernde Nacht,
Voll Leid das Thürmerkind wartet und wacht.

Und selbst im Traume noch murmelt es leis:
»Und morgen kommt er, ich weiß es — — ich weiß —«

Indes der Liebste am fernen Rhein
Denkt kaum noch an Thürmers Töchterlein.

Ein Meisterkind er zur Braut sich erkor,
Er küsst es und flüstert ihm glühend ins Ohr:

»Nie liebt ich ein Weib, ich liebe nur dich,
Ich liebe dich ewig und ewiglich.«

Fritz Weber.

St. Severin.

Am Berghang ragt die Hütte, von Stein und Holz gefügt,
Drin vor dem Crucifixe ein Greis am Boden liegt.
St. Severin, der Fromme, bei Bojern hochverehrt,
Dort im Gebet und Büßung mit seinem Gott verkehrt.
Des Landes rauhe Söhne taucht er in Oenus Strom:
Wie kniete mancher Recke vor ihm so mild und fromm!
Es stürzt die Donner-Eiche, und Freyas Liebesblick
Weicht vor der Gnadenjungfrau in Dämmernacht zurück. . . .
Dort trat zu seiner Zelle ein jugendlicher Held,
Das gelbe Haar in Locken um seine Schultern fällt,
Das zottige Fließ des Bären umwallt die Hochgestalt,
Der Helm mit Adlerflügeln von blankem Eisen strahlt.
Sein Blick, der eines Königs, die Rede stark und kühn;
Nach sagenswerter Hochthat strebt wohl des Mannes Sinn.
Er hebt den Greis vom Boden und neigt sich ihm gar tief
Als jener ihn, aufblickend, bei seinem Namen rief:
»Du bist es, Odoaker! in meinem Traum der Greif,
Zieh hin mit deinen Skirren; zum Sturz ist Roma reif.
Von Nord die Adler fliegen, sie wittern fernhin Raub.
Du triff die Wölfin sicher; sie winde sich in Staub.
In dir besteigt Germania den neuen Cäsarnthron;
Doch ihn zu festen, ziemt erst einem Enkelsohn!
Ein Stern, zu zwein gedoppelt, schwebt über Land und Meer,
Und breitet seine Strahlen bis in die Wüste her.
Noch höher steigt der eine, an Glanz der Sonne gleich,
Bis an die fernsten Meere wächst auch sein stilles Reich.

Digitized by Google

In seinem Lichte wandeln die Paladine frei,
Und hohe Lieder klingen von Gottesminne und Treu.
Und dauern soll sein Leuchten, bis aller Streit sich löst,
In Glück und Lieb die Menschheit vom letzten Wahn genest!«
Dies sprach der greise Priester, und laut vom Fels erklang
Der Rosse feurig Wiehern, der Mannen Kampfgesang.

Max Karl Stich.

Sehnsucht.

O Mutter lieb, o Mutter mein!
Du bist so weit von mir!
Ich wollt, ich wär ein Vögelein —
Ich flög sofort zu dir! — —
Die Welt, der du gegeben mich
Dereinst in tiefem Schmerz,
Bleibt kalt und lieblos ewiglich —
Ich glaub — sie hat kein Herz!

O Mutter lieb, o Mutter mein!
Horch! wie sie höhnisch lacht
Und hämisch urtheilt, weil ich dein
In einem Lied gedacht! . . . .
Du lehrtest mich dereinst den Sang
Im stillen Kämmerlein,
Als fern die Abendglocke klang
Und du mich wiegtest ein. . . .

O Mutter lieb, o Mutter mein!
Drum — wie dus hast gewollt,
Dass ich in manchem Liede klein
Den Schöpfer preisen sollt; —
Drum sing ich auch nicht für die Welt,
Wenn sich die Saite regt, — —
Ich sing, wies meinem Gott gefällt —
Wies mir das Herz bewegt!

Oskar Wolf.

Dichterleben.

In seiner Dachstubenkammer saß
Just beim Diner von Brot und Salz
Der deutsche Dichter Felix Schmalz.
Dabei in seinem Plutarch las
Von Männern, mit hohem Genie begabt,
Und dennoch keine armseligen Wichter,
Weil sie klugerweise das Glück gehabt,
Nicht geboren zu sein als deutsche Dichter. —
Es war an einem Märzentag;
Der Schnee zerfloss, der blaue Himmel
Ueber der dampfenden Erde lag,
Erfreute sich an dem Menschengewimmel;
Das Kätzlein lag in süßer Ruh
Und sah auf Plätzen und auf Gassen
Dem muntern Spiel der Knaben zu:
Wer mochte grollen noch und hassen?
Drang doch der warme Sonnenschein
In die armseligste Seel hinein! —

Digitized by Google

Und unserm Freund wars eben recht;
Es konnt auch regnen oder schneien,
Verhasst war ihm sein ganz Geschlecht;
Lässt dem gut Wetter sich prophezeien?
Die Sonn ihm auf die Nase schien,
So dass ihm giengen die Augen über.
Da trat er zornig ans Fenster hin
Und zog den grünen Vorhang drüber;
Ihm war so ahndungsvoll, so weh,
Als hätt er was im Brot gegessen,
Und warf sich auf das Kanapee,
Des dummen Lebens zu vergessen. —
Da pocht es an der Thür — zwei Briefe:
Herrn Felix Schmalz, Wohlgeboren —
Geehrter Herr! Aus Herzenstiefe
Bedaur ich . . . aber unverloren
Bleib Ihnen die Hoffnung . . . ein andermal
Vielleicht . . . Ihr Drama ist genial,
Und ich zweifle nicht . . . hochachtend ergeben:
Ein langer Klecks — Manuscript daneben. —
Das war der eine. Im zweiten schrieb,
Höflich und kühl, wie es gebeut
Der Jungfrau Scham und Züchtigkeit,
Sein fernes, vielgeliebtes Lieb,
Dass, weil sie glücklich vermählet sei,
Ihn seines Wortes spreche frei. —
Schmalz seufzte still: Weh! das ist dumm!
Doch riss sich nicht die Haare aus,
Nahm Hut und Mantel bleich und stumm,
Verschloss die Thür, verließ das Haus
Und kehrte kaum so bald zurück
Mit einem derben Futterstrick,
Pfiff ein paar muntere Herzenslieder
Und warf dann, wie er oft gethan,
Sich aufs geliebte Sopha nieder
Und stopfte eine Pfeife an.
's ist wunderlich, dacht er im Stillen,
Wie wenig uns das Leben gilt,
Wenn wir nur ernsthaft sind gewillt
Zu thun, was wider seinen Willen!
Es zu verlieren, macht uns zaudern,
Kein bloßer irdischer Verlust;
Warum wir vor dem Tode schaudern,
Das ist die Hoffnung in der Brust;
Dem, der nicht hofft und nicht begehrt,
Und ob er einen Thron besitze,
Verschleudernd königliche Blitze,
Ist mehr kein Leben lebenswert.
Die Hoffnung ist es, die uns narrt!
Wer möchte sich noch narren lassen,
Der ihre Bosheit hat durchschaut,
Sie nicht aus tiefster Seele hassen,
Die stündlich uns ein Glück erbaut

Digitized by Google

Und stündlich wieder eins verscharrt?
Trät einer jetzt vor mich herfür
Mit einem wohlgefüllten Sack,
Ich spräche: Freund, den Schabernack
Lass er mir draußen vor der Thür!
Das, was dein Gold mir geben kann,
Genoss ich längst im Ueberfluss,
Der Rest war Ekel und Verdruss;
Doch was es mir nicht geben kann,
Was mehr als Rauch und Schatten ist,
Wonach die Millionen brennen,
Glück oder Ideal es nennen,
Das nächtlich uns am Herzen frisst,
Das kann mir auf dem Erdenrunde
Kein Reichthum, keine Weisheit geben.
Schafft doch selbst Mütterchen Natur
Caricatur und Fratze nur,
Vom Echten tönet keine Kunde —
Das ärgert mich, und darum eben
Adieu, du grausam süßes Leben! — — —
So Ähnliches und mancherlei,
Gedanken dumpfen Missgeschickes,
Dazwischen Bilder heitern Glückes
An seiner Seele flohn vorbei;
Und als ers zu Papier gebracht,
Schlief er zwölf Stunden in der Nacht
Und hatte wohl auch unterdessen
Sich aufzuhängen ganz vergessen.
Denn als er gestern mich begegnet,
Rief er: »Der Himmel sei gesegnet,
Dass ich dich treffe, sei gegrüßt!«
Las mir mit strahlendem Gesicht
Sein allerneuestes Gedicht
Und pumpte dann mich — last not least —
Um einen lumpigen Thaler an,
Wie er so oft, so oft gethan!

A. A. Wurm.

Thaler, Thaler, du musst wandern.

Ich stehe im Kreise der andern,
Wir spielen ein fröhliches Spiel.
Den Thaler, den lassen sie wandern,
Ich such ihn und komm nicht zum Ziel.

Ich dreh mich im Kreise behende
Und greife nach hier und nach dort;
Doch wie ich mich drehe und wende,
Der Thaler, der Thaler ist fort.

Digitized by Google

Und wiederum such ich vergebens
Voll Hast und von Hoffnung erfüllt;
Es zeigt so das Spiel uns des Lebens
Tiefernstes, wahrhaftiges Bild.

Berthold Franke.

Frodis Mühle.

Ein Wanderer schied von Frodis Dach
Mit herzlichem, dankendem Worte.
Es blickte der König lang ihm nach,
Dann schloss er sinnend die Pforte;
Denn reichen Schatz der Fremde ließ
In Frodis Halle stehen:
Ein Mühlenwerk, das Glück verhieß
Dem, der es konnte drehen.
»»Was alles du wünschest, mahlt sie dir!««
»So mahle Gold, das wünsch ich mir!«
Der König rief es und begann
Zu wuchten, dass der Schweiß ihm rann.
Doch schwach ward hier des Starken Hand —
Die Wundermühle reglos stand.
»Ein elend Spottgeschenk ist traun
Die Mühle; ich lasse sie flugs zerhaun — —!
Und doch — es muss gelingen!
Ein andrer soll sie zwingen!«

Zu Swithiod kürte der Mägde zwei
Der König zum harten Geschäfte.
Die Töchter der Riesen, sie kamen herbei
Und übten die schrecklichen Kräfte.
Die Mühle knarrte. Rauschend schoss
Goldregenflut hernieder
Und stieg zu Hauf und glitt und floss
Im Saale hin und wieder.
Da packte den König wilde Gier.
»Ihr Dirnen mahlt zu lässig mir!
Ich glaub, Ihr dünkt Euch müde fast!
Nicht länger dürft Ihr halten Rast,
Als in der Lohe schwelt das Scheit
Und vor dem Thor der Haushahn schreit!«
Die Mägde starrten finster drein
Und drehten gewaltig den Mühlenstein.
Sie sangen voller Grollen,
Es klang wie Donnerrollen:

»Von Riesen gezeugt, in Bergesschacht
Als Kinder neun Winter wir lebten.
Mit Felsen spielten wir ungeschlacht,
Dass droben die Menschen erbebten.
Dann stiegen kampfgerüstet wir

Digitized by Google

Hinauf zum Schlachtgefilde
Und färbten roth der Brünnen Zier
Und brachen Helm und Schilde.
Neun Könige sanken vor unserm Speer!
Neun Könige schützten wir sammt dem Heer!
Nun sind wir dienstbar, wenig froh.
Die dunkeln Nornen fügtens so.
Wir mahlen Glück, wir mahlen Gold
Dem König Frodi ohne Sold;
Doch sagt, Gebieter, stark und klug:
Wann habt Ihr des gleißenden Goldes genug?
Was soll das eitle Hasten?
Uns dünkt es Zeit zu rasten!«

Doch eilend der König zum Werke trieb.
Die Steine, sie stampften und dröhnten.
Es eilten die Diener mit Sack und Sieb
Und trugen die Goldlast und stöhnten.
Und wilder scholl der Mägde Sang:
»Glühroth ist Frodis Halle!
Ein Feuer lodert! Es schlief so lang —
Nun wachet, ihr Wächter alle!
Vom Goldglanz geweckt, die gierige Lust
Sich bäumet und reckt in des Königs Brust.
Am Glücke sie zehret, an Hab und Gut
Und wild sie sehret Leben und Blut.
Warst übel berathen, vorwissende Fraun
Zu dingen, o Herr, auf Swithiods Aun!
Wir mahlen, wir mahlen ein Wikingerheer,
Das Mysinger führet, der Löwe vom Meer!
Es lodern die Städte im Brande —
Der König sterbe in Schande!«

Drauf lachte der König: »Wunderbar
Vermögt Ihr mich zu necken!
Es kann solch Eulensang fürwahr
Nur Kinder und Narren schrecken!
Mein Schloss ist fest! Mein Schwert ist gut!
Und weiter müsst Ihr mahlen!
Und wollt Ihrs nicht, mit Eurem Blut
Sollt Ihr den Rest mir zahlen!«
Da klang es vorm Thore wie Wettersturm.
Weh, Mysingerhorden auf Wall und Thurm!
Die Knechte des Königs, sie spürten mit Scheu
Durch züngelnde Flammen den Mysingleu.
Der stand, in der Faust den blutigen Ger.
Es wankte der König und athmete schwer:
»Dem Goldglanzbethörten — unrühmlicher Tod!
Ihr rauntet recht, Ihr von Swithiod!«
Und stille wards im Runde —
Der König starb zur Stunde.

Max Kruch.

Digitized by Google

Umsonst.

Umsonst ist all mein Streben,
Umsonst der Sehnsucht Pein,
Es soll einmal dies Leben
Glanzlos und öde sein.

Der Hoffnung letzte Funken
Erlöschen, Stern auf Stern —
In dunkle Nacht versunken
Die Jugendzeit so fern!

Da wollt ich selig wähnen,
Dass Erd und Himmel mein,
Ahnt nimmer, dass nur Thränen
Mir sollten beschieden sein.

Da wollt im Sturm ich erringen
Den Lorbeer und das Glück —
Der Lorbeer ließ sich nicht zwingen,
Es kehrte das Glück nicht zurück.

An düstrer Kirchhofsmauer
Steht ein Cypressenbaum,
Die Krone geneigt in Trauer,
Umfangen von stillem Traum —

Die dunklen Trauerweiden,
Sie säuseln und winken mir zu
Und flüstern mir vom Scheiden:
Komm nur, im Grabe ist Ruh! —

Herbert von Osten.

Es ist genug.

Brich Herz, es ist genug.
Seit sie ihn zur Ruh gesungen,
Ist dein Leben ausgeklungen.
Senke den Flug;
Brich Herz, es ist genug.

Ernst Rethwisch.

Am See von Nemi.

Ueberm See die Glocken hallen
Durch die Mittagsglut,
Und vom Zephyr leicht beweget
Bebt die grüne Flut.
Auf dem Fels im bangen Ahnen
Träumen Stadt und Hain,
Nur das Herz, es pocht so wilde:
Darf es nimmer sein?

Leise flüstern die Cypressen,
Und die träge Luft
Gleich dem nimmersatten Zecher
Schlürft der Rosen Duft.
Alles spricht von heißer Liebe,
Nur ins Herz allein
Schleicht der Schwermuth trübes
Darf es nimmer sein? [Sinnen:

Wo um alte Capitäle
Sich der Epheu rankt,
Wo des Sees düstres Wasser
Matt zum Ufer wankt,
Zehrten mit der Wollust Fackel
An der Erd Gebein
Des Vulcanes Feuerzungen:
Darf es nimmer sein?

Welten sind dahingesunken,
Neu blüht die Natur,
Doch aus lüstern üppgem Sprießen
Keimt die Trauer nur.
Wo ein Gott mit Feuergluten
Einst geküsst den Stein,
Klingt ein Seufzen aus den Fluten:
Es darf nimmer sein!

Alfred Ruhemann.

Digitized by Google

Der Engel der Liebe.

Wem noch ein Herz in Liebe glüht,
Der kann so arm nicht sein:
Wo er auch weilt, wohin er zieht,
Er ist doch nie allein.

Denn ihm zur Seite schwebt, ein Geist,
Des Liebchens still Gebet,
Das ihm die rechten Pfade weist,
Ihm Gottes Schutz erfleht.

Wilhelm Bertow-Corelli.

Gleichnis.

Ein Herz, das einst voll Liebe war,
Gleicht einem alten Opferstein.
Nicht leuchtet mehr auf dem Altar
Der heilgen Flamme warmer Schein.

Nackt, kalt und starr, ein Todtenmahl
Aus altersgrauer Ahnenzeit,
Blickt in das lenzgeschmückte Thal
Der Fels, dem Höchsten einst geweiht.

Ob Gras und Blumen ihn umblühn,
Ob ihn ein schneeig Kleid umhüllt;
Ob Sonnenküsse auf ihn glühn,
Ob wilder Nordsturm ihn umbrüllt:

Nackt, kalt und starr schaut er ins Land,
Der Bauersmann umgeht ihn scheu:
Doch niemand weiß, ob nicht ein Brand
Dereinst vom Felsen flammt aufs neu.

F. Kühler.

Bücherschau.

Moderner Musenalmanach auf das Jahr 1894. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. München, Dr. E. Albert u. Co. (Separat-Conto).

Der geniale Zeichner der Münchener »Fliegenden Blätter«, H. Vogel, hat unlängst eine Satire auf den Musenalmanach gezeichnet. Eine unabsehbare Schlange, auf der ein Meerweib reitet, ist das Hauptstück. Unten grunzt an der Leiche des Pegasus ein Schwein, Todtengerippe sind zu sehen und rauchende Schlote. Wer nun den Musenalmanach nicht gelesen hat, der könnte wirklich glauben, es sei in ihm nur von Dämonen, Fabriken und Schweinereien die Rede. Dem ist aber nicht so, und die Satire stimmt nicht, ja sie ist sogar sehr ungerecht. Die Schlange travestiert ein Bild Stucks; von Socialem, auf das doch die Schlote hinweisen, ist nichts anzutreffen. Desgleichen wird selbst das größte Schwein nicht den Morast finden, in dem es wühlen könnte. Das Buch ist sogar ausnehmend zahm. — Wer, wie Schreiber dieser Zeilen, der modernen Bewegung in Literatur und Kunst Sympathie entgegenbringt, kann sich über den Almanach nicht so sehr freuen, als vielmehr ärgern. Letzteres deshalb, weil so manches darinnen steht, was von keinerlei Bedeutung ist, und weil bekannte Autoren entweder gar nicht vertreten sind oder doch ganz Nebensächliches boten. Und besonders für ein Buch, das bestimmt ist, von dem modernen Können zu zeugen, wäre doch das Beste gerade noch gut genug gewesen.

Wahrhaft Schönes bieten nur Rosmer in seinem prächtigen »Märchen vom Leid«, das den Band eröffnet, Maria Janitschek und M. E. delle Grazie, Loris, in seiner tiefsinnigen und ergreifenden Dichtung »Der Thor und der Tod«, Hartleben, Bierbaum, Julius Hart, dessen »Sehnsucht nach dem

Digitized by Google

Paradiese« voll lyrischen Schwungs und leuchtender Farbenpracht ist. Evers und Maurice von Stern steuern schöne Lyrik bei. Zu den schönsten Beiträgen zählen aber die Gedichte Liliencrons, besonders seine »Pieta«, ferner Falkes Gedichte. Falke ist nach Liliencron und Prinz Emil zu Schönaich-Carolath gegenwärtig unstreitig der größte Lyriker Deutschlands. Vorzüglich vertreten sind auch Weigand, Max Hoffmann und Heinrich Hart. Die Bruchstücke des letzteren aus seinem großen Menschheitsepos lassen uns der Vollendung des grandiosen Werkes mit Spannung entgegensehen. Ich meine aber, wir erleben es nicht. Johannes Schlois' »Frühling« ist ein Cabinetstück feinster Dichtung, leider aber gegen Schluss etwas unklar.

Was der Band sonst noch enthält, ist Durchschnittsware, nicht geeignet, von der besonderen »Note« der Moderne irgendwie einen Begriff zu geben. Ja, es ist sogar absolut Schlechtes dabei, wie z. B. Helds form- und poesielose Gedichte und Jauthendeys »Gesänge der Düfte«; für letztere habe ich keinen anderen Ausdruck als Blödsinn. Oder sollte es doch Menschen geben, die unter Folgendem sich etwas vorstellen können?

Geruch der Walderde.
Unter schwarzen, röchelnden Algen,
Scharfen Harzen, rothen Blättern
Stumm eine qualmende Quelle.

In lallender Welle sengender Wein.
Nelken, entzündet, scharlachwild,
Müdes Glimmen schwüler Amethysten.
Kühler Narcissen weiße Stimmen
Singen und lachen im Welken.
Nächte fliehen auf eisigen Schwingen
Heiß schleichen der Wein und die Nelken.

Man kann sich nicht genug wundern, wie in ein Buch, das doch ernst genommen werden soll, solcher Blödsinn aufgenommen werden kann.

Der künstlerische Schmuck des Musenalmanachs ist interessant. Stucks Bild ist gewiss schön und verdient die oben erwähnte Travestie nicht. Von besonderem Reiz sind, wie alle seine sonstigen Schöpfungen, die Zeichnungen von Fidus. Keinen Eindruck machen die Plain-air-Bilder. Ihre Wirkung liegt einzig und allein in der Farbe und diese fehlt auf der Reproduction. Die Sujets an und für sich sind zu einfach, als dass sie unser Interesse in Anspruch nehmen könnten.

Die vielen Dichterporträts sind dagegen für den Literaturfreund eine willkommene Gabe.

Geht man dem Grundgedanken des Almanachs nach, demjenigen, was er veranschaulichen wollte, nämlich dem modernen Geistesleben, so finden wir, dass dasselbe die Wendung vom Objectiven zum Subjectiven, vom Naturalismus zum Mysticismus, viele sagen: Neoromanticismus, genommen hat. Ob dieser das Schlagwort der Zukunft sein wird? Ich hoffe nicht. Ich hoffe auf eine von jeglichem »ismus« freie große Kunst. Und eine solche möge uns der nächste, kritischer gesichtete Musenalmanach zeigen!

Karl Bienenstein.

J. P. Baum. Der Geisterseher. Friedenau-Berlin 1894. Commissions-Verlag von G. Bohres.

Ein dünnes Heftchen in schwarzgrünem Umschlag und darauf in Silberpressung der Titel: »Der Geisterseher!« Brr! Das duftet gewaltig nach Reclame. Nun, Gott sei Dank, der Inhalt ist besser, als ich dachte, wenn auch nicht originell. Ein Mann trifft einen zweiten Mann, der ihm von seinem Bestreben, dem Welträthsel auf den Grund zu kommen, und den sonderbaren Gesichten, die ihm dabei wurden, erzählt. Dies der Inhalt. Die Form ist nicht schlecht, obwohl manches vorkommt, was leicht hätte ausgebessert werden können. Z. B. »Sein flamm'ndes Auge«, oder »Als einst ich dort geschlafen ein«, oder »Sah schwarze Wolken mich umbranden. — Aus deren blitzdurchlohtem Schaum, denn hoch die schwarzen Wolken sprühten« — Nicht gut ist es auch, wenn das pronomen demonstrativum als flectiertes Bestimmungswort noch auf attributive Adjectiva in der 3. und 5. der nächsten Verszeilen hinwirkt, noch dazu, wenn das pronomen in der Senkung steht. Sonst ist über den »Geisterseher« nichts zu sagen.

Karl Bienenstein.

Am Abende meines Lebens. Gedichte von **Peter Gerszowann**, k. k. Hauptmann 2c. Arco 1894. Druck und Verlag von C. Emmert, k. u. k. Hofbuchhandlung. — Der Officier a. D. ist in der deutschen Literatur kein Neuling mehr; Namen wie Liliencron, Egidy, Amyntor werden vom Lesepublicum immer willkommen geheißen. Schade, dass Mars aber auch denen seiner Jünger die Feder in die Hand drückt, die sich nur auf den Degen verstehen. Der Verfasser der vorliegenden Gedichte ist — das spricht aus jeder Zeile — sein Leben lang ein wackerer Kämpe, ein strammer Soldat gewesen, aber Laurus bellicosus und Laurus poeticus sind zwei ganz verschiedene Spielarten der vornehmen Pflanze. Ich muss dem Verfasser den Laurus poeticus durchaus aberkennen, denn in poetischen Dingen genügt es nun mal nicht, das Große gewollt und doch nicht geleistet zu haben! In der »Bitte« und dem »Schlussgedanken« appelliert der Autor in dieser Hinsicht an den Leser: »Ich will ja kein Lob verdienen — doch Belehrung ist Licht!« Diese Belehrung, gestützt auf das sachliche Material, welches vorliegt, will ich ihm

Digitized by Google

gern geben und will sie gleich damit einleiten, dass ich ihn bitte, nie wieder ein Gedichtbuch unter die Presse zu geben, das schon in formeller Beziehung so unvollendet erscheint. Da findet sich fast nicht ein Gedicht, in dem nicht Rhythmus und Versmaß entgleisen, und Prosaismen sowie Trivialitäten zeugen davon, dass dem unleugbar starken poetischen Empfinden Gerszowanns nicht die erforderliche literarische Schulung und der naive Instinct des guten Geschmacks zur Seite standen. Es ist gewiss etwas Köstliches um den Humor, vor allem auch um die Selbstironie, aber der S. 48 erwähnte »Bär«, in dem sich der Verfasser selbst persiflieren wollte, entwickelt diesen Gedanken denn doch zu ungeschickt, so dass man wohl gewünscht hätte, einem glücklicheren Vergleiche zu begegnen. Begreiflich vom menschlichen, tadelnswert vom ästhetisch-künstlerischen Standpunkte ist zuletzt auch noch die fast asketische Selbstbeschränkung in der Stoffwahl, welch letztere fast nur auf militärpatriotische Gegenstände fiel. Die alten, treuen Kriegsgenossen Gerszowanns studieren das natürlich mit hochaufwallendem Herzen, der Fernstehende und vor allem die Literatur profitiert nichts davon. Im engen Freundeskreise liest sich das alles wunderschön, extra muros fällt es der sine ira et studio richtenden Kritik zum Opfer. — Ich bin in der glücklichen Lage, dem Tadel auch ein Lob zufügen zu können, das ich schon oben einleitete. Gerszowann empfindet zweifelsohne stark und temperamentvoll, er weiß dazu Reim an Reim gewandt zu stellen, eine Thatsache, die mein Bedauern erweckt, dass diese natürliche Begabung nicht zu Zeiten ihre nothwendige Pflege und Behandlung erfahren hat.

Fritz Eberhardt.

Guten Appetit! Modernes Erbauungsbüchlein von **Heinrich Pudor.** 1894. Heinrich Pudor, vorm. Verlag der Dresdener Wochenblätter. Leipzig, Thalstraße 12.

Vorerst etwas über Pudor selbst. Wer kennte ihn nicht, den Vielgewandten, den stürmischen Umstürzler auf allen Gebieten des socialen, wissenschaftlichen und Kunstlebens? In einer Serie von einem viertelhundert Broschüren und in zahlreichen Aufsätzen that er seine Ansichten über bestehende und zu erstrebende Zustände kund und erregte dadurch den größten Widerspruch des literarischen Deutschland. Es lässt sich nicht bestreiten, dass unter dem von Pudor Gebotenen manches Perverse zu finden war, das den entschiedensten Anfechtungen zu begegnen verdiente; doch die Gleichgiltigkeit, die sich jetzt allenthalben seinen Arbeiten gegenüber geltend macht, ist völlig unverdient, zumal Pudor in der That seitdem einen Abklärungsproceß durchgemacht hat. Was seine Forderungen von der Allseitigkeit des Künstlers betrifft, lassen wir sie dahingestellt; doch seine eigene Vielseitigkeit und erfolgreiche Thätigkeit wird ihm wohl niemand streitig machen können. »Man muss die Menschheit von Zeit zu Zeit am Aermel nehmen und ihr einen tüchtigen Stoß geben, sonst kommt sie nicht vorwärts.« Dies das Motto vorliegenden Büchleins, und der Titel »Guten Appetit« bezieht sich auf die Form, in der der Verfasser die schlafende Menschheit zu wecken gedenkt. Pudor geht von dem Standpunkte aus, dass alle Welt mehr oder minder großen Wert auf die Mahlzeiten lege, und darum tischt er ihr seine Aphorismengerichte in mehreren Gängen auf. Er handelt über Nationalität, Raceneigenthümlichkeit, künstlerischen Universalismus, die Grenzen der einzelnen Kunstgattungen und ähnliche Themen in geistvoller, origineller Weise und ist sich dabei stets des Eindruckes bewusst, den seine Ansichten auf das große Publicum machen werden; das deutet er stets in den Tischgesprächen und Chören an, die er den einzelnen Gerichten folgen lässt. Wohl liegt in dieser Form der Darstellung etwas Befremdendes, und manchem mag es auf den ersten Blick unerklärlich scheinen, dass Pudor Tintenfische, Molche, Sommerfliegen und ähnliches Gethier einführt, aber es berechtigt durchaus nicht, über einen Mann abzuurtheilen, dessen reiches Wissen, scharfer Blick und sicheres Urtheil aus einer Reihe kurzer Gedanken hervorleuchten. Im Gegentheile scheint mir der Weg, auf dem der Verfasser wandelt, deshalb schon der rechte, weil er von den längst abgetretenen Geleisen der Pudor'schen Vorgänger so weit entfernt ist. Ueberdies gewinnt das Buch durch die Originalität des Stils unendlich an Interesse, und Lessings Wort von Klopstocks Lobrednern und Lesern lässt sich hier in sein Gegentheil verwandeln; Pudor wird zwar nur von wenigen gelobt, doch von vielen gelesen.

Victor Joss.

Balder. Trauerspiel von **Armin Werherr**. Selbstverlag des Verfassers. 1894.

Es ist immer eine unangenehme Empfindung, wenn man von einem Autor, den man schätzen gelernt hat, plötzlich ein Buch in die Hand bekommt, das nicht den geringsten Wert hat. Werherrs »Balder« ist ein solches Buch. Mit Ausnahme des Grundproblems ist nämlich alles schlecht. Dieses, die Stellung eines freigeistigen Menschen in einer bornierten, allen Vorurtheilen hingegebenen Gesellschaft, ist zweifellos interessant, und ein echter Dramatiker könnte daraus wohl eine Tragödie von gewaltiger Wirkung schaffen. Werherr konnte es nicht. Mit Ausnahme Fridas, die einige Ansätze zu psychologischer Vertiefung zeigt,

Digitized by Google

sind alle auftretenden Personen so oberflächlich, so schablonenhaft, wie sie nicht leicht in einem anderen Theaterstück gefunden werden können. Der Held, Balder, ist ein feiger Charakter, obwohl ihn der Autor ins Gegentheil zeichnen wollte. Nicht besser ist sein Freund, der Lehrer Gotthold, Fridas Vater. Warum der Schmied Wigand und Wolfgang, der Förster, in einer ganz vertrottelten und bestialisch intoleranten Umgebung einen Freigeist beschützen, ist nicht im geringsten begründet. Wohl deshalb, weil der Schmied und der Förster immer die Rollen der mehr oder weniger bramarbasierenden guten Kerle spielen müssen und den Vorzug haben, dass sie immer einen Hammer, respective ein Gewehr in der Hand haben. Auch entspricht es den heutigen Verhältnissen ganz und gar nicht, dass Bauern einem Freidenker, einem Freimaurer seiner Anschauungen wegen ans Leben gehen, wenn er sie nicht direct reizt. Die Furcht vor dem Strafgesetz ist doch zu groß. Auch über die Weise, wie einem Dichter die Zuerkennung des Preises mitgetheilt wird, scheint Werherr keine richtige Ansicht zu haben. Da kommt nicht sogleich ein fremder, vornehmer Herr und redet einen mit »Freundchen« an. Doch genug. Wollte man alles Verfehlte herſetzen, so müsste man das ganze Buch abdrucken. Es ist jammerschade, dass ein so tüchtiger Lyriker seinen guten Namen in dieser Weise aufs Spiel setzt.

Karl Bienenstein.

Im Frühlingssturm! Erlebtes und Erträumtes von **Hans Benzmann.** Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert und Ronge (Heinrich Ronge).

Die Gedichte von Hans Benzmann, der den Lesern des Deutschen Dichterheims und der Penaten durch seine poetischen Beiträge bereits vortheilhaft bekannt ist, weisen einen außerordentlichen Reichthum an Bildern und Gleichnissen auf. Zu ihrem Ruhme muss bemerkt werden, dass sie größtentheils originell anmuthen und, obwohl sie bisweilen an das Bizarre streifen, dennoch nur selten — wie, wo das auf schwarzblutigrothen Wassern zwischen Klippen hinfliegende Boot der zwischen den Rippen zitternden Seele verglichen wird, — geschmacklos zu nennen sind. Allerdings wird dieser Reichthum oft zu einem Nachtheil für Benzmanns Poesie: nur allzuhäufig lässt er sich von der Bilderjagd hinreißen, der Phantasie die nöthige Ruhe zu versagen. In »Nähterin Nacht« (S. 100) liefert er eine Parodie dieser Schwäche, was uns als ein Beweis von Selbsterkenntnis lebhaft angesprochen hat. Die schönsten Gedichte der Sammlung sind denn auch die, wo er sich größerer Einfachheit befleißigt und die Details sorgfältiger ausführt, so die echt elegischen »Müden Gedanken« I. (S. 121), ferner »Kinderbegräbnis im Herbst« (S. 128), »Nächte am Strom« (S. 134), »Morgengang« (S. 88), »In der Rosenlaube« (S. 93), »Die Lauscher« (S. 102). Tadeln müssen wir die häufige Anwendung der freien Rhythmen, die für uns wenigstens oft eine leise Komik haben und sich fast jedesmal durch andere Versmaße (besonders das trochäische) ersetzen lassen. Dagegen ist uns Benzmanns Erotik inhaltlich sehr sympathisch: sie zeigt gerade in ihren Exaltationen eine erquickliche Unverdorbenheit, entbehrt der Innigkeit keineswegs und erhebt sich in dem feierlichen »Hohenlied der Liebe« (S. 18) zu prächtigem Schwunge.

Von Gemüth legen auch »Wundervolle Thränen« (S. 132), »In der Pferdebahn« (S. 107), »Das häßliche Mädchen« (S. 185) Zeugnis ab. Feine Züge enthält »Vor dem Selbstporträt eines Künstlers« (S. 146). Dass Benzmann von »Abendröthen« spricht, sei ihm als lapsus linguae verziehen; doch können wir nicht glauben, dass er ein so umfangreicher Herr ist, wie »Liebeslieder III« (S. 196) anzudeuten scheinen. Jedenfalls begrüßen wir in ihm ein bemerkenswertes Talent und bitten ihn nur, seinen Bildervorrath künftig ökonomischer ausgeben zu wollen.

Paul Kunad.

Gedichte von **Moritz Plaeschke,** dritte Auflage. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, 1893.

J. G. Fischer sagt von diesen Gedichten: »Sie zeugen von Seelenerfahrung und finden in dem unerschöpflichen Quell der Natur wie der durch sie bedingten und sie gestaltend wiederbedingenden Menschenseele mit ihren Schicksalswechseln, ihren Hoffnungen und Leiden reiche Nahrung für gefühlvollen Ausdruck.« Ich schließe mich diesem Urtheil vollkommen an. Ein besonderer Vorzug der Gedichte ist, dass sie natürliche Empfindungen in einfacher und inniger Weise wiedergeben. Manchmal wird ein so stimmungsvoller, herzerquickender Ton angeschlagen, dass man Volkslieder zu hören glaubt. Um die Eigenart des Dichters zu kennzeichnen, führe ich sein »Herbstlied« (S. 58) an:

»Bist dus, tiefgedämpfter Herbst,
der du Wald und Fluren färbst,
aber heut mit goldnem Schimmer
trittst in mein vereinsamt Zimmer?

Der mit warmem Himmelsglanz
du verklärst die Erde ganz,
dass ein neuer Lenz voll Prangen
scheint entzückend aufgegangen.

Fülle denn mit Frühlingslust
einmal noch die müde Brust!
Sonn'ge Tage, kehret wieder,
hell durchtönt vom Klang der Lieder!

Wehmuthsvoll, doch licht und jung,
spiele die Erinnerung
um das Glück der schönsten Stunden,
die zu rasch dahin geschwunden.«

Hanns Weber.

Digitized by Google

Der Kuss von **Gustav Falke.** Ein Capriccio. München, E. Albert u. Co. (Separat-Conto). Ich habe nie etwas von dem Autor gelesen und begreife nicht, wie man einer solchen »Futilität« ein »Separat-Conto« eröffnen, wie man eine solche Kleinigkeit als »Buch« herausgeben und damit der ernsten Kritik zumuthen kann, sich hierüber zu äußern. Goethes »Tagebuch«, in ähnlichen Stanzen geschrieben und von gleichem Umfange, enthält die eines ersten Dichters würdige Idee, dass echte Liebe Allsiegerin im Kampf bleibt. Hier wird erzählt, dass eine Stubenmagd mit frostgebläuten Händen (S. 21) sich über das Bette eines Gräfleins beugt, ihm einen Kuss giebt, dabei ihren »Cul de Paris« verliert und so entdeckt und fortgejagt wird!!! Wenn Herr Gustav Falke wirklich so viel Talent hat, wie die angehängten Kritiken ihm zuertheilen, so sollte er doch der Dichtkunst und sich selbst zuliebe solche absolut uninteressante Sachen, Byron und de Musset nachäffend, nicht nachahmend, unediert lassen. In einem dicken Bande lässt man solch eine Zote wohl eher durchschlüpfen. Die Strophen sind oft hart und leiden durch Häufung einsilbiger Worte.

Dr. Alfred Friedmann.

Eros und Eris. Lyrik von **Otto Wilhelmi.** Verfasser und Selbstverleger, Berlin.

Noch ein kleines Büchlein wie das obige. Der Autor citiert von Albert Roderich bis auf Pindar alle irgendwie classisch gewordenen Dichter, und so steht viel Schönes auf den 117 Seiten. Er weist bei jeder Stelle auf sein classisches Urbild, und wenn sonst Reminiscenzenjäger ihrem Opfer das Plagiat aufmutzen, so deutet er selbst anerkennend auf sein Vorbild hin. Manchmal ganz ohne Grund. Er singt z. B.: »Du, die mir diese Luft geboren, Wo ich selbst mich wiederfand. Du, die dieser Brust erkoren, Eh sie selber noch erstand.« Hier heißt es: Vgl. Grillparzer, Sappho: »Sie ist es oder keine dieser Erde, die in der Brust die zweite Hälfte trägt, von dem was hier im Busen sehnend klopfte!« So ist Wilhelmi nicht nur ein Anempfinder, sondern auch ein Hoffmannswaldau voller Schwulst — ꝛc.! Er singt: »Wir wollen Männer werden, drum lasst uns Männer sein!« Er meint: Das Weltmeer strebt nicht höher, als Liebchens Busenswell sich hebt!« Ein Nachtigallenlied schließt: Zwitterdiju, Zwitterdizwitter, — du zu! Dabei merkt er an, Dju = im Indischen (soll heißen: Sanscrit) Himmel—Zeus—Jupiter. Er hat wirklich Max Müller gelesen! Aber Anmerkungen machen noch immer keinen Dichter.

Dr. Alfred Friedmann.

Excelsior, Gedicht von **Edith Salburg,** Graz, Verlagsbuchhandlung Styria.

Dieses Gedicht der Comtesse Edith Salburg muthet seltsam ergreifend an. Eine junge Schriftstellerin, auf den Höhen des Daseins geboren, taucht in dessen Tiefen und Untiefen mit einer Sicherheit unter, dass man sich unwillkürlich fragt, woher ihr all diese Kenntnis komme. Sie ward unfehlbar von den Musen geküsst. Eingeweihte wissen, was solch ein Kuss zu bedeuten hat: er verleiht die Fähigkeit zu leiden und dem Leid, in welchem der gewöhnliche Sterbliche ohnmächtig nach Worten ringt, künstlerischen Ausdruck zu verleihen; Widerhall dafür in fremder Brust zu erwecken. Und die Dichterin scheint tiefes Leid erfahren zu haben, wie es das Schicksal nur seinen Besten zutheil werden lässt, um all die verborgenen Schätze von Seelenadel und Selbstverleugnung ans Licht zu ziehen. Es spricht eben dieses Seelengemälde voll wahrer Tragik wie von Selbsterlebtem, nicht Erdachtem. Verstand indes die Autorin von Excelsior bloß Erdachtes in so überzeugender Weise auszugestalten, um so sprechender für ihr Talent. Jedes der einzelnen Gedichte, die in untrennbarem Zusammenhange stehen — ein Roman in Versen — und doch für sich ein Ganzes bilden, zeugt von großem Feingefühl und ausgesprochener dichterischer Anlage der Verfasserin. Was ficht es an, wenn auch die Reinheit der Verse nicht immer unbestritten, die Form nicht in allen Einzelheiten vollendet ist? Die Dichterin weiß vor allem Theilnahme zu erwecken, zu fesseln, fortzureißen. Man legt das in zierlicher Ausstattung erschienene Bändchen nicht früher aus den Händen, bis man damit zu Ende gekommen.

Ottilie Siebenlist.

Im Verlage von E. Pierson in Dresden ist eine Gedichtsammlung von **Arthur Rehbein** erschienen, welche eine ganz besondere Beachtung verdient. Der junge Dichter, ein Feuergeist, ein Original in des Wortes bester Bedeutung, hat es verstanden, uns ein auserlesenes kleines Werk der herrlichsten Poesien zu schaffen. Mit seiner eigenartigen Kraft packt er in den an Zahl zwar geringen, an Wert aber bedeutenden, vielfach preisgekrönten Liedern die Herzen der Leser mit unwiderstehlicher Gewalt. Aber auch in den lieblichsten Accorden berührt er die zarten Saiten unseres Gemüths. Leicht und graziös sind seine Sinngedichte und mit wundersamer poetischer Wärme und Frische ausgestattet. Es ist ein wahrer Genuss, dem tiefempfindenden und formengewandten Dichter in seiner Geistesschöpfung zu folgen. Mit feinem Verständnis hat er seinen Liederschatz gesichtet und von dem Auserlesenen bietet er uns nur das Beste seines reichen Poetengeistes.

C. v. W.

Digitized by Google

Notizen.

Vincenz Knauer, Verfasser des Werkes: William Shakespeare, der Philosoph der sittlichen Weltordnung, ist uns diesen Hochsommer durch den Tod entrissen worden. Knauer genießt auch sonst, als Fachschriftsteller, den besten Ruf; für die Leser des Deutschen Dichterheims kommt er aber mit der genannten, überaus wertvollen Arbeit ganz insbesondere in Betracht. Durch feinsinnigen Geschmack wie durch vorzügliche Vertrautheit mit der Weltliteratur und ihren erlauchtesten Vertretern, erhebt sich dieses Buch wipfelhoch über das Dickicht der Shakespeare-Erklärungen, und namentlich junge Dichter werden daraus den schönsten Nutzen ziehen. Der Hingang Knauers bleibt für die Aesthetik tief zu beklagen. Ehre seinem Andenken immerdar!

Es scheint, dass wir uns der guten alten Zeit der Scheiterhaufen wieder allmählich nähern. Der Roman »Unter den Dolomiten« von **Konrad Telmann** ward bekanntlich von den Ultramontanen der Gotteslästerung angeklagt und trotzdem die Buchausgabe bereits erschienen und unbeanständet verkauft wird, erhielt der Redacteur der Dortmunder Zeitung, in der außer in der Nationalzeitung der Roman gestanden, Gefängnisstrafe. Kaum aber war Konrad Telmann, der in Rom lebt, zwei Tage in Deutschland auf dem Landsitze seiner Mutter in Pommern, so ward er mit verschärfter Vorladung in das Amtsgericht gebeten und ihm dort bedeutet, dass nun auch gegen ihn Gefängnisstrafe beantragt sei, überhaupt endlich einmal ein Exempel statuiert werden solle. Die Sache schwebt. Fin de siècle. — In Salzburg hat die Censur die Aufführung des auf dem dortigen neuen Stadttheater bereits in Vorbereitung gewesenen Schauspieles: »Der Taugenichts« von **Adalbert v. Majerszky** untersagt. Das Stück greift die republicanische Staatsform und die damit einhergehende Corruption, speciell in Frankreich, heftig an. . . . Wem soll mans nun recht machen? Das Verbot ist wahrscheinlich mit Rücksicht auf die in Salzburg verkehrenden Pariser Touristen erfolgt.

Von **Franz Brümmers** rühmlichst bekanntem Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts steht eine Neubearbeitung bevor. Wohlgemerkt: eine Neubearbeitung, nicht bloß eine Neuauflage mit Nachträgen, wie dies bei der zweiten und dritten Ausgabe des mit Recht weitverbreiteten Werkes der Fall war. Alle Dichter und Schriftsteller werden, insoferne sie noch nicht darin vorkommen, gutthun, an Herrn Franz Brümmer in Nauen ihren Lebenslauf einzusenden oder, falls ihr Name im Lexikon bereits aufgeführt ist, die dortigen Angaben zu ergänzen, beziehentlich zu berichtigen.

In jüngster Zeit ist es in jenen Kreisen, die sich vor Bescheidenheit nicht zu fassen wissen, modern geworden, möglichst berühmte Schriftsteller mit möglichst unzarten Fragen zu überfallen. Die Redaction der »Neuen Deutschen Rundschau (freie Bühne)« hat folgende Rundfrage versendet:

»Wir nehmen uns die große Freiheit, an Sie mit einer Bitte heranzutreten.

Nach verschiedenen Anzeichen zu schließen, ist die Zeit gekommen, in der die schroffen Gegensätze zwischen der älteren, anerkannten und der jüngeren, nach Anerkennung ringenden Künstler-Generation sich allmählich verlieren und eine friedliche Verständigung möglich wird.

Die jungen Kräfte klären sich, die Auswüchse schwinden — und das Misstrauen, mit welchem der gereifte Künstler auf die Bestrebungen der Versuchenden hinsah, hat sich — zum Theil in zuwartendes Wohlwollen verwandelt.

Wir bitten darum, Ihr Urtheil in der hier folgenden Frage mittheilen zu dürfen:

»Welches der vier erfolgreichsten Dramen von Autoren der jüngeren Generation:

Fulda	Talisman
Halbe	Jugend
Hauptmann	Hannele
Sudermann	Ehre

verleiht dem deutschen Empfindungsleben der Gegenwart den prägnantesten Ausdruck?«

Einige Antworten sind nun ebenfalls wenig rücksichtsvoll ausgefallen. Glücklicherweise handelt es sich nicht um Heine, und Hofrath von Dóczy wird es diesmal kaum der Mühe wert erachten, sich unberufenerweise über Racenfrage und Schneiderhandwerk zu erhitzen. Der Kern der meisten gegebenen Aeußerungen war, was Rosegger längst schon richtig und offen gesagt hat, nämlich: dass, wer viel dichtet, wenig lesen könne.

»Ein Gruß an das deutsche Volk. Der Erinnerung an den Sieg der Treue zwischen Kaiser Wilhelm II. und Fürst Bismarck 1893.« Von einem deutschen Mädchen. Dresden, Verlag von Conrad Weiske (Georg Schmidt).

Digitized by Google

Ein von patriotischem Geiste und hohem poetischen Empfinden durchwehtes Heftchen, welches in mehreren schwungvollen Gedichten der Versöhnung des deutschen Kaisers mit dem Altreichskanzler gewidmet ist. Die Verfasserin ist **Alma Hellmuth**, eine junge Dresdener Dichterin.

Das in Berlin so erfolgreich aufgeführte Drama: »Ohne Geläut« von **Fedor v. Zobeltitz** erscheint demnächst als Buch in **E. Piersons Verlag in Dresden und Leipzig.** Auch eine Reihe hervorragender Schriftsteller Oesterreichs geben in der kommenden Herbstsaison neue, interessante Werke im gleichen Verlage heraus. Wir erwähnen einen neuen Roman von G. A. v. Suttner: »Eine moderne Ehe«, von Bertha v. Suttner neue Auflagen der Werke »Ein Manuscript« und »Erzählte Lustspiele«, ferner ein kleines Drama von Theodor Herzl, einen Roman »Frau Holdings Herz« von Margarete Halm, Novellenbände von Hans Grasberger und Balduin Groller u. s. w.

Mit dem 1. October d. J. beginnt **»Der Gesellschafter«, Monatschrift für vornehme Unterhaltung, herausgegeben von Roderich Wald und Max Beyer,** zu erscheinen.

Briefschalter.

Jeder Einsender wird ersucht, folgende Winke zu beachten, widrigenfalls seine Einsendung unerledigt bleibt. Das Manuscript muss leserlich geschrieben sein und darf höchstens fünf Gedichte enthalten. Jedes Blatt darf nur auf einer Seite beschrieben sein. Zwei oder mehrere Gedichte dürfen nicht zusammen auf einem Blatte stehen. Jedes Blatt muss den Namen und die genaue Adresse des Verfassers enthalten. Jeder Einsender, der briefliche Antwort wünscht, hat die abgetrennte Hälfte einer Postkarte mit Rückantwort adressiert beizulegen. Gedichte werden nicht zurückgesandt. Eingehendere Kritik der Einsendungen wird nicht ertheilt. Zu einer Begründung der erfolgten Ablehnung verpflichtet sich die Redaction nicht.

M. V. in H—m. Die Orthographie des Deutschen Dichterheims ist seit seiner Uebersiedelung nach Wien die in Oesterreich schulmäßig gebräuchliche, welche auf streng wissenschaftlichen Forschungen beruht und unserer Ansicht nach unter allen üblichen Rechtschreibungen die folgerichtigste ist, übrigens auch von der in Deutschland gäng und gäben sog. Puttkammer-Duden'schen nur unwesentlich abweicht. Jeden Beitrag in der vom Autor beliebten Orthographie zu drucken, erscheint als unbilliges Verlangen, welches aber trotzdem schon einigemal gestellt wurde. Man ersieht daraus, dass nichts so unsinnig ist, dass eine Redaction damit nicht angerempelt werden könnte. — Die Uebersiedelung des Dichterheims nach Wien thut dem Deutschen Dichterheim als solchem doch keinen Eintrag? Bei voller und strengster Aufrechterhaltung des Unterschiedes zwischen Oesterreich und Deutschland in politischer Hinsicht, glauben wir denn doch, dass in Sachen der Kunst beide Eins seien. Wien aber hat für deutsche Kunst, Literatur und auch Wissenschaft bisher wohl etwas mehr geleistet als z. B. Striesen oder Wachwitz oder in gewisser Beziehung selbst als Berlin.

Ph. S. in L—g. »Was h. D. sein«. angenommen.

Frl. A. H. in D—n. (Nicht böse sein, aber wieder viel zu viel Saccharin!); **W. G—f in W—s** (Kurze Antwort bedeutet keine Zurücksetzung. Wir antworten in der Regel kurz; nur wenn wir etwas allgemein Wichtiges zu sagen haben, machen wir eine Ausnahme); **W. T—sch in B—n; R. B—r in A—n; J. M—r in Ober—tz; W. B.-C—i in B—n; Th. R—g in W—tz;** dankend abgelehnt.

Schluss der Redaction am 15. August 1894.
Die nächste Nummer (Nr. 21) erscheint am 15. September 1894.

Inhalts-Verzeichnis:

»Nordische Dichter.« Von Leo Hildeck. — »Ein Besuch der Werther-Stätten.« Von Franz Wichmann. (Schluss.) — Gedichte von Robert Oechsler, Emilie Scheel, Helene Kernbach, Karl Sacher, Karl Kliem, Benno Radeck, Elisabeth Tilemann, Guido von Usedom, Margarete Berg, Elisar von Kupffer-Ertzdorff, Hans Freiherr von Rothkirch und Panthen, Albrecht Hirsch, Paul Wilhelm, Fritz Weber, Max Karl Stich, Oskar Wolf, A. A. Wurm, Berthold Funke, Max Kunath, Herbert von Osten, Ernst Rethwisch, Alfred Ruhemann, Wilhelm Bertow-Corelli, F. Küchler. — Bücherschau. — Notizen. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition**, Einsendungen an die **Redaction des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Auerspergstraße 5.**

Verlag „**Deutsches Dichterheim**" in **Wien.** Chefredacteur: **Adalbert v. Majerosky.**
Verantwortlich: **Ludwig Werner.**

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Digitized by Google

Erinnerung an Rügen.

Elegie

von

Otto Breitenhof.

Beilage zu Nr. 20/1894 des Deutschen Dichterheims.

Wien 1894.

Verlag des Deutschen Dichterheims.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erinnerung an Rügen.

Elegie von **Otto Breitenhof.**

Unvergeßlich ist mir das sagenklingende Rügen,
Wo ich zuerst des Meers schimmernde Weiten gesehn
Hoch vom Königstuhle herab auf dem felsigen Jasmund.*)
Herrlicher Lohn ward hier rüstigem Wandern zutheil.
Manche Stunde des Wegs hatt' ich schon fleißig durchmessen,
Durch unbeschreiblichen Sand hatt' ich mich tapfer gekämpft,
Hatt' am Grabe des Hünen gestaunt, weitschattender Buchen
Rauschen vernommen und manch moosigen Hügel erklimmt,
Aber noch leicht war der Fuß und das Blut rann froh durch die Adern —
Freier hob sich die Brust in der ambrosischen Luft.
Lustig spielten die Strahlen der Sonne um Laub und um Stämme —
Wahrlich! ergötzend war heute und reizend die Welt!
Jetzt erschloss sich der Wald — auf des Felsens geländerte Platte
Trat ich heraus — vor mir lag das gewaltige Meer!
Still, in erhabener Ruh', in unendliche Strecken ergossen,
Goldenes Abendgewölk spiegelnd in dunkelem Blau.
Höher schien sich's zu heben, je weiter die Flächen sich dehnten,
Draußen am fernsten Saum schwoll es allmählich empor
Mit des Himmels Gewölk an der äußersten Grenze verschmelzend;
Dort, zu Muscheln verjüngt, schwammen die Schifflein umher.
Und wie lockend erglänzt' es da draußen, als winkten die Wässer
Mir und riefen: »O komm, Wandrer, herüber zu uns!
Schöner ist's hier, als auf der schweren, der staubigen Erde;
Komm herüber! es weist Wunder auf Wunder sich dir.
Was jemals du geträumt, jemals von des Dulders Odysseus
Fahrten gelesen — es wird wahr dir und wirklich gezeigt.« —
Wie beneidet' ich da die flügelbreitende Möve —
Ueber das Zaubergebiet schwebte die freie dahin,
Allhin reichenden Flugs! Warum, ach! hielt die Beschränktheit
Angeborner Gestalt, sie zu begleiten, mich ab?
Jetzt sank nieder der Abend — des Mondes glänzende Hörner
Schütteten silbernen Duft auf die Gewässer herab —
Immer noch stand ich gebannt, in des Anblicks Größe versunken;
Erst die Schauer der Nacht scheuchten den Träumer zurück.
Solchen Tages Erinn'rung vermag den Becher der Wermuth
Zu versüßen, dem Greis bringt sie die Jugend zurück.

*) Der »Königstuhl« ist der höchste Gipfel des Vorgebirges »Stubbenkammer« auf der rügischen Halbinsel Jasmund.

Digitized by Google

Köſtlich auch waren die Wochen, die jenem Herrlichen folgten;
Reinſten Lebensgenuſs trank ich aus vollem Pokal.
In dem benachbarten Dorf, am prächtigen Saume der Stubbnitz*)
Ließ ich mich nieder; es bleibt ewig mein Saſsnitz mir werth!
Wenige Fiſcher bewohnten den Ort; doch muntere Gäſte
Hatten um ländlichen Herd hier ſich in Menge geſchart,
Die aus den rügiſchen Städten gekommen, vom pommerſchen Feſtland,
Aus Hamburger Gebiet, ſelbſt von den Ufern der Spree,
Um der Strandluft ſich zu erfreun, der verjüngenden Wogen.
Freilich — für einige wohl galt es ein anderes Ziel;
Maler beſtahlen die güt'ge Natur; brautwerbende Ritter
Ließen der Erbin kaum, ſich zu friſieren, die Zeit;
Dann und wann durchſtreifte den Wald ein dichtender Blauſtrumpf;
Aber der meiſten Programm war das behagliche Nichts.
Und das trieben wir gründlich! — Nachdem des Morgens im Bade
Uns wohlthätig die See Körper und Seele geſtärkt,
Ging's nach Tiſch in den Wald, und unter rieſiger Bäume
Zweigen, auf mooſigem Stein, wurde der Mocca gebraut,
Oder die freundlichen Wirthe, die Männer von Saſsnitz, bemannten
Boote und unter Geſang wiegten wir uns auf der Fluth.
Auch Promoiſels Höhe mit weitumfaſſender Fernſicht
Ward uns, oder Mucran, fröhlicher Wanderung Ziel.
Durften wir Wittow wohl und des Leuchtthurms Wunder vergeſſen? —
Ueber die Tromper Wirk trugen die Nachen uns hin —**)
»Aber — weißt du denn Nichts von der Burg der Hertha zu ſagen,
Nichts von dem Opferſtein« — ruft ihr — »im ſchattigen Grund?
Nichts von dem heiligen See, der tief in des Waldes Geheimnis
Schlummert und welchen kein Hauch ſpielender Winde berührt?
Hat ihn doch jeder beſucht, der Jasmunds weiße Geſtade
Je betreten und du, du, der Romantiker, nicht,
Welchem nach alten Schlöſſern und nach verfallnen Kapellen
Nimmer der Weg zu lang däucht, zu beſchwerlich der Pfad?
War dir vielleicht nicht bekannt, was der Römer, der alte, bekundet,
Der des germaniſchen Volks Sitten und Sitze beſchrieb?
»»Hoch im äußerſten Norden, auf wogenhallender Inſel —
— Alſo ſagt der Bericht — breitet ein lauſchiger Hain,
Unzugänglich dem Volk, ſich um den Tempel der Hertha,
Die man als Mächtigſte dort unter den Göttern verehrt.
Oefters gelüſtet's dir, Hohe, zu ſchaun der Sterblichen Treiben;
Dann in den Wagen ſteigt, in den vergoldeten, ſie,
Welcher ihr — durch den Behang vielkoſtbaren Teppichs verborgen
Jedem menſchlichen Blick — ſteht in dem Schatten des Walds.
Was kein Auge gewahrt, ihr Daſein ahnen die Prieſter;
An die Deichſel darauf werden die Kühe geſchirrt,
Heilige, weiß von Farbe; die Prieſter ergreifen die Zügel,
Unter das Volk mit Gepräng wallt der geordnete Zug.

---

*) Die »Stubbenitz« iſt ein ſchöner, ausgedehnter Buchenwald auf der Halbinſel Jasmund.

**) Wittow mit dem Vorgebirge Arcona, die nördlichſte Halbinſel von Rügen; auf Arcona der nach Schinkels Plan erbaute Leuchtthurm. Die »Tromper Wirk« iſt der Meerbuſen zwiſchen Arcona und der Halbinſel Jasmund.

Digitized by Google

Sein Erscheinen begrüßt man allorts mit festlichem Jubel,
Schnell mit Blumen und Laub werden die Häuser geschmückt.
Eintracht herrschen und Friede, verzeihend sinkt in des Feindes
Arme der Feind; unberührt hängt in der Halle das Schwert.
Ist die Göttin darauf am Verkehr mit den Menschen gesättigt:
Dann in den Tempelhain führt sie der Priester zurück
Und es werden«« — — Schon gut! Glaubt ihr denn, Tacitus stehe
Im Mahagonischrank nur zur Parade mir da?
Doch — wer weiß es mir Dank, wenn ich längst Bekanntes erzähle?
Euer verwöhnter Geschmack hält sich an's Neueste stets.
Uebrigens muss ich gestehn: die leidigen Kritiker haben
Wieder einmal den Genuss gläubigen Schauens vergällt,
Zweifelnd, ob wirklich auf Rügen der Hain der Hertha gestanden
Oder nicht anderem Ort eigne der classische Ruhm
— Denn gar manche der Inseln bespült die baltische Woge —;
Selber nach Helgoland richten die Forscher den Blick,
Halten auch Andre dafür, ein Viererzug von geweihten
Kühen fände daselbst schwerlich an Futter genug
Und die Kartoffelallee*) des gastlich fesselnden Eilands
Komme mit Urwalds Wuchs nicht in entfernten Vergleich. —
Kurz — die Göttin kehrte — wie's Brauch bei Göttern und Menschen —
War sie des Reisens satt, wieder nach Hause zurück,
Und es wurden sodann der Wagen, die Kühe und Alles,
Schließlich die Göttin auch selbst gründlich gewaschen im See
Und es konnte — so denk' ich — wohl auch der Himmlischen gleich sein,
Welcherlei Wasser es that, ward sie nur sauber und blank. —
Wollt ihr jedoch durchaus ein Histörchen rügischen Ursprungs
Hören aus heidnischer Zeit — gut! so erzähl' ich euch eins —
Wahrlich! es ist ein gutes, gewachs'nes Geschichtchen aus Rügen,
Welchem noch keine Kritik je was zuleide gethan.
Aber gefälli's euch nicht, so behandelt mich gnädig; ich geb' euch
Weniger nicht noch mehr, als ich von andern empfing:
Noch stand auf Arcona der Tempel des heidnischen Gottes
Swantewit; Säulenwerk stützte das goldene Dach —
Swantewit war entschieden der Hub der slavischen Götzen;
Fürsten und Volk ringsum ehrten mit Gaben ihn hoch,
Brachten die Beute des Kriegs ihm dar und die ersten der Früchte
Und im Namen des Gotts dankten die Priester dafür —
Also: noch hinter den Wällen des windumbrausten Arcona's,
Mit vier Köpfen gekrönt, ragte des Swantewit Bild:
Als die Diener des Lichts, das, sich vom Ufer des Jordans
Weiterverbreitend, der Welt strahlte mit himmlischem Glanz,
Schon auf verheimlichten Pfaden die Länder des Nordens bereisten,
Um den Samen des Heils unter die Heiden zu streun.
Solch ein Verkünder des Worts kam einst von Bergen gewandert,
Willens, nach Jasmund hin zwischen den Bodden zu gehn
— Damals nämlich verband noch ein Streifen Landes die Küsten,
Welche, gewärtig des Rufs, heute die Fähre verknüpft,

*) Kartoffelallee — die unter den Badegästen übliche Bezeichnung eines auf der Insel Helgoland sich zwischen Kartoffelfeldern hinziehenden kahlen Weges.

Digitized by Google

Lietzower Fähre genannt.*) — Wo jetzt die klösterlich alten
Mauern des Hofs Ralswiek ragen aus lieblichem Park,
Dort entlud ein Gewitter sich über dem Haupt des Geweihten;
Wild in den Regen hinein sauste der heulende Sturm,
Und nach Jasmund war's noch »ein ganzes Endchen« — wie dort man
Pflegt zu sagen —, dazu senkte die Nacht sich herab;
Traun! es bedurfte des Eifers, von welchem der Jünger erglühte,
Dass er zur Umkehr nicht wandte den bebenden Fuß,
Denn von rechts und von links umflog ihn wüthender Wogen
Gischt, mit grausem Getös rollten die Donner umher.
Aber er kam noch glücklich hinüber. Es lagen am Strande
Häuser, von denen ihm eins gastlich vor allen erschien.
Auf umfriedetem Grund, umgeben von duftendem Garten
Stand es gar wohnlich; von Stein wiesen sich Mauern und Sims;
Freundlich erglänzte das Licht aus dem Innern. Der Reisende klopfte;
Drauf die stattliche Thür öffnete rüstig ein Weib,
Fast noch in Jugendfülle, mit breiten und kräftigen Schultern.
Um ein Plätzchen zur Nacht bat sie der heilige Mann.
Doch nicht tröstlich erklang der Bescheid: »So vermeint Ihr, es habe
Sich mein seliger Mann Tage und Nächte gemüht,
Dass ich das sauer erworbene Gut mit Gesindel verzehre,
Welches bei Wetter und Wind müßig die Straßen beläuft?
Wo man am Tage gehaust, da mag man am Abend sich betten.«
Und mit hurtiger Hand schob sie den Riegel ihm vor.
Lächelnd schlug sich der Fremde die triefende Nässe vom Mantel,
An das benachbarte Haus ging er gelassenen Schritts,
Wohl das geringste des Orts. — Ein Mütterchen öffnete freundlich
Und mit herzlichem Wort lud sie, zu bleiben, ihn ein;
Schnell war das Mahl ihm bereitet aus frisch geräucherten Flundern,
Kräftiges Haferbrod ward auf den Tisch ihm gestellt;
Wasser trug im Kruge herbei die blühende Tochter,
Mundendes; Binsen und Stroh wurden zum Lager gestreut.
Herrlich war der Schlummer des Gasts. Mit der frühesten Sonne
Hob er vom Lager sich auf, weiter zu wandern des Wegs,
Und zur Wirthin darauf — schon war die geschäftige Tochter
Fort, nach den Netzen zu sehn — sprach er in gütigem Ernst:
»Silber nicht führen noch Gold mit sich, die predigend reisen;
Doch dein gastlicher Sinn sei nach Verdienste belohnt.
Wisse! womit du auch immer beginnest dein heutiges Tagwerk,
Das soll trefflich gedeihn!« — Reichte die Hand ihr und ging.
Wenig hatte das Mütterchen Acht der geflügelten Worte,
Blickte und nickte ihm nach, bis er im Holze verschwand;
Wandte sich dann zurück in das Haus, um das Linnen zu messen,
Was sie zur Mitgift längst hatte der Tochter gespart,
Denn seit Monden verlobt war das Mädchen dem wackeren Freier,
An hochzeitliches Fest wurde schon ernstlich gedacht.

---

*) Der »große« und der »kleine Jasmunder Boden« (Meerbusen) trennen die Halbinsel Jasmund vom Haupttheil der Insel Rügen und fließen an der oben erwähnten Stelle in einander. — Die Lietzower Fähre ist auch jetzt noch in Gang, obwohl an derselben Stelle sich heutzutage auch eine Station der Eisenbahn Bergen-Crampas-Saßnitz befindet, welche die Meerenge überschreitet.

Digitized by Google

Vom Dachboden herab trug jetzt sie den mächtigen Ballen
Zeug's, was sie selber gewebt, holte die Elle herbei,
Maß und maß und wunderte sich, kein Ende zu finden,
Tisch und Bänke bereits waren mit Linnen belegt,
Bis in die Hausflur lag die glänzende Webe verbreitet,
Aber des Vorraths Bund nahm nicht im mindesten ab.
Wenn ein der Sterne Beflissʼner des Monds vollwangiges Antlitz
Ganze vier Wochen lang schaute am Himmelsgezelt,
Oder ein tapferer Zecher — etwa ein behaglicher Grundbass,
Welcher in Hundstagsgluth reiste zum Fest des Gesangs —
Fände, dass trotz des herrlichsten Durſts und des kräftigſten Zuges
Dennoch im Becher sich nicht mindre das köstliche Nass:
Wahrlich! sie könnten nicht mehr erstaunen, als unsere Greisin.
Grauen ergriff sie zuletzt. Ward sie von Hexen genarrt?
Wusste sie doch zu gut aus der vielen Jahre Erlebnis,
Welch unheimlicher Spuk öfters die Besten umstrickt.
Hatten die Nixen ihr nicht das Töchterchen einst in den Windeln
Zu vertauschen gesucht mitten im Schlummer der Nacht,
Einen abscheulichen Balg dafür hinlegend? — Zum Glücke
Hatte des Kindes Geschrei noch sie bei Zeiten erweckt —.
War sie gewiss, dass nicht die viele, die herrliche Leinwand
Morgen in Tang und Spreu schmählich verwandelt erschien
Oder in Spinnengeweb und andern verdrießlichen Unrath,
Oder vielleicht das Zeug plötzlich in Feuer verging
Und die Flamme sie selbst und das Häuschen verzehrte? — Der Schwindel
Flatterte dunkelbeschwingt um der Geängsteten Haupt,
Als die muntere Tochter vom rauschenden Strande zurückkam.
Mit beflügelter Hast ward ihr das Wunder erzählt;
Fragen und Antwort folgten sich rasch im Wechsel; es wurde
Vieles besprochen; dabei wurde des Fremden gedacht,
Dessen auch, was er gesagt beim Scheiden. Mit klugem Verständnis
Fasste das Mädchen das Wort, legte der Mutter es aus:
»Mütterchen« — rief sie — »erkennst du denn nicht den Segen des Gastes?
Sicherlich war es ein Gott, welchen wir nächtig gehaust.
Lass mich messen und hilf!« — Jetzt rührten die Frauen die Arme,
Ließen unendlichen Stoff flink durch die Finger sich gehn —
Besser zu fördern das Werk, gebrauchten sie Stangen und Latten,
Statt der Ellen — es blieb immer der Ballen sich gleich —
Abend erschien — noch war der Segen in völligem Gange —
Sämmtliche Kammern im Haus füllten mit Linnen sich an,
Unter die Sparren des Dachs und hinab in den finsteren Keller
Wurde das köstliche Zeug, Rollen auf Rollen, gehäuft;
Erst als der Wagen der Nacht die Mitte des Himmels beschritten,
Wies sich ein Ende und nun konnten die Glücklichen ruhn.
Tags darauf zogen sie aus auf den Markt mit Kisten und Karren,
Und um reichen Erlös wurde das Linnen verkauft.
Zugvieh brachten sie heim und Futter und nützlichen Hausrath;
Manch Stück tragenden Lands wurde vom Nachbar ertauscht;
Sichtlich, von Tag zu Tag, vermehrte der Trefflichen Gut sich;
Groß war die Freude darob unter den Leuten des Orts.
Eine nur ward vom Neid um den Schlummer der Nächte betrogen,
Jutta, welche vom Haus finster den Fremden gescheucht.

Digitized by Google

»Nicht ist« — sprach sie bei sich — »dies zugegangen mit rechten
Dingen! Im Fischergeräth fangen die Schätze sich nicht.
War Eins zeitig zu Platz, des Meeres Gebiet zu bejagen:
Dann ertheil' ich das Lob meinem verewigten Mann.
Oft noch pflogen die Andern des tiefsten, erquicklichsten Schlafes,
Wenn des Thätigen Kahn munter die Höhen beschritt,
Und was bracht' er nach Haus? — Zwei Häringshälften — die waren
Einst der gefährlichen Fahrt einziger Beutegenuss;*)
Denn ein ganzer — das wäre zu viel des Erfolges gewesen —
Boshaft hatte das Vieh noch sich zerschnitten am Netz.
Doch — das lässt sich erfahren.« Von jetzt an hatte sie täglich
Drüben im Nachbarhaus irgend ein kleines Geschäft;
Bald war der Tochter ein Band, der Mutter ein Kuchen zu bringen;
Bald erheischte des Dorfs jüngstes Geschehnis ein Wort.
Dankbar ward es erkannt — gern geben entgegengebrachter
Unterhaltung und Gunst weibliche Herzen sich hin. —
Einstmals saßen die Witwen am traulichen Feuer des Herdes;
Regen umrauschte das Haus; schauerlich ächzte die See
Unter der Geißel des Sturms. Da brach aus der freundlichen Greisin
Munde plötzlich das Wort froher Erinn'rung hervor:
»Ganz so war es ein Abend, wie dieser — und heute zum Jahre
Ist es geworden — wie schön hat sich das Alles gefügt!«
»»Wie? — was hat sich gefügt? — Was ist zum Jahre geworden?««
Frug die Andre geschwind; »»bitte, verhehlt es mir nicht.««
Und des Mütterchens Herz ergoss sich in offnem Berichte.
Staunend und athemlos hörte die Nachbarin zu.
Länger ertrug sie's nicht, zu bleiben. Gelassenen Anscheins
Bot sie der Wirthin die Hand, wünschte geruhsame Nacht,
Doch kaum war sie zu Haus, so schlug sie sich knirschend mit beiden
Händen die Stirn und rief: »O mir verblendetem Weib!
Also — mir war der Schatz bestimmt, den Jene gehoben.
Ich — ich selber, verstieß, als es mich suchte, das Glück!
Doch — wie verstünd' es ein Thor, des Schicksals Wink zu benutzen?«
Und mit Thränen der Wuth warf sie sich nieder aufs Bett,
Angekleidet noch ganz, wie sie war. — Da scheint es zu klopfen —
Nein — vom heftigen Sturm dröhnte die Thüre so laut —
Aber noch einmal klopft's und jetzt ist's ein deutliches Pochen —
Noch von Zweifeln erfüllt tritt sie hinaus auf die Flur,
Oeffnet die Thür' — da steht vor ihr der nämliche Fremde,
Welcher im vorigen Jahr gastliche Hilfe erbat.
Wiederum sprach er sie an mit sanften, bescheidenen Worten,
Und mit strahlendem Blick rief ihm die Freudige zu:
»Tritt, o Hoher, herein! Es jauchzt die ärmliche Hütte,
Die des erhabnen Besuchs göttliche Gnade genießt.
Nicht wag ich's, wer du seist? mit rohzudringlicher Frage
Dich zu belästigen — mir bist du Gebieter im Haus.
Schlecht und gering, wie's ist — du mög'st als das deine betrachten;
Gib es mir wieder zurück, wann es und wie dir's beliebt.«
Dienend nahm sie dem Mann das feuchte Gewand von den Schultern,
Band die Sandalen ihm ab, führte zum Tische ihn hin;

*) Hat sich, nach der Erzählung der Fischer, wirklich einmal zugetragen.

Digitized by Google

Was nur die Küche vermochte, das ward in Schüsseln und Schalen
Aufgetragen — es gab leckere Bissen im Haus —
Wein auch mangelte nicht; beim Bergen gestrandeter Güter
Hatte der Selige stets glückliche Finger gehabt. —
Gern auch hätte die Wirthin gedacht der ersten Begegnung,
Manch entschuldigend Wort lag auf der Zunge bereit;
Doch einsilbig erschien der Fremde, der Ruhe bedürfend;
Bald im behaglichen Bett gab er dem Schlafe sich hin.
Aber kein Schlummer erquickte die Augen der gierigen Witwe;
Vielfach lösten im Geist Pläne und Zweifel sich ab.
Was wohl, sollte der Gast auch ihr den Segen ertheilen,
Wäre des morgenden Tags erstes, ersprießlichstes Werk?
Hornvieh melken? — Es gab, und flösse die Milch bis zum Abend,
Höchstens bis unter das Dach Butter und Käse gehäuft.
Fischfang? — Pfui! Das war ein stinkend und schmutzig Gewerbe,
Mühten die Knechte sich auch bis in die sinkende Nacht:
Nun — was half ihr ein Haufen geschuppter Meeresbewohner? —
Wären sie nur alsbald glücklich zu Markte gebracht!
Ha! — Geld zählen — das ist's! — Und zählend und klimpernd in leichter
Fingerbewegung den Tag nützen zu reichstem Gewinn —
Das verlohnt sich! — Sie stellt' sich ein Kästchen mit Münzen zurechte,
Die sie gesammelt und längst sorglich im Schranke verwahrt —
»Münzen?« werft ihr mir ein — »gabs damals Münzen auf Rügen?
Freund! jetzt haben wir dich gründlich auf Schwindel ertappt.« —
Freilich hatte man Münzen; nur waren's nicht klingende Thaler
Mit hochfürstlichem Bild oder Ducaten sogar.
Zweifelt ihr noch, so befragt der Vorzeit Kenner in Sagard,
Auskunft gibt man euch auch willig im fürstlichen Schloss,
Welches von Hirschen umgrast, umhallt von den Klängen des Jagdhorns,
Aus des Granitzer Walds schwellendem Laub sich erhebt
Mit weit sichtbarem Thurm. Dort wird mit erklärendem Worte
Alterthümlichen Funds Fülle dem Fremden gezeigt. —
Doch zu Jutta zurück! Das Kästchen mit Münzen zur Seite
Wand sie sich wachend im Bett, bis sich die Sonne erhob;
Schon war der rüstige Gast vom stärkenden Schlummer erstanden
Und der Wirthin die Hand reicht' er im Scheiden und sprach:
»Silber nicht führen noch Gold mit sich, die predigend reisen;
Doch dein gastlicher Sinn sei nach Gebühr dir belohnt.
Was du auch immer zuerst vornehmest am heutigen Tage,
Soll ein gesegnetes Thun werden.« — Er grüßte und ging.
Kaum noch bezwang sich das Weib, das Ende der Rede zu hören,
Ueber die Hausflur hin flog sie die Stiege hinan,
Denn im oberen Stock stand ihr das gesegnete Kästchen,
Dem sie des heutigen Tags Streben und Wirken geweiht.
Aber sie war noch nicht bis zur obersten Stufe gekommen,
Als sie plötzlich im Leib heftiges Drücken empfand —
's war ein bekanntes Gefühl, was der Sterblichen schwache Naturen
Täglich befällt; ich vermag deutlich zu nennen es nicht,
Weil mir's die Muse verbeut, die verschämte. Wohl stellt es zur Unzeit
Oefters sich ein und dann ist es uns ernstlich fatal.
Beispielsweise, wenn Einer im rollenvertheilenden Kränzchen
Unvorsichtigen Durst's viel von dem Wasser genoss,

Digitized by Google

Das durch chinesisches Laub ein wenig an Färbung und Ansehn
Und, wie mancher vermeint, viel an Geschmacke gewinnt,
Thee in der Prosa genannt. — Wie langsam schwinden die Scenen
Jenem, welcher sich kaum noch auf dem Stuhle verhält!
Gänzlich in seinem Munde verliert sich der Zauber der Dichtung,
Mit des Verzweifelnden Angst stößt er die Verse heraus —
Nein! — solch stotternden Max wird Thekla schwerlich beweinen,
Trampelten auf dem Galan auch Elephanten herum —
Endlich schließt sich der Act und Alles um sich vergessend
Stürzt er hinaus und spät kehrt er erleichtert zurück:
Solch ein Gebot der Natur erging an Jutta. Zum Glücke
Hielt sie kein häßlicher Zwang ab, sich Genüge zu thun;
Fort in den Garten entschoss sie, woselbst in dichtem Gebüsche
Niedlich ein Häuschen ihr stand, noch vom Verblichnen erbaut,
— Kunstvoll hatt' er die Balken behaun mit der Schärfe des Beiles,
Ueber die Bretter hinweg sausend den Hobel geführt,
Schindeln, zu bilden das Dach, mit Fleiß aus Rinden geschnitten,
Und das Ganze zuletzt streng nach dem Maße gefügt. —
Aber so schnell zum Beginne sie kam, so späte zum Ende.
Höher erhob sich der Tag; Stunde auf Stunde verging —
Immer noch stak in dem Häuschen die Witwe; in schwellender Fülle
Floss es darunter hervor; schon war der Garten ein Teich —
Nieder zum Strand brach Bahn sich die Fluth; ein reißender Sturzbach,
Goss sich's hinunter und hob sichtlich den Spiegel der See —
Fest noch saß im Banne der Noth die Witwe; der Abend
Kam und fand sie noch nicht ledig des seltsamen Drangs.
Endlich — so zartes Ereignis nicht allzulang zu besprechen —
Endlich um Mitte der Nacht war die Gequälte befreit.
Als nun der Morgen den Kampf mit dem Dunkel begonnen — vom Glanze
Seines rosigen Schilds schimmerten Ufer und Höh'n —
Dann erst stellte sich's dar — mit Staunen sahen's die Schiffer —
Was des gestrigen Tags Wunderbegebnis gewirkt:
Unter Wasser gesetzt war der Pfad, der die Küsten verbunden,
Ueber die Veste hinweg flossen die Bodden in eins,
Wie noch heutigen Tags. Noch jetzt ist die Lietzower Fähre
Dort im Gange, wo sonst trocken gewandelt der Fuß. —
Also hat sich's begeben. So hat mir die Sache der Fährmann,
Welcher mich über den Sund ruderte, lachend erzählt.
»Nur nicht geizig!« — so schloss er — »der Geiz ist jeglichen Uebels
Wurzel« und sprang ans Land. Neben sich zog er den Kahn,
Dass ich dem schwankenden könnt' entsteigen, und hielt mir die Hand hin,
Sprechend: »Mein Fährlohn steht ganz im Belieben des Gasts.«

Digitized by Google

Digitized by Google

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)
Herausgeber: **Adalbert von Majerszky.**

Monatlich 2 Mal. — Preis: 5 Mark halbjährl., vorauszahlbar. — Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direct durch die Expedition des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Auerspergstraße 5. — Abbestellungen werden nur bis 30. Juni, bezw. 31. December angenommen. Einzelne Nummern à 50 Pfen. 5 Stück einer Nummer 1 Mark 50 Pfen.

Das Jagdhorn.

Wie klingt so hell, wie klingt so schön
Das Jagdhorn auf den waldgen Höhn!
Die fernen Thürme blinken,
Die Abendnebel sinken.

Es glimmt ein Sternlein auf so bleich,
Das hohe Schilfrohr rauscht am Teich.
Die weitgedehnten Thale
Erglühn im letzten Strahle.

Wie sacht des Jagdhorns Ruf verhallt!
Der Hauch der Nacht durchrauscht den Wald.
Mein Tag auch wird in Schweigen
Gen Abend bald sich neigen.

Hanns Weber.

Digitized by Google

Betrachtungen über die untergehende „neue Richtung“.

Von

Alfred Friedmann.

„Die idealistische Periode fieng damals an; Kaufmann war ein Anhänger davon. Lenz widersprach heftig. Er sagte: Die Dichter, von denen man sagt, sie geben die Wirklichkeit, hätten auch keine Ahnung davon; doch seien sie immer noch erträglicher, als die, welche die Wirklichkeit verklären wollen. Der liebe Gott hat die Welt wohl gemacht, wie sie sein soll und wir können wohl nicht was Besseres kleckſen; unser einziges Bestreben soll sein: ihm ein wenig nachzuschaffen. Ich verlange in allem: Leben, Möglichkeit des Lebens und dann ists gut; wir haben dann nicht zu fragen, ob es schön, ob es häſslich ist! Das Gefühl, daſs was geschaffen sei, Leben habe, stehe über diesen beiden und sei das einzige Kriterium in Kunstsachen. Uebrigens begegne es uns nur selten; in Shakespeare finden wir es und in den Volksliedern tönt es einem ganz, in Goethe manchmal entgegen. Alles übrige kann man ins Feuer werfen. Die Leute können auch keinen Hundsstall zeichnen. Da wollte man idealistische Gestalten; aber alles, was ich davon gesehen, sind Holzpuppen. Dieser Idealismus ist die schmählichste Verachtung der menschlichen Natur. Man versuche es einmal und versenke sich in das Leben des Geringsten und gebe es wieder in den Zuckungen, den Andeutungen, dem ganz feinen, kaum bemerkten Mienenspiel; ich habe dergleichen versucht im »Hofmeister« und den »Soldaten«. Es sind die prosaischsten Menschen unter der Sonne; aber die Gesichtsader ist in fast allen Menschen gleich; nur die Hülle ist mehr oder weniger dicht, durch die sie brechen muſs!«

Wer schrieb das? Und wann? Der frühverstorbene, unglückliche, geniale Georg Büchner, etwa 1838. Man glaubt, die etwas behutsam und bedächtig, ja reinlich formulierten Forderungen eines unserer Jüngstdeutschen oder ihrer Verfechter ausgesprochen zu hören.

Auch für die Literaturströmungen gilt der Akiba'sche, zum Gemeinplatz gewordene Spruch vom Wissen unter der Sonne. Sagt auch der Dichter:

Das ganz
Gemeine ists, das ewig Gestrige,
Was immer war und immer wiederkehrt,
Und morgen gilt, weils heute hat gegolten! . . . . .

so ist dies doch nicht nur vom Gewöhnlichen, Gemeinen zutreffend, auch vom Edlen, Idealen gilt es. Es wird zu jeder Epoche zwei Strömungen gegeben haben; eine Gemeinde, die auf das schwört, was zu allen Zeiten als Realismus benamset worden, und eine andere, welche sich zum Gegensatze, also zu etwas, so nach Idealismus schmeckt, bekennt. Den Naturalisten, die zugleich die Intoleranten sind, keine Götzen neben sich dulden wollen, rufe ich zu:

Es soll nur eine Strömung sein!
Die Neuesten wollens so haben!
Ich sehs doch schneien bei Sonnenschein,
Doch die Natur lehrt nimmer die Knaben!

Schneite es nicht im April 1894 bei Sonnenschein? Können alle auf Tolstoi, Hauptmann und die anderen neueren Schlagnamen schwören? Kann je eine allgemeine Beschlagnahme des öffentlichen Geschmackes stattfinden. Kann sich die neue (?) Richtung mit ihren Erfolgen brüsten, wie verhält sich dazu die 150. Aufführung einer harmlosen Posse in den Theatern der alten Jacobs- und Dresdner-Straße bei Thomas und Adolf Ernst? Man wird antworten, die Minorität, welche Bildung und Geschmack allein in Pacht genommen, geht da nicht hin! Dem ist aber nicht so; die Leute sehen sich alles an: »Hedda Gabler« und »Adam und Eva«, die »Einsamen Menschen« und den »Jüngsten Lieutenant« und meistens schimpfen sie auf alles: Die Posse ist blöd und langweilig aber — zum Todlachen; das Naturalistische ist auch langweilig, aber — zum Todweinen.

In einem 1828 und bei Georg Reimer in Berlin herausgekommenen Novellenbändchen lese ich: »Jener Sinnenreiz, von welchem man behauptet, daſs er gewissermaßen den Einschlag unseres Lebens ausmacht, so daſs ohne ihn kein Gewebe und noch weniger künstliche Figuren in demselben möglich sind, ist gewiſs nicht abzuleugnen. Wie alles Schaffen doch nur ein Verwandeln ist, so dünkt mir, wäre der Zweck des Dichters und sei es von jeher gewesen, denselben Trieb, der das Thier roh und stark, die Blume geheimnisreich erregt und entwickelt, in himmlische Klarheit, in Sehnsucht nach dem Unsichtbaren zu steigern, so das Leibliche mit dem Geistigen, das Ewige mit dem Irdischen, Cupido und Psyche, im Sinne des alten Märchens, auf das in-

Digitized by Google

nigste in Gegenwart und mit dem Beifall aller Götter zu vermählen!«

Wer schreibt das? Einer von den heute Verschollenen, Verspotteten, einst Hochgetragenen: Ludwig Tieck in seiner Novelle »Ein Dichterleben«. Hier haben wir in einem Jahrzehnt die zwei entgegengesetzten Strömungen von zwei Vertretern je einer Richtung gekennzeichnet. Tieck, der Romantiker, dem sehr schön und richtig: alles Schaffen doch nur ein Verwandeln erscheint, will jenes Verklären des Lebens durch die Poesie, welches Georg Büchner, der mit 23½ Jahren Gestorbene, hasst. Und Büchner meint von eben jenen Romantikern, sie könnten »keinen Hundsstall zeichnen«. So wäre denn die Frage, ob es die Aufgabe eines Poeten sei, Ewiges und Irdisches, Leibliches und Geistiges, Cupido und Psyche, Seele und Leib zu einem höhern Dritten zu verschmelzen, oder einen Hundsstall mit all seinen Attributen, für Ohr, Auge, Nase, und natürlich mit dem Hunde, photographisch getreu wiederzugeben?

Heute entscheiden sich viele für letzteres Pensum; aber wie es heute ist, war es immer; die Gegenwärtigen, wie Nietzsche sie nennt, nehmen es mit der Kunst so ernst, wie mit dem Besuche einer Bilder-Ausstellung, des Salons des alten Museums, sie bleiben vor einem Raphael und vor einem Liebermann oder Leibl, vor Gian Bellini und den Palmas wie vor einem Ostade und Teniers stehen und ihr Kunsturtheil beim Hinaustreten heißt: »Wohin gehen wir frühstücken?«

Der alte Koloner Sophokles soll gesagt haben, dass er seine Menschen und Helden gebildet, wie sie sein sollten; Euripides, wie sie seien! Dafür haben wir die zwei Worte: Idealismus und Realismus. Die Sache ist dieselbe geblieben. Aristophanes, mit seiner Lysistrate, den Ekklesiazusen, brachte dann den Zola'schen Naturalismus auf — aber wir glauben Wunder was Neues entdeckt zu haben! Man meint, des Philippos Sohn, der Athener Aristophanes, sei aber doch nicht so weit gegangen, wie wir es nun so herrlich weit gebracht! Wir haben ihn nur da nicht eingeholt, wo er groß, geistvoll, attisch, genial ist! Wie er sich geräuspert, wie er gespuckt hat, das brachten wir auch zuwege!

Rousseau, Shakespeare, Lessing, die deutschen Stürmer und Dränger in den jungen Goethetagen, Darwin und Zola, sie haben alle gewirkt unter dem Schlagwort Natur. Jedes Jahrhundert versteht oft darunter nur etwas anderes, je nachdem die Art und das Wesen der Unnatur ist, in der man gerade bis über die Ohren versunken.

Es ist wie Ebbe und Flut. Zu gewissen Stunden streckten sie die hundert Briareusarme nach dem dünigen Festlande aus, mit tausenden von aus den Nüstern Wasser sprühenden Rossen stürmt er donnernd zum Strand, und zu anderen Zeiten ist es, als ob der bleiche Arm der alten Mutter Gäa die Wogen weit zurückscheuchte und Neptun zurückgedämmt sei, wie jetzt die Franzosen hinter die Vogesen. Der weise Seneca hat gemeint: Wenn wir durchaus Thorheiten brauchen, um darüber lachen zu können, so sollten wir sie wenigstens nicht außerhalb unsres Selbsts suchen!

Georg Büchner sagt an der angezogenen Stelle: »Wir haben nicht zu fragen, ob das lebendig Geschilderte schön oder häßlich ist.« Die Kunst soll tendenzlos sein, sie verfolge keinen Zweck, das Kunstvolle soll nicht reinigen, bilden, erfreuen, es sei nur um seiner selbst willen da! So lautet die neue (?) ästhetische Forderung. Gut. Soll aber der Poet, der Schöpfer, der Mensch nicht durch das Schaffen und in seinem Schaffen glücklich sein? Und kann der Dichter, der sich nur im Schildern von Nacht- und Schattenseiten der menschlichen Gesellschaft gefällt, sich selbst ein glückliches Leben schaffen, denken? Er wird antworten, so wenig, wie die Kunst den Zweck hat, zu bilden, zu läutern, so wenig sagt das Leben zum Menschen: ich bin dein Glück! Ich, der Künstler, conterfeie das Leben, wie es ist. Wenn ich das Laster recht schwarz, das Elend recht groß schildere, so schrecke ich vielleicht hier ab und rege dort zu edler Großthat, Entsagung an! Also doch eine Tendenz! Und gibt es denn gar keine glücklichen, harmlosen, zufriedenen Menschen mehr — nur noch Socialdemokraten, Nihilisten und haltlose Schwächlinge, wie der Held der einsamen Menschen einer ist?

Ein Franzose, der die Memoirenliteratur des vorigen Jahrhunderts mit ihrem Schmutz, ihren Verleumdungen und Entstellungen voll Ekel von sich wirft, ruft aus: »Die Schriftsteller jener Tage waren schuldbeladen; dass sie ihre Zeit schildern mussten, das war ihre Strafe!« Ein tiefsinniges Wort! Und auch wir müssen Schweres verübt haben, wofür es unsere Strafe ist, die Pessimismus-Literatur jener hinunterzuwürgen.

Denn wer setzt sich noch an die sonnenbeschienenen Tafeln der Classiker aller Zeiten? Die nicht, die eben heute an der Lesewuth erkrankt sind, für die es keinen Pasteur gibt.

In der Novelle Tiecks heißt es: »Lieben, dichten muss jeder Mensch in der Jugend; wer aber einen Beruf daraus macht, der ist ärmer daran, als jener, der sich bemühte, Linsen durch ein Nadelöhr zu werfen.« Nun ist in unserer honorar- und tantièmenreichen Zeit der Beruf des Schriftstellers nicht mehr ohne Nützlichkeit; ob es aber Dichter sind, bei deren Namen man

Digitized by Google

an die höchsten Honorare denkt, bleibt dahingestellt!

Es ist schließlich nicht die Mitwelt, welche dem mit dem Freiligrath'schen Mal und Kainszeichen Behafteten den unverwelklichen Lorbeer aufdrückt. Bei dem Gastspiel Sonnenthals verwarf die Kritik die Stücke, welchen man vor zehn Jahren zugejubelt hatte; sie waren veraltet, ranzig wie ein Stück verschimmelten, trockenen Brotes.

Menzel, der Franzosenfresser, ereiferte sich einst über die jungen Deutschen von dazumal: Gutzkow, Heine, Börne, Laube, gerade so, wie es der Judenfresser, Herr v. Treitschke, heute noch thut. Menzel nennt sie Priester des »Schmutzes«: »Unter der Maske des französischen Republikanismus schwärzt diese neue Läster- und Lasterschule eine furchtbare Unzucht ein. Das Fleisch, die freie Sinnlichkeit, die Aufhebung der Ehe sind ihre Schlagwörter und sie schreiben nicht nur selbst obscöne Bücher, sondern wärmen auch die alten wieder auf. Aber wem schmeicheln diese Lehren, als der Bestialität und Raubluft, die in den Höhlen der Verworfenheit, in Schmutz und Brantwein der großen Haupt- und Fabriksstädte noch schlummern, aber leicht zu wecken sind!«

Nun, die Höhlen des Alkohols sehen wir bereits — aus dem Leben auf die weltbedeutenden Bretter verpflanzt, die vielberufene Wally, die Zweiflerin Gutzkows, modert mit der Schlegel'schen, vielbefeindeten anrüchigen Lucinde in den Bibliotheken, Laube hat trotz Menzel seine Zeit, und wie Treitschke sich winden und wenden mag, Heine'sche Lieder wird man singen, bis der letzte Dichter aus dem Erdenhaus hinausgetragen! Börne hat Schule gemacht, er und Jules Janin sind die Väter des Feuilletons. Wer war die schlimme Mutter? Die deutsche, die französische Sprache? Nein — die neue Zeit! — Kein noch so weiser Lober, kein noch so heftiger Tadler kann mit Verlass prophezeien, was von dem Nietzsche'schen »Gegenwärtigen« in fünfzig Jahren noch wirkt und lebt oder vergessen modert!

Der moderne Naturalismus ist in gewissen Dingen weiter gegangen, als frühere, ähnliche congeniale Literaturepochen. Er hat kein Feigenblatt vor den Mund genommen, das unser Schamgefühl vor dem Erröthen, unser ästhetisches Empfinden vor dem Ekel bewahren sollte. Aber er ist seinen Vertretern doch nicht so tief ins Innerste gedrungen; er ist viel mehr eine an der Oberfläche seine Kreise ziehende Modesache. Die Tieck und Schlegel kämpften mit Ueberzeugung gegen die verschiedensten Gewalten für ihre Romantik, Friedrich Schlegel gieng sogar aus Liebe zum Mittelalter zum Katholicismus über. Und gar der französische Romantismus, der unter der Restauration ein Sturmbock, eine Kriegsmaschine, ein Widder wurde, der auch, wie die neue Literatur, weniger eine Position neuer Regeln und Grundsätze, als vielmehr die Verneinung jeder bestehenden Regel und Ueberlieferung war: Er schon proclamierte das neue Heil: Le beau c'est le laid. Man warf die drei Einheiten, jede Versregel, die Cäsur, den Reim über den Haufen. Da erstand Victor Hugo, das Cénacle; Th. Gautier, Sainte-Beuve, Emil Deschamps waren die Priester eines Heiligthums, dessen Papst und Oberpriester der Vater der Marie Tudor, Marion Delorme, Ruy-Blas und Notre Dame de Paris wurde.

Während Les Burgraves Hugos durchfielen, errang die Lucrezia des Neuclassikers François Ponsard einen lärmenden Erfolg. Paris war in zwei Lager getheilt, man nahm den Streit zwischen Classisch und Romantisch-tragisch auf. So weit hat es bei uns die neue Schule noch nicht gebracht. Vielleicht glaubt man ihre Meisterwerke noch zu ermuntern, »weil der Messias, als den sich schon so mancher angesehen und ausgegeben, in der fin de siècle-Zeit noch nicht gekommen ist.« Vielleicht lebt er unter uns, der Messias der Literatur; wenn seine Werke an edler Vertiefung, er selbst an Weisheit und Wissen zugenommen, jauchzen ihm die deutschen Stämme zu und er thut Wunder?

Inzwischen dürfen wir uns noch ruhig des vielen Schönen erfreuen, welches uns die geschiedenen Geistesheroen vererbten. Es gibt noch Dichter, die uns geheilt von den Schäden des kärglichen Lebens entlassen, von denen wir Abschied nehmen mit Wallensteins Worten:

Er machte nur das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröthe
webend,
Im Feuer seines liebenden Gefühls,
Erhoben sich, mir selber zum Erstaunen,
Des Lebens flach alltägliche Gestalten!

Ich kenne ein Lied, ein Lied von Emanuel Geibel, den man jüngst pietätlos, wie unsere Zeit nun einmal ist, in butterweicher Parodie persiflieren wollte. So klingt das Lied:

Mittagszauber.

Im Garten wandelt hohe Mittagszeit,
Der Rasen glänzt, die Wipfel schatten
breit,
Und oben sieht, getaucht in Sonnen-
schein
Und leuchtend Blau, der alte Dom
herein.

Am Birnbaum sitzt mein Töchterchen
im Gras,
Die Märchen liest sie, die als Kind ich
las;

Digitized by Google

Ihr Antlitz glüht, es zieht durch ihren Sinn
Schneewittchen, Däumling, Schlangenkönigin.

Kein Laut von außen stört, 's ist Feiertag,
Nur dann und wann vom Thurm ein Glockenschlag,
Und dann und wann der matt gedämpfte Schall
Im hohen Gras von eines Apfels Fall.

Da kommt auf mich ein Dämmern wunderbar,
Gleichwie im Traum verschmilzt, was ist und war.
Die Seele löst sich und verliert sich weit
Ins Märchenreich der eignen Kinderzeit!

Wem sich bei einsamem Lesen solch unübertroffenen Gedichtes die Seele nicht löst, der — muss sich eben an die neueste Poesie halten. Was kann Geibel dafür, dass er ein Veilchen im Lenz, eine Sommerblume, aber keine Aster, keine Schneeflocke, kein Eiszapfen war. Dass Einer sich ereifert, weil man ihn »noch! krönt«!! Wir sollten milde sein, denn all diese wechselnden Erscheinungen sind Hervorbringungen der Natur, deren ewiger Kreislauf den Bestand des Ganzen verbürgt.

Helgoland.

(An M. G. Conrad.)

Am Nordseestrand — die weißen Wellenköpfe
Umlecken schäumend rings die schmale Düne.
Von beiden Seiten unermüdlich brandet
Und braust der Gischt der nimmerstillen Wogen,
Die von dem tiefen Meerblau immer wieder
Sich quirlend lösen, sich entgegensprühn —
Wie kussestrunken, am schmalen Dünenstreif,
Und immer neu in immer höhrer Flut
Des Sehnens — wie die Liebe jäh und wild.
Und seine Schätze streut ans Land das Meer,
In Sternen und in Muscheln — buntem Tang,
So wie die Liebe all ihr Bestes hinstreut
Wie bunten Tand — zu Füßen ihres Götzen.
Da zitterts auf im wirren Wellenschwall,
Ein Wunderbild — wie eine Meeresrose —
In lichtem Blau verzitternd und sich dehnend
Und schwellend wie ein Herz, das Sehnsucht drängt.
So liegts im Sand — ein Zauber — Wasserperlen
Sprühn leuchtend nun im Frühlicht drüber hin.
Ists nicht die sagenblau umflossne Blüte,
Das Wunder aller Wunder — die Medusa?
Ein Fischer im Vorbeigehn —: »bloß 'ne Qualle!«
. . . . . So bist du, Liebe, Liebe, jedem Auge
Wie du ihm scheinst — dem einen Lebensfülle
Und aller Himmel Wonne schon auf Erden,
— Dem andern nur ein Spottgebild aus Koth.
In jedem Auge steht es eingeschrieben
Für den, der sieht: Medusa oder Koth.

Hermine von Preuschen.

Digitized by Google

Der Drahtbinder.

»Hört, mein Seelchen pfeift vor Hunger,
Gebt auf einen Bissen Brot!«
Dies Gebettel und Gelunger
Schafft auf allen Gassen Noth!

Mantel, der die Hasen scheuchte,
Mäusefallen umgehängt,
Lederbundschuh, den der feuchte,
Graue Straßenkoth besprengt;

Breites Schelmenangesichtchen,
Drin ein stumpfes Näschen hockt:
Hat das ruppge Gassenwichtchen
Mich zum Fragen schon verlockt!

Siebenjährig mit den andern
Kam er aus dem Thal der Waag,
Jeden Morgen muss er wandern
Gassen auf und ab von Prag;

Bettelt, ist Modell gewesen,
Ward auch eingesperrt vom Fleck,
Schläft im Scheunstroh, kann nicht lesen,
Und am liebsten isst er Speck.

Hat er hier sein Brot gefunden,
Denkt er doch ans Heimatthal,
Hat schon einen Topf gebunden,
Heute früh, das erstemal.

Dorten der Beamtenwaise,
Die ich kenn, vier Treppen hoch;
Durch die Risse quoll die Speise,
Er verstehts: nun hält er noch!

»Hört, mein Seelchen pfeift, es hungert,
Gebt auf einen Bissen Brot!«
Auf der Straße heischt und lungert,
Oben wohnt und schweigt die Noth.

Franz Herold.

Darum.

(An Lucie.)

Der schönste Klang aus fremdem Munde
Dringt schwer nur zu des Herzens Grunde;
Vom Liebsten aber reißt ein Wort,
Wärs noch so schlicht, die Seele fort.

Drum weiß ich wohl, weshalb vor allen
Dir meine Lieder so gefallen,
Weshalb du bittest stets aufs neu:
Sing noch ein Lied von Lieb und Treu.

Max Kindt.

Erscheinung.

Und in der Brautnacht wars, wo mir erschienen
Der Engel mit dem spitzen Flammenschwerte,
Der einst das erste Elternpaar vertrieben
Nach jähem Sündenfall aus Edens Garten.
»Was rufst du mich?« sprach ich erzürnt, doch leise,
Dass mir zur Seit die Liebste nicht erwachte.
Da bog sein mildverklärtes Jünglingsantlitz,
Auf dem des Mondes bleiche Lichter spielten,
Er sanft herab und sprach mit bangem Flüstern:

Digitized by Google

»Du hast der Erde höchstes Glück genossen,
Das noch dem sündgen Menschen ist geblieben:
Der Liebe vollerblühte, schönste Rose
Hast du gepflückt, erwache aus dem Traume
Der Sehnsucht, die dich einst beglückt; denn siehe:
Rauh ist das Leben, voller Pein und Sorgen,
Und in dem Kelch, den du geleert im Rausche,
Blieb noch zu unterst tief ein bittrer Tropfen,
Von dem du kosten wirst nun alle Tage,
Bis er versiegen wird — zugleich mit deinem Leben!«
Ich stöhnte auf — das Traumbild war geschwunden —
Doch staunend blickte mit den hellen Augen
Mein junges Weib mich an, strich mir die Locken,
Die wirren, von der schweißbedeckten Stirne
Und schloss mir Mund und Augen zu mit heißen Küssen.

Johann Alboth.

Mondnacht.

Wie lieblich leuchtet das Mondenlicht!
Es lispelt ein leiser Wind,
Die Erlen säuseln und heimlich spricht
Die Welle, die emsig rinnt.

Ein Blick hinein in die Mondennacht,
Ein Blick in den Mondenschein,
Es schmilzt dahin ganz mälig, sacht
Das Leid im Herzen dein.

Ein Blick hinein in den Mondenschein,
Der zaubrisch die Welt umzieht,
Es wird zur Wonne die bittre Pein,
Dem Herzen entschwebt ein Lied;

Ein Wonnelaut, ein selger Sang,
Die Welle, sie trägt ihn fort,
Den Sang von heimlich-süßem Klang,
Das Zauberlied ohne Wort.

Es gleicht die heilige Mondennacht
Dem inngen Dankgebet,
Das auf zu Gott nach des Tages
Schlacht
Aus gläubgem Herzen geht.

Kurt Eisner v. Grunow.

Das Zigeunerkind.

Da draußen am Scheunenthore
Weht schmeichelnder Frühlingswind,
Dort sitzt die schwarzbraune Lore,
Das blasse Zigeunerkind.

Sie sitzt als wie im Traume
Und starrt zu des Himmels Höhn;
Doch droben vom Lindenbaume
Schallt lustiges Vogelgetön. —

Digitized by Google

Ueber die kirschrothen Lippen
Ein trauriges Lächeln irrt, —
Die Hände sind lässig verschlungen,
Die Lockenfülle verwirrt.

Sie hat um die Schultern gewunden
Ein leuchtend buntfarbenes Tuch,
Das steht zu den brennenden Augen
Der Lore seltsam genug. — — —

Und heller die Vöglein singen,
Als riefen sie neckisch ihr zu; —
Doch sitzt sie in Träumen verloren,
In unbeweglicher Ruh. — — — —

Horch! plötzlich vom Walde herüber
Tönt fröhlicher Jagdhornsklang! —
Da presst sie aufs Herze die Hände,
Das klopft ihr so stürmisch, so bang!

Dann bricht sie in Herzleid zusammen,
Verwundert die Vöglein es sahn: —
Was hat nur der schwarzbraunen Lore
Das lustige Jagdhorn gethan? —

Magda Fuß.

Weihe der Nacht.

Hoch am Firmamente lodert ungezählter Fackeln Brand,
Für die traumgewiegte Erde glutgewobnes Stirnenband;
Weltallsfrieden haucht zu Thale Grüße, und das weite Meer
Wirft sie feierlich und langsam auf den mondbeglänzten Strand.
Wundermächtig dringt des Himmels Gruß ans Herz der Träumerin,
Und aus ihrem Busen wogt es maienselig durch das Land:
Von den Blüten wallt es duftig, von den Bäumen weht es lind;
In den Halmen klingts und flüsterts, und die Heide rauscht im Sand;
Tief versteckt im Waldesgrunde spinnt der Quell ein feines Lied,
Und vom Sturz der Berggewässer widerhallt die Felsenwand. — —
Nachtgesang aus Erdentiefen, Sternengruß vom Azurfeld,
Schlummerlose Seelen fliehen von des Schmerzes Abgrundrand,
Wenn ihr ruft; mit kühner Schwinge tauchen sie in Glanz und Licht,
Saugen durstig Himmelsodem, neuen Lebens Unterpfand!
Herz, mein Herz, wie bist du selig worden in der klaren Nacht,
Da dich göttlich-mild berührte Weltenvaters leise Hand,
Da vor ahnungskühnen Blicken riss des Zweifels dunkler Flor,
Da ein Seraph dich gehoben hoch empor aus Glast und Tand,
Da in dir, vom Sang der Sphären werdekräftig angefacht,
Schönheitstrunken, hoffnungsfreudig wieder Lied um Lied erstand!
Hört es, bange Erdenkinder, die der Zweifel jäh bestürmt:
Dreimal Seligkeit dem Herzen, das den Glauben wiederfand!

Max Kunath.

Seeliger Augenblick.

Sie schreiten schweigend durch stille Au,
Die Königstochter, der Page jung.
Was sinnt nur die junge, schöne Frau?
Wes trägt der Knabe Erinnerung?

Digitized by Google

Es feierte gestern mit Pracht und Glanz
Der König den sechzigsten Namenstag.
Da war es, dass sie im rauschenden Tanz
Dem Knaben im zitternden Arme lag.

Da war es geschehen von ungefähr,
Dass leis seinen Mund ihre Lippe gestreift;
Ihm ward, als ob er ein Königssohn wär,
Dass er drückte ihr Händchen, goldbereift.

Und seit dieser Stunde ist es den Zwein,
Als führen sie draußen auf hohem Meer,
Als winke aus flitterndem Sonnenschein
Das lächelnde Glück von ferne her;

Als winke das Glück, eine rosige Fee,
Und schön wie ein gaukelnder Mainachttraum,
Und schwände zurück doch in weiter See,
Dahin über blitzenden Wellenschaum. —

Das Königskind seufzt: »Nur noch einmal solch Glück!
Der Krone entsagt ich! — Es fiel mir nicht schwer.«
Der Knabe: »O käm die Secunde zurück!
Mein ganzes Leben gäb ich drum her!« —

Doch keines wagt zu sprechen ein Wort,
Dem Glücke so nah und doch so weit,
Gehen sie langsam und schweigend fort
Im Park, in blühender Einsamkeit.

Karl Siegenstein.

Mädchenlieder.

I.

Mein junges Herze reich an Wonne,
Saß ich mit ihm am Waldesrand.
Wir schauten in die Abendsonne
Und in das mildverklärte Land.
Wir hielten traulich uns umfangen,
Kein Wort von unsern Lippen kam;
Ein Goldglanz küsste unsre Wangen:
Das war das Glück, das Abschied nahm.

Doch hat kein Ahnen uns beklommen
Und unsern Herzen bang gemacht. —
Wie es so traurig nun gekommen,
Wir hättens nimmermehr gedacht.
Denn als verloht des Abends Prangen
Und Dämmrung hüllte Berg und Thal,
Sind wir so selig heimgegangen:
Zum letztenmal — zum letztenmal! —

II.

Die Abendröthe flammte golden,
Heiß athmeten der Rosen Düfte,
Und Schwärme froher Mücken tollten
Im wirren Tanze durch die Lüfte.

Es silberten aus dem Geäste
Des Jasmins weiße Blütenflocken,
Und fernher trugen sanfte Weste
Den trauten Klang der Abendglocken.

Digitized by Google

Wir giengen unter Blütenbäumen
Umhaucht vom schweren Duft der Rosen,
Das Herz getaucht in selges Träumen,
Berauscht vom süßen Liebeskosen ....

Und heute ists dasselbe Düften,
Wie damals geht die Sonne scheiden;
Die Mücken tanzen in den Lüften
Und Glockenklang tönt durch die Weiten.

Und doch, der Zauber ist geschwunden,
Der Zauber, den das Glück gewährte.
Es fehlt der Frieden jener Stunden,
Der golden mir das Herz verklärte.

Mein Aug ist trüb, mein Aug ist müde,
Und thränenfeucht sind meine Wangen,
Nichts gilt mir Sonne, Duft und Blüte,
Seit treulos er von mir gegangen.

III.

Nächtige Schatten trinken
Des Tages goldenen Schein,
Dunkle Schatten sinken
Und hüllen die Seele mir ein.

Kein Schimmer ist geblieben,
Der letzte Funke todt,
Wie all das Glück und Lieben
In meiner Seele verloht.

Mein Auge sucht vergebens,
Kein Stern am Himmel erwacht:
O du goldner Stern meines Lebens
Dich deckt eine ewige Nacht!

Paul Heinicke.

Treulos.

Wohl sagte mirs ein namenloses Bangen;
Im Kern der Brust, in meiner Seele Tiefen
Vernahm ich wohl die Stimmen, die es riefen:
Zerreiß das Band; sie hat dich hintergangen!

Verrätherisch, wenn dich mein Arm umfangen,
Als wollten tausend Zeichen, die nicht schliefen,
Die Lüge, die gemeine, mir verbriefen,
Stand dirs geschrieben auf den bleichen Wangen.

Und doch — wie man von eines Todten Munde,
Den man geliebt, noch Athem wähnt zu lesen,
Da längst vorüber schon die letzte Stunde:

So krampft auch ich mich fest an eitles Hoffen,
Nur Trugbild seis der Phantasie gewesen —
Dann fiel der Schlag, der mich so schwer getroffen.

Hermann Buschhammer.

Treue und Untreue.

Sprach das Mägdlein, Mägdlein sprach:
»Morgen ist Johannistag!
Sieben Jahre harr ich dein,
Siebzig Jahr will treu ich sein!«

Digitized by Google

Sprach der Burſch, der Burſche ſprach:
»Weiß nicht, was da kommen mag,
Sieben Jahr — viellange Zeit:
Einer ſtirbt und einer freit!«

Sprach das Mägdlein, Mägdlein ſprach:
»Regen fällt am Sommertag;
Weht er rauh und weht er lind,
Lieb hält aus, die treu geſinnt.

Eher ſteigt der Bach zur Höh,
Eher wird zum Wald der See,
Licht wird dunkel — dunkel: licht,
Eher, als die Treue bricht!«

Sprach der Burſch, der Burſche ſprach:
»Regen kommt und Wetterſchlag;
Auf die Blüten fällt der Schnee,
Auf das Herz ein bittres Weh!

Thalwärts rauſcht es, rauſcht im Thal:
Menſchentreue bricht einmal,
Menſchentreu zu Grabe geht,
Schneller, als ein Blatt verweht.«

Paul Corriedt.

Gegenſätze.

Es nahm der Tod mir einen Freund.
Ach! manche Thräne ich ihm weinte;
Denn er war edel, herzensgut,
Und eng der Bund, der uns vereinte. —

Schlaf wohl, du theurer Freund, ſchlaf wohl!
Du biſt ob Zeit und Raum erhaben;
Dich deckt die Erde, doch für mich,
Du Lieber, biſt du nicht begraben!

Ich liebte eine blonde Maid;
Es war im Lenz der erſten Minne.
Ein andrer kam; ſie ward ſein Weib.
Ach! tief gebeugt ward ich es inne. —

So wird mich nie das ſüße Glück,
Dich ewig mein zu nennen, laben.
Du lebſt, biſt glücklich, doch für mich,
Du ſchöne Maid, biſt du begraben!

Amandus Born.

Abſchied.

Wir ſtanden uns lang gegenüber
Am herbſtlich duftenden Tann;
Wir drückten uns innig die Hände
Und ſahen uns ſchweigend an.

Vorbei war der ſonnige Sommer,
Herbſtwind umtoste uns rauh;
Die Zukunft lag vor uns beiden
So winterlich-öde, ſo grau.

Wir ſollten uns trennen — für immer,
So wollt es das böſe Geſchick:
Nun ſtanden wir beide zuſammen
Und ſenkten Blick in Blick.

Es war, als hielt uns ein Zauber
Mit tauſend Banden feſt;
Ich habe ſie wieder und wieder
In meine Arme gepreſst.

Digitized by Google

Stumm sind wir endlich geschieden;
Sie schritt hinunter ins Thal,
Ich stand und sah sie scheiden
In grenzenloser Qual.

Und an der großen Linde,
Wo wir so oft vereint,
Hat sie noch einmal gerastet
Und gegrüßt und gewinkt und geweint. —

Nun geh ich hinaus in die Ferne
Und kehre nimmer zurück:
Ich fühls, heut hab ich begraben,
Für ewig begraben mein Glück.

Arthur Kehbein.

Spielmanns Rast.

»Ausgesungen sind die Lieder!
Nun ein Trunk, doch klar und frisch!« —
Und der Spielmann läßt sich nieder
An dem schweren Eichentisch.

Rauchgeschwärzt sind Tisch und Wände,
Doch wie heller Sonnenschein
Blickt die Maid, die ihm behende
In dem Krug credenzt den Wein.

In dem trauten Raume bleiben
Jene beiden ganz allein.
Nur der Mond schaut durch die Scheiben;
Der wird kein Verräther sein.

Still, ganz stille wirds im Zimmer,
Denn die Jungfrau sitzt und spinnt,
Und der Fremde schaut nur immer
Auf das holde, schöne Kind.

Sieht die rabenschwarzen Locken,
Die um Stirn und Nacken wehn.
Sieht die Händchen, die am Wocken
So gewandt die Fäden drehn;

Sieht die dunklen Augensterne,
Sieht den vollen Rosenmund,
Und er denkt, »dich küßt ich gerne;
Auf denn, Fidel, thu ihrs kund!«

Hei, wie klingt die Geige wieder,
Hei, das singt und jauchzt und rauscht!
Siegessicher sind die Lieder,
Und die Jungfrau lauscht und lauscht;

Wiegt im Takte ihrer Locken
Dunkle, seidenweiche Flut,
Bis am Rad die Fäden stocken
Und die Hand im Schoße ruht;

Bis ihr Herz beginnt zu schlagen,
Denn bei jedem Bogenstrich
Hört sie seine Lieder fragen:
»Schönes Mädchen, liebst du mich?«

Und mit innigem Verlangen
Schaut die Jungfrau jetzt auf ihn.
Purpurn blühen ihre Wangen,
Und die schönen Augen glühn.

Hängen fest an seinem Munde,
Dessen Lieder sie bethört, — —
Bis den Zauber dieser Stunde
Jäh der Schlag der Wanduhr stört, — —

Mitternacht hat sie verkündet.
Spielmann, darfst zur Ruhe gehn,
Denn dein Lied hat längst gezündet,
Um das Mädchen ists geschehn!

Robert Braunschweiger.

Prometheus redivivus.

Habt ihr vernommen je die alte Sage
Vom Götterjohn, der fern im grauen Osten,
An öder Felswand angekettet, schmachtet,
Weil er das Himmelslicht geraubt, der Frevler?
Den blinden Menschen drunten wollt ers bringen,
Den schwachen sollt ein neues Leben werden!
Er ward verflucht. Erbarmungslose Strafe
Verhängt der Götter erster: ewig muß er büßen

Digitized by Google

Den hohen Muth, an kalten Stein geschmiedet,
Ohnmächtig sich in Reu und Wuth verzehrend;
— — Und täglich kreist heran mit ehrnen Schwingen,
Kaum stieg der Lichtgott aus des Traumes Fluten,
Ein gierger Aar, die Brust ihm zu zerfetzen,
Die Heldenbrust, genesen durch den Kuss erst
Der milden Nacht, der großen Wundergöttin. — —
— Und habt verstanden ihr die alte Sage?

Prometheus, wisset, wohnt in jedem Herzen,
In jedem glüht ein Funke seines Geistes;
Der Drang nach Wahrheit ists, nach Licht, der mächtig
Uns antreibt, der uns nimmer lässt versinken.
Doch wehe, wer ihm folgt! Zu ewgen Leiden
Wird er verdammt; die Wahrheit doch, sein Streben,
Sein Ziel, erringt er nicht; wer trotzgen Sinnes
Es wagt, die Sterne zu erklimmen, den zermalmt,
Eh den Zenith er noch betrat, das Schicksal.
Geboren in dem nichtgen Staub der Erde,
Muss er gefesselt in dem Staube liegen.
Und stündlich wird der Zweifel ihn zerfleischen,
Und täglich nagt mit quälend-bittern Schmerzen
An seinem Hirn der Traum vergangner Zeiten,
Verscherzten Glückes und verlornen Friedens,
Verloren um der ewgen Wahrheit willen!

Eduard von Mayer.

Am Strande.

Ein morscher Balken, den des Meeres Flut
Nach langem Spiel geworfen an die Düne,
Bot müdem Wandrer mir willkommne Rast.
Ich saß am öden Strand, ein stiller Gast;
Und vor mir lag des Meeres weite Bühne.

Die Wasser wogten und ihr weißer Schaum
Benetzte oft der Mövenbrut Gefieder.
Und wie ein weißes Wellenhaupt entstand,
Hochauf sich thürmte und dann wieder schwand,
So stiegen die Gedanken auf und nieder.

Des Knaben Spiele und des Jünglings Lust,
Und Leid und Freude, so den Mann befallen,
Der Gegensatz von Wünschen und Geschick:
Das alles wogte vor des Träumers Blick,
Wie jener Wasser Auf- und Niederwallen.

Und wie die Wellenbühne, weit und groß,
Ward auch das Feld, das ich im Geist durcheilte.
Ein Wellenspiel ist der Geschichte Lauf,
Weltreiche stürzen, andre steigen auf,
Ein Held verbindet, was der andre theilte.

Digitized by Google

Und wünschest du vom Weltgeschick ein Bild:
Am menschenöden Strande kannst dus schauen.
Das Stück, das dort Natur dir offenbart,
Den Wechsel mit der Ewigkeit gepaart,
Schreibt dir kein Dichter je in irdschen Auen.

F. Kühler.

Auf dem See.

Es ruht der See in sich versunken,
Vom sanften Weste leis belebt,
Dem Müden gleich, dem schlummertrunken
Die Brust sich ruhig athmend hebt.

Du sitzest schweigend an dem Steuer;
Doch laut und übermächtig spricht,
Verklärt im letzten Sonnenfeuer,
Zu mir dein schönes Angesicht.

Ich schau in sehnendem Verlangen
Ins Aug dir, dunkler als die Flut,
Und seh mit ahnungsvollem Bangen,
Welch Glück in seiner Tiefe ruht.

Mir ist, als könnt in seinem Grunde
Versenken ich mein heißes Weh,
Wie ihre Glut zur Mittagsstunde
Die Sonne kühlt im tiefen See;

Als läg, voll Wonne unermessen,
Ich selbst versenkt in kühler Flut,
Der Welt und mein und dein vergessen,
Nur fühlend noch, wie süß sichs ruht!

Emil Ermatinger.

Im Wechsel der Tage.

Mag der Sommer leis verzittern
Mit den überreifen Aehren;
Nach den tobenden Gewittern
Einen Himmel uns verklären.

Schwinde, Sommer, schwinde leise;
Andre Zeit ist auch willkommen:
Andre Tage, andre Weise,
Und auch sie wird uns genommen.

Wind und Wolken müssen treiben,
Mond und Sterne müssen wandern;
Auf der Erde ist kein Bleiben,
Nicht für uns, nicht für die andern.

Fritz le Fenbure.

Digitized by Google

Die alte Macht.

Es ist noch immer die alte,
Die räthselhafte Macht,
Die mir das Herz umstricket,
Bewältigt wundersacht!

Noch immer das blaue Auge,
Blickend so sanft und gut,
Dass mir zum Zürnen und Rächen
Entfallet der düstre Muth!

Noch immer dasselbe Lächeln, —
Das ganze lachende Kind,
Dem Herzen oder Scherben
Gleich zum Zerschlagen sind! — —

Ich kann dir, ach, nimmer zürnen;
Es schweigen Grimm und Groll;
Ich weiß nur, dass ich dich ewig
Mit Schmerzen lieben soll — —

L. Erns.

Dahin.

Hier wars, wo wir einst liebend saßen
Im Fliederbusch, auf moosger Bank,
Als wir beglückt die Welt vergaßen,
Im Westen sanft die Sonne sank.

Und wieder weil ich an dem Orte;
Allein, allein, das Herz so leer,
Gebeugt von jenem herben Worte,
Entschwundene Liebe kommt nie mehr.

Hier kehrt die Sehnsucht doppelt wieder,
Hier fühl ich, wie verwaist ich bin. —
Ach, welke Blüten rieseln nieder
Und flüstern leis: dahin, dahin! —

Benno Radek.

An den Gräbern.

Wie die Gräber friedlich liegen
Mit dem räthseltiefen Sinn;
Ringsum herrschet heilges Schweigen,
Nur die Trauereschen neigen
Flüsternd sich darüber hin.

Wie ein Gruß aus Eden wehet
Mich die kühle Nachtluft an.
Ob sie wohl auf leisen Schwingen
Mir von dort will Grüße bringen,
Die ich nur nicht hören kann?

Durch die Seele fühl ich leise
Ein geheimes Schauern gehn:
Wills an alte Zeit gemahnen,
Oder ists ein leises Ahnen
Auf ein baldig Wiedersehn?

Berthold Funke.

Abendgebet.

Wenn weich und mild des Hirten Flöte
Klingt über Wälder, Thal und Hain,
Und zauberhaft die Abendröthe,
In Purpur flammend, bricht herein;

Digitized by Google

Wenn eingelullt vom milden Weſte
Im Feld das Halmenmeer ſich wiegt,
Und dann nach dem verſchwiegnen Neſte
Zur trauten Brut der Vogel fliegt;

Und wenn am weiten Himmelskreiſe,
In dem der Sonne Licht verglimmt,
Das Heer der Sterne, ſtill und leiſe,
Im ewgen Blau des Aethers ſchwimmt:

Dann auch in deinem Herzen glühet
Ein heißes, inniges Gebet,
Der Roſe gleich, die purpurn blühet,
Vom milden Abendhauch umweht;

Dann hebſt du ſinnend deine Arme
Erſchüttert, ſowie tief bewegt,
Zu dem empor, für den das warme,
Das Menſchenherz lautklopfend ſchlägt.

Indeſſen neben dir die Welle
Laut murmelnd in den Weiher fließt,
Und mild des Vollmonds goldne Helle
Sich über Wald und Thal ergießt.

Heinrich Zeiſe.

Der Schmuck.

Zur Blume ſprach ein Vögelein:
»Wie muſs ich dich beklagen!
Noch geſtern hat dein ſtolzes Haupt
Den ſchönſten Schmuck getragen.

Da flogen Bienlein ein und aus,
Gelockt von deinem Glanze; —
Doch heute reicht der Blüten Schmuck
Dem Staub die Hand zum Tanze.«

Die Blume lächelt ſtill vergnügt:
»Daran iſt nichts verloren!
Der Schmuck hat ſeinen Dienſt gethan:
Die Früchte ſind geboren!«

Wilhelm Faul.

Ketzerlieder.

Abſage.

Wie du auch mit Flammentönen
Deine Welten, Sonne, färbſt,
Die Verweſung harrt des Schönen,
Jede Frucht reift ihrem Herbſt.

Spornſt du jetzt zu Lauf und Leben
Deines Throns Trabanten noch,
Knirſchend nur, mit Widerſtreben
Tragen ſie das Sonnenjoch.

Digitized by Google

Ewig währt dein Walten nimmer,
Auch um dich Vernichtung wirbt,
Einmal auch der letzte Schimmer
Deiner Glutenseele stirbt.

Wie auch deine Strahlen blenden,
Täuschung ist das Reich des Lichts,
Ewge Nacht einst wird es enden,
Wahrheit bleibt allein . . das Nichts.

Sterne.

Da ich noch jung und voll Vertrauen,
Zum Himmel auf ich gläubig sah,
Der, sterngeschmückt, gleich selgen Auen,
Der Kinderhand so greifbar nah.

Ich wurde älter und vertraute
Auf meinen Stern mit Mannesmuth.
Doch ob er Lust, ob Leiden schaute,
Am Himmel hat er kalt geruht.

Der Himmel wich, es wuchs die Ferne,
Seit mich der Glaube nicht mehr bannt —
Verwegen griff ich nach dem Sterne
Und fühlte Moder in der Hand.

A. Sonnemann.

Krieg und Friede.

Wie schrecklich stets der Krieg ein Land verwüstet!
Erbarmungslos verstreut er Mord und Brand.
Manch edle Regung stirbt in wilden Wogen,
Das Mitleid wird ertödtet und verbannt.

Die Menschenliebe wird dann zur Chimäre,
Gefühl gereicht zum Tadel, ja zum Spott.
Der Geist, gedrängt in eine fremde Sphäre,
Will nicht mehr denken an den treuen Gott.

Auch das Gewissen muss doch endlich schweigen —
Es wird gestürmt in blinder, toller Wuth;
Und wenn manch Schönes, Gutes ist vernichtet,
Kühlt sich das Rasen nur im warmen Blut.

In ferne, fremde Länder eilen Priester,
Zu künden, Herr, dein Wort, das Frieden lehrt;
Doch in der Heimat wüthet wildes Hassen,
Statt dass die Liebe werd auch hier vermehrt!

Im Friedensstreben muss das Land gedeihen,
Der Friede nur zieht Kunst und Wissen groß;
Er bringt das Menschenthum erst voll zu Ehren,
Er schafft der Menschheit menschenwürdig Los.

O, nimmer, nimmer wird es wiederkehren,
Dass Bruder gegen Bruder sich erhebt,
Dass sie gezwungen sich im Krieg befehden
Wenn noch der Liebe Strom das All durchbebt.

Des Menschen Geist, er kann die Wirrsal enden
Des Menschen Geist, der rastlos forscht und strebt;
Er kann verschlungne Fäden lösen, wenden,
Er kann das Wort entdecken, das belebt!

Belebt zur Liebe, und nicht roh Vergelten,
Nicht rohe Kraft entscheide für den Sieg!
Des Geists Gewalt durchdringe alle Welten,
Des Geistes Herrschaft banne jeden Krieg!

Marie Pupp-Mattoni.

Digitized by Google

Im Sturm.

Leicht gleitet mein Kahn durch die Wellen,
Die schaumgekrönt
An bretterner Schiffswand zerschellen,
An die ich gelehnt.

Es hängt an dem ruhlosen Bilde
Gebannt der Blick;
Mich schreckt die zürnende, wilde,
Die Flut nicht zurück.

Und Wind und Wellen stählen
Den sprühenden Muth;
Ich werde mein Ziel nicht fehlen —
Ich segle gut!

Elsa Glas.

Versöhnung.

Meinst du, wir könnten je vergessen,
Dass eins des andern Eigenthum?
In Herzen, die sich ganz besessen,
Stürzt nichts der Liebe Altar um.
Mag auch die Seele, zorngen Wähnens,
Den ersten Schritt ersehn als Pein,
Im Herzen ruht es, stummen Sehnens:
Komm, lass uns wieder glücklich sein!

Die Stunde schwillt zu Monden, Jahren,
Ins Nichts verrauscht der Augenblick,
Die Sorge trug auf Todtenbahren
Davon so manches holde Glück.
Wo unsern Himmel einst wir hatten,
Bei Rosenduft und Sonnenschein,
Mahnt längst schon der Cypresse Schatten:
Komm, lass uns wieder glücklich sein!

Der finstren Macht gehört die Stärke,
Der Seele aber die Geduld;
Was auch verbrach der Fluch der Werke,
Die Liebe tilget alle Schuld.
Tief grub Vergeltung unter Schauern
Die Glutschrift in die Brust hinein,
Nun lass uns nicht mehr einsam trauern:
Komm, lass uns wieder glücklich sein!

Und du? Ich sah an deinen Wangen,
Gebleicht von langgenährtem Harm,
Durchweinter Nächte Schatten hangen —
Mein Lieb! du bist wie ich so arm!
Wolln unsre Schuld wir länger messen?
Hat nicht erdrückt sie Gram und Reun?
Komm, alles, alles, sei vergessen:
Wir wollen wieder glücklich sein!

Dein Mund bleibt stumm. Die Lippen zittern;
Doch eine Thräne, wie Krystall,
Gleich Sonnenleuchten nach Gewittern,
Durchblitzt des Grolles Wolkenwall.
Dann aber streckst du aus die Hände,
Ein Athem tief — ein jauchzend Schrein —
Und alles Elend hat ein Ende:
Wir werden wieder glücklich sein!

H. d'Allons.

In der Mietskaserne.

Düster ists in der Vorstadt Straßen,
Ragende Giebel stehen so dicht.
O, wie lang schon die Blicke vergaßen
Blauen Himmel und Sonnenlicht!

Eine Knospe hab ich im Glase,
Sie auch träumt und denkt und sinnt,
Ob vom goldnen Sonnentopase
Nie zu ihr ein Strählchen rinnt?

Digitized by Google

Wartet ihr nur geduldig mitsammen,
Rosenknospe und sehnende Brust:
Kommt mal das Licht, dann kommt es in
Flammen
Und verzehrt euch, eh ihrs gewußt!

Fritz Eberhardt.

Abendstimmung.

Zum Meeresstrand führt mich mein irrer Pfad —
Schon senkt der Abend dämmernd sich hernieder,
Es braust die Meerflut grollend ans Gestad,
Sturmvögel irren einsam hin und wieder. . . .

Am Horizont verblutet still der Tag.
Und auf dem Felsenkamm, dem steinern kahlen
Gleichwie auf einem Riesensarkophag
Im Tode ruhen seine letzten Strahlen. . . .

Und hinter Nebeln birgt sich scheu das Licht.
Das Strahlenmeer der jungen Frühlingssonnen,
Das morgens funkelnd durch die Wolken bricht,
In einen fahlen Streifen ists zerronnen. . . .

Es scheint mir wie ein Sterben ringsumher,
Der letzte Glanz und Duft ist längst vergangen.
Der blaue Himmel und das tiefe Meer,
Sie halten dämmernd sich im Grau umfangen. —

Ein schweres, müdes Athmen der Natur.
Durch ihre Züge Sterbenslächeln gleitet —
Das ist des Todes leise Geisterspur.
Der durch das Blütenfeld des Lebens schreitet. . . .

Paul Wilhelm.

Mondnacht.

Still und verlassen
Liegen die Gassen
Im Mondlicht da.
Funkelnde Sterne
In weiter Ferne
Und doch so nah.

Und rings die Bäume
In holde Träume
Versunken sind.
Würzige Düfte
Haucht in die Lüfte
Manch Blumenkind.

Elfen, die losen,
Flüstern und kosen
Im grünen Hain.
Tanzen auf Matten,
Schwebende Schatten
Im Mondenschein.

Traumhafte Stille
In süßer Fülle
Ruht auf der Flur.
Müde vom Schalten,
Erschöpft vom Walten
Schlummert Natur.

Helene Kernbach.

Digitized by Google

Das Glück.

Solang es schlägt, sehnt sich das Herz nach Frieden,
Nach einem Glück, das bis zum guten Ende
Auf unsre Wege seine Strahlen sende.
Doch ach! wie selten wohnt das Glück hienieden!

Wie lange hat es manchen schon gemieden!
Und ist es da, vergällt uns seine Spende
Die bange Furcht, dass es zu bald sich wende —
Gleichwohl, du zager Muth, gib dich zufrieden!

O bete nicht um sichres Glück auf Erden!
Für Wochen ist ein Augenblick genug.
Willst du denn thatenlos und unnütz werden?

Glückselig ist ein Herz, das viel ertrug,
Und sich vom Gipfel irdischer Beschwerden
Zum Himmel schwingt mit freiem Adlerflug.

Dr. A. Fischinger.

Der laute Tag ist nun verklungen.

Der laute Tag ist nun verklungen,
Und kühl und schweigend kommt die Nacht,
Umhüllt mit weichen Dämmerungen
Des heißen Tages müde Pracht.
Sie wallt so sacht vom Himmel nieder,
Ihr Schleier winkt uns Frieden zu,
Sie schließt die kummerschweren Lider
Der Traurigen und Müden zu.

Erloschen sind der Sonne Gluten,
Nun herrscht des Mondes Zauberreich,
Er spiegelt seine Silberfluten,
Im schilfumkränzten Waldesteich.
Des Tages Lied ist ausgesungen
Mit seinem lauten Schwall und Prall,
Er ward von Harmonie bezwungen
Im süßen Sang der Nachtigall.

Und auch der Seele stürmisch Wogen,
Es ist verrauscht; so ruht das Meer,
Nachdem die Stürme fortgezogen,
Still ward der Wünsche wildes Heer.
Aus Nebelduft und Mondstrahlblinken
Baut auf ein Schloss die Phantasie,
Darin dem stillen Träumer winken
Glück, Liebe, Ruhm und Poesie.

August Kromayer.

Zuversicht.

Beklage nicht, verzage nicht,
Harr tapfer aus im Ungemach,
Erjage nicht, entsage nicht,
Nur halte deine Kräfte wach!

Zieh deine Bahn! Ein leichter Kahn
Trägt dich gemächlich auf dem Fluss,
Bis dass dein Schiff, trotz Sturm und Riff,
Auch Seefahrt hoffend wagen muss.

Nur frischen Muth! Es wird schon gut,
Scheint dir auch nur die Nacht Geleit;
Für jeden bricht einmal ein Licht
Beseelend aus der Dunkelheit.

Kein Hindernis schafft Finsternis
Für immerdar. Ein Sonnenstrahl
Erwärmt, erhellt, dir zugesellt,
Auch deinen Pfad für allemal.

Dann dringt durch Nebel Glanz hervor
Aus deiner gramerfüllten Brust.
Noch keiner gieng, der nicht empfieng
Sein Antheil an der Erdenlust.

Und so voll Lug kein Herz noch schlug,
Dass es nicht auch um Liebe warb,
Die dann verklärt für immer währt —
Noch keiner, der ganz glücklos starb!

Julius F. Strauß.

Digitized by Google

Bücherschau.

Spuren. Ausgewählte Gedichte von **Franz Herold.** Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1893.

Die Gedichte Herolds zeichnen sich durch Formgewandtheit, männlichen Ernst, philosophische Ruhe und Gedankenfülle aus. Diese Eigenschaften, die schon für sich allein Herold zu einem der bedeutendsten Dichter der Gegenwart stempeln würden, sind auch das Kennzeichen seiner zweiten Gedichtsammlung: »Spuren«. Als Beispiel führe ich an:

Zeit und Ewigkeit. (S. 59.)

Der Berg so starr und unbewegt,
mit seinem ewgen Schnee;
sein Widerschein, ruhlos erregt
im dunkelgrünen See. —

Wie auf des Ewgen Grunde ruht
klar, fest und hoch mein Sein,
und in des Lebens Wogenflut
hinschwankt sein Widerschein.

O wie die Welle glüht und lacht!
O wie sie dunkelnd schwillt;
Und sie versiegt einst über Nacht
und nahm mit sich das Bild.

Die philosophische Klarheit, die uns in der künstlerischen Vollendung dieser Verse so anmuthig erscheint, ist auch in den Gedichten: »Von jenseits« (S. 55), »Rhythmen« (S. 124) und vielen anderen vertreten. Allerdings stößt man auch oft auf skeptische Gedanken, die doch eigentlich sehr im Widerspruche mit aller Kunst stehen. Aber selbst skeptische Gedanken weiß Herold in echt dichterischer Form wiederzugeben:

Theater. (S. 1.)

»Der Römercircus — bleich und geisterhaft,
der Zeit Skelet, der Fleisch und Adern schrumpften,
der starken Zeit, wo sich die Schwerter stumpften
an Todesmuth und Lebensüberkraft.

Der Mond darüber, kalten, fahlen Scheins,
der ausgestürmte, leergebrannte Krater;
ein Welttheater überm Welttheater. —
Sie grüßen sich und lächeln: alles eins!

Das Losungswort: »alles eins« kehrt in der Sammlung ziemlich oft wieder, öfter als es den Gesinnungen des Dichters entsprechen dürfte. Denn wer das deutsche Volk so liebt wie Herold und die Fehler dieses Volkes so zu geißeln versteht wie Herold, dem ist nicht — alles eins. Ich verweise in dieser Hinsicht auf die Epigramme, wahre Dolchmesser, welche den Schluss des Bändchens bilden und in ihrer knappen Fassung und ätzenden Schärfe vortrefflich gelungen sind; ich verweise auf das von heiligem Zorn erfüllte Gedicht: »Meinen Landsleuten« (S. 128) hin. In letzterem sagt er seinem Volke unter anderem:

Bist der Michel, dich dehnend und gähnend,
in Worten grübelnd, nach Zukunft sehnend,
nach Sternen spähend und siehst es nicht,
wie man den First dir vom Hause bricht!

Zuckst die Achseln und reibst dir die Hände:
Nun, es geht noch, es geht am Ende,
man möchte, man sollte, ja, wer sich traut' —
derweil sie schon theilen die Bärenhaut!

Feinde ringsum! Wirf hin das Zagen,
warst du Siegfried, nun werde Hagen,
dichte den mächtigen Sang aufs neu
von deutscher Kraft und deutscher Treu!«—

Zum Schlusse möchte ich aber doch ein Bedauern aussprechen. Herold, der jetzt in reifem Mannesalter steht, ist mit seinen Dichtungen allzu spät in die Oeffentlichkeit getreten. So kommt es, dass wir nur die Früchte seines reichen Seelenlebens, nicht aber die Blüten, nur den geklärten Wein, nicht auch den gährenden Most kennen lernen. Es würde sich gewiss der Mühe lohnen, mit der Entwicklungsgeschichte eines so hochbegabten Dichters näher vertraut zu werden.

Hanns Weber.

Der Kastl vom Hollerbräu. Roman aus der Münchener Brauwelt von **R. v. Seydlitz.** (Verlag von Dr. E. Albert u. Co., Separat-Conto, München.)

Kastulus Hegebart, Sohn kleiner Leute in Mittelfranken, wandert nach München, um Bräuer und — reich zu werden. Unter mannigfachen Glücks- und Unglücksfällen steigt »Kastl« auf der Stufenleiter der Brauerhierarchie vom »Haberfelder«, Hinter-, Vorderburschen, Bräumeister in einer Klein-, dann Großbrauerei bis zum »Director«. Neben diesen äußeren Ereignissen läuft eine innere, eine Herzensgeschichte. Als Brauburschе hat sich Kastl in »Agathl«, die hübsche Küchenmagd, verliebt; ein feiner,

Digitized by Google

nobler Nebenbuhler entreißt sie ihm und heiratet sie; aber die »noble Frau« hat Unglück: der verlotterte Gatte kommt schließlich ins Zuchthaus. Nach langer, langer Zeit trifft Kastl seine Jugendgeliebte wieder; die alte Liebe, die stets an seinem Herzen genagt, erwacht aufs neue: — Scheidung; Agathe und Kastl endlich doch vereint.

Das ist das Gerippe des Romans. Der Stoff ist einfach, alltäglich genug. Aber Hut ab vor der realistischen Erzählungskunst des Verfassers! Ein gründlicher Kenner der Münchener Brauereiverhältnisse, ein feiner Beobachter der tiefsten und mittleren Schichten, weiß Seydlitz ein Stück Altbayernleben vor unseren Augen zu entrollen, das den Blasiertesten interessiert, den Culturhistoriker entzückt. Ich hebe beispielsweise hervor: Kastls erste Bekanntschaft mit den Dirnen und Strizzis der bayrischen Hauptstadt; seine Liebeserklärung Agathe gegenüber (eine Scene, die Röbbeck als Titelbild treffend verwertet), den Brand der Ludwigsbrauerei — Meisterstücke plastischer Erzählungskunst. Dazu kommt, dass der Verfasser mit gutem Glück den Dialect reichlich verwendet. Man vergisst dabei oft zu lesen, weil man zu hören meint. Unwahrscheinlichkeiten, Dialectverstöße, sprachliche Schrullen sind dem Ganzen gegenüber so unbedeutend, dass sich dieser Roman allen, die an gute Hausmannskost gewöhnt sind, aufs wärmste empfehlen lässt.

Dr. Eduard Stemplinger.

Menschenschicksal. Der Novellen neue Folge. **Edward Stilgebauer.** München, Druck und Verlag von Dr. E. Albert u. Co., Separat-Conto.

In dem Buche sind fünf novellistische Skizzen vereinigt, unter denen mir: »Tödte das Fleisch« am besten gefallen hat. Hier findet sich, wenn auch nur angedeutet, eine psychologische Begründung der entstehenden Liebesleidenschaft. Während die übrigen Dichtungen das Thema mehr erzählerhaft fortführen, sprechen und agieren hier die Personen in eigener Sache. Sie sind ausgestattet mit einer starken Dosis natürlichen Empfindens, das mit feurigen Impulsen, Convention und Spießbürgermoral überrennt. Das ist wohl auch zugleich der größte Vorzug der Stilgebauer'schen Vortragsweise: Schwung, Feuer, Leidenschaftlichkeit — ein starkes Talent, dem ein gleich starker Gestaltungsdrang innewohnt. Menschen und Natur sieht er mit gleichen Blicken an, alles lebt vor ihm, alles spricht zu ihm, er möchte alles verstehen. Meines Erachtens übertreibt er aber seine Symbolisierung, besonders was das Leben in der Natur anbelangt. Wunderschön lesen sich Stellen wie Seite 20, 43, 52 u. a. — das sind gedichtete Böcklins; leider aber ist der Genialität so oft nichts näher als der Schwulst. Stilgebauer weiß sich von diesem nicht frei zu halten, sein Poetengaul liebt nun einmal, auf böcklinschen Triften zu grasen und versteigt sich dabei ins Himmelblaue. Darunter leidet der Gang des Vortrags. Ich glaube demnach, dass die leidenschaftliche dichterische Individualität des Autors ihre überschüssige Kraft mit Glück an einem größeren Romanstoff verwenden könnte, der moderne Probleme ausschöpft. Die Tiefen unseres heutigen Menschendaseins auszumessen, kann nur einem ganzen Dichter gelingen, und zu einem solchen hat Stilgebauer das Zeug. Vorwärts!

Fritz Eberhardt.

Eine Bauernrevolution von **Fritz Stoffel.** Dresden, E. Piersons Verlag, 1894.

Eine recht nette Persiflage auf die studierende Jugend, die auch das politische Pferd tummelt, und mit der Weisheit von ein paar Semestern Großstadt-Luft und Leben die Menschheit mit einem Ruck von Jahrtausende alten Ueberkommnissen und Verfassungen befreien und zu einer Freiheit führen zu sollen meint, von der sie, diese Jugend, am allerwenigsten weiß, wie sie aussieht und was sie sein soll. Die Handlung ist schlicht und treffend gezeichnet, die Personen sind markig charakterisiert, ungeschminkt, wie wir ihnen im Leben zu Dutzenden begegnen. Ueberschreitet auch im allgemeinen das Poetische in der Darstellung nicht das Mittelmaß, so sind doch einzelne Bilder recht anziehend gezeichnet und das Ganze von einem gesunden humoristischen Hauche durchzogen.

Der Jugend kann die Lectüre nur frommen!

H. Kuhmerker.

Deutsches Liederbuch. Zweite veränderte und vermehrte Auflage von »**Pereat tristitia!**« Gedichte von **August Sturm.** Leipzig, C. Jacobsen, 1894.

Das ist einmal ein durchaus erfreuliches Buch. Bald weht es hier scharf und frisch, wie der »beizende Sturm«, von dem der Harzwanderer singt, trägt es uns hoch empor, bald fühlen wir das Weben linder Lüfte, immer aber athmet hier Natur und Wahrheit. August Sturm ist eine gesunde Natur, voll Kraft, voll Freudigkeit, und das thut doppelt wohl in einer Zeit, wo so viele kranke Geister mit ihrer Krankheit kokettieren. Auch die Sprache und die Rhythmen können gelobt werden. Sturm ist, wenn ich mich nicht täusche, in dieser Beziehung fortgeschritten; er hat eine, nicht immer angenehme Nachlässigkeit überwunden.

Das Werk zerfällt in sechs Bücher: »Jenenser Studentenlieder«, »Rudolstädter Klänge«, »Liebeslieder«, »Natur«, »Vaterlandslieder und vermischte Gedichte«, »An des Jahrhunderts Wende«.

Digitized by Google

Der Dichter kann nicht für alle Bücher auf einen gleich großen Kreis mitfühlend verstehender Leser rechnen. Nicht jeder Leser ist ja Student gewesen und nicht jeder, der es gewesen ist, theilt Sturms Sympathie für den blanken und scharfen Schläger. Aber das kann jeder erkennen, dass dieser Dichterpersönlichkeit es wohl ansteht, des kühn geführten Schlägers zu gedenken, und zwar mit Sehnsucht nach der Zeit, wo die Rechte ihn führen durfte. August Sturm ist ein durchaus deutscher Mann, stark im Lieben und im Hassen, so recht, wie Goethe den Menschen haben will, ein Kämpfer. So ist sein Wesen aus einem Guss und das muss jedem Leser wohlthun. Mir ist er ebenso sympathisch, wenn er die Geißel schwingt über den arbeitslos erwerbenden, protzigen Geldsinn, oder wenn er mit deutschen Hieben gegen die fanatischen Theoretiker der Zerstörung und ihren Anhang streitet, wie er es mir dann ist, wenn er Vaterland, Lenz, Liebe, Wein und Poesie preist.

Hier folgen die zwei Strophen, mit denen August Sturm die neue Zeit begrüßt.

Mein Herz, halt aus und schlage, schlage
Der neuen Welt, dem neuen Tage;
Die Sonne naht, das Dunkel schied.
Vorüber ist das süße Träumen,
Zu handeln gilt es, nie zu säumen; —
Dem neuen Tag ein neues Lied!

Der Nebel wogt, doch sei nicht bange;
Und kämpft die Sonne noch so lange,
Eh sie die Finsternis durchbricht:
Das Herz der Menschheit blieb das alte,
Das Beste birgts in tiefster Falte;
Es siegt zuletzt, es siegt das Licht.

Adolf Brieger.

Briefschalter.

Jeder Einsender wird ersucht, folgende Winke zu beachten, widrigenfalls seine Einsendung unerledigt bleibt. Das Manuscript muss leserlich geschrieben sein und darf höchstens fünf Gedichte enthalten. Jedes Blatt darf nur auf einer Seite beschrieben sein. Zwei oder mehrere Gedichte dürfen nicht zusammen auf einem Blatte stehen. Jedes Blatt muss den Namen und die genaue Adresse des Verfassers enthalten. Jeder Einsender, der briefliche Antwort wünscht, hat die abgetrennte Hälfte einer Postkarte mit Rückantwort adressiert beizulegen. Gedichte werden nicht zurückgesandt. Eingehendere Kritik der Einsendungen wird nicht ertheilt. Zu einer Begründung der erfolgten Ablehnung verpflichtet sich die Redaction nicht.

K. E—u in B—n. Möchten es sich doch unsere zahlreichen Einsender ein- für allemal gesagt sein lassen, dass in den Redactionen und Druckereien nur leserliche Handschriften beliebt sind! Heutzutage aber scheinen die graphologischen Ungethüme an der Tagesordnung, trostlose Missbildungen mit Haarstrichen ohne Haar und Schattenstrichen ohne Schatten, wahre Tintenkalibane, um an den Wänden hinanzulaufen. Welche Pein für Setzer und Corrector — von dem Bedauernswertesten der Bedauernswerten, dem Oberschriftwart, ganz abgesehen — wenn sie ihre armen Augen schonungslos über solche sehkraftfeindliche Krixelkraxellegionen Spießruthen laufen lassen müssen! Aber ist es schon nicht die Rücksicht gegen andere, so sollte es doch eigentlich, möchte man denken, billige Selbstliebe sein, was unsere federflinke Jetztzeit zu veranlassen hätte, sich nicht gar so elenden, augenmordenden Geschreibsels schuldig zu machen. Denn nicht nur dass bei der Unentzifferbarkeit der modernen Hieroglyphen Klagen wegen Druckfehlerteufeleien fast nothwendig nachhinken: unwillkürlich legt man überdem ein schwerleserliches, zumal für seltenere Eigennamen schier unentwirrbares Manuscript — ceteris paribus — eher zurück als eines in deutlichen, glatten, gefälligen Zügen, die allerdings heute wohl ausgestorben sind.

K—l H—ch in L—n Rh. Ihre schöne Begeisterung für die classische Schule findet unsern vollen Beifall. Ja, auch das Deutsche Dichterheim sieht nach wie vor in Goethe und Schiller die unerreichten Muster und unentbehrlichen Wegweiser deutscher Dichtung. Wir bekennen uns also in diesem Sinne offen und unumwunden zur idealistischen Richtung, ohne uns indes dem wirklich Guten gegenüber, das von anderer Seite geboten wird, grundsätzlich abwehrend zu verhalten. Denn alle echte Poesie ist weder idealistisch allein, noch ausschließlich realistisch, sondern gewiss beides zugleich. Wir erwarten Ihre fernern Beiträge mit Freuden. Den eingesandten Versuchen darf man das rechte Feuer keineswegs absprechen; um so mehr lassen sie noch die nöthige Feile vermissen.

An mehrere Einsender. Wenn man, was Luther so dringend anempfiehlt, den Leuten aus dem Volke aufs Maul sieht, d. h. zuhört, wie sie sprechen, so lernt man neben manchem andern Guten auch das Staunen. Man staunt nämlich, wie oft sie sich wiederholen, wie sie immer wieder auf den nämlichen Gedanken zurückkommen, wie sie sich schier drein verbeißen und polypengleich dran festkleben, wie sie hiebei mit einem wunderbar winzigen Wortvorrath auskommen u. dgl. m. Nun das alles

Digitized by Google

hat uns schon ein sehr alter Herr in dem Wächter seiner Antigone meisterhaft veranschaulicht. An dieses Wiederkäuen des ewigen Einerleis erinnern uns die Wünsche sonst sehr liebenswürdiger Mitarbeiter, die nicht müde werden, Fragen zu stellen, welche in jeder Nummer des Deutschen Dichterheims ohnehin deutlich beantwortet sind, und Wünsche auszusprechen, die sich — wie ebenfalls immer wieder betont wird — unmöglich erfüllen lassen. Wir meinen diesmal das stets und stets auftauchende Verlangen nach Rückgabe alter Manuscripte; ein Verlangen, dem zu willfahren der Redaction eben aus tausend Gründen unthunlich bleibt.

E. v. M. in B—s sur V—s. Die Ueberschrift eines Gedichtes wendet sich, sei der Inhalt auch noch so empfindungsvoll, doch allemal an den Verstand. Da aber in Prometheus der Begriff des ἀποστάτης ohnehin gleichsam schon implicite liegt und nach dem Gebrauche des Wortes bereits an sich vollkommen verständlich erscheint, so wäre der von Ihnen gewünschte Titel mindestens eine Tautologie und das Ihnen zusagende Adjectiv ein epitheton ornans, also zum wenigsten überflüssig. Anderseits bringt der redivivus etwas Wesentliches, ja den Treffpunkt des Ganzen, da ja gesagt werden soll, dass der Geist des Zweifels und der Abtrünnigkeit sich in jedem von uns wiedergebiert.

An diejenigen, die es angeht. Unter die Landplagen der Redactionsstube gehören die immer wiederkehrenden Beschwerden wegen verspäteten Abdruckes der angenommenen Beiträge; Beschwerden und Klagen, die sich soweit versteigen, dass zahlreiche Einsender das Wiedersehen ihrer heißgeliebten Geisteskinder in dem schwarzen Letternstaate schier früher feiern mögen, bevor wir noch recht in den Besitz der Herrlichkeiten getreten sind; giltiger gesagt: ehe uns noch das Postamt durch deren Empfang beglückt hat. Und wenn dann gar noch Wochen, ja Monde ohne die so ersehnte Wiederbegrüßung vorüberrauschen: du grundgütiger Himmel, wer kann dafür? Irgend eine bestimmte Abfolge in der Mittheilung der Einläufe muss denn doch festgehalten werden; und dazu kommt eine kunterbunte Unzahl sonstiger — berechenbarer wie unberechenbarer — Momente, die dabei eine Rolle spielen. Darum bleibe das nach altem Spruche rosenbringende und selbst sauerkrautüberwindende Wunderkräutlein Geduld die Panacee aller der poetischen Heißsporne. Des aber seien sie gewiss: sind sie einmal »angenommen«, die Wonne- und Wehsprossen ihrer glutvollen Herzen: so werden sie unweigerlich, früher oder später, auch zum Abdrucke gelangen. Oder aber: noch ein Zaubermittel gibt es, die Veröffentlichung nach Menschenmöglichkeit zu beschleunigen. Man biete dem Deutschen Dichterheim Außergewöhnliches, Hochbedeutendes, Epochebildendes: müg' ez mit fuoge wesen, wie es im Nibelungenliede heißt: so soll dann die Dampfkraft wirken; alles übrige soll dann überflügelt werden; und schon die nächstnächste Nummer nach Einbringung der dichterischen Zahlperle soll in ihrem Schmucke glänzen.

M. F. B—r in B—u; G—g F—r in G—u; F—r K—r D—z in St—e; H—s B—u in E—s (O.-F.); K—l S—u in St. G—u »J. d. B.«; M. R. v. St—n in Z—ch; Gfin St—z in W—r; J. v. D. in H.—M—n (»Vergessen«);

angenommen.

C—l O—n in J—g; H. N—g in A—ch; A—a H—h in D—u; P—l K—e in B—g; E. T—r in W—g; A. B—g in L—u; dankend abgelehnt.

Berichtigungen: In G. Wittmarcks: »Schreckensnacht auf dem Hohenhainstein« (Nr. 16, S. 286, Z. 18 v. u.) muss es statt; im Reiche des Hauses richtig heißen: im Reiche des Geistes; und in Karl Bienensteins Aufsatze: »Graf Schacks letzte Werke« (Nr. 18, S. 345, Z. 22 v. o.) statt: José Gorilla richtig: José Zorilla.

Schluss der Redaction am 30. August 1894.
Die nächste Nummer (Nr. 22) erscheint am 1. October 1894.

Inhalts-Verzeichnis:

Betrachtungen über die untergehende »neue Richtung«. Von Alfred Friedmann. — Gedichte von Hermine von Preuschen, Franz Herold, Max Student, Johann Alboth, Kurt Elsner v. Gronow, Magda Fuß, Max Kunath, Karl Bienenstein, Paul Heinicke, Hermann Buschhammer, Paul Torriedt, Amandus Dorn, Arthur Rehbein, Robert Braunschweiger, Eduard von Mayer, F. Küchler, Emil Ermatinger, Fritz le Feubure, L. Ertus, Benno Radeck, Berthold Funke, Heinrich Zeise, Wilh. Faust, A. Sonnemann, Marie Pupp-Mattoni, Elsa Glas, H. d'Altona, Fritz Eberhardt, Paul Wilhelm, Helene Kernbach, Dr. A. Pischinger, August Krohmayer, Julius F. Strauß. — Bücherschau. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition**, Einsendungen an die **Redaction des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Auerspergstraße 5.**

Verlag „Deutsches Dichterheim" in Wien. Chefredacteur: Adalbert v. Majerszky.
Verantwortlich: Ludwig Werner.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)
Herausgeber: **Adalbert von Majerszky.**

Monatlich 2 Mal. — Preis: 5 Mark halbjährl., vorauszahlbar. — Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direct durch die Expedition des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Auerspergstraße 5. — Abbestellungen werden nur bis 30. Juni, bezw. 31. December angenommen. Einzelne Nummern à 50 Pfen. 5 Stück einer Nummer 1 Mark 50 Pfen.

Später Kranz.

Jetzt kommt ihr an! jetzt bringt ihr mir den Kranz,
Mein Haupt ist grau, und matt schon schaut mein Aug.
Längst ist entflohn der Jugend goldner Glanz,
Ihn hat verweht des Lebens rauher Hauch.

Damals, als kühn mein Auge noch geblitzt,
Noch goldnes Haar sich um die Stirn mir schlang,
Als sich noch kraftdurchschäumt die Brust erhitzt,
Nach Ruhm noch fiebernd meine Seele rang;

Als ich noch dürstete, vors Liebchen hin
Zu treten, stolz in eines Kranzes Pracht,
Und in die Welt mit desto kühnrem Sinn: —
Warum habt ihr ihn da mir nicht gebracht?

Da habt ihr mich geschmäht! Und Bitterkeit,
Sie zog verfinsternd in die Seele mir — —
Jetzt lockt mich nicht mehr Ruhm und Lieb und Freud:
Nehmt nur den Kranz und gehet still von hier!

Hugo Neumann.

Digitized by Google

Hermann Sudermanns dramatisches Schaffen.

Von
Theodor Freiberg.

Selten, kann man wohl sagen, haben die Werke eines Dichters eine größere Meinungsverschiedenheit im Publicum hervorgerufen, als die Hermann Sudermanns. Heute freilich ist die Kluft zwischen ihm und der Mehrzahl der Mitsprechenden bereits überbrückt; aber als 1891 sein erstes epochemachendes Schauspiel »Die Ehre« über die Bretter gieng, konnte man die wundersamsten Ansichten und Meinungen hören. Die einen verhimmelten den Dichter und erklärten ihn für den Dramatiker der Zukunft. Die zweiten, die Naturalisten, nannten ihn einen Nachahmer Ibsens — die Aehnlichkeit mancher Sudermannschen Charaktere mit denen des großen Skandinaviers konnte diese Ansicht beim ersten Anschein auch wirklich rechtfertigen — und stellten ihrerseits den auf eigenen Bahnen wandelnden Hauptmann als den Mann der Zukunft auf. Die dritten endlich, die Literaturconservativen und Stockgelehrten, verwarfen ihn gänzlich, weil keine ihrer geheiligten Normen auf ihn Anwendung finden konnte. So stand es damals. Viel besser ist es heute nicht; aber doch etwas besser. Vor allem ist man von der Ansicht abgekommen, die besonders im Anfange sich stark verbreitet hatte, Sudermanns Werke als »unsittlich« zu betrachten. Wer von dieser Meinung ausgeht, wird den Dichter nie verstehen. Sudermann ist sittlich durch und durch. »Den Räthseln der Gesittung nachspüren, ist sittlich an und für sich,« erklärt Graf Trast an einer Stelle in der »Ehre«. Und diese Maxime darf man auch als die des Dichters bezeichnen. Sudermann ist weit entfernt davon, wie viele der Jungdeutschen, die in die französische Schule gegangen, es zu thun pflegen, dem Publicum einen Sinnen- und Gaumenkitzel darbieten zu wollen. Er ist insofern allerdings vollständig »modern«, als er seine Stoffe dem Leben der Gegenwart entnimmt. Wie anders aber kann man seiner Zeit ihre Fehler zeigen, als wenn man sie ihr im dramatischen Spiegel vor Augen hält! Schon in einem vor Jahresfrist erschienenen Artikel verglich ich Sudermann mit einem Arzt, der die Pestbeulen der »Gesellschaft« muthig aufsticht. — Und wenn nun Gift und Eiter dabei fließt, da will man es dem Dichter so auslegen, als habe er diese edle That nur vollbracht, weil er selbst Freude fände am — Schmutz? . . . . Glücklicherweise ist heute die große Mehrzahl der Gebildeten bekehrt und erkennt den tiefen sittlichen Kern, der allen seinen Stücken — auch dem vielangegriffenen »Sodoms Ende« — zu Grunde liegt, willig an. — Gehen wir deshalb einmal näher auf Sudermanns Stücke ein. »Die Ehre«, die 1891, wie vorhin bereits gesagt, das Licht der Rampen erblickte, erzielte bei ihrer Aufführung einen höchst bedeutenden Erfolg. Der Dichter wollte uns in diesem Stücke zeigen, dass jeder Stand, jede Classe ihre eigene Ehre, ja selbst ihre eigene Sprache habe, und dass es unmöglich sei, die Kluft, die sich zwischen den einzelnen Ständen aufgethan, zu überbrücken. Nur ein gemeinsames Band könne an Stelle der sogenannten »Ehre« alle Classen verbinden — die Pflicht . . . »Freilich, das ist unbequem,« lässt der Dichter den Grafen Trast ironisch dazusetzen.

Diesen wahrhaft edlen Grundgedanken hat Sudermann in ebenso trefflicher Fassung zum Ausdruck gebracht. Er hat uns in den Hinterhausscenen, die dem Leben meisterhaft abgelauscht sind, den Weg, den auch früher L'Arronge in »Mein Leopold« betreten, zum Volksschauspiele gebahnt. Gestalten, wie die des alten Tischlermeisters Heinecke, der die den unteren Ständen eigene humorvolle Selbstüberhebung in drastischer Weise zum Ausdrucke bringt, werden dem Herzen des Zuschauers unvergessen bleiben. Heinecke mahnt übrigens etwas an den Tischler Engstrand in Ibsens »Gespenstern«. Möglich, dass Sudermann sich ihn zum Modell genommen für seinen Heinecke. —

Aber auch die übrigen Personen des Stückes sind trefflich erfasst. Selbst der etwas carikierte Lothar Brandt, der den Reservelieutenant bei jeder Gelegenheit herauszubeißen sucht, muss unsere herzlichste Heiterkeit erwecken. — Nur Graf Trast scheint, so geistvoll er auch ist, wie sehr seine Auseinandersetzungen auch unser Interesse erwecken, eine etwas problematische Natur und spielt allzu unmotiviert die Rolle des Deus ex machina. Diese Ausstellungen vermögen jedoch den wahren Wert des Stückes nicht herabzudrücken. »Die Ehre« wird, selbst wenn sie einst vom Repertoire verschwindet, stets einen höchst wichtigen und originellen Beitrag zur Zeitgeschichte liefern und für den Forscher eine Fund-

Digitized by Google

grube geistvoller und anregender Gedanken bilden.

Sudermanns zweites Stück »Sodoms Ende« greift wiederum keck in das moderne Leben und soll uns das völlig entsittlichte Treiben der vornehmen Kreise Berlin W.'s, namentlich der Börsenwelt, vor Augen führen. — Sudermann hatte gewiss die redlichsten Absichten; aber hier ist er doch zu weit gegangen. In dem Bestreben, so natürlich wie möglich zu zeichnen, wurde er unnatürlich. Die Farben wurden grell, die Contraste carikiert. So schlimm, wie es der Dichter uns hier vorführt, sieht es in Berlin W. doch noch nicht aus. Adah Barczinowska, die schamlose Vernichterin und Verführerin Willy Janikows, eines hoffnungsvollen jungen Künstlers, ist als Charakter für sich genommen, durchaus möglich. Allein man darf sie nicht zur Type stempeln. Unsere vollste Anerkennung aber müssen die Fin de siècle-Helden Dr. Weiße, Bruno und Siegfried finden, die vom Dichter mit trefflicher Realistik und beißendem Sarkasmus behandelt worden sind. Sudermanns Ironie ist überhaupt vortrefflich und nie an den Haaren herbeigezogen. — Von diesem nachtschwarzen Hintergrunde heben sich lichtvoll die prächtigen Gestalten Clärchens und des alten Papa Janikow ab. Während uns der Dichter in ersterer ein rührendes Bild jungfräulicher Reinheit entwarf, erkennen wir in »Papa Janikow« ein Stück echtdeutschen, derben Humors. — Und so trostlos das Stück auch austönt, Sudermann wollte uns durch das vernichtende Beispiel eines Willy Janikow nur eine Warnung vor Versumpfung und moralischer Verflachung geben. Wird doch auch Willy noch kurz vor seinem Ende zu der Ansicht bekehrt, dass im Schaffen, in der Arbeit das höchste Gut auf Erden zu finden sei. Und mit dem Ausruf: Ich will arbeiten! ich will arbeiten! bricht er über der Staffelei zusammen. . . .

Abgeklärter und ruhiger, aber nicht minder kraftvoll zeigte sich Sudermann in seinem jüngsten Stücke »Die Heimat«. Auch hier ist das Problem wieder dem socialen Leben entnommen: es handelt sich um die Stellung der sogenannten »gefallenen Mädchen« vor der Welt. Nach Sudermanns Ansicht verfährt man grausam gegen sie; denn während ihre Verführer sich in der öffentlichen Achtung sonnen und zu Amt und Würden gelangen, schließt man jene unglücklichen Geschöpfe von jeder gesellschaftlichen Stellung aus und treibt sie systematisch auf die Bahn der Schande. Selbst wenn sich aber einmal eine jener »Gefallenen« durch eigene Kraft emporrafft, wie es hier in der »Heimat« bei Magda geschieht, jener dunkle Punkt ihres Lebens wird ihr immer und immer wieder vorgehalten, und mit mitleidloser Strenge richtet sie die Mitwelt. . . . Es ist eine edle That von Sudermann gewesen, diese heiklen Beziehungen, die jeden wahrhaften Menschenfreund mit innerem Unwillen erfüllen müssen, offen zur Sprache zu bringen. Es ist hier nicht der Platz zu erörtern, ob dem Manne oder dem Weibe mehr Schuld bei einem gemeinsamen Fehltritt zuzumessen sei, aber dem Dichter gebürt für seine unverschleierte Darlegung der Frage ein aufrichtiges »Bravo«! — Die Charaktere, die kleinstädtischen Verhältnisse mit ihren engen Ansichten, zu denen das »Weib der Zukunft« Magda mit ihrer starken, freien Seele in wohlthuendem Gegensatz steht, sind mit der gewohnten Meisterschaft entwickelt. Selbst der etwas gewaltsame Schluss wirkt nicht allzu störend. Als Kunstwerk wenigstens steht »Die Heimat« weit über der »Ehre« und »Sodoms Ende«. —

Jedenfalls hat sich Sudermann in allen seinen Stücken als ganz bedeutender Dramatiker gezeigt, von dem wir noch hervorragende Leistungen für die schwierigste der Künste zu erwarten haben. Ob sich diese unsere Erwartungen erfüllen, wird die Zukunft lehren. Aber das Zeug hat Sudermann dazu, das wird selbst sein erbittertster Feind rückhaltlos zugeben müssen.

Der Diamantenschleifer.

Der Schleifer glättet den Diamant
Mit kundigem Blick und sichrer Hand.

Es ist ein Stein von seltener Pracht,
Des funkelnden Strahl der Schliff entfacht.

Seit Monden spart er nicht Müh noch Fleiß,
Der Schliff ist schwierig, doch hoch der Preis.

Digitized by Google

Und dann, wie leuchtet der Blick ihm klar,
Führt er die Geliebte zum Traualtar.

Jetzt hält er forschend empor den Stein
Und läßt ihn blitzen im Sonnenschein.

Die Kanten prüft er, die Flächen reich — —
Wie wird er plötzlich so todtenbleich!

Quer durch das Kleinod der feine Riß —
Es ist keine Täuschung, er sieht ihn gewiß!

Jäh, wie getroffen von tödlichem Blei,
Stürzt er zur Erde mit dumpfem Schrei.

Im Lufthauch der Riß vom Stein verweht:
Ein Härchen nur wars — zu spät, zu spät! —

Eugen Hané.

Walchwyl.*)

Wie grüßt du so lieblich von ferne,
Du träumendes Städtchen am See!
Am Himmel erglühn schon die Sterne,
Im Herzen ist Wonne und Weh.

Die Wellen plätschern und rauschen,
Ein Schwimmer wirft Perlen umher;
Nur sinnen kann ich und lauschen, —
Von Glück ist die Seele mir schwer.

O lichtgrünes Räthsel der Tiefe,
Du Alpsee, verführst meinen Sinn.
Wenn jetzt eine Stimme mich riefe,
Ich stürbe in Wonnen dahin.

Von Immensee läuten die Glocken,
Es gleitet und klingt längs dem See.
Ich sehe freudig erschrocken
In Wellen versinken mein Weh.

Maurice von Stern.

Isola bella.

Kennst du das Eiland, wellengeboren?
Sonnengeküßt und traumverloren
Steigts wie ein Wunder der Wasserfee
Auf aus den Fluten des Langensee:
Isola bella!

Pflanzen aus tropischer, sonniger Ferne
Ueppig entfalten die Blütensterne,
Blumen berauschenden Duftes blühn,
Farben in leuchtendem Glanze glühn —
Isola bella!

*) Am Zugersee.

Digitized by Google

Fern von des Weltstreits Lärmen und Hassen
Thronen in Frieden die stolzen Terrassen;
Nur wenn Abends die Sonne schied,
Singen die Fischer ein frommes Lied —
Isola bella!

Leise die Berge, die fernen, vergluten,
Dunkel umschleiert die plätschernden Fluten.
Horch! sie erzählen geheimnisvoll,
Dass sie der Mond heut küssen soll!
Isola bella!

Isola bella, im Mondenscheine
Gleicht dir auf Erden der Inseln keine!
Sieh, schon steigt er in leisem Lauf
Ueber den schlummernden Bergen herauf!
Isola bella!

Und die Wellen zittern und flüstern,
Immer nach neuen Küssen lüstern,
Aber die Bäume am Uferrand
Träumen vom fernen Heimatland.
Isola bella!

Morgens im rosigen Frühlichtsschimmer
Tags im gleißenden Sonnenflimmer,
Abends im milden Mondenschein —
Nimmer. o nimmer vergeß ich dein,
Isola bella!

Clemens Brache.

Gewitter an einem Bergsee.

Dichte Wolken lagern auf den Bergen,
Frühe Finsternis erfüllt das Thal;
Durch die Wälder brausen die Orkane
Durch das Dunkel gleißt der Blitze Strahl.

Und die Windsbraut jagt die schweren Wolken
Zu dem See hinab mit wilder Macht;
Ihn zu wecken, diesen holden Träumer,
Hat sie Donner, Blitz und Sturm entfacht.

Starke Brandung peitscht die steingen Ufer,
Sprühet heiß und schaumbedeckt empor;
Wellen brausen in gewaltgem Aufruhr,
Gleich der Wolken ruheloſem Chor.

Digitized by Google

Waſſerblumen beugen ihre Kelche,
Ihre zarten Dolden ſind zerſchellt;
Fernes Aveläuten nur dringt troſtreich
Durch den Sturm, der furchtbar braust und gellt.

Nora Gräfin Strachwitz.

Sturmnacht.

Es war in der Nacht bei Dunkel und Graus,
Am Himmel grüßte kein Stern!
Der Sturmwind klagte und ſang um das Haus,
Und Frieden und Schlummer ſo fern!

Da hab ich dem Sturmwind abgelauſcht
Ein wildes, trauriges Lied;
Es hat mir im Ohre gebraust und gerauſcht,
Daſs Frieden und Schlummer mich mied. —

Wehklagend hat mir ſein Lied erzählt
Mit ſchauriger Melodei,
Wie von Sehnſucht gehetzt und von Heimweh gequält,
Das Glück ihm für immer vorbei! — — —

So muſs er nun jagen von Pol zu Pol,
Und es hallt ſein wilder Geſang
Von der Felswand wieder ſo bang und ſo hohl
Und zittert das Thal entlang.

Und kehrt er zurück vom Lauf um die Welt,
So ruft er aufs neue mir zu,
Daſs mirs in den Ohren ſo ſchauerlich gellt:
»Nicht Frieden ſind ich, noch Ruh!« — —

Ich aber ſtütze den Kopf in die Hand,
Und Stunde auf Stunde entflieht! — —
Wie klingt mir doch all das ſo ſeltſam bekannt,
Als wär es mein eigenes Lied! —

Magda Fuſs.

Welteinſam.

Als ich »Fahr wohl für immer!« ihr geſchrieben,
Da küſst ich weinend einen welken Strauß,
Doch meine Hand — damit ihr nichts geblieben! —
Sie ſtrich das Bild des eignen Namens aus.

Digitized by Google

Nun bin ich aus der Menschheit Buch gestrichen,
Ein weltvertriebner, müder Wandersmann,
Nun ist mein freundliches Gestirn erblichen,
Und ich will weiter ziehn, so weit ich kann.

Und wenn ich rast in stillen Waldesklausen,
Dann will ich denken, ach, wie weit zurück,
Und wenn der Herbstnacht Stürme mich umbrausen,
Dann will ich träumen von verlornem Glück!

Und sinkt die schlummerlose Nacht zur Heide
Und küsst mein Haupt das junge Morgenroth —
Ein windverwehtes Lied von Lieb und Leide:
Was suchst du stiller Mann?! — dein Stern ist
todt.....

Kurt Geucke.

Meine Lieder.

Perlen sind die tiefsten Lieder werter Dichter — doch die meinen
Sind nur Gischt auf hoher Brandung, sind nur liedgewordnes Weinen —
Qual und Wonne sind sie — Sehnsucht, Wünsche, die noch friedlos gähren
In der Brust mir, nimmer hoffend auf erlösendes Gewähren.

Schlummernd ruhn sie mir im Herzen — doch gelockt vom Lichtgefunkel
Schöner Sterne schwillt ihr Leben, taucht empor aus feuchtem Dunkel,
Krönt, wie Silberschaum die Wellen jäher Flut, mein Sein; und Strahlen
Zittern drauf, wenn Lust und Liebe, Glück und Weh im Laut sich malen.

Traum und Schaum sind meine Lieder, sind erzeugt vom Flutgebrande
Meiner Stimmung, und die Zukunft trüge keins zum grünen Strande;
Keiner Hand, in deren zartem, bläulichem Geäder liebend
Herzblut pocht, erfassbar, schwänden sie, wie Schaum zerstiebend.

Einzig einer süßen Hoffnung trau ich; will auch sie mich thören,
Wie so manche ihrer Schwestern, mag kein Gott mein Flehn erhören;
Einem kühnen Genius folg ich — adlergleich hob er die Schwingen,
Doch wie Wundersang des Phönix scholl sein herzberückend Singen,

Aus der Tiefe scholl mein Rufen: »Genius — meinen Liedern Gnade!
Die du sinken lässest, rette mir kein Taucher ans Gestade —
Die du hebst auf starkem Fittich, wird der Sonne Kuss durchglühen
Und sie werden, Perlen gleichend, lichtumstrahlt im Lichte sprühen.«

Sappho Liepholdt.

Digitized by Google

Dichters Klage.

Ja, die Romantik ist verweht!
Die schöne, stille Wunderblume
Entblättert nun und duftlos steht
In dem zerfallnen Heiligthume.

Es blickt der Mond mit bleichem Schimmer
Tief in den dunklen Palmenwald,
So traurig stehn die Marmortrümmer:
Kein Nachtigallenlied mehr schallt.

Kein Schwan mehr seine Silberkreise
Im Mondlicht auf den Fluten zieht,
Und nimmer singt er hauchend leise
Sein schmerzdurchglühtes Sterbelied.

Verstummt sind all des Waldes Stimmen,
Die Quellen gehn im Grund nicht mehr,
Verwelkt die Lotosblumen schwimmen
Auf trüber Wasserflut umher.

Die Sterne glühn nicht mehr hernieder
So golden durch die Waldesnacht,
Die Nixen singen nimmer wieder
Mit sehnsuchtstiefer Zaubermacht.

Es duftet nicht mehr in den Zweigen,
Im Blütenmeer der Rosenhag;
Der Waldsee träumt in dunklem Schweigen,
Kein Laut, kein Hauch, kein Wellenschlag!

Nur traumhaft noch im Abendwehen
Ein Flüstern durch die Palmen geht
Wie einer Klage leises Flehen:
Warum das Schöne all verweht?

Rudolf Braun.

Dichterglück.

Ich gehe meinen eignen Gang,
Von eurem gar verschieden;
Gedankenbrot und Jubelsang
Sind meine Kost hienieden.

Ein jeder Tag ist mir ein Fest,
Mir eine hohe Feier,
Ich hab — ob alles mich verläßt —
Mein Lied und meine Leier.

So lang ich mich noch freuen kann,
Noch jauchzen und noch singen,
Bin ich der neidenswertste Mann
Von allen, die da ringen.

Roderich Wald.

Erprobtes Glück.

Was mich berauscht in hoffnungsseligen Stunden,
Nie wards mir noch zu dauerndem Gewinn:
Des Glückes Rosen, ach! sie welkten hin,
Bevor ich ihre Lust noch voll empfunden.

Nur wenn es galt, mein Herze zu verwunden,
Blieb steter das Geschick von Anbeginn.
Was Wunder, wenn mir da aus Herz und Sinn
Die Hoffnung auf ein echtes Glück entschwunden?!

Digitized by Google

So war es bei der Liebe auch, der hehren,
Die uns, o Süße, lächelt. — Wird ihr Mai,
So frug ich bang, auch ewig mich erfreuen? —

Und doch: wie bald sollt sich mein Urtheil klären!
Nun weiß ich, in des Strebens Einerlei
Wirst du den Pfad mir stets mit Rosen streuen.

Karl Röhnstedt.

Verlorenes Glück.

Vor meinem Hüttlein sitzend
Als Greisin im silbernen Haar,
Seh ich des Weges wandeln
Ein blühendes Liebespaar.
Es leuchtet aus den Augen
Der Braut die Freude am Scherz;
Ihr glockenhelles Lachen
Verkündet ihr heiteres Herz.

Die weißen Zähne blinken
Keck zwischen den Lippen hervor.
Es lauscht der sanften Stimme
Andächtig des Jünglings Ohr.
Es hält ihr rothes Mündchen
Schier keinen Augenblick Ruh,
Die schlanken Hände machen
Gar zierliche Gesten dazu.

Jetzt spricht auch der Begleiter,
Ein schöner und kraftvoller Mann;
Da schweigt sie still und blicket
Ihn zärtlich und innig an.
Er spricht von einer Hochzeit,
Die bald zwei Glückliche eint:
Ich seh es an den Mienen,
Die eure der Bräutigam meint.

Ihr drücket euch die Hände
Und schaut selig stumm vor euch hin.
Da fühl ich recht, wie sehr ich
Unglücklich und freudlos bin.
Auch ich hab einst geliebet,
Auch ich kannt Jugend und Glück!
Doch in gar weiter Ferne,
Ach, liegen die Zeiten zurück!

Auch ich war jung und blühend,
So wie jetzt ihr beide es seid.
Doch hat mein Glück verwandelt
Gar schnell sich in Herzeleid!
Der Herbst nach Lenz und Sommer
Sein Spiel mit den Blättern treibt:
So ist mein Traum zerronnen,
Und nur die Erinnrung bleibt!

M. F. Verdier.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Entgegnung auf Hans Freiherrn von Rothkirch und Panthens gleichnamiges Gedicht.

Ihr, denen Leid und harte Noth zertrümmert
Den hehren Glauben in des Lebens Spiel,
Ihr dauert mich und macht mein Herz bekümmert;
Doch glaub ich standhaft an ein gutes Ziel.

Das gibt mir Kraft, im wechselvollen Brausen
Der schlimmen Zeit den Brüdern beizustehn
Und sie zu lehren, auch bei Sturmessausen,
Daſs wahre Liebe nie wird untergehn.

Digitized by Google

Und trifft ein Unglück mich, ich kanns ertragen,
Auch wenn der Freund, der beste, mich verläßt;
Voll Zuversicht schau ich nach bessern Tagen
Und halte treu an süßer Hoffnung fest.

So mag denn ruhig meine Jugend schwinden,
Ich bleibe fröhlich bis zur Todtenbahr,
Ein Kranz des höchsten Glücks wird mich umwinden,
Indem ich glaube, lieb und hoffe immerdar.

Walter Jesinghaus.

Trübe Heimkehr.

Aus gar fernen, fernen Landen
Kehr ich heim zur Heimatsau;
Sei gegrüßt, du trauter Hügel,
Gruß dir, klares Himmelsblau!

Dort seh ich das Häuschen blinken,
Wo den ersten Traum ich träumt;
Und dahinter lugt mein Gärtchen,
Rings mit Hornstrauch schön umsäumt.

Drinnen harrt ein lieber Vater,
Schlägt ein treues Mutterherz;
Fragend richten sich wohl eben
Ihre Blicke himmelwärts.

Näher bin ich schon dem Häuschen —
Hilf, o Himmel, seh ich recht!?
Alles zu und vor den Fenstern
Modert dichtes Strohgeflecht.

Angstvoll läut ich an der Pforte,
Still und stumm das ganze Haus.
Gott, wo seid ihr, theure Lieben?
Zoget ihr wohl gar hier aus?

»Ja, sie sind hinweggezogen.«
Doch, o sagt, wohin, wohin?
Antwort ist ein stummes Winken
Nach des Friedhofs Hügeln hin. —

Weinend knie ich an den Gräbern,
Wo tief unterm kalten Stein
Meiner Lieben morsche Hülle
Ruht im kleinen, stillen Schrein.

Gott, hier ruhn die treuen Herzen,
Die einst heiß für mich geschlagen;
Stille ruhn die trauten Hände,
Die mich freudig einst getragen.

Ach, es will das Herz mir brechen;
Fluchen möcht ich dem Geschick!
Da, von Gott zurückgewendet,
Fällt aufs Kreuz der trübe Blick.

Und ich seh in goldnen Lettern
Dort im Marmorsteine stehn
Jenes Wort voll Himmelswonne:
»Wiedersehn, auf Wiedersehn!«

Schlaft und ruht ihr, meine Lieben;
Gott schirm euer stilles Haus! — —
Heimatlos muß ich nun wandern,
Weit in alle Welt hinaus.

Felix Theobald.

An meine Mutter.

Wie auch das Leben mich schon tief verwundet,
Daß Zorn und Haß so oft mein Herz befleckt,
Noch gibts in meinem Innern, tief versteckt,
Ein heilig Plätzchen, wo der Gram gesundet.

Digitized by Google

Da klingt ein Lied aus frohen Jugendtagen
In Melodien leiser Sehnsucht nach:
Der Hoffnungsblüten, die das Leben brach,
Des alten Glaubens kindlich sanfte Klagen.

Und wie im Wald, in stiller Morgenstunde
Die Sonne mild durchs Blätterdickicht glänzt,
So strahlt, von Immortellen reich umkränzt,
Der Mutter Bild auf meines Herzens Grunde.

Ich seh, wie sie in meines Herzens Garten,
Was noch an Rosen unter Dornen sprießt,
Getreulich pflegt, wie sorgend sie begießt
Mit ihrer Liebe Quell die schmächtgen, zarten.

O Mutter, Mutter! Wenn in Leidensnächten
Der Erde Dunkel meinen Himmel trübt,
Wenn Weltverachtung sich geschäftig übt,
Den dunkeln Kranz mir um das Haupt zu flechten:

O könnt ich dann, auf meines Glückes Scherben,
Noch einmal fliehn im Traum zu diesem Bild,
Und wärs auch, wie ein todeswundes Wild,
Das ins Waldinnre flieht, um dort zu sterben!

Emil Ermatinger.

Göttin Erinnerung.

Und wenn auch die Tage verrinnen,
Die Tage voll Liebe und Glück,
Es bleibt doch im Herzen drinnen,
Ihr holder Zauber zurück.

Wenn grausam des Lebens Schrecken
Vergiften den würzigen Trunk,
Dann lass den Zauber dir wecken
Vom Hauch der Erinnerung.

Die Bande der Trübnis fallen,
Das Leid wie die Woge zerrinnt
Und wieder hörst du dich lallen,
Ein frohes, seliges Kind.

Kurt Eisner v. Gronow.

An die Erinnerung.

I.

Du bist so schön, so süß und gleich Armiden
Schlägst du dem Herzen grausam tiefe Wunden,
Du zeigst mir, wie sie flohn, die schönsten Stunden,
Verscheuchst hohnlachend meiner Seele Frieden.

Digitized by Google

Wem ward auf Erden reines Glück beschieden?
So ist auch längst schon meines hingeschwunden.
Doch nicht genug! Du willst noch mehr verwunden
Und hüllst in ros'gen Duft, was mich gemieden

Du lockst verführerisch in deine Nähe,
Wo Ruh und Frieden ich zu finden meine,
Wenn ich, was war, in holdem Schimmer sehe.

Manch liebes Bild winkt mir in sanftem Scheine,
Doch will ichs fassen, fliehts und mehrt mein Wehe:
Von allen Hoffnungen erfüllt sich keine.

II.

Und mag ihm Glück auch nahn, es festzuhalten
Vergeblich strebt ein schwacher Mensch. Wie schwinden,
Aufleuchtend nur, um schleunig zu erblinden,
Vorbei des Daseins wechselnde Gestalten!

Was kaum erglüht im Busen, muss erkalten
Im Kampf, selbst ewig sich zu überwinden;
Nichts bleibt, nichts dauert, Ruh ist nie zu finden,
Das Leben kennt kein müss'ges Händefalten!

Was soll der Augenblick, der, nie begonnen
Und nie vollendet, glücklichen Gewinnern
Erst Rosenschimmer webt, wann er zerronnen?

Selbst ihnen auch, den muthigsten Beginnern,
Die jedes Blatt im Lebensspiel gewonnen,
Was bleibt? Ein Schemen nur, ein süß Erinnern.

A. Berg.

Trost.

Werde glücklich und zufrieden,
Was dein Herz begehrt, sei dein! —
Ach, mir war es nicht beschieden,
So durch dich beglückt zu sein!

Doch ich darf nicht länger klagen;
Wieder find ich meine Ruh,
Wenn mir deine Augen sagen:
Ich bin glücklich, seis auch du!

A. Bessel.

Mein Trost.

Mich schrecken nicht die schwersten Schicksalsschläge,
Seit ich dein Bild in meinem Herzen hege;
Wie auch das Los des Schicksals für mich fällt:
Im Bund mit dir trotz ich der ganzen Welt.
Ob wilde Stürme um mich her auch brausen,
Des Feinds Geschosse dräuend mich umsausen;
Ob über mir die Donnerwolke droht
Und sich entgegenstellt mir selbst der Tod;
Ob Bosheit, Hass und Neid mir legen Schlingen,

Digitized by Google

Der Bösen List mich sucht zu Fall zu bringen,
Bis auf den Grund die Erde selbst erbebt,
Die ganze Welt sich wider mich erhebt:
O süße Maid — du mir von Gott gegeben,
Du bist mein Trost, du bist mein ganzes Leben!

Fedor Krüger-Bölnitz.

Weibertreue.

Wenn ich dein treues Auge schau,
So schwindet meines Himmels Grau,
Allein dein loses Lachen
Kann mir viel Sorge machen.

Die Tannen fragt ich im kühlen Wald:
Gabs je ein Weib, das Treu vergalt? —
Allein die finsteren Föhren,
Die wollten davon nichts hören.

Komm ich an eines Baches Rand,
Komm ich an eine Felsenwand
Und frag nach Weibertreue,
Tönt mir als Echo — »Reue!«

Die alte Linde rauscht mir zu:
In meinem Schatten fändst du Ruh! —
Ich sank ins Moos; vor Kummer
Fiel ich in leisen Schlummer.

Die Linde flüstert, die Linde rauscht,
Im Schlummer hab ich vieles erlauscht.
Sie konnt mir manches berichten:
Es waren die alten Geschichten.

Mich weckt das lichte Abendroth,
Die Linde schwieg, von Glanz umloht.
Ich stand gelehnt am Baume
Noch lange wie im Traume. —

Heut frag ich nicht Bach, nicht Fels, nicht Wald,
Ob je ein Weib die Treu vergalt;
Ich lass mir mein Liebchen nicht rauben —
So etwas muss man glauben!

Max Beyer.

In Eisen.

»Noch ist die Zeit der Kämpfe,
Mein junges Herz, drum dämpfe
Dein heißes Lustbegehren;
In Eisen musst du schreiten
Und kühn und wacker streiten,
Die Feinde abzuwehren.
Es sind ja deine Lose
Noch dunkel, und die Rose
Blüht nur im Sonnenglanze,
Und erst nach Kampf und Mühen
Wird auch die Rose blühen
In deinem Siegerkranze!«

So mahnte ich einst, vor langer Zeit
Mein flammendes, stürmisches Herz,
Und zog voll Treue hinaus in den Streit,
Gewaffnet mit Stahl und Erz;
Ich wusst eine Rose jung und hold,
Die wollt ich mir erringen,
Ihr Ruhm und Ehre und blinkendes Gold
Als Siegesbeute bringen . . . . .

Es schlichen die Jahre dumpf und schwer
Im Plänkeln mit Lüge und Neid,
Noch immer schreit ich in Eisen daher,
Im ruhmlosen Lebensstreit;
Ums tägliche Brot der Kampf sich dreht,
Im trüben, verdrossenen Schweigen;
Der Rose Düfte sind längst verweht,
Im rauhen Sturmesreigen.

Hans Biermann.

Digitized by Google

In der Krankheit.

Das ist ein böses Traumgebild,
Aus Leidensnacht geboren,
Es spricht zu mir mit herbem Mund:
Du bist, du bleibst verloren!

Da stöhnt es mir im Herzen auf,
Ein vorwurfsvolles Klagen:
Warum, so nahe meinem Glück,
Soll ich ihm nun entsagen?

Und wie im heißen Fieberwahn,
Ich schüttle meine Locken —
Mein Lieb, die treue Pflegerin,
Blickt mir ins Aug erschrocken.

Da drück ich sie an meine Brust
Und küss ihr Mund und Wangen,
Um sterbend mit der letzten Kraft
An meinem Glück zu hangen.

Joh. Alboth.

Vesuvlava.

Und wieder Nacht, verstummt ringsum das Treiben,
Die Augen schmerzten mich vom vielen Schreiben,
Da löschte ich das Arbeitslämpchen aus
Und trat auf meinen Steinaltan hinaus.

So frisch die Luft, als ob sie Staub nicht kenne,
Als ob sie nie in Sonnengluten brenne —
Und durch die Nacht, ein stiller Warnerruf,
Ein Feuerschein glänzt drüben vom Vesuv.

Die Lava fließt. Aus tiefen Erdenquellen
Hebt sichs empor mit glühnden Schlackenwellen,
Und wo der Dampf entsteigt dem Kraterspalt,
Blutroth und langsam es zu Thale wallt. —

Still liegst du, Land, in deiner Schönheit Prangen,
Kein Traumbild weckt dir mehr ein schweres Bangen,
Und aus dem Schlummer, den dein Herz genießt,
Nicht schreckt die Kunde dich: die Lava fließt!

Du siehst nicht mehr des Feuerregens Flimmern,
Du hörst nicht mehr der Raucherstickten Wimmern,
Das einst den Himmel färbt, die Luft zerriss —
Wer denkt im Sonnenlicht der Finsternis?!

Das ist dein Gott, du Stadt, den du anbetest,
Zu dem bis heute du in Andacht spähtest,
Und der, für deine Liebesopfer blind,
Dir Tod und ewige Vernichtung sinnt.

Und wenn dein Meer noch süßer sollte lächeln,
Und sanfter deine Palmen sollten fächeln,
Und strahlender noch flammt der Sonne Lauf —
Wiegt alles das dein künftges Schicksal auf?

... Der Nachtwind geht, ich fühl ein fröstelnd Beben —
Was ist das Glück, die Schönheit und das Leben,
Was bist du selbst, der alles das genießt?
Vergiss es nicht, o Mensch — die Lave fließt!

Fritz Eberhardt.

Digitized by Google

Der letzte Gruß.

Schönste Stunden meines Lebens,
Lenz, der allzuschnell verstrich,
Glück, dich suche ich vergebens,
Sonne, die so früh verblich!

Durch den Wald hin geht ein Tosen,
Blätter jagt der Sturm umher,
Knickt die letzte auch der Rosen,
Und dem Herzen wirds so schwer.

Von der Höh klingt fern herüber
Noch »Ich grüße dich« ins Thal —
Und das Aug wird trüb und trüber,
Ists doch — ach — das letztemal.

Heinrich Heydorn.

September.

Septembersonne! goldner Schimmer
Im klaren, tiefen Himmelblau!
Mit reiner Luft der schöne Flimmer
So freundlich spielt in Feld und Au.

Hoch oben ziehn die letzten Scharen
Der Vögel in das wärmre Land;
Denn immer schauernder gefahren
Kommt Blasius im Luftgewand.

Er fegt im wilden Lauf die Felder;
Er reißt das fahle Laub vom Baum;
Er huschet arg durch Hain und Wälder;
Er stürzt ins Wasser, peitscht den Schaum.

Mit diesen kühlen Herbsteswinden
Erkaltet nun auch die Natur. —
Doch in dem Herzen soll man finden
Fortan die warme Liebe nur. —

Oskar Volkert.

Frühling im Herbst.

Ich saß mit meiner Liebsten
Am welkenden Waldessaum,
Wir blickten einander ins Auge
Und träumten manch wonnigen Traum.

Es fiel herab zur Erde
Das knisternde Eichenlaub,
Wir waren in uns verloren,
Das Ohr war für anderes taub.

Dann brach herein über alle
Die fröstelnde Herbstesnacht — —
In unseren pochenden Herzen
War aber der Frühling erwacht.

Victor Jos.

Herbsterwartung.

(Nach französischem Motiv.)

Es liebt mein Herz die Helle, liebt die Rosen
Des stolzen Juli, ist bezaubert ganz
Von seinem schweren Duft und Märchenglanz,
Vom Gold der Garben, von den blühnden Moosen.

Wie kommts, dass meinem Blick, dem freudelosen,
Die Luft zu blau nun ist, der Blumen Kranz
Ringsum zu bunt, zu froh der Sylphen Tanz?
Wie kommts, dass kalt mich lässt des Zephyrs Kosen?

Digitized by Google

Woher der Wunsch, dass schon der Herbst die braunen
Und gelben Blätter wirble durch die Luft,
Des Himmels Blau verhüll mit Nebelduft?

Wie kann ich fragen noch, wie kann ich staunen?
Versprach er nicht, der meiner Seele Glück,
Beim Abschiedskuss: »Im Herbst komm ich zurück!«

E. Ehrenberg.

Flugsommers Silberfäden.

Es streift der Wind so herbstlich durch die Wälder
Und treibt das dürre Laub wild vor sich her,
Das Aehrenwogen rings, wo Flur und Felder,
Es ist verrauscht — die Wiesen blumenleer.
Mädsommer spinnt im letzten Sommertraum
Die Silberfäden leis von Baum zu Baum.

Der Kranich kehrt zurück in langem Zuge,
Verstummt ist längst des Waldes Sängerchor,
Das Schleierkäuzchen huscht in scheuem Fluge
Gespenstisch hin durchs windbewegte Rohr.
Im nächtgen Bogen über hohem Forst
Umkreist die Weihe den verlassnen Horst.

Es hat auch mir Flugsommer schon gesponnen
Der Silberfäden viele durch das Haar,
Mein Sommertraum ist nach und nach zerronnen.
Wie fliegt die Zeit so rasch, so wunderbar!
Kaum dass das Herz des Sommers sich bewusst,
So ist vorbei der Liebe Freud und Lust.

Und doch bringt oft der Herbst noch schöne Tage.
Wenn auch vereinzelt, grünt noch mancher Strauch;
Die Traube glüht an sonngetränkter Lage —
Dem Herzen bleibt ein Sonnenstrahl wohl auch,
Der es erwärmt, es lebensfrisch erhält
Und nicht verzweifelt an der Wechselwelt.

Ein Wechselbild ist ja das ganze Leben,
Bald hell, bald dunkel, wie der Würfel fällt.
Ob himmelhoch sich die Gedanken heben,
Ob willenlos man sich dem Schicksal stellt —
Flugsommer spinnt, wie Wald und Flur und Hain,
Den Sommertraum in Silberfäden ein. —

Gerhard Meyer.

Digitized by Google

Herbstabend auf dem See.

Erstorben ist des Tages Glut,
Es dunkeln Himmel, Wasser, Land;
Doch treib ich im Kahn noch auf der Flut,
Das Ruder lässig in der Hand.

Rings alles todt; kein Strahl, kein Klang!
Der Athem der Welt erstickt in Weh;
Ich selbst erschaure todesbang
Und starre nieder in den See.

Lang brüt ich, wie in schwerem Traum.
Schon wird es oben wieder licht,
Schon leuchtet und funkelt es durch den Raum;
Doch, gramversunken, merk ichs nicht.

Mir ist der Himmel entschwunden in Nacht,
Und immer bänger neig ich das Haupt:
Da grüßen mich aus der Tiefe mit Macht —
Die Sterne, die längst ich verloren geglaubt.

Stephan Milow.

Zwei Kirchbesuche.

(Nach dem Französischen.)

In einer Kirche trafen sich zwei Frauen.
Die eine ernst; sie folgt von Schmerz gebückt
Des Kindes Sarg. Der Busen unterdrückt
Die Seufzer nicht, die weherfüllt sich stauen.

Das andere Weib ist frohgemuth zu schauen.
Zur Taufe bringt den Säugling es beglückt,
Presst an die Brust ihn, blickt auf ihn entzückt
Und lächelt froh in seligem Vertrauen.

Man tauft — begräbt! — Am hohen Kirchenthor
Bekreuzen sich die Fraun und sehn empor,
So dass die Blicke plötzlich sich begegnen.

Und weinend sieht die Fröhliche zurück
Zum düstren Sarg; in rasch empfundnem Glück
Sieht man die Trauernde den Säugling segnen.

H. Chiemer.

Digitized by Google

Nacht.

Heilgen Opferfeuers Funken,
Glühn die Sterne durch die Nacht;
Und von klarer Höhe sacht
Kommt der Friede hergesunken.
Schweren Zoll an Schuld und Leid
Hat dem Tag das Herz entrichtet;
Doch der Kampf ist nun geschlichtet
Und die Ruhe folgt dem Streit.
Schüttle ab des Trübsinns Ketten,
Was dich lastend auch betraf:
Todes Bruder ist der Schlaf,
Und er naht, dich sanft zu betten!

Paul Kunad.

Ne quid nimis.

Der Weg für die vernünftgen Leut,
Das ist die Mittelmäßigkeit!
Auf dieser goldnen Straße gehts
Am Gängelband der Sitte stets;
Kein fesselloses Ueberschäumen,
Kein weltentrücktes Thun und Träumen,
Kein Suchen nach der blauen Blume
Läßt sie die Grenze je vergessen,
Die ihnen früh ward vorgemessen
Vom nüchternen Philisterthume.

Eduard von Mayer.

Das Blumenmädchen.

»Rosen, Herr! Kauft schöne Rosen!«
Also rufend an den Tisch
Trat zu mir ein Blumenmädchen,
Selbst wie eine Rose frisch.

Und ich kaufte eine Rose,
Nahm sie sorgsam mit nach Haus;
Doch schon früh am andern Morgen
Wars mit ihrer Schönheit aus.

Armes Röslein, mußt ich denken,
Kaum erblüht, giengst du dahin!
Und das hübsche Blumenmädchen
Kam zugleich mir in den Sinn.

Ach, wie lange wirst du, Mägdlein,
Noch mit deinen Rosen ziehn?
Kaum zur vollen Pracht entfaltet,
Wirst du rasch wie sie verblühn!

Wilhelm Hofschild.

Die beiden Schildkröten.

Eine Schildkröte hatt einst vom heimischen Meer
Sich kühn auf die Wandrung begeben;
Und als in Gedanken sie trollte einher,
Verfehlt sie des Wegs und stürzt wuchtig und schwer
In den dämmrigen Brunnen daneben.

Eine Schwester, die nie kannt ein besseres Los,
Begrüßt sie mit lachendem Munde.
»Woher?« — »Aus des Meeres wildflutendem Schoß!« —
»Sag an, ist das Meer, draus du herkommst, so groß,
Wie dies hier?« — Sie schwamm in die Runde.

»Weit gewaltger!« — Die andre durcheilte gewandt
Zwei Drittel der engen Cisterne.
»Ists so groß?« — »Weit größer!« — »So füllts bis zum Rand
Den Brunnen?« — »Weit mehr noch! Sein wechselnder Strand
Verliert sich in endlose Ferne.

Wärst du Jahre lang schon mit dem Weltmeer vertraut,
Nicht könntst dus zur Hälfte durchstreifen,
Dein Auge hätt nie seine Grenzen geschaut;
Nicht läßt sichs dem Brunnen, von Menschen gebaut,
Vergleichen, nicht kannst dus begreifen.«

Digitized by Google

»'s ist unmöglich, dass größer als dies mein Gebiet
Ein Wasser sei; du willst dich nur brüsten
Mit dem, draus du herstammst, wies oft wohl geschieht.«
Ob mancher nicht seine Umgebung nur sieht,
Nichts ahnend von weltfernen Küsten? —

Hedwig Conrad.

Examen.

In meine Büchereinsamkeit
Huscht auf ganz leisen Sohlen,
Ein Sonnenstrahl aus schönrer Zeit,
Freund Amor — ach, verstohlen!

Er sieht mich lange an erstaunt
Und schaut sich um beklommen . . . .
Bis ängstlich er ins Ohr mir raunt,
Wie ich hierher gekommen?

Examennoth, Examenpein! —
Weißt, was das ist? Examen? —
Geh, Freundchen, lass mich jetzt allein
Und lass mich — lernen. Amen!

S. Kuntz.

Der Unverbesserliche.

Ich liebte manches Mädchen
Mit voller Seelenkraft,
Ich trank mit manchem Manne
Von Herzen Brüderschaft.

Ich glühte für manch Schönes
Und Hohes in der Welt,
Ich liebte Wald und Blumen,
Und auch das Sternenzelt.

Doch über alle Liebe
Und alles Ideal,
Geht mir noch heut am Rheine
Der Wein im Goldpokal.

Ernst Rethwisch.

Bücherschau.

Das Shakespeare-Geheimnis. Von **Edwin Bormann.** Leipzig, Edwin Bormann's Selbstverlag, 1894.

An Zusammenstellungen Shakespeares mit Bacon hat es besonders in der deutschen Literatur nicht gefehlt. Im vierten Bande seines »Shakespeare« (1850) zieht Gervinus eine über lange Seiten hingehende Parallele zwischen beiden. »Bacon, so sagt er, legt die todte Natur aus, Shakespeare die lebendige.« Kuno Fischer (1856) betont die Uebereinstimmung der Bacon'schen Moralphilosophie und Leidenschaftslehre mit Shakespeares Dichtung. Justus v. Liebig, der sich über den Naturforscher Bacon recht abfällig ausspricht, lobt den Naturforscher Shakespeare (1863). Der im Jahre 1859 geisteskrank verstorbenen Amerikanerin Delia Bacon gebürt aber das Verdienst, zuerst den Gedanken ausgesprochen zu haben, dass Francis Bacon (1561—1626) der Dichter der Shakespeare'schen Schauspiele sei. Trotz des Widerstrebens der maßgebenden Führer der Wissenschaft wurde dieser Gedanke immer wieder und wieder aufgegriffen. In neuester Zeit hat Graf Vitztum v. Eckstädt (1888) und die Amerikanerin Henry Pott (1891) den von Delia Bacon angeregten Gedanken verfochten. Die letztere gab den Bacon'schen »Promus of formularies and Elegancies«, das ist eine von Bacon angelegte Sammlung von Redeformeln und eleganten Wendungen heraus und bemühte sich, zu jeder einzelnen Notiz Bacons Parallelstellen in den Dramen Shakespeares aufzufinden.

Digitized by Google

Aber alles was bisher für die Autorschaft Bacons angeführt worden war, bestand nur aus einem Mosaik von Beweisstücken und — Stückchen. Edwin Bormann, der humorvolle deutsche Dichter, hat in dem vorliegenden Werke zuerst die gesammte Lebensthätigkeit Bacons mit Shakespeareschen Dramen in Verbindung gebracht

Bormann gründet seine Untersuchung auf Bacons Eintheilung der Wissenschaften in beschreibende, dichtende und ergründende Wissenschaften, d. i. Geschichte, Poesie und Philosophie. Poesie kommt hier nicht »in Bezug auf Worte« als Sprachform, sondern »in Bezug auf die Sache« als erdichtete Geschichte in Betracht. »Die Poesie ist wie eine Pflanze, die, gleichsam aus der Wollust der Erde, ohne bestimmten Samen hervorgebracht wird, die über die anderen Wissenschaften emporgewachsen ist und sich über sie verbreitet hat.« Wo die ernste Wissenschaft aufhört, da setzt die heitere Dichtung ein, wo die Wissenschaft des Gedächtnisses und der Vernunft zu Ende ist, da beginnt die Wissenschaft der Einbildungskraft. »Die Dichtkunst ist wie ein Traum vom Wissen,« sagt Bacon.

Die Poesie aber theilt Bacon ihrem innersten Wesen nach in erzählende, dramatische und parabolische ein. Die letztere stellt Bacon am höchsten. Sie dient zum Erleuchten und zum Verhüllen, ist also eine Lehrmethode und zugleich ein Kunstgriff der Verheimlichung. Bormann bemerkt mit Recht, dass Bacons Eintheilung nicht ganz logisch sei, denn die parabolische Dichtung könne sowohl erzählend als auch dramatisch sein. Da nun die dramatische Dichtung höher als die erzählende steht, müsse die dramatisch-parabolische die höchste Gattung der Dichtkunst sein. Bacons Definition, parabolische Poesie sei Geschichte mit Typen und bringe Ideen zu sinnlicher Anschauung (Parabolica vero est historia cum typis, quae intellectualia deducit ad sensum) scheint sich vornehmlich auf dramatisch-parabolische Dichtung zu beziehen. Die Dramen Shakespeares sind aber dramatische Parabeln, und zwar im Sinne der Lehren Bacons. Sie haben die Bestimmung, die Lücken in seinem System auszufüllen, also die Wissenschaften der Zukunft zu behandeln, die, wie aus seiner Tabelle »Novus orbis scientiarum sive desiderata« hervorgeht, dem großen Philosophen ganz besonders am Herzen lagen.

Von diesem Standpunkte aus vergleicht Bormann eine Reihe Shakespeare'scher Dramen mit Bacons wissenschaftlichen Werken und gelangt nach einer mit liebevoller Hingebung und außergewöhnlichem Scharfsinn geführten Untersuchung zu Ergebnissen, die ich hier nur in Kürze skizzieren kann. »Der Sturm« ist eine dramatische Parabel im Sinne von Bacons Naturphilosophie, »Hamlet« im Sinne von Bacons Anthropologie, »König Lear« im Sinne von Bacons Lehre von den Geschäften, das Lustspiel »Der Liebe Mühe ist verloren« eine dramatische Parabel im Sinne von Bacons Lehre von dem Licht und den Leuchtstoffen.

Dass Bormann manchmal eine allzu gewagte Behauptung aufstellt, die auf unseren Widerspruch stößt, ist bei der Fülle des von ihm ins Treffen Geführten selbstverständlich. Dass die drei Abtheilungen der Shakespeare'schen Dramen: Lustspiele, Historien, Tragödien, dem Inhalte nach den drei Parabeln entsprechen, die Bacon da erzählt, wo er von parabolisch-dramatischer Poesie spricht, nämlich Pan (Naturgeschichte), Perseus (Menschengeschichte), Dionysos (Leidenschaft, Philosophie), werden wir wohl kaum bestreiten. Hienach wären die Historien Darstellungen der Menschengeschichte und insbesondere der englischen Königsgeschichte. »Nebenbei aber und zu gleicher Zeit,« sagt Bormann (S. 219), »tragen die Historien auch alles das vor, was Bacon im ersten Theile der Naturgeschichte als fehlend bezeichnet, nämlich die Geschichte der Himmelskörper, die Geschichte der Meteore und der Luftregion, die Geschichte von Erde und Wasser und die Geschichte der Elemente. . . . . Der Zusammenhang zwischen dieser Bacon-Wissenschaft und der Shakespeare-Dichtung ist nun einfach der: die Könige sind Sonnen, die Königsgetreuen Planeten, die Rebellen Kometen und Meteore, die fallenden Größen fallende Sterne und Sternschnuppen, Falstaff (der fallende Stoff) und seine Genossen die Vertreter der Wolken, der Winde, der Blitze, der Irrlichter. . . .«

Trotz aller Mühe und allen Geistes, die Bormann anwendet, diese Behauptung zu beweisen, wird er den Leser doch kaum überzeugen, dass die Shakespeare'schen Gestalten, die voll Blut und Leben sind, als Sinnbilder astronomischer Körper aufzufassen seien. Ich möchte aber auf einen deutschen Dichter hinweisen, der, wie Bacon in der Naturwissenschaft Großes geleistet hat — auf Goethe. Die »Wahlverwandtschaften« sind gewiss eine Schilderung menschlicher Leidenschaften und die Schilderung des chemischen Processes der Wahlverwandtschaften am Eingange des Romanes nur eine Parabel im Sinne der später erzählten Menschenschicksale. Wenn man aber den künstlerischen Standpunkt verlässt und sich auf den naturwissenschaftlichen begibt, könnte man die Geschichte der Menschen in diesem Romane als Paraboliſierung des chemischen Processes der Wahlverwandtschaften auffassen. Auf dem naturwissenschaftlichen Standpunkte steht aber Bormann, nicht weil er die dichterischen Schönheiten der Dramen verkennt, sondern weil es sich ihm darum handelt, die hineinparabolisierte Naturwissenschaft wiederzuentdecken

Digitized by Google

und zu beweisen, dass Shakespeares Dichtungen »wissenschaftliche Kunstwerke« sind. (S. 194.)

Wie dem aber auch sein möge, unbestreitbar bleibt, dass der Dichter Shakespeare eingehende und umfassende Kenntnis von den wissenschaftlichen Werken Bacons haben musste. Von dem Schauspieler Shakespere könnte man das kaum behaupten, denn seine Vorbildung war, wie allgemein zugegeben wird, äußerst mangelhaft und ein großer Theil der in Betracht gezogenen Werke Bacons wurde erst sieben Jahre nach dem Tode des Schauspielers oder noch später veröffentlicht.

Zum Beweise seiner Behauptung zieht Bormann noch eine Reihe anderer Umstände heran, von denen ich nur die wichtigsten berühren will. Die einzige Lücke in den Shakespeare'schen Dramen wird durch das einzige historische Werk Bacons, die Geschichte Heinrich VII., ausgefüllt. Und wie die Dramen reich sind an Bacon'schen Gedanken, enthält das Geschichtswerk eine Menge von in die Prosa eingestreuten Shakespeare'schen Blankversen. Es ist reich an Theateranspielungen und Hindeutungen auf Shakespeares Richard III. — Bacon, der sich selbst den »heimlichen Dichter« nennt, schreibt eine Reihe von Festspielen, welche in der Prosa versteckt treffliche Verse in Sonettform enthalten. — Notizen, von der Hand Bacons noch vor der Veröffentlichung des Trauerspieles »Romeo und Julie« niedergeschrieben, deuten auf eine Anzahl von den Redewendungen in dieser Tragödie, andere auf »Hamlet«. — Wie Bormann durch sorgfältig ausgearbeitete Tabellen ersichtlich macht, erschienen die meisten Shakespeare-Dramen in Jahren, in welchen Bacon viel Zeit hatte. Die Shakespeare-Folioausgabe, welche unter anderen 15 noch niemals gedruckte und 12 bedeutend veränderte Stücke enthält, erscheint im Jahre 1623, sieben Jahre nach Shakespeares Tode, zu einer Zeit, da Bacon ganz der Wissenschaft und Literatur lebte. In demselben Jahre und in demselben Formate wie die Dramen erscheint Bacons Geschichte vom Leben und Tode und die Neuauflage seiner Encyklopädie. — In dem Anhange stellt Bormann die unausgebildete Handschrift des Schauspielers Shakespere und die schöne Handschrift Bacons, dann die Bildnisse der beiden Männer zusammen, deren Vergleichung für unser Problem nicht ganz belanglos sein dürfte. Das Bildnis Shakespeares, welches der großen Folioausgabe beigegeben war, wurde niemals weiter verbreitet, die gewöhnlichen Shakespeare-Porträte sind dem Bildnisse Bacons auffallend ähnlich.

Das sind in gedrängter Kürze die allerwichtigsten Ergebnisse der Forschungen Bormanns, welche sich nur zum Theile auf die Untersuchungen seiner Vorgänger stützen. Es ist ganz unmöglich, alle die Gedanken und Feinheiten dieses klar geschriebenen Buches in einer kurzen Besprechung zu erschöpfen. Trotz aller Schwierigkeiten, die der Stoff bietet, ist es klar und allgemein verständlich geschrieben. Als besonderes Verdienst muss dem Verfasser angerechnet werden, dass er alle Streitereien und Zänkereien mit Gelehrten, die anderer Ansicht sind, vermieden und sich nur an die Sache gehalten hat. Auch hierin befolgte er das Beispiel Bacons, der da behauptet, dass es Aufgabe des Physikers nicht sei, seine Gegner niederzudisputieren, sondern sich durch experimentelle Erforschung ihrer Gesetze die Natur dienstbar zu machen.

Dass das letzte Wort in dieser Angelegenheit noch nicht gesprochen ist, sieht Bormann selbst ein. Es bleibt noch viel »Wünschenswertes für die Zukunft«. Insbesondere muss aufgeklärt werden, warum Bacon auch noch im Jahre 1623 die herrlichsten Kinder seines Geistes nicht anerkannte und mit einer Unwahrheit auf dem Herzen aus dem Leben geschieden ist. Das Verdienst aber hat sich Bormann erworben, der Baconhypothese eine systematische, wissenschaftliche Begründung gegeben zu haben. Welche Bedeutung dies hat, liegt auf der Hand. Früher war es ein unbekannter Mann, der die größten Kunstwerke der Neuzeit gedichtet haben soll. Nun haben wir einen Verfasser, den wir kennen; wir kennen sein Leben, seine Thätigkeit in der Wissenschaft, in der Politik. Tausend und tausend Fäden spielen von den Dramen Shakespeares zu den philosophischen Werken Bacons hinüber. Es wird Aufgabe einer neuen Wissenschaft sein, alle diese Fäden aufzudecken. Neue Erläuterungen, neue Uebersetzungen der Shakespeare'schen Werke werden nothwendig werden. Und vielleicht werden sich nicht nur zwischen Bacon und Shakespeare, sondern auch zwischen Kunst und Wissenschaft neue Berührungspunkte ergeben. Wie Bacon und Shakespeare nur Abzweigungen eines und desselben Geistes sind, so entspringen auch Kunst und Wissenschaft demselben Stamme. Die Kunst ist die Blüte, die Wissenschaft die Frucht der menschlichen Gedanken. Die Blüte ist wie ein Traum von der Frucht. »Dichtkunst ist wie ein Traum vom Wissen,« sagt Bacon-Shakespeare.

Hanns Weber.

Phantast! Ironisches Trauerspiel in drei Aufzügen von **Raimund Eckardt.** Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Die dramatische Literatur der Gegenwart ist nichts weniger als erquicklich. Entweder wird über lauter Tendenz und Reflexion das Schönheitsprincip vergessen und die dramatische Kunstform in einem formlosen, mit ethisch-philosophischen Flos-

Digitized by Google

keln gesättigten Brei zertreten, welcher dann statt der unmittelbaren, erhebenden und veredelnden Wirkung nur einen ästhetischen und moralischen Katzenjammer zurücklässt; oder das Stück ist lediglich auf äußerliche und zotenhafte Effecthascherei berechnet; oder es tritt uns gestiefelt und gesporrt entgegen und erzählt uns einen Abriss Weltgeschichte — Kriegsgeschichte, in Regimentsmusik-Stil, mit welchem wohl auch nichts anderes als eine momentane Erhitzung der Gemüther bezweckt werden kann. Gute Lustspiele zu schreiben, seis nach Art der Molière'schen Charakterlustspiele, seis mit der naiven Kotzebue'schen oder meinetwegen Benedix'schen Komik, haben wir schon ganz verlernt. Das Kalauerthum sitzt dem gegenwärtigen Lustspieldichter im Nacken und lässt den Genuss einer Komödie um kein Haar höher oder feiner erscheinen als jenen der Fliegenden Blätter. Bühnendichtungen, die das Allgemein-Menschliche in poetischer, echt dramatischer, realistischer und doch von Idealismus geborener und Idealismus gebärender, weder gedankenloser, noch mit Reflexionen überladener Weise behandeln, wie der Meister von Palmyra oder der Talisman, gehören zu den Seltenheiten; Ibsens Peer Gynt, Brand, Volksfeind u. s. w. sind aber leider nicht deutsche Dichtungen.

So begrüßen wir denn ein dramatisches Werk mit Freuden, welches zwar für die Bühne kaum geeignet sein dürfte und auch nicht mit höherem Maßstabe gemessen werden darf, welches aber doch weiß, was es will, und das Gewollte in sehr lobenswerter Weise durchführt. Albert, den Helden des Stückes, bezeichnet der Autor selbst folgendermaßen: »Blass, schmächtig, lässig in Bewegung und Haltung, überreizt; sensitiver, willensschwacher Stimmungsmensch; fin de siècle.« Wir finden aber, dass Albert etwas viel Besseres ist, ein ideal veranlagter, kindlicher, natürlicher, gutherziger Mensch, der nur durch die steife Borniertheit und verständnislose Prüderie seines Vaters, des Geheimen Regierungs- und Schulrathes, ins Unglück getrieben wird. Auch die Ritterlichkeit und unschuldige Vertrauensseligkeit, mit welcher Albert seine Geliebte Etelka dem Roué Dr. jur. Stiegler gegenüber vertheidigt, ist keineswegs fin de siècle; und somit widerspricht die durch die Handlung erfolgende Charakteristik jener vom Dichter a priori gegebenen, was den Darsteller leicht verwirren könnte. Der Titel »Phantast!« und »Ironisches Trauerspiel« sowie das Motto deuten aber darauf hin, dass es thatsächlich in der Intention des Dichters lag, einen guten, edel veranlagten und reich begabten Menschen zu schildern, der nur durch die oberflächliche, verständnislose, theils cynische, genusssüchtige, theils vorurtheilsvolle, philisterhafte Welt zum Phantasten gestempelt wird. Liebe und verständnisvolles Entgegenkommen würden Alberts Eigenart vor extremen Aeußerungen bewahrt haben.

Es freut mich, dass der Autor in den Gestalten der Wally und des Humson für das so oft unschuldigerweise verrufene Künstler- und Artistenvolk, in welchem so mancher goldene Kern steckt, Partei ergreift. Beide Figuren sind sehr lebenswahr. Meisterhaft ist aber Etelka gezeichnet, um so meisterhafter, als sie nur am Schlusse des Stückes auftritt und dem Verfasser bloß eine einzige Scene zur Charakterisierung dieser Gestalt zur Verfügung stand. Die Charakteristik ist überhaupt fein und lebenswahr und zeugt von ganz erlesener Menschenkenntnis und selbständiger Auffassung.

Der Anfang des dritten Actes ist köstlich humoristisch und lebenswahr. Erfreulich ist es, dass Raimund Eckardt endlich den Muth gefunden hat, die überflüssige und ohnedies unconsequente Eintheilung der Acte in Scenen fortzulassen. — Ich habe vom Verfasser bisher nichts gehört und vermuthe, dass es sein Debut sei, was ich besprochen habe. In diesem Falle glaube ich, dass ein solcher Anfang zu schönen Hoffnungen berechtige. Aber bei der Reichhaltigkeit des Büchermarktes ist es auch sehr leicht möglich, dass Eckardt schon viel geschrieben und Referent ihn übersehen hat. Es kann heutzutage dem Belesensten (und wer viel schreibt, kann es nicht sein, weil der Tag auch für den Redacteur nur 24 Stunden hat) leicht vorkommen, dass er jemanden zu seinem Erstlingswerk beglückwünscht und entrüstet dahin belehrt wird, dass er es ja mit einem »bekannten Schriftsteller« zu thun habe. Bei Eckardt setzen wir jedoch keine Ueberproduction voraus, denn es macht auf uns den Eindruck, als wenn er sowohl im Nehmen als im Geben die Qualität der Quantität vorzöge.

Ich kann nicht unterlassen, zum Schlusse das dem Stücke beigefügte, den Dichtungen des Prinzen Emil zu Schönaich-Carolath entnommene Motto wiederzugeben:

Was liegt an Euch? Es staut sich das Gedränge.
Ein Ritter mehr wird blutend fortgetragen —
Ihn hat die große, buntgescheckte Menge
Mit Narrenpritschen endlich todtgeschlagen.

Adalbert v. Majerszky.

Digitized by Google

Notizen.

Hermann Rollett, der greise österreichische Dichter, feierte jüngst seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag. Aus diesem Anlasse bereitete ihm seine Geburts- und Heimatstadt Baden bei Wien herzliche Ovationen. Auch eine von Leopold Katscher verfasste Festschrift »Hermann Rolletts Leben und Werke« (Wien, Verlag von Moritz Perles) wurde bei dieser Gelegenheit herausgegeben. Die Broschüre enthält ungemein anziehende Mittheilungen aus dem Leben und Wirken des leider viel zu wenig gelesenen Poeten und regt zugleich, indem sie feststellt, dass viele Werke Rolletts nur schwer aufzutreiben seien, zur Veranstaltung einer Gesammtausgabe seiner Schriften kräftig an. Die Festgabe, welche auch dem Literarhistoriker willkommen sein dürfte, sei unseren Lesern angelegentlichst empfohlen.

Friedrich Nietzsche, der gedankentiefste und eigenartigste unter den Philosophen der beiden letzten Jahrzehnte, dem vielleicht nichts als klarere Ausgeglichenheit und Systembildung zu wahrer Größe fehlt, soll nun — nachdem ihn ein erbarmungsloses Geschick seinem Schaffen und uns geraubt — in einer vollständigen und durch noch ungedruckte Entwürfe vermehrten, des stolzen Denkers würdigen Gesammtausgabe seinen zahlreichen Freunden und Anhängern, ja der gesammten wissenschaftlichen Welt übergeben werden. Die insbesondere noch mit einem Inhaltsbande bereicherte Gesammtausgabe wird von Dr. Fritz Koegel und Dr. Eduard von der Hellen bearbeitet und erscheint bei C. G. Naumann in Leipzig. Was aber das Interessanteste auch für solche bleibt, die Nietzsches Schriften bereits besitzen, ist die Neuigkeit, dass wir durch den gleichen Verlag in nächster Zeit, nebst einem diesen Philosophen betreffenden exegetischen Werk aus Koegels Feder, auch noch eine biographische Arbeit über den unglücklichen Daseinsräthselforscher von der berufensten Hand, von Elisabeth Förster, Nietzsches Schwester, erhalten sollen.

Ein günstiges Zeichen der Zeit darf es genannt werden, dass der dramatische Volksdichter Raimund stets mehr und mehr an Boden gewinnt. Nebst den anerkannten Stücken aus der reifsten Epoche des Unsterblichen ist nun auch eine seiner jüngeren Arbeiten, »Der Diamant des Geisterkönigs«, dem Spielplane des wiener Volkstheaters mit Erfolg einverleibt worden. Darob natürlich das bekannte Kopfschütteln der tonangebenden Abc-Schützen des Kritikasteriums und überlegenes Augenverdrehen wegen Naivetät und Kindlichkeit des Werkes zugleich und der das Werk Genießenden! Ja aber, ist denn nicht auch der Dichter aller Dichter, Homer, naiv und kindlich? Und gibt es denn ein untrüglicheres Kennzeichen des Genies als eben jene echte Kindlichkeit? Freilich bedürfte es, wie bei Homer, so desgleichen bei Raimund eines Lachmann und Kirchhoff, um den goldenen Kern seiner Schöpfungen aus der Ueberwucherung von Localismen und Dialectismen herauszuschälen, die der große Poet der vielköpfigen Hydra Publicum zuliebe nicht missen zu können geglaubt hatte.

Humanität ist wohl seit dem selig verflossenen Zeitalter der Aufklärung einer der abgenütztesten Glanzausdrücke geworden und geblieben. Daher staunt man unwillkürlich, dass eine Blumenlese, die solche Gedichte vereinigt, welche Frieden predigen, erst heute, da das neue Jahrhundert vor der Thüre steht, zur Thatsache werden soll. Die deutsche Literatur besitzt eine Unzahl Werke, die dem Kriegsgedanken huldigen, den Kampf preisen, der Zerstörung und Vernichtung, dem tausendfach potenzierten Morde Loblieder singen; und fast scheint es, als ob gerade solche Bücher die meiste Verbreitung unter dem Volke gefunden hätten und den reichsten Lesestoff für heranwachsende Knaben in Haus und Schule bildeten. Die Sänger des Friedens, der Duldsamkeit und Menschenliebe waren bislang zerstreut, und keine Hand fand sich, die sie vereinigt hätte, damit sie so kräftiger zu Gehör drängen und nach Verdienst gehört würden. Der Anregung der österreichischen Gesellschaft der Friedensfreunde ist es nun zu danken, dass die erste Sammlung solcher Geistesblitze dem großen Publicum zugänglich gemacht wird. Das Buch betitelt sich: »**Friedensstimmen**«, eine Anthologie von **Leopold Katscher** (eingeleitet von Bertha von Suttner und Konrad Ferdinand Meyer, Leipzig, Eduard Wartigs Verlag) und will die besten Gedichte des deutschen Schriftthums, die gegen den Krieg gerichtet sind, zusammenstellen. Nun, es wird wohl der kundigen Sichtung des Herausgebers gelingen, ein würdiges Werk zu schaffen. Die Anthologie erscheint demnächst und jede Buchhandlung nimmt schon jetzt Bestellungen entgegen. Sie wird in einem Prachtbande schön und originell ausgestattet und bei dem wohlfeilen Preise

Digitized by Google

von 6 Mark von jedermann leicht zu erwerben sein.

Der um Frauenliteratur vielfach verdiente Schriftsteller Karl Schrattenthal gibt eine Sammlung Gedichte der Naturdichterin Johanna Ambrosius aus Ostpreußen heraus und nimmt Subscriptionen unter der Adresse »Prof. Karl Weiß in Preßburg« ehethunlichst entgegen. Das damit unternommene Werk ist doppelt förderuswert, weil es sich um eine nicht gewöhnliche Begabung sowie gleichzeitig darum handelt, der jetzt erkrankten Dichterin mit dem Ertrage ihrer Poesien möglichst aufzuhelfen.

Briefschalter.

Jeder Einsender wird ersucht, folgende Winke zu beachten, widrigenfalls seine Einsendung unerledigt bleibt. Das Manuscript muss leserlich geschrieben sein und darf höchstens fünf Gedichte enthalten. Jedes Blatt darf nur auf einer Seite beschrieben sein. Zwei oder mehrere Gedichte dürfen nicht zusammen auf einem Blatte stehen. Jedes Blatt muss den Namen und die genaue Adresse des Verfassers enthalten. Jeder Einsender, der briefliche Antwort wünscht, hat die abgetrennte Hälfte einer Postkarte mit Rückantwort adressiert beizulegen. Gedichte werden nicht zurückgesandt. Eingehendere Kritik der Einsendungen wird nicht ertheilt. Zu einer Begründung der erfolgten Ablehnung verpflichtet sich die Redaction nicht.

Pr—in W—n in M—n: Eine Dame sagte uns jüngst, sie müsse, weil sie im Leben noch so wenig gereist sei, diese vermeintliche Lücke der Bildung dadurch ausfüllen, dass sie ein Wandelpanorama besuche, in dem sie auf einem Ringelspiel die wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Erde im Fluge genieße. Wir wissen nicht, ob der Vergleich genau zutrifft; aber unwillkürlich wurden wir an diese Reiselust durch Ihre Versicherung gemahnt, dass Sie auf die Lesung von Vischers Aesthetik jede freie Stunde verwenden. Verzeihen Sie, das dünkt uns ein ganz unfruchtbares Studium, eine aussichtslose Bemühung. Alle höchste Hochachtung vor dem noch immer reichsten Schatzhause der Wissenschaft des Schönen; indessen man muss sich — bildlich geredet — der vorzüglichsten Zähne erfreuen, um alle die Nüsse mit Erfolg aufknacken zu können, welche der in der Wolle gefärbte Hegelianer uns auftischt. Lassen Sie daher die graue Theorie vorläufig lieber ganz beiseite, und schöpfen Sie doch am Urborne der Classiker! Nachträglich mögen Sie dann zu einem leichtern Handbuche greifen. Wir wollen Sie seinerzeit gerne mit unserm Rathe weiter unterstützen.

E. K—z in D—n (»Ein Weltkind«); **W. B—w C—i in B—n** (drei Nummern); **E—e S—l in H—a; O. J. Th—r in B—f C—z** (»Passionsblume«); **G. A. N—f in S—a F.** (»Der Dichter«):

angenommen.

K—l W—e in K—g; E—t H—r in L—n (Schöne Einzelgedanken; meist glatte Form; aber das Ganze doch zu keinem einheitlichen Zielpunkte gediehen); **J—e K—e in B—n** (zu umfangreich); **M—e R—e F—r in F—n = B—n** (gleichfalls allzu umfassend); **R—t K—t in G—g:**

dankend abgelehnt.

Schluss der Redaction am 15. September 1894.
Die nächste Nummer (Nr. 23) erscheint am 15. October 1894.

Inhalts-Verzeichnis:

Hermann Sudermanns dramatisches Schaffen. Von Theodor Freiberg. — Gedichte von Hugo Neumann, Eugen Hané, Maurice von Stern, Clemens Drache, Nora Gräfin Strachwitz, Magda Fuss, Kurt Geucke, Sappho Liepholdt, Rudolf Brunow, Roderich Wald, Karl Köhmstedt, M. F. Verdier, Walter Jesinghaus, Felix Theobald, Emil Ermatinger, Kurt Elsner v. Gronow, A. Berg, A. Bessell, Fedor Krüger-Döllnitz, Max Beyer, Hans Biermann, Joh. Alboth, Fritz Eberhardt, Heinrich Heydorn, Oskar Volkert, Victor Joss, E. Ehrenberg, Gerhard Meyer, Stephan Milow, H. Thiemer, Paul Kunad, Eduard von Mayer, Wilhelm Hoffschild, Hedwig Conrad, S. Kuntz, Ernst Rethwisch. — Bücherschau. — Notizen. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition**, Einsendungen an die **Redaction des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Auerspergstraße 5.**

Verlag „Deutsches Dichterheim" in Wien. Chefredacteur: Adalbert v. Majerosky.
Verantwortlich: Ludwig Werner.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)
Herausgeber: **Adalbert von Majerszky.**

Monatlich 2 Mal. — Preis: 5 Mark halbjährl., vorauszahlbar. — Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direct durch die Expedition des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Auerspergstraße 5. — Abbestellungen werden nur bis 30. Juni, bezw. 31. December angenommen. Einzelne Nummern à 50 Pfen. 5 Stück einer Nummer 1 Mark 50 Pfen.

Entschwunden.

»Mais où sont les neiges d'antan?«

Ich kann den Baum nicht finden,
Wo ich den Namen schrieb,
Der einst vor all den andern
Mir hold erschien und lieb.

Ich kann das Thal nicht finden,
Wo dich dereinst ich fand,
Die du vor all den andern
Mein ganzes Herz gekannt.

Ich kann das Glück nicht finden,
Mein früh entschwundnes Glück —
's ist über die blauen Berge,
Kehrt nimmermehr zurück.

Georg Sachmann.

Digitized by Google

Volksdichter und Idealdichter.

Eine ästhetische Studie.

Von

Moritz Brasch.

Nicht nur einzelne Bücher haben nach dem Sprichworte ihre Schicksale — habent sua fata libelli —, sondern auch ganze Literaturperioden, welche nach einer Zeit des Entstehens, des Wachsthums und der Blüte verfallen, um einer neuen literarischen Richtung Platz zu machen, welche nach kürzerer oder längerer Herrschaft wiederum einer siegreich auftretenden neuen Literaturströmung unterliegt. Dieses von den Literarhistorikern bisher nur wenig beachtete Grundgesetz gilt auch für den Zeitpunkt innerhalb unseres nationalen Schriftthums des achtzehnten Jahrhunderts, wo der von Weimar ausgehende Geist der Classicität alle anderen ihm entgegenwehenden literarischen Strömungen überwindend, zur kurzen, aber blüten- und fruchtreichen Alleinherrschaft in Deutschland gelangte. Wohl hatte der Classicismus manchen, bis dahin mächtigen Gegner zu besiegen, wie z. B. die nüchterne, aber verstandesmäßig correcte Aufklärung, wie sie durch den verdienstvollen und heute viel zu sehr unterschätzten Nicolai in Berlin repräsentiert wurde, und in der Sammlung der Schiller-Goetheschen Xenien finden wir manchen scharfen und vernichtenden Pfeil gegen diesen phantasielosen Vertreter der literarischen »Aufklärung«. Weniger darf der Göttinger Dichterbund oder der sogenannte Hainbund als Gegner der Weimaraner angesehen werden. Männer wie Boie, Hölty, Graf Stolberg, Bürger sind eigentlich eine directe Fortsetzung der deutschen Sturm- und Drangperiode, wie sie am echtesten der Livländer Reinhold Lenz, der charakterstarke Maximilian v. Klinger, der unglückliche Christian Friedrich Schubart und der sogenannte Maler Müller, ein Vorgänger der späteren Romantik, repräsentieren. Nichtsdestoweniger entstehen doch Conflicte zwischen den Weimaranern und Göttingern, als deren bekanntesten und charakteristischesten wir denjenigen zu bezeichnen haben, der sich zwischen Friedrich Schiller und Gottfried August Bürger damals abspielte.

Nun, da vor hundert Jahren der Göttinger Balladen- und Liebesdichter, von dem man, ähnlich wie von Heinrich Heine, sagen kann: »Er hat viel geliebt und viel gelitten,« seine müden Augen für immer schloss, mag darauf hingewiesen werden, dass der Streit zwischen Schiller und Bürger weit mehr gewesen ist, als eine zwischen zwei Schriftstellern, von denen der eine die Gedichte des andern scharf recensierte, ausgebrochene Feindschaft; vielmehr dürfen wir in dieser ganzen Discussion das Aufeinanderplatzen zweier literarischen Gegensätze erblicken: es ist der Gegensatz der beiden ästhetischen Principien des Naturalismus und des Idealismus, wie er ja heute wiederum in allen Culturländern, die sich einer nationalen Literatur erfreuen, allerdings in ganz anderen Formen und unter ganz verschiedenen Bedingungen durchgekämpft wird. Von Petersburg bis Paris und Madrid, von Stockholm, Christiania und Kopenhagen bis Rom, Florenz und Neapel; in Berlin, München und Leipzig: auf der ganzen Linie der europäischen Literatur sehen wir diesen Kampf entbrannt; nur dass man hier von Realisten, dort von Naturalisten, hier von Veristen, dort von Pleinäristen oder auch Antiillusionisten u. dgl. spricht: es ist überall derselbe Streit, hier der Wirklichkeit gegen die Idee, dort der Wahrheit gegen den Schein, hier der Zeichnung gegen die Farbe, dort der »Natur« gegen den »Geist« u. s. w. u. s. w.

Doch treten wir dem Hergang des Schiller-Bürgerschen Conflictes näher. Als Friedrich Schiller, damals Professor der Geschichte an der Universität Jena, im Jahrgange 1791 der »Allgemeinen Literatur-Zeitung« eine Recension über die Gedichte August Bürgers, der damals Professor der Aesthetik an der Hochschule zu Göttingen war und auf der Höhe seines dichterischen Ruhmes stand, veröffentlichte, fiel allgemein der scharfe und rücksichtslose Ton jener Kritik auf. Wir wissen aus den Xenien, dass Schiller seinen Gegnern gegenüber von vernichtender Schärfe in der Polemik sein konnte. Hier aber wird er persönlich, und der Tadel trifft nicht minder den Dichter als den Menschen Bürger. Nun wissen wir ja allerdings, dass Bürger, dessen Moral im Privatleben eine möglichst freie war, viele verwundbare Stellen nach dieser Richtung hin hatte. Aber die Art, wie der Jenenser den Göttinger Collegen kritisierte, musste um so tiefer verletzen, als er hinter dem angeblich uncorrecten und allzu naturalistischen Dichter den moralisch leichtfertigen Menschen suchte und — fand. Auf dem philosophischen Standpunkte, auf dem sich Schiller durch das Studium der Kantischen Werke, in welche er durch seinen

Digitized by Google

Jenenser Collegen Reinhold eingeführt worden war, damals befand, vermischten sich bei ihm Aesthetik und Moral, zwei Gebiete, welche er später, nachdem er einen innigeren Herzensbund mit Goethe geschlossen hatte, durchaus trennte; und während früher das ästhetische von dem ethischen Moment in ihm beherrscht wurde, gewann später das erstere die Oberhand über das letztere, d. h. das Sittliche trat (wie z. B. in einer seiner tiefsten Dichtungen »Ideal und Leben«) in ein dienendes Verhältnis zum ästhetischen. Es ist dies der Standpunkt der letzten Lebensperiode des Dichters, der Standpunkt des ästhetischen Idealismus. Zwischen jenem moralischen und diesem ästhetischen Gesichtspunkte liegt ein Zeitraum von zwölf Jahren (1791—1803), innerhalb dessen Schiller eine innere Wandlung in sich durchgemacht hat, welche sich durch die beiden großen Namen: Kant und Goethe bezeichnen läßt. Im Anfang steht seine rigoros moralisierende Kritik der Gedichte Bürgers (dieselbe ist im Band XII der Cottaschen Ausgabe mit aufgenommen); am Schlusse dieser Periode ist seine ästhetische Rechtfertigung des Chors in der »Braut von Messina«: ein ästhetischer Radicalismus, der alle historischen Unterschiede der Zeiten und alle moralischen Bestimmtheiten in sich bereits aufgezehrt hat. . . .

Im allgemeinen hat man jenen Schillerschen Angriff auf Bürger nicht günstig aufgenommen. Der Heide Goethe z. B., dem der ganze Kant mit seinem moralischen kategorischen Imperativ wie alles Moralisieren zuwider war, schwieg still. Wieland, in welchem eine verwandte Saite wie bei Bürger erklang, zeigte sich verletzt. Und Bürger selbst? Wie nahm er die ganze Sache auf? Er veröffentlichte eine Gegenkritik in Nr. 46 der »Allgemeinen Literatur-Zeitung«, in welcher er, der ältere und damals noch bekanntere Dichter, einen witzelnd ironischen und künstlich überlegenen Ton gegenüber Schiller anschlägt, hinter welchem jedoch das Gefühl tiefster Verletztheit schwer verkennbar ist. Schiller hatte gesagt: »Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muss es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Wert seines Gedichtes kann kein anderer sein, als dass es der reine, vollendete Abdruck einer interessanten Gemüthslage, eines interessanten vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in seiner kleinsten Aeußerung kenntlich sein, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verdecken suchen.« Und mit Bezug auf Bürger sagt Schiller: »War es entweder die vermisste Uebereinstimmung des Bildes mit dem Gedanken, oder die beleidigte Würde des Inhalts oder eine zu geistlose Einkleidung; war es auch nur ein unedles, die Schönheit des Gedankens entstellendes Bild, ein ins Platte fallender Ausdruck, ein unnützer Wörterprunk, ein unechter Reim oder harter Vers, was die harmonische Wirkung des Ganzen störte: so war uns diese Störung bei so vollem Genuis um so widriger, weil sie uns das Urtheil abnöthigte, dass der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, kein gereifter, kein vollendeter Geist sei, dass seinen Producten nur deswegen die letzte Hand fehlen möchte, weil sie — ihm selbst fehlte.«

Unter den mancherlei Vorwürfen, die Schiller gegen Bürger erhebt, ist auch der, dass er nicht richtig oder eigentlich gar nicht seine Personen idealisiere, was er durch Analyse einer Reihe der Bürger'schen Gedichte, wie »Blümchen Wunderhold« u. a. erweist. Bürger antwortet ihm hierauf: »Besonders wünschte ich dem Begriffe einer »idealisierten Empfindung«, diesem mirabile dictu, nur eine einzige »interessante« Anschauung aus irgend einem alten oder neuen, einheimischen oder fremden Dichter, der das Mirabile so recht getroffen hätte, untergelegt zu sehen. Mit Vergnügen biete ich zu dieser Ausführung meine »Akademie der schönen Redekünste« an. Denn da ich ohnehin schon so sehr mit Wunden bedeckt bin, so mag der zürnende Kunstgenius nur vollends, sogar auf eigenem Grund und Boden, mich zum Ecce homo machen, wenn ich wirklich und überall, auch in dem gelungensten meiner Producte, mich so schwer an der Kunst des Schönen versündigt habe, als es aus dieser Recension das Ansehen gewinnt. Mein Kritiker, nein, er ist kein Künstler, er ist ein grübelnder Metaphysicus. Kein ausübender Meister erträumt sich so nichtige Phantome, als »idealisierte Empfindungen« sind. . . . . O Petrarca, Petrarca, der du »eigenthümlicher« als je einer sangest, der du »idealer« als je einer für deine Laura empfandest, Sonne der lyrischen Dichtkunst, die du Jahrhunderte durchstrahltest, wo bleibst du nun vor dem höheren Glanze dieses kritischen Kunstgeistes?«

Im Jahre 1792 veröffentlichte Bürger außer der schon erwähnten ironisierenden Antikritik ein symbolisch-allegorisch-satirisches Gedicht: »Der Vogel Urselbst, seine Recensenten und der Genius«, in welchem er seinem Kritiker heimleuchtet. Das Gedicht, im Umfange von 209 Versen, enthält Stellen von beißender Satire und

Digitized by Google

bewirkte, dafs Bürger in der unerquicklichen Affaire die Lacher auf seiner Seite hatte.

Noch einige kleinere Spottgedichte und Epigramme Bürgers zeugen davon, wie tief ihn Schillers Anklagen gekränkt haben und wie sehr er vergeblich bemüht war, sein beleidigtes Gefühl zu verbergen. Eines dieser Gedichte aus dem Jahre 1792 lautete folgendermaßen:

Ueber eine Dichterregel des Horaz.

Non satis est pulchra esse poëmata; dulcia sunto,
Et quocunque volent, animum auditoris agunto.

»Schön sein, reichet hin; auch würzig müsse das Lied sein,
Und des Hörers Gemüth locken, wohin es nur will!«
Dieses Geheimnis der Kunst verrieth ein unsterblicher Meister.
Jedem gelang auch das Lied, der das Geheimnis ergriff.
Aber seit gestern verstehen die Krämer scholastischer Schönheit
Jene besiegende Kunst besser, als Stümper Horaz.
Lecke, so will man, die Form nur schönlich; ihr wässriger Inhalt
Mache nicht wohl und nicht weh, schmecke nicht sauer, noch süß! —
Deinem Genius Dank, dafs er, o grübelnder Schiller,
Nicht das Regelgebäu, das du erbauet, bewohnt!

Dieses, sowie ähnliche satirische Gedichte finden sich in den »Aesthetischen Schriften«, welche Karl v. Reinhard aus Bürgers handschriftlichem Nachlasse 1832 veröffentlicht hat. Gottfried August Bürger hat den Streit mit Schiller, der, wie wir gesehen haben, kein rein persönlicher, sondern ein solcher um ästhetische Principien gewesen ist, nicht lange überlebt. Schon seit einem Jahre leidend, innerlich gebeugt und entmuthigt, starb er zu Göttingen am 8. Juni 1794. Hat die spätere Zeit nicht ihm, sondern Schiller Recht gegeben, so erfordert es doch die literarhistorische Gerechtigkeit, anzuerkennen, dafs Gottfried August Bürger, welcher im dritten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts zu den Bahnbrechern unserer Nationalliteratur gehörte, durch seine Balladen-Dichtungen, welche von echter, frischer Volksthümlichkeit sind, mit einer der wirklichen Bereicherer unserer deutschen Poesie gewesen ist. Als solcher ist er in der Literaturgeschichte auch allgemein anerkannt.

Dem Jüngsten der Jungen der Aelteste der Alten.

»Pessimistisch! realistisch!
Wer nicht beistimmt, ist ein Tropf,
Und ihm schlagen wir die Leier
Ohne weiters an den Kopf.

Mit dem Leben zu versöhnen,
Sei der Zweck der Poesie?
Nur für Weiber und für Kinder
Passt die lahme Theorie.

Wir verbinden keine Wunden,
Lindernd sie mit Oel und Wein;
Reißen lieber auf sie wieder,
Wenn vernarbt sie sollten sein.

Fort mit Pflästerchen und Schminke!
Wie sichs uns vor Augen stellt,
Zeichnen wir euch nackt das Laster
Auf die Fäulnis dieser Welt.

Digitized by Google

Mit den grellſten Farben malen
Armuth, Kummer wir und Noth;
Preiſen als die einzge Rettung
Einen maſſenhaften Tod.

Feuer fließt durch unſre Adern,
Weil das Herz uns ſteht in Brand;
Glühende Geſänge ſchleudern
Wir, Vulcanen gleich, durchs Land.

Unſer Dichterhaupt zu ſchmücken,
Steht ein Lorbeerwald bereit;
Und man wird uns rühmend nennen
Herolde der neuen Zeit.«

Nur ſo fort! Doch ſorgt für Spott nicht,
Kommt nichts Größeres heraus,
Als aus dem bewußten Berge
Die bewußte kleine Maus!

Julius Sturm.

In ein Stammbuch.

Ein Gedicht hätt ich verſprochen
Dir, die ſelbſt du ein Gedicht?
»Wenn die liebe Sonne ſticht
Und die Lüfte grauſam kochen,«
Warnt Apoll, »da ſinge nicht.«

Aber wär auch Winterſchweigen,
Kurz der Tag und lang die Nacht,
Dennoch hieß es: ſtumm ſich neigen,
Denn — der Bräutgam hält die Wacht.

Robert Waldmüller.

Widukind.

Dumpf rollen die Donner durchs Weſerthal,
Von Blitzen leuchten die Berge fahl,
Der Sturm in den heiligen Eichen braust
Und ſchüttelt die Wipfel mit eherner Fauſt,
Und aus der Wolken nächtlichem Schoß
Ringen ſich rauſchende Ströme los.

Da ſitzt im dunklen, heiligen Hain
Am runenbedeckten Opferſtein
Der Sachſenherzog, Widukinds Macht,
Und ſchaut mit finſtrem Blick in die Nacht
Und ſtützt mit müden Händen das Haupt,
Dem manche Locke der Gram ſchon geraubt.

Digitized by Google

Sein Schwert ist zerbrochen, zerspalten sein Schild,
Und durch den Panzer sein Herzblut quillt.
Im bitteren Schmerze nicht achtet er drauf,
Das fliehende Leben — er hält es nicht auf:
Ihn kümmert nicht länger Leben und Blut,
Seitdem er verloren das köstlichste Gut.

Des Sachsenlands Freiheit sank in den Staub,
Die Heimat wurde des Feindes Raub.
Umsonst hat mancher sächsische Held
Sein Leben gelassen im blutigen Feld:
Es ward nach des Krieges eisernem Recht
Der Franke zum Herrn und der Sachse zum Knecht.

Die Blitze zucken, der Donner rollt,
Und tief in der Seele der Herzog grollt:
»Einst glaubt ich, es werfe vom himmlischen Sitz
Der mächtige Wodan den zackigen Blitz,
Und Donar schwinge des Hammers Wucht,
Dass widerhalle die felsige Schlucht.

Der Glaube war eitel. Denn wär es kein Wahn,
So läge der Franke auf blutigem Plan,
So möchte der fränkischen Priester Gebein
Schon lange die Beute der Wölfe sein.
Doch jene beschützte der fränkische Gott
Und machte die Götter Walhallas zum Spott.«

Er rufts. Da leuchtet es hell wie der Tag,
Da tönt ein krachender Donnerschlag.
Die Berge zittern, es bebt der Wald,
Da naht eine weiße, hohe Gestalt.
Ein Schauer rinnt durch Widukinds Leib,
Und vor ihm steht ein herrliches Weib.

Wie Sterne schimmert ihr Augenpaar,
Im Winde wallt ihr goldenes Haar.
Ein Flügelhelm ihr das Haupt beschützt,
Des Speeres eichener Schaft sie stützt,
Und über das faltige, weiße Gewand
Ein Panzer aus silbernen Ringen sich spannt.

Sie spricht, und zürnend die Stimme tönt:
»Bist dus, der die Götter Walhallas verhöhnt,
Der sie will meistern mit spöttischem Wort?
Glaubst du, dein Lästern scheuche sie fort,
Du staubgeborener Sohn des Nichts!
Sie werden dich treffen am Tag des Gerichts.

Beschlossen war es im ewigen Rath:
Ihr solltet euch retten durch männliche That.
Auf Erden herrscht nur der Muth und die Kraft,
Euch aber hat Schwäche und Furcht erschlafft.
Nur dem Unverzagten im feindlichen Schwarm
Erweist sich hilfreich ein göttlicher Arm.

Nicht haben die Götter von euch sich gewandt,
Ihr habt sie verlassen, ihr habt sie verkannt;
Als ihr euch selber verließet im Streit,
Da gaben sie preis euch dem bitteren Leid.
Denn mächtig in Walhalls Burgen gebeut
Von Ewigkeit her Allvater noch heut.

Digitized by Google

Schau dort!‹ Und sie tritt an des Haines Rand.
Da baut sich ein Bogen hoch über das Land,
Gewölbt auf schwärzlichem Wolkengrund,
Ein farbig schimmerndes, prächtiges Rund,
Und drüber wandeln ernst und hehr
Die Götter Walhallas in Kriegeswehr.

Der große Wodan führet die Schar.
Wie glänzt sein Auge so wunderbar,
Die Lanze schimmert, die Brünne gleißt,
Sein Rabenpaar um das Haupt ihm kreist.
Gebietend hebt er den Speer empor,
Und donnernd öffnet sich Walhalls Thor.

Auf Rosses Rücken Walküren nahn;
Sie nehmen zur Erde die rauschende Bahn,
Und plötzlich hebt sich die göttliche Frau
Vor Widukinds Augen ins Wolkengrau,
Und bei der Blitze röthlichem Schein
In Walhall ziehen die Himmlischen ein.

Da wirft sich der Herzog nieder zur Erd,
Dann aber rafft er empor sein Schwert
Und hebt vertrauenden Blicks sein Haupt:
›Noch herrschen die Götter, an die wir geglaubt.
Drum sei von neuem und unverzagt
Für Sachsens Freiheit der Kampf gewagt!‹

A. Bessel.

Vision.

Da kommen sie herangesetzt,
Das treibt und jagt und rennt und hetzt,
Das hastet und stolpert und trappelt und läuft,
Das tastet und tappt und hascht und greift,
Durch Nacht und Nebel ohn Ruh und Rast; —
Und allen voran in fliegender Hast,
Mit nackten Armen, geschminkten Wangen,
Den Leib mit buntem Flitter behangen,
Zu den Hüften emporgeschürzt das Röcklein,
Gar sorgsam gekräuselt die goldgelben Löcklein,
Verheißenden Glanz im feilen Blick:
Des Zufalls Tochter, genannt — ›das Glück‹.

Und hinterdrein, ihnen hart im Genick,
Da schlottert geschäftig, als giengs um die Wett,
Ein langbeinig klapperdürres Skelet. —
Jetzt reckt es seine Knochenhand
Und packt beim schwarzen Rockschoßrand
Einen Herrn in tadelloser Toilette,
Mit blitzenden Ringen, schwergoldner Kette,
Feist schwabbelndem Bäuchlein und kahlem Kopf,

Digitized by Google

Der Mamsell Glück just hält am Schopf.
Vor Schreck läßt er los das blonde Gelock:
»Was fällt Ihnen ein?! — Mein neuer Rock!
Wer sind Sie denn eigentlich, kreuzsapperlot?« —
»Gestatten, Herr Mayer, mein Name ist — Tod.«

Otto Falckenberg.

Phaethon.

Aufwärts! aufwärts!
Göttliche Rosse, hindurch!
Seht, schon sinken die Nebel,
Fliehen und fließen und flattern in nichts,
Und berauschend umflutest du mich,
Heilige, reine, ambrosische Luft! —

Selig rastet der Blick! —
Erde, du traute, du liebliche Mutter,
Nie so prangend erschienest du mir!
Wälder säuseln
Im Morgenwind,
Klingende Ströme
Wallen zum Meer,
Ueppige Triften,
Blumen und Früchte,
Alles schimmert, badet und lacht
In den verjüngenden Frühlichtswogen. —

Dort, was funkelt zu mir
Von den Kuppen der Berge,
Hellaufblitzend aus schwelendem Rauch?
Feiergesänge
Schallen melodisch empor,
Priester in weißen Gewanden
Heben die Hände vor kniendem Volk,
Danken und grüßen herauf,
Danken der Allerfreuerin Sonne!

Ha, mein schwellendes Herz,
Fasse die Wonne und brich mir nicht,
Mir erglänzen die Feuer,
Mir erschallen die dankenden Lieder,
Was auf Erden sich athmend freut,
Heute lebt es und freut sich durch mich!

Höher! Höher!
Unter mir tief
Schwindet der irdische Grund!
Neue Sterne,
Aus der Unendlichkeit Schoße geboren,
Sausen vorüber im rauschenden Reigen,
Und harmonisch rühren mein Ohr
Götterentzückende Sphärenklänge!

Nun allein!
In den unendlichen Weiten allein!
Sei mir freudig gegrüßt,
Heilig herrliche Einsamkeit!
Freiheit über mir,
Unter mir Freiheit,
Hehr und still, gewaltig und ernst,
Wie die erlösenden, reinen Gedanken,
Die mir das trunkene Haupt durchwogen. — — —

Stutzt ihr, Rosse? — Wovor? —
Dort in der Ferne
Ballt sich ein düstres Gewölk!
Donner rollen
Näher und näher
Dort — und dort —
Schreckvoll zittert das All.
Neidischer Zeus, ich erkenne dich wohl!
Aber mein Herz
Lacht in den Graus,
Meiner Sonne
Siegende Macht
Hemmen die Wetter umsonst!
Ha, schon züngelt der Blitz!
Triff denn mich,
Flammender Strahl!
Sonne, Sonne, hindurch!
Wonnevoll grüß ich den Tod!

Paul Sartori.

Störenfried Liebchen.

Immer liebt ichs, ungestört
Meine Muse anzubeten;
Liebchen nur bleibts unverwehrt,
Dann auch bei mir einzutreten.

Digitized by Google

Leise naht sie, gar auf Zehn,
Leise geht sie, kaum zu hören,
Oeffnet leise, nachzusehn,
Ob sie wirklich nicht mag stören.

Und mit schelmisch zagem Blick
Zögert noch sie auf den Stufen.
Nur herein! Wem wär das Glück
Nicht willkommen, ungerufen?

Konrad Schmidt.

Voras Lieder.

(Für ein Epos bestimmt.)

Als allerbesten Herzensfreund
Seit frühster Kinderzeit
Erkor ich mir den grünen Wald
In Glück und Traulichkeit.

Wie hallt sein Flüstern seelenvoll
Im rauschenden Getön!
Wie prangt der Blumen reicher Flor
Für mich so sommerschön!

Ach, und der Gute weiß es wohl,
Wie er mich ganz bestrickt,
Wenn er mit Beeren, roth und blau,
Mich treubesorgt erquickt.

Auch muntre Ständchen bringt er dar
Durch Vögleins Jubellaut;
Im Spiel der Winde küßt er lind,
Mich, seine kleine Braut.

Wie gern mein Herz der Stunde denkt,
Da du das Zweiglein mir geschenkt
Von dunkelblauem Flieder
Zum Sonntagsschmuck fürs Mieder!

Da wars erst recht mit einem Schlag
Der allerfrohste Feiertag.
Den Wald wir still durchgiengen
Beim Kirchenglockenklingen.

Wir fühltens beide tief und wahr,
Auch ohne Worte wards uns klar,
Daſs uns geeint zum Bunde
Die Weihe dieser Stunde.

Wie ward nur mein Geheimnis kund
Dem einen, dem ich gut?
So recht ins Auge ihm zu sehn,
Fehlt mir der kecke Muth.

Und naht er hoch und jugendschön,
Lauf ich am liebsten fort;
Tönt seine Rede weich und lind,
Wie hart erklingt mein Wort!

Doch scheint mir, ein Verräther treibt
Sein unerbeten Spiel.
Das ist der Wangen Purpurglut;
Sie löst der Räthsel viel.

Sie kündet, was ich selber nicht
Mir wage zu gestehn,
Daſs Liebe mir im Herzen brennt,
Seitdem ich ihn gesehn.

Kommt mirs zuweilen in den Sinn,
Daſs ich recht kurz und schnippisch bin,
Mußt dus nicht übel nehmen,
Darfst dich darum nicht grämen.
Denn höre zu, mein Schätzelein:
Man will doch auch erobert sein.

Ja, eine Festung ist mein Herz;
Da brauchts Geschütz von schwerem Erz.
Mußt seufzen und mußt schmachten,
Soll ich dich nur beachten.
Drum streng dich an, mein Schätzelein:
Man will doch auch erobert sein.

Hast dus gleich immer gut gemeint,
So bist du doch mein lieber Feind.
Muſs ärgern dich und necken,
Will nicht die Waffen strecken.
Ja, ja, mein liebes Schätzelein:
Man will doch auch erobert sein.

Als wär er König über Land und Meer,
So wandelt stolz mein trauter Freund einher.
Wie schmuck er ist im grünen Jägerputze,
Im spitzen Hut mit keckem Federstutze!

So fest und markig ist der Stimme Schall,
Wie lauter Feldherrnruf, wie Donnerhall.
Doch ists der lieben Stimme auch gegeben,
In Zärtlichkeit und Sanftmuth zu erbeben.

Welch unergründlich finstre, tiefe Nacht
Ist seiner Augen wundersame Pracht!
Und dennoch strahlts aus diesem ernsten Dunkel
Mir froh ins Herz wie Sonnenlichtgefunkel.

Anna Liebhold.

Digitized by Google

„Der betende Knabe."

Antike Statue im alten Museum zu Berlin.

Oft weil ich vor der lieblichen Gestalt,
Ergriffen von der Schönheit Allgewalt.

Ungläubge, schaut! begebt ihr euch des Rechts,
Des Trosts, zu heißen göttlichen Geschlechts?

Lebendiger kein ander Bildnis spricht
Vom Zug der Seele nach der Gottheit Licht.

Ja, schöner kündet nicht der schönste Sang
Der Menschheit sehnsuchtsvollen Glaubensdrang!

Und wer bewundernd hier versunken steht,
Dem wandelt sich das Schauen zum Gebet.

Emilie Broescher.

Sehnsucht.

(Angeregt durch Alma Tadimas Bild »Sappho«.)

Hier sitz ich einsam träumend
In ländlichem Sommerexil
Auf meines Landhauses
Solidem, steinernem Balkon,
Und spähe hinauf in die schwindelnde Höhe
Zu den funkelnden Sternen,
Und hinab auf den grünen,
Grillenumflöteten Wiesenpfad,
Wo der Landstadt selbstbehagliche Honoratioren
Heimschwanken vom Festmahl,
Mit gequollenen Herzen und Leibern
Und eingetriebenen Cylindern.

Schon erlauscht klopfenden Herzens
Am Küchenfenster der Nachbarvilla
Die dralle, vollbusige Dienstmagd
Des heimstapfenden Herrn Professors
Festweinschweren Schritt.
Und kreischend entflieht sie
Den liebelechzenden Armen
Des hoffnungsvollen Alumnen,
Des verdorbenen Früchtleins,
Das der sorgliche Vater entsandte
In der Provinzstadt nüchterne Oede,
Dass der Sohn gesunde
Vom erschlaffenden Großstadttaumel
Am wogenden Busen der freien Mutter Natur.
Busen der Mutter Natur?
Armer, armer Vater! —

Da wandeln sie, wandeln glücklich,
Spießbürgervolk,
Harmlos Herdenvieh!
Und in ewigem, schalem Gleichmaß
Dreht sich träg ihrer Einerlei-Tage
Einförmig-zirkelrundes Gleis.

Nacht! Nacht! o Nacht!
An deinen umschleierten Busen,
Als wärs ein Festtag,
Lass mich flüchten, du göttliche,
Tröstende, unergründliche,
Aus des Daseins werkeltäglicher
Unerträglicher Qual!
Von des schwarzen Gebirgs
Wolkenumtanztem Haupte
Wehe mir kühlende Labung
Um die heißpochenden Schläfen!
Würzig umwogt mich der Odem der Berge.
Schwarzwaldluft!
Tannenduft;
Und im knospenden Mondlicht
Enthüllt sich den trunkenen Blicken
Hertenstein, die zinnentrutzige,
Zwillingsthürmige Veste.

Süßer, seliger Zauber
Der stillen Mondnacht!
Willst du nicht weilen?
Entflichst du so schnell?
Was schnaubt daher

Digitized by Google

Mit Flammenflügeln
Die Hügel entlang?
Funkenprasselnd,
Räderrasselnd,
Keucht es und stöhnt es.
Eine Feuerschlange,
Hart mir zu Füßen!
Aus kaltem Norden
Zum sonnigen Süden
Hastet der Eilzug,
Schneidend gellt sein Pfiff durch die Nacht.
Und die weiten Thale
Hallen ihn wieder
In schauerlich süßer Melodie.

Wehe! Wehe!
Was wird mir so feucht
Ums träumende Auge?
Was weitet mein Blick sich
Geisterhaft weit?

Sehnsucht! verzehrende Sehnsucht!
Auf der Sehnsucht silberweißem,
Nimmerrastendem Fittig
Schwingt sich der Geist, der fesselfose
In des Eilzugs Tosen
Weit, weit über Raum und Zeit: —

Den marmorweißen, hochragenden,
Zinnengeschmückten Söller
Vergoldet die sinkende Sonne,
Auf Strahlenflügeln niedertauchend
In den purpurnen Ocean.
Die Wogen brausen und rauschen,
Geheimnisvoll-wollüstig
Und tückisch verlockend.
Und hoch über den Wellen,
Auf schimmerndem Söller,
Auf dem Ehrensitze
Ruht Sappho, die glühende,
Die süßlachende, veilchenlockige,
In der weißbusigen Freundinnen
Schönheitsprangendem Kreis.

Die Mädchen träumen und lauschen,
Andachtversunken.
Die Herrin aber, die weltvergessene,
Lehnt das schöne, das stolze Haupt
Auf die liebegefalteten Hände,
Ueber das weiche, schwellende Kissen,
Drauf des süßen, siegenden Sängers
Der ruhmreiche Kranz des Lorbeers harrt.
Und ihr sehnsuchtschimmerndes Auge
Durchbohrt magnetisch-geheimnisvoll
Voll dämonischen Schauers
Den süßen, sieghaften Sänger.
Der aber sitzt ihr genüber,
In den Prunkstuhl gekauert,
Die Leier in Händen,
Die reichgezierte, tieftönende,
Im gesenkten, sinnenden Blicke
Verhaltene Glut. —
Weltverloren starrt er zu Boden
Und achtet der hohen Dichterin nicht;
Sein Sehnen weilt bei Melitta,
Dem sonnig heiteren Kinde,
Das süßer Ahnung voll
Mit jugendfröhlichem Antlitz,
Den Weinkranz im Haar,
Wie ein lebendiges Lenzgedicht
Dasteht neben der plänespinnenden,
Ahnungslosen Herrin.
Und die schwarzen Wogen brausen und rauschen,
Geheimnisvoll-wollüstig
Und tückisch verlockend.

Liebtest du mich, o süße Sappho,
Nimmer würd ich dich verschmähen!
In deinen weißen, weichen Armen
Fänd ich Ruhe und selig Vergessen
Der nichtigen, schönheitsarmen Welt.
Auf deinem Marmorsöller am Meer
Träumt und sänge es sich schöner,
Als auf prosaischem Backsteinbalkon
In einem deutschen Krähwinkel.

Hei! da pfeift es scharf um mich her,
Nicht wie Wehen hellenischer Lüfte.
Schwarzwaldnachtluft! Böser Bergwind!
Wer ihn kennt, hütet sich wohl
Vor dem gliederzwickenden Burschen!
Schließen will ich die Thür und hereingehn
In mein gemüthlich Musikerstübchen
Und träumen, träumen . . .
Von Sappho!

Otto Michaeli.

Frage.

Als dich zum erstenmal mein Fuß betrat,
O schönes Land, du Heimat der Poeten,
Geschah es schüchtern nur und zagen Schrittes. —
Durch eine Spalte jener Pforte wohl
Blickt scheuen Auges ich hinein und staunte!
Denn was ich sah, das war — ein Garten Eden.
Und heiße Sehnsucht drängte kühn und kühner

Digitized by Google

Mich weiter vorwärts; zwar voll Angst und Bangen,
Dass man den Fremdling höhnend mustern würde! — —
Doch sieh, ich zeigte meinen Pass, und freundlich
Bot man die Hand mir, dass den Weg ich fand
Und frohe Umschau hielt auf fremder Erde. — —

— — O holdes Märchenreich, das ich gefunden!
Du Dichterheim, sei innig mir gegrüßt! — —
Auf grünen Matten sprossten seltne Blumen
Mit süßem Duft und weißen Blütenkelchen
Auf schlankem, hohem, königlichem Stiel.
Und in der Ferne hört ich Quellen rieseln,
Als sängen sie uralte Melodein
Von schönen, halbvergessnen Märchensagen,
Von Glück und Leid, von Heimat und von Minne:
Hoch über mir das schwermuthdüstre Rauschen
Der dunklen Tannen und das Blätterrieseln
Von ernsten Eichenbäumen, schattgen Buchen! —
Ein reines Wehen duftgetränkter Lüfte
Umfieng mich sanft und kühlte mir das Haupt.
Und mählich schwand von meinem wunden Herzen
Die alte Last, die centnerschwer dort ruhte;
Aus meiner Seele quolls wie heilges Lachen
Und jauchzend streckt ich meine Arme aus. — — —

Noch immer weiter schritt ich selge Pfade,
Geleitet stets von freundlich kundger Hand.
Da langt ich an bei eines Hügels Halde.
Umgeben ganz von goldnem Sonnenglanz
Sah ich sie prangen dort in ihrer Schöne,
In stolzer, königlicher Einsamkeit,
Von hohen Farrn und zarten, schlanken Gräsern
Rings schützend eingezäunt — die blaue Blume! —
Ein leiser Windhauch neigte ihre Glocken
Mir wie zum Gruß entgegen, traumhaft klang es
Wie süß Geflüster an mein lauschend Ohr. —
Sie stand zu Füßen einer hohen Palme,
Aus deren Krone wie von Engelslippen
Der lieblichste Gesang herniedertönte.
Ganz deutlich meint die Worte ich zu hören:
»Sei uns gegrüßt, du stiller, blasser Wandrer,
Und, willst du, bleib ein Bürger dieses Reiches!
Denn: — Wem die blaue Blume zugeläutet
Mit ihren Blütenglocken süße Grüße,
Dem ist sie hold, die Königin Poesie,
Schlägt ihn zum Dichter, gibt ihm Heimatsrechte!« — —

— — — — — — — — — — — —

— — War es ein Traum, ists wahr, was ich vernommen?
Hat mich ein falsches Trugbild nur geäfft? — —
Ich wandle wieder altgewohnte Pfade,
Da rauhe Stürme wehn, und Dorn und Disteln

Digitized by Google

Um meinen Fuß sich üppig-wuchernd ranken. —
— Hat man vor mir die Pforte zugeschlagen
Und meiner Hand entrissen Pass und Schlüssel? —
Hat nie die blaue Blume mich gegrüßt?
Bin ich ein Fremdling doch in eurem Lande,
Den ihr als Gast nur duldet unter euch? — — — —

Gebt Antwort mir, ihr Dichter und Poeten! — — — —

Magda Fuss.

Post festum.

Die Freude versunken,
Die Blumen verblüht.
Erloschen die Funken,
Die blitzend gesprüht
Im Auge, im hellen,
Im klaren Krystall!
Die Stunden, die schnellen,
Der fröhliche Schall
Verflogen, verklungen —
Wie Traum einer Nacht,
Was froh wir gesungen
Gescherzt und gelacht,
Die liebliche Weise,
Des Jubels Gebraus —
Und traurig und leise
Geht Heimweh durchs Haus. —

Anna Theiß.

Fata morgana.

Gleich einem müden Wandrer in der Wüste
Schritt ich dahin des Lebens rauhe Bahn.
Trostlose Oede, die mein Auge grüßte,
Wohin ich sah. Da tratest du heran.

Da war gestillt mein sehnendes Verlangen.
Und rüstig schritt ich über Stein und Dorn.
Denn als Oase lag im Maienprangen
Vor mir dein Herz mit seinem Liebesborn.

Das war ein Ziel, wohl wert, danach zu streben.
Wie schwellte Hoffnung meine junge Brust!
Wie träumte ich von selgem Liebesleben!
Dich zu erwerben, welche Götterlust!

Vorbei! Vorbei! Das Trugbild ist zerstoben.
Statt der Oase hier ein kleines Grab.
Das schöne Märchen, das mein Traum gewoben,
Es sank mit dir in diese Gruft hinab.

Verloren irrt mein Blick durchs wüste Weite,
Und trostlos kehrt er zu der Gruft zurück.
O könnt ich, Liebste, ruhn an deiner Seite,
Mein Leid gebettet zum zerschellten Glück!

F. Küchler.

Digitized by Google

Was heißt Dichter sein?

Dichter heißt ein Denker sein
Und ein Maler obendrein
Und ein Musiker daneben
Und ein Kenner guter Reben,
Tagesgötzenkühnverbrenner,
Der, ein echter Gottbekenner,
Hoch das Kreuz der Liebe hält
Und die Wodanseiche fällt.

Philipp Sartorius.

Der Traum.

Hielt mich in stürmischer Herbstesnacht
  Seliger Traum jüngst umfangen:
Schaute in üppiger Maiennacht
  Frühlings erwachendes Prangen.

Sah ich mich wandeln an Baches Rand,
  Herzallerliebsten am Arme;
Fühlte den innigen Druck seiner Hand,
  Küsst ihm die Lippe, die warme. —

Standen wir still am Hollunderbaum,
  Sahen hinab in die Wogen. —
Und wie ein schöner, unsagbarer Traum
  Kams in die Brust mir gezogen! —

Schien mirs doch, dass ich mein irdisches Glück
  Fest in den Armen halte . . . . .
Klirrend schlugs da das Fenster zurück,
  Weckt mich der Nachthauch, der kalte.

Liebster ist fort und ich sitze allein,
  Halb noch versunken im Traume — —
Draußen fegt zitternd im Mondenschein
  Sturm welke Blätter vom Baume . . . . .

Ludwig Lessen.

Das ist die Liebe!

Du siehst mich forschend an mit dunklen Augen,
Bald froh und siegesmuthig, bald verzagt,
Mein Herz erbebt bei deinen Flammenblicken,
Und zitternd, ahnungsvoll hab ich gefragt:
  Ist das die Liebe?

Digitized by Google

Ich will entfliehn und ſteh wie angewurzelt,
Tönt mir von fern her deiner Stimme Klang;
Nacht wirds vor meinem Blick, es bebt die Erde,
Und wieder frag ich ahnungsvoll und bang:
Iſt das die Liebe?

Da nahſt du Stolzer mir! ein Druck der Hand —
Der ganze Himmel ſteigt zu mir hernieder,
Und tauſend Engelsſtimmen hör ich ſchallen,
Und jauchzend tönt es meine Seele wieder:
Das iſt die Liebe!

Ines Rosa Solf.

Ungeſtilltes Sehnen.

Was brauſeſt du, Welle, mächtig daher,
Hältſt den ſinnenden Blick mir gebannt?
Bringſt Grüße du mir übers weite Meer
Aus fernem, fremdem Land?

O könnt ich ziehen über die See,
Wohin die Sehnſucht mich trägt,
Dann endete wohl das heiße Weh,
Das ſo ſtürmiſch das Herz mir bewegt!

Die Waſſer ſchäumen, es braust die Flut;
Doch bald — ein wechſelndes Bild —
Im Mondenſchimmer die Woge ruht.
Nur das Sehnen wird nimmer geſtillt.

Marie Hunte.

Lieb erzeuget Gegenliebe!

Lieb erzeuget Gegenliebe!
Wer erdacht wohl ſolche Märe?
Wer verbreitet ſolche Lehre?
Wer will dieſem Zauber trauen?
Wer will auf ſolch Wunder bauen?

Lieb erzeuget Gegenliebe!
Wär es wahr, gäbs Liebesſchmerzen?
Wär es wahr, gäbs kranke Herzen?
Wär es wahr, gäbs ſo viel Thränen?
Wär es wahr, gäbs ſolches Sehnen?

Lieb erzeuget Gegenliebe!
Weh, ihr ſchönen Worte lüget!
Weh, das Ohr ihr ſchmeichelnd trüget!
Wehe, Lieb hat keine Macht!
Wehe, daſs ihr je erdacht!

Lonny Pelham.

Digitized by Google

Ueberall Liebe.

Als Gott die Welt erschaffen,
Mit starker Hand aus Nacht;
Aus Oede und aus Leere
Ward wunderreiche Pracht:

Da schuf er auch die Liebe,
Als Theil von seinem Sein,
Und gab sie seinen Kindern
Mit in die Welt hinein.

Und Wonnefunken sprühend,
Beglückend, wo sie glüht,
Seit diesem Tag die Liebe
Das weite All durchzieht.

Max Kretzbach.

An die ersterbende Natur.

Um die Ecken hör ichs pfeifen
Durch die Straßen jagts dahin —
Welke Blätter aufwärts flattern,
Zweige neigen her und hin.
Sturmwind trägt in wilden Weisen
Klagen durch die weite Flur —
Brausend singt er in den Wäldern:
»Schlafen geht nun die Natur!
Reich geschmückt soll ihre Kammer,
Weich ihr Ruhekissen sein —
Viele tausend Blätter muss ich
Für ihr Lager sammeln ein.«

Und er rüttelt alle Aeste,
Und er streift keck das Gehege —
Bricht vom Stamm die stolze Rose,
Schont das Blümchen nicht am Wege.
Heulend fährt er durch die Schluchten
Ueber Hügel, Stadt und Land,
Bis mit seiner reichen Bürde
Er sich müde hat gerannt.
»So — da hast du, liebe Traute,
Das, was Lenz und Sommer gab!
Deine Kinder sinds. Sie steigen
Willig mit dir in dein Grab. —

Waleska Tomaszewski.

Ob so ein gelbes, welkes Blatt sich auch wohl einer Zukunft freut?

Es geht ein Sterben durch die Welt.
Was hoffnungsgrün am Baume hieng,
Als welkes Blatt zu Boden fällt,
Nun da der Sommer schlafen gieng.

Und weißt du noch, wie hoffnungsgrün
Das Blatt entstand im Lenzesschein?
Und wie es, herrlich sprossend, schien,
Es wollte ewig lebend sein?

Es sog der Sonne Flut und Strahl
So gierig, lebenskräftig ein
Und schien in diesem Erdensaal
Des ewgen Lebens sich zu freun. —

Digitized by Google

Die Sonne schied. Die Luft ward kalt.
Es fror das Blatt im Windeswehn.
Es wurde welk, es wurde alt:
»Nun muſs ich doch von dannen gehn.

Wohin? Wohin? — Ob mir wohl mal
Ein Auferstehen ist beschert?
Ob mir der Sonne warmer Strahl
Noch einmal wieder wird gewährt?«

Wohin? Wohin? O sage, hat
Man ihm verwehrt die Seligkeit? —
Ob so ein gelbes, welkes Blatt
Sich auch wohl einer Zukunft freut?

Max Kanhein.

Stromlieder.

Das ist ein Rauschen und Singen und Sagen!
Es träumt der Strom von Urwaldtagen,
Da Berge sich ihm entgegenstemmten,
Die Wege versperrten, den Lauf ihm hemmten;
Bis hämmernd und pochend Cyklopengewalten
Tunnele gegraben, Felsen gespalten:
Ins Mark mir donnern die Chöre, die vollen,
Des Haftbefreiten, Freiheitstollen.
Doch bald verrollt das wilde Rauschen;
Still wird der Strom, sich selbst zu belauschen.
Es wissen die Wogen zu preisen die Wogen,
Die weise der Freiheit Grenze gezogen;
Es wissen zu raunen die Wellen von Wellen,
Von schlangenglatten, gleißendhellen,
Die spielend über Tiefen gleiten,
Und über andre Heimlichkeiten.

Engelbert Albrecht.

Mitternacht.

Müde ruhen aus die Welten
In des stillen Schlafes Macht.
Einsam sitz ich noch am Fenster,
Starre träumend in die Nacht.

Rings ein langes, banges Schweigen,
Schwarz der Himmel wie ein Grab.
Nur von Zeit zu Zeiten rauschend
Klatscht ein Regenguſs herab.

Tiefer starr ich in das Dunkel,
Wild durchbebt von Wehmuthsglut,
Bin ein Jüngling noch an Jahren,
Sag, ist das der Jugendmuth?

Freud und Luft und Leid und Schmerzen,
Freud und Schmerzen, Leid und Luft
Jagten mir im tollen Taumel
Ewig wechselnd durch die Brust.

Ach! Mein Leben und mein Hoffen
Rann dahin wie Wellenschaum!
Sage, Herz, wann wird er enden,
Dieser lange, bange Traum?

Paul Hause.

Digitized by Google

Freundschaft.

(Nach Friedrich dem Großen.)

A. Bin Euer Freund und wünsche Euch viel Glück!
B. Helft, ich ertrinke! Reicht mir einen Strick!
A. Glaubt das nur nicht! Ihr werdet nicht ertrinken!
B. Helft schnell! Helft schnell! Schon fang ich an zu sinken!
A. Ei nicht doch! Nein, das wollen wir nicht hoffen!
Doch würdet wirklich Ihr vom Tod betroffen,
So seid gewiss, als Freund werd ich gleich morgen
Für eine wunderschöne Grabschrift sorgen!

Wilhelm Bertow-Corelli.

Wiedersehen.

Wo blieb, was ich so schwer erworben,
Vor deines Anblicks Zaubermacht?
Den Wunsch, der nie in mir gestorben,
Hast du zur Flamme neu entfacht.

Doch komm ich nicht mehr wild begehrend,
In knabenhaftem Frevelmuth,
Wie einst, in Sehnsucht mich verzehrend,
Ein Knecht der eignen Liebesglut.

Ein müder Pilger, kehr ich stille
Heim von des Lebens buntem Markt.
In heißem Ringen ist der Wille
Zum trotzgen Riesen mir erstarkt.

Die Leidenschaft ist längst verglommen,
Der Hoffnung Jubel längst verhallt.
Seit dich das Schicksal mir genommen,
Wards in der Brust mir stumm und kalt.

Du kannst ein Glück mir nicht mehr schenken,
Wie einst, so groß und wunderbar;
Ein Ahnen nur, ein süß Gedenken,
Wie glücklich ich vor Zeiten war.

Und doch, und doch! Soll nicht ersterben
Das Herz mir in des Lebens Pein,
Muss ich von neuem um dich werben,
Wie einst: Sei mein, sei wieder mein!

O. Oppermann.

Bücherschau.

Lieb und Leid. Gedichte von Gotthard Winter.

Winter hat Gedanken, Empfindungstiefe und Form: so ragen seine Gedichte unter den Tageserscheinungen der Lyrik hoch empor. Was übrigens die Form betrifft, so mag eine unberechtigte Eigenthümlichkeit gleich hier erwähnt werden.

Digitized by Google

Der Dichter wechselt auch in liedartigen Gedichten zuweilen das Versmaß, indem er Verse von steigendem Rhythmus unter solche mit fallendem mischt und umgekehrt, oder, indem er die Zahl der Hebungen nicht festhält. Dergleichen kann unter Umständen eine Schönheit sein, und ist es auch hier in einigen Fällen, aber öfter empfindet man es wie eine Nachlässigkeit. Die Zahl der Hebungen in den entsprechenden Versen muss jedenfalls im Lied unbedingt festgehalten werden. Eine Geschmacklosigkeit, die sich freilich nur auf die äußere Form bezieht, ist die neunfache Wiederholung der Anmerkung »Componiert von P. Umlauft«; an der ersten Stelle lesen wir sogar »Componiert von Paul Umlauft, dem Componisten der »Aganbecca«, der preisgekrönten Oper »Evanthia« u. s. w. Was hat es für einen Sinn, die Seite mit einem farbigen Strichrahmen zu umziehen und dann eine mit der Poesie sich nicht berührende Notiz hineinzuschreiben? Im Inhaltsverzeichnisse, wohinein sie gehört, würde die Notiz nicht, wie hier, geradezu wie eine Reclame erscheinen. Und einer Reclame bedarf es nicht, denn die Gedichte empfehlen sich selbst. Gerne gäbe ich mehr als eine Probe.

Wenn der junge Tag erglüht,
Wirds auch licht mir im Gemüth:
Heute, heute muss sie kommen!
Und mein Herz ist froh beklommen.
Und der Hoffnung Blume blüht;
Bis sie abends still sich schließt
Mit der Sonne letztem Schimmer:
Ferne bleibst du mir, wie immer,
Und die goldne Zeit verfließt.

Adolf Brieger.

Horaz. Oden und Epoden nebst fünf Elegien des Properz, übersetzt von **Eduard Kleber.** (Straßburg, J. H. Ed. Heitz, 1894.) Walther von der Vogelweide. Sämmtliche Gedichte, übersetzt von Eduard Kleber. (Ebenda.)

Wer sich daran macht, die Kinder der beiden Unsterblichen, des classischen alten Odendichters und des größten deutschen Minnesängers, nach Form und Inhalt möglichst getreu zu übersetzen, muss nicht bloß über die sprachlichen Schwierigkeiten hinweg sein und es verstehen, sich in den Geist dieser Schöpfungen zu versenken: er muss vor allem auch selbst Poet sein und ungesucht muss sich ihm das schöne und bezeichnende Wort finden, das die alten Dichter nicht bloß unserem Verständnis nahebringt, sondern auch jene Wärme des Empfindens und jene Freude am Schönen erweckt, welche uns vergessen macht, dass wir es mit Uebersetzungen zu thun haben. Eduard Kleber hat in diesen Beziehungen beinahe alles, was man wünschen kann. Seine Uebertragungen zeugen von gediegenem Wissen und von dem redlichen Streben, wirklich Schönes und Durchgeistigtes zu bieten. Bei dem römischen Dichter ist ihm letzteres auch besonders gelungen. Abgesehen von vereinzelten Härten, über welche gerade bei Horaz auch der beste Uebersetzer nicht ganz hinwegkommt, ist die Beherrschung der Form eine ganz vortreffliche, und in der Uebertragung lebt so viel echte Poesie, so sicheres Verständnis, dass wir die Arbeit mit aufrichtigem Vergnügen begrüßen. Die beigegebene Biographie des Dichters, die trefflichen Erläuterungen sowie die für das Verständnis ungemein wichtigen, kurz und klar gehaltenen Inhaltsangaben der einzelnen Gedichte sind um so dankenswerter, als sie ohne jede gelehrte Renommisterei geboten werden.

Etwas weniger glücklich ist Kleber bei Walther von der Vogelweide. Nicht als ob hier der poetische Pulsschlag fehle oder die Form wesentliche Uncorrectheiten aufwiese; aber der mittelhochdeutsche Dichter steht uns in mehr als einer Hinsicht näher als der römische; sein Empfindungsleben ist uns sympathischer und sein Patriotismus macht ihn uns werter. Gerade darum möchten wir aber auch gar nichts von der weichen Schönheit der Gedanken, von der Zierlichkeit und dem Wohllaut der Sprache, von der meisterhaften Form verdunkelt sehen, namentlich wenn es ohne besondere Schwierigkeiten vermieden werden könnte. Besonders bezeichnende Bilder und Wendungen mussten aber durchaus festgehalten werden, selbst wenn dabei einmal ein nicht ganz reiner Reim unterlaufen sollte, zumal solche überhaupt nicht ängstlich vermieden erscheinen. Mitunter ist von dem charakteristischen Wortlaut abgewichen worden, ohne erkennbaren Grund und ohne dass das Gedicht damit gewonnen hätte. So beispielsweise in »Lenzesahnen«, wo der Vers:

heide unde walt die sint beide nû val

übersetzt wird: »Schau, wie so kahl dir der Wald nun gefall«, während es viel stimmungsvoller und einfacher war, wörtlich zu sagen:

Heide und Wald sind beide nun fahl.

Auch warum in »Frühlingstraum« für suonetac nicht das ungleich wirksamere »Sühnetag« statt »letzter Tag« stehen blieb, wissen wir nicht. In »Das Tröstelein« ist es sprachlich wohl nicht ganz richtig, zu sagen für:

ich . . . gedâhte,
ich wolte von ihr dienste gân —
Ich gedachte, dass ich in ihrem Dienst
nicht blieb

und gerade hier lag eine wörtliche und bessere Uebersetzung trotz des Reims nahe. In »Der Wahlstreit I« wird das poetisch schöne untriuwe ist in der sâze — Untreue liegt im Hinterhalt — übersetzt mit »Verrath holt aus zum Schlage«, wobei

Digitized by Google

das so bezeichnende Bild verloren geht, obwohl es hier sehr leicht zu erhalten war. Im »Morgengebet« entsprechen die drei letzten Verse dem Original beinahe gar nicht, auch in den Sprüchen mit politisch-religiösem Grundzug fehlt manchmal die dem Dichter gerade hier eigenthümliche Kraft, die oft in einer einzigen Wendung liegt, welche der Uebersetzer abgeschwächt hat.

Indes all das kann uns nicht abhalten, auch die Walther-Uebersetzung als in der Hauptsache gelungen zu bezeichnen; namentlich einzelne Uebertragungen athmen Duft und Frische, wie das allerliebste »Heimliche Minne«. Darum sei dem Fleiße und der Tüchtigkeit Klebers alle Anerkennung gezollt, und die beiden Uebertragungen, welche ganz geeignet sind, Interesse und Verständnis für zwei große Dichter der Vorzeit im deutschen Volke zu wecken und zu beleben, warm empfohlen.

Anton Ohorn.

Satans Erlösung. Dichtung in sechs Gesängen von **Kurt v. Rohrscheidt.** (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Das Werk eines wirklichen Dichters, in der Erfindung eigenartig, in der Form tadellos, hie und da voll Gedankentiefe und echt dichterischen Schwungs. Der Dichter fragt sich in stiller Stunde, wie es sich denn mit der göttlichen Allgüte vertragen könne, dass Lucifer, der gefallene unter den Engeln des Herrn, für immer verdammt bleibe. Und da kommt ihm als Vision die Botschaft des Herrn an den Abtrünnigen, dass auch ihm Erlösung werden könne, und zwar durch die treu sich bewährende Liebe eines Menschenkindes. Satan wird Mensch und erfährt an sich das große Wunder, das ihm die himmlische Gnade verheißen, endlich wirklich, so wenig ers gewollt und gedacht. Und mit ihm wird auch den Sclaven Satans beim Weltgericht verziehen, so dass dann das Dasein der erlösten Seelen beginnen kann und im »heilgen Licht wunschlos die freien Geister« schweben dürfen. Einzelne Partien dieses Epos sind voll Kraft und Glut der Bilder und von heiß pulsierender Leidenschaft erfüllt. Besonders im zweiten und im letzten Gesange stößt man auf Stellen von fortreißender Wucht des dichterischen Ausdrucks. In der Mitte der Dichtung, überhaupt da, wo es sich um die Vorkommnisse auf Erden handelt, ist nicht alles frei von Trivialität. Auch Eigenart vermisst man hier, es geht etwas gar zu sehr nach dem in epischen Dichtungen für Liebesgeschichten üblichen Schema zu. Dagegen sind die eingestreuten Lieder, wenn auch wohl zu zahlreich im Verhältnis zum erzählenden Kern, sehr anmuthig und verrathen den geborenen Lyriker, der Rohrscheidt wohl in noch höherem Grade ist als Epiker. Unangenehm aufgefallen ist mir hinsichtlich der äußeren Form eine etwas verhängnisvolle Vorliebe des Autors für den Apostroph, besonders in Relativ- und Participial-Wendungen, wobei manchmal geradezu Unzulässiges mitunterläuft, wie z. B. »Welch' Qualen duldet« (S. 82), »Die unrein' und befleckte Hand« (S. 100), »Sein scheidend' Blick« (S. 46), »Des Sprossers sehnend' Ruf« (S. 25) u. ä. Gerade in einer so durch glatte Form hervorragenden Dichtung stören solche Kleinigkeiten. Alles in allem aber haben wir es in »Satans Erlösung« mit einer so erfreulichen Talentprobe zu thun, dass man dem Dichter sicherlich immer gern wieder begegnen wird.

Konrad Telmann.

Ausfahrt. Dichtungen von **Max Geißler.** Zweite Auflage. (Dresden, Lehmann'sche Buchdruckerei und Verlagshandlung.)

Die vorliegende Gedichtsammlung Max Geißlers halten wir für eine bedeutsame Erscheinung. Um den Tadel gleich vorwegzunehmen, so macht sich allerdings stellenweise der Einfluss Rudolf Baumbachs in einer Hinneigung zum Tändelnden bemerklich (überhaupt ist bei Geißler zuweilen etwas Mädchenhaftes zu spüren, wohl infolge einer gewissen Nervosität), so in der übertriebenen Anwendung des Diminutivs. Auch glauben wir, dass Wortbildungen, wie »Veil« für »Veilchen« und »thörig« für »thöricht« nicht gutgeheißen werden können, während uns Wendungen, wie »Ich fühl den Frieden in die Seele sonnen« zum mindesten etwas gewagt vorkommen. Wir meinen, dass jeder Dichter ganz gut mit seinem Schulwörtervorrath sich begnügen kann; paradoxe Neuerungen bezüglich der Form überlasse er den Modernen und dem — Biertisch! Aber diese kleinen Fehler verschwinden doch vor der Fülle des Guten und Schönen, das in dem nur 91 Seiten umfassenden Bändchen geboten wird. Gleich Annette von Droste-Hülshoff besingt auch Geißler mit Vorliebe den Zauber der Heide; und wenn er die mystische Stimmungsgewalt der westfälischen Dichterin nicht erreicht, so erfreut er uns dafür oft durch einen rosigen Sonnenschimmer, der den düsteren Bildern der Droste meist versagt ist, und hält sich von deren manchmal störender Gelehrsamkeit frei. »Kindesdank« (S. 25) ist ein Poëm von ergreifendem Schwunge, in dem nur etwa die Wendung »Als mir der erste Schmerz aufs Herz getreten« auszusetzen wäre. Auch »Gestillt« (S. 9) und »Abend in der Heide« (S. 20) sind vortreffliche Leistungen, ebenso »Die Csárda« (S. 43) mit ihrem packenden Schlusse; und vollends »Im Heidehaus« (S. 45) ist ein tadelloses Meisterwerk. Sehr schön sind ferner die wohllautvollen Rispetti, vorzüglich »Winternächte« I, das wir als Probe hier folgen lassen:

Digitized by Google

»Winternächte«

I.

Wenn um den Erker wild die Stürme treiben,
Durchtönt die Seele heimlich süße Weise —
Eisnadeln klirrt der Mond hart an die Scheiben
Und im Kamine lacht die Flamme leise.
Die Wanduhr selbst mit trauten Pendelklängen
Lauscht still des Winterwindes Nachtgesängen.
O Lust, wenn in der Welt die Flocken fliegen,
Im Herzen froh ein Fünklein Sonne wiegen!«

Hier ist hauptsächlich die vierte Zeile ein Muster von Onomatopoesie: bei dem dreimal wiederholten e am Ende des dritten, sechsten und siebenten Wortes glaubt man förmlich die kleinen Flammenzungen seitlich aus dem Kamingitter herauslecken zu sehen. Von den »Halben Sachen« nennen wir als sehr gelungen »Lied« und »Sonnenschein«, obschon der letztere etwas baumbachelt. Unter den epischen Stücken zeichnen sich »Abdul Kadir und der Derwisch« durch wuchtige Knappheit aus; die »Getaufte Glocke« könnte etwas klarer gehalten sein. Im ganzen aber können wir nur wiederholen, dass wir in Max Geißler ein hervorragendes Talent erblicken, und wenn wir Mörikes Lyrik mit der Censur 1 bedenken, so stehen wir nicht an, Geißler die Note 2a zu ertheilen.

Paul Kunad.

Flammen im Herzen, Roman von **H. Hermann.** (Breslau L. Schottländer, 1894.) Vorliegendes Buch ist keine oberflächliche Dutzendarbeit, wie sie auf dem heutigen Büchermarkte leider fast die Norm bildet, sondern das edelangelegte, mit viel Fleiß und Talent ausgeführte Erzeugnis eines vornehmen Geistes. Einer Frau doch wohl? Es lässt sich dies aus mancherlei Kleinigkeiten und hauptsächlich auch aus der etwas schemenhaft gehaltenen Zeichnung männlicher Personen und Charaktere schließen. Sie erscheinen theils bis zur Verzerrung idealisiert, theils von Verschwommenheit angekränkelt; als echte Figuren freier Erfindung mit nicht allzuviel Fleisch und Blut. Große Liebe und Sorgfalt ist auf die Zeichnung der Heldin, Fräulein Jutta, verwendet; mit feiner psychologischer Begründung wird in ihr das Weib im Vollbewusstsein seiner großen, allgewaltigen Liebe geschildert, einer Liebe, die im Leben der Frau alles bedeutet, für die sie alles einsetzt — und mit deren Verlust sie naturgemäß alles verlieren muss, wenn sie nicht über so bedeutende Charaktervorzüge (wie Hermanns Jutta) verfügt. Etwas störend wirken die seitenlangen aphoristischen Abhandlungen, oft so dunkel gehalten, dass man sie nicht leicht in Zusammenhang mit dem Ganzen zu bringen vermag. Ebenso könnte die gewaltsam eingeschobene Familienpensions-Geschichte mit Aufzählung ganz fremder Personen und Verhältnisse, die mit dem Roman kaum etwas zu thun haben, unschwer wegbleiben. Die Handlung selbst ist spannend, effectvoll zugespitzt, und enthält warmes, nein, heißes Leben, wie es die »Flammen« ja bedingen. Der Stil muthet durchwegs gerundet, fließend an; lebendige Gestaltungskraft zeichnet die Scenerien aus. H. Hermann versteht die Stimmen der Natur zu deuten und auch den Stimmen im Menschenherzen zu lauschen, die dort, der großen Menge unhörbar, zu unsrer Lust und Qual laut werden.

Ottilie Siebenlist.

H. Barinkay. Lava. Ein Jahr aus meinem Leben. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1894.

Wenn es heißt, es sei eine Kunst, einem Gedichte oder einer Sammlung von Gedichten den richtigen Titel zu geben, dann ist Barinkay Meisterin in dieser Kunst. Denn nicht leicht noch habe ich ein Buch gefunden, dessen Titel so treffend summarisch den Inhalt angab, wie dieses. Lava! Ja, Lava sind Dichtungen, aus dem leidenschaftgährenden Krater eines starken Menschenherzens eruptiv hervorgestoßen! Sie mussten heraus, denn die übervolle Brust konnte sich nicht anders von der drückenden Gefühlslast befreien, als dass sie dieselbe in Rhythmen goss, hinrauschend, fortwogend, wie — nun wie eben Lava. In diesem Sinne sind auch Barinkays Gedichte Gelegenheitsgedichte, nicht anders als es jene Goethes sind. Und die Dichterin will sie auch gar nicht anders aufgefasst wissen, denn sie sagt selber, dass es nur ein Jahr aus ihrem Leben sei, was sie uns bietet, ja sie fügt außerdem noch den meisten Gedichten Ort und Datum des Entstehens bei. Wäre nun die Dichterin eine Dutzendnatur, so hätte ein solch poetisches Tagebuch wohl keinen Wert. Bei ihrer leidenschaftlichen, selbstbewussten und eigenstolzen Natur, ihrer starkgeistigen Veranlagung ist »Lava« jedoch ein psychologisches Document ersten Ranges und von größtem Interesse. Jedem Freunde kraftvoller, eigenartiger Lyrik sei das Buch bestens empfohlen.

Karl Bienenstein.

Digitized by Google

Offener Sprechsaal.

Jedenfalls in Hinsicht auf meine Bemerkung über den englischen Dichter Robert Browning (Nr. 18 des Deutschen Dichterheims, S. 345) sandte mir jemand aus Mainz ein Heft der Zeitschrift »Illustrierte Welt«, in welchem ein Gedicht Gustav Hartwigs »Der Rattenfänger von Hameln« enthalten ist. Dem Hefte lag noch ein Blatt der Kölnischen Volkszeitung bei, welches im Feuilleton folgende Notiz brachte:

»Sir Theodor Marten, der Biograph des Prinz-Gemahls, auch unter den Candidaten für den Posten eines Poeta Laureatus genannt, hat in Blackwoods Magazine eine Uebersetzung von Gustav Hartwigs Gedicht »Der Rattenfänger von Hameln« veröffentlicht. Das Gedicht erregt, abgesehen von seinem künstlerischen Werte, noch insoferne Aufsehen, als es den Vergleich mit Robert Brownings gleichbetiteltem Kinderschwank herausfordert, wobei sich denn der Vorzug der Glätte und Durchsichtigkeit auf seiten des deutschen Dichters findet.«

Ich weiß nicht, welche Gedanken der anonyme Mainzer Leser des Deutschen Dichterheims hatte, als er Hartwigs Gedicht an mich absandte; jedenfalls bin ich ihm dafür sehr dankbar, denn ich lernte dadurch ein wirklich schönes Gedicht kennen. Der Ansicht der Kölnischen Volkszeitung kann ich aber doch nicht beipflichten, obgleich ich nicht bestimmt weiß, wie die Ausdrücke »Glätte« und »Durchsichtigkeit« aufzufassen sind. Sollen sie das »Um und Auf« poetischen Wertes bedeuten, so muss ich dieser Ansicht entschieden entgegentreten. Sollen sie nur die Form bedeuten, so wäre es am Platze gewesen, die Vorzüge des Browningschen Gedichtes in der anderen Richtung hervorzuheben.

Das Beste wäre es wohl, beide Gedichte zum Vergleich herzusetzen, doch würde das viel zu viel Platz erfordern. Ich gebe also die Stelle aus Browning, die mich so entzückte, und setze zum Vergleich die entsprechende Hartwigs her. Möge jeder Leser selbst entscheiden, auf welcher Seite mehr Natürlichkeit, mehr Formgewandtheit ist, auf Seite des Deutschen, der sein gleiches Metrum, den vierfüßigen Jambus, strenge beibehält, oder bei dem Engländer, der in lustigen Taktarten dahergetänzelt kommt.

Gustav Hartwig:

»Er hebt die Pfeife langsam, jetzt
Hat er sie an den Mund gesetzt,
Er senkt sie, er bleibt zaudernd stehn.
Setzt rasch sie an, — nun ists geschehn.
Solch wundersame Melodie
Vernahm ein irdisch Ohr noch nie,
Wie geisterhafter Stimmen Chor
Quillt aus der Pfeife sie hervor,
Bestrickend, schmeichelnd, süß und mild,
Dämonisch, seltsam, schrill und wild.
Er schreitet vorwärts, seine Bahn
Tritt er durch Hamelns Gassen an
Und trägt auf unheilvollem Gang
Von Haus zu Haus den Zauberklang.
Und wo in treuer Mutter Hut
Die liebe Schar der Kinder ruht,
Wos Kinderauge strahlt und lacht,
Da übt der Zauber seine Macht.
Die kleinen Wesen fest umschlingt
Der süße Ton, der jetzt erklingt.
Horch! Horch! Es lauscht der Kinder Ohr,
Die Aermchen strecken sich empor,
Das Auge strahlt so glückerfüllt,
Als sei der Himmel ihm enthüllt,
Mit hastgen Schrittchen strebt im Nu
Der kleine Fuß dem Spielmann zu.
Vergebens mahnt der Mutter Wort,
Sie huschen alle, alle fort.
Und lagen Kindlein krank darnieder,
Die Kräfte kamen ihnen wieder,
Dass sie der Mutter Hut entschlüpfen
Und springen, jauchzen, jubeln, hüpfen.
Süß, kosend, mahnend, bang erklingt
Der Mutter Ruf, umsonst, es dringt
Ein Ton nur an der Kinder Ohr,
Den spielt der Rattenfänger vor.«

Das ist gewiss schön; aber man höre nun Robert Browning:

»Noch einmal, auf seine Pfeife die Finger
Legend, hinaus in die Straße gieng er.
Und als er geblasen die ersten Töne,
Süß, wie die entzückte Luft so schöne
Noch nie gehört, vernahm man ringsher
Ein Schnattern und Lispeln, ein Schreien und Schnalzen,
Ein Knarren, wie von gedrehten Walzen,
Von vorne scholl es, von rechts und von links her.
Von Schuhen ein Klappern, ein Klatschen von Händchen,
Ein Rauschen von Tüchern und von Gewändchen,
Ein Kichern, ein Raunen von tausend Zungen.
Kleine Mädchen und rüstge Jungen
Kamen gehüpft und getanzt und gesprungen.
Alle die Kleinen mit Locken wie Flachs
Und mit Zähnen so weiß wie Wachs,
Rannten mit Gelächter und Schreien
Hinter dem Pfeifer in langen Reihen.«

Ich will diesen beiden Proben nichts weiter an eigenen Bemerkungen beifügen. Mögen sie für sich selbst sprechen.

Karl Bienenstein.

Digitized by Google

Notizen.

Kurt Geucke, einer unserer begabtesten und geschätztesten Mitarbeiter, Verfasser der Dramen Eralda, Loredano und Felicitas, hat den Text zu einer von Karl Grammann componierten einactigen Oper (»Das Irrlicht«) geschrieben, welche für den 9. October zur Aufführung am Hoftheater in Dresden bestimmt erscheint. Was nun die Wortdichtung Geuckes betrifft, so behandelt sie einen überaus spannenden und zum Schluss tief erschütternden Vorwurf mit großem Geschick. Da ist zwischen den Klippen des Hyperidealismus und übertriebener Naturalistik die rechte Mitte gehalten und, wofern sich die Musik Grammans der Poesie Geuckes entsprechend anschmiegt, so dürfte mit diesem Werke eine ebenso wertvolle wie dauernde Bereicherung des Opernspielplanes gewonnen sein.

Eine mehr als drollige Nachricht der Frankfurter Zeitung meldet von einer Bewegung, die gegen die in gewisser Beziehung allerdings überflüssigen Redeformeln des Briefstils, insbesondere gegen das Hochachtungsvoll und ähnliche Ergebenheitsversicherungen, gerichtet sei. Nun, wenn das so fortgeht, so wird über kurzem auch der Straßengruß aus der Mode kommen und desgleichen bald der letzte Händedruck gewechselt werden. Nennt aber Freund Schopenhauer die Höflichkeit nicht mit Recht die Tünche des Egoismus? Denn in der That ohne diesen gleißenden Firnis würden aus so manchen Handlungen Ichsucht und Eigennutz ratzenkahl und kotzegrob hervorgucken.

Ein beachtenswertes, wackeres Buch, dessen Titel sofort den Inhalt verräth (**Die undeutsche Literatur der Gegenwart.** Ein Wort an die Modernen. Von einem Provinzler. Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder, 1893), kämpft gegen die Degeneration des modernen, unmännlichen, blasierten und nervösen, im Dunste der Großstadt aufgewachsenen Schriftstellerthums. Verfasser geht allerdings zu weit, indem er auch Ludwig Fulda und Sudermann in den Kreis der Tadelnswerten miteinbezieht. Hier wurde er entschieden von Parteihass geleitet, und dieser erscheint nun einmal unleidlich, komme er von welcher Seite immer.

In der Voraussicht, dass manche unserer Leserinnen auch für das Lesebedürfnis der heranwachsenden Kinderwelt zu sorgen haben, empfehlen wir drei Bücher (Aus Kindermund, Glückwunschbüchlein von **Josef Koulen**, Berlin, Vetter u. Co. — Heideblumen, drei Erzählungen von **Odo Twichhansen** und Bunte Steine, Erzählungen und Märchen von **Elisabeth Halden**, die beiden letzteren: Leipzig, Wunderlich) als äußerst nett, zweckentsprechend und geschmackvoll. Die Lectüre, besonders der Koulenschen Gedichte, wird auch dem Erwachsenen ein Stündchen reinen, harmlosen Genusses bereiten.

Vom 1. October ab wird, geleitet von **Dr. Paul Kühn**, eine Monatsschrift für dramatische Kunst und Literatur, zugleich als officielles Organ der Allgemeinen Deutschen Bühnengesellschaft, unter dem Titel Deutsche Dramaturgie, in Leipzig (Naschmarkt) herausgegeben. Die Zeitschrift, welche eine stattliche Anzahl hervorragender Mitarbeiter zählt, wird sicherlich eine der schönsten und würdigsten Aufgaben der Gesammtliteratur erfüllen, wenn sie anders, woran nicht zu zweifeln, dem gesteckten Ziele treu bleibt: ein Centralorgan für das gesammte, so umfassende Gebiet dramatischen Lebens zu schaffen.

Die überaus rührige Verlagsbuchhandlung E. Pierson in Dresden veranstaltet wohlfeile Auflagen von **Paul Maria Lacromas** Romanen: »Dosta von Drontheim« und »Die Modelltini« sowie von den Novellensammlungen »Kleeblätter« und »Bagatellen«. Im gleichen Verlage erscheint demnächst ein Culturdrama von **Wolfgang Kirchbach**: »Des Sonnenreiches Untergang«.

Briefschalter.

Frl. M—e H—e und Frl. J—s R—a S—f in B—w (Südam.): Sie ersehen aus der vorliegenden Nummer, dass wir Ihre poetischen Bemühungen zu schätzen wissen. Jedenfalls ist es sehr erfreulich, dass Sie in so weltenferner Gegend die deutsche Sprache hegen und pflegen, und mit Erfolg pflegen. Auch glauben wir, dass Sie bei entsprechender Ausdauer beide einen noch höheren Aufflug nehmen werden. Näheres gelegentlich mittels Briefes über Dresden. — **H—o E—r in Sch—u:** Wir bedauern lebhaft,

Digitized by Google

Dialectpoesie grundsätzlich nicht verwenden zu können. — **W—d F—s** in **H—r**: Das Glockengedicht sollte um die Hälfte gekürzt werden; Ihre Rosenlieder aber müßten sich wenigstens bis zur nächsten Rosenzeit gedulden, wenn sie — etwas mehr Mark und Eigenart hätten. — **O—o R—e** in **O—z**: Recht gut und stellenweise bedeutend; aber ein gewisser Clauren-Parfum schreckt uns doch von der Veröffentlichung ab. Wir glauben, Sie verstehen auch ohne näheren Zaunpfahlwink. — **E—st P—k** in **W—r**: Sprachlich gewandt, rhythmisch noch mancher Haken; einer oder der andere der Beiträge kommt gewiß zur Benützung. — **E—a G—s** in **G—g**: Ihnen gelingen namentlich kleinere Stücke mit epigrammatischer Spitze ganz vortrefflich.

G—v H—t in **G—g**; Fr. **K—l M—r** in **G—n** (Der spielende Amor); **J—a B—r** in **H—g** v. d. **H—e** (Glenlochy in allerdings sehr freien sapphischen Strophen!):

angenommen.

F—z K—h in **K—g**; **K—l W—e** in **K—g**; **F—r K—r-D—z** in **S—e**; **O—r V—t**; **C—s S—l** in **R—g** und **W—m G—f** in **W—s** (vorläufig doch nur wohlgemeinte Versuche!); **W. B—s** in **B—n** (Schade um den trefflichen Grundgedanken des kleinen Gedichtes, das jedenfalls gründlicher Umarbeitung bedürfte!):

dankend abgelehnt.

Schluss der Redaction am 30. September 1894.
Die nächste Nummer (Nr. 24) erscheint am 1. November 1894.

Inhalts-Verzeichnis:

Volksdichter und Idealdichter. Von Moritz Brasch. — Gedichte von Georg Bachmann, Julius Sturm, Robert Waldmüller, A. Bessell, Otto Falckenberg, Paul Sartori, Konrad Schmidt, Anna Liebhold, Emilie Droescher, Otto Michaeli, Magda Fuss, Anna Theiß, F. Küchler, Philipp Sartorius, Ludwig Lessen, Ines Rosa Solf, Marie Hunte, Lonny Pelham, Max Kernbach, Valeska Tomaszewski, Mak Nauhein, Engelbert Albrecht, Paul Hanse, Wilhelm Bertow-Corelli, O. Oppermann. — Bücherschau. — Offener Sprechsaal. — Notizen. — Briefschalter.

☛ **Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.**

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition**, Einsendungen an die **Redaction des Deutschen Dichterheims in Wien**, VIII. **Auerspergstraße 5.**

Edelstes und bestes Festgeschenk.

Friedensstimmen.

Eine Anthologie, herausgegeben
von
Leopold Katscher.
Eingeleitet von
Bertha von Suttner und Konr. Ferd. Meyer.

Inhalt:
Gedichte, Erzählungen, Aphorismen und Ausprüche der größten Geister aller Zeiten und Völker.

Circa 25 Bogen in elegantester Geschenk-Ausstattung (origineller Prachtband mit Goldschnitt und Schutzcarton).

Preis nur M. 6.— oder fl. 3.72.

Auf dieses hochinteressante, wertvolle, völlig neuartige Prachtwerk, dessen Tendenz eine sehr gemeinnützige ist, nimmt **jede Buchhandlung Bestellungen** entgegen.

Ed. Wartigs Verlag (L. Hoppe),
Leipzig, Thalstraße 15.

Das Neueste u. Eigenartigste im Anthologiewesen!

Verlag „**Deutsches Dichterheim**" in **Wien.** Chefredacteur: **Dr. August Siebenlist.**
Verantwortlich: **Ludwig Werner.**

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)
Herausgeber: **Adalbert von Majerszky.**

Monatlich 2 Mal. — Preis: 5 Mark halbjährl., vorauszahlbar. — Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direct durch die Expedition des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Auerspergstraße 5. — Abbestellungen werden nur bis 30. Juni, bezw. 31. December angenommen. Einzelne Nummern à 50 Pfen. 5 Stück einer Nummer 1 Mark 50 Pfen.

Weltleid.

Weltleid liegt bleiern mir im kranken Herzen,
Von bleichen Lippen hör ichs gramvoll klingen,
Thatkraft der Besten seh ichs niederzwingen,
Umsonst, ihr Vollgesunden, sucht ihrs wegzuscherzen.

Ihr wollt nur Bettlern nicht das letzte Hoffen rauben;
Drum malt ihr heuchelnd Paradieseswonnen,
Drum preist ihr unversiegte Freudenbronnen:
Ihr lügt umsonst, ein Thor nur schenkt euch Glauben.

Das Weltleid ist, durchwühlt in tausend Wunden
Der Menschheit Mark! Und wildes Aufeinanderfluten
Verbirgt der Opfer stumm Instichverbluten:
Nie wird die Welt von ihrem Leid gesunden.

Ottilie Siebenlist.

Digitized by Google

Haus Sachs.

Eine Charakteristik zu seinem 400. Geburtstage.

Von

Victor Joss.

Keine Biographie, keine Anthologie oder Ausgabe der Werke hat Hans Sachs, den hervorragendsten deutschen Dichter des sechszehnten Jahrhunderts, zu solcher Beliebtheit bei unserem Publicum erhoben, wie Richard Wagner durch sein nationales Musikdrama »Die Meistersinger von Nürnberg«. Hier ist es besonders die Fülle des Gemüths und das echt deutsche Nationalbewusstsein, das uns den Helden des Dramas so sympathisch macht. Wir sehen ihn vor uns, den alten, biederen Meistersänger, wie er am Tische bei seiner Arbeit sitzt und den Hammer auf die Sohle schwingt, während er durch ein munteres Lied die Lust an dem Einerlei des Schusterns zu erhalten sucht. Dann stützt er wieder, in Sonntagsgewänder gehüllt, die Ellenbogen auf die Seitenlehnen eines alten Faltestuhls und lässt seine Blicke von den vergilbten Blättern eines Bibelfolianten in die geräumige Werkstube schweifen, wobei er sich über das fruchtlos hastige Treiben der Welt Gedanken macht. Zeigt er sich aber auf der Straße oder gar vor allem Volke auf festlich geschmücktem Platze, dann geht ein freudiges Zurufen und Hüteschwenken an, und ein seltener Jubel erbraust unter der erregten Menge.

So pflegt uns unsere Phantasie Hans Sachs zu malen. Und in der That, es kann dabei nicht viel erdichtet sein; Sachs war der Liebling seiner Zeit, und das Volk vergötterte ihn. Wäre es sonst erklärlich gewesen, dass Nürnberg ein Hauptort der reformatorischen Bestrebungen Luthers wurde? Anfangs stand Sachs selbst misstrauisch der neuen Lehre gegenüber, doch er prüfte und fand bald, dass sie lautere Wahrheit barg; fast alle Anwürfe gegen das Papstthum stellten sich als begründet heraus, und in den aufmerksam studierten Schriften Luthers und seiner Anhänger zeigte sich nichts, was ihm die neue Lehre hätte verleiden können. Deshalb wandte er sich ihr völlig zu und suchte sie durch seine Ausführungen in der Wittenbergischen Nachtigall (1523) populär zu machen. Was er an sich selbst wahrgenommen, das sollte er auch an der großen Menge beobachten; der erste Eindruck, den seine Ansichten auf das Volk machten, war ein verblüffender, doch der Klang seines Namens mochte bald die Zweifel besiegt haben, denn die meisten schlossen sich der Reformation an.

Aber nicht nur als Mensch und Bürger genoss Sachs die Hochachtung seiner Landsleute, sondern er war auch als Dichter allgemein gefeiert. Seine Dramen wurden selbst außerhalb Nürnbergs aufgeführt, ja nach Tittmann (Goedeke und Tittmann, »Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts«, Bd. 4—6. Leipzig 1870, 2. Aufl. 1883—85) soll eine »Tragödie des Hans Sachs in Versen, Der Lorenz«, im 17. Jahrhundert am Dresdener Hofe zur Darstellung gekommen sein.

Hans Sachsens Fruchtbarkeit auf dem Gebiete des Dramas grenzt fast ans Unglaubliche; Edmund Goetze zählt in seiner Gesammtausgabe der Fastnachtspiele (Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts, Halle a. S., Max Niemeyer) 85, von denen jedoch einige nicht mehr auffindbar sind. Karl Pannier gibt in der Einleitung zu seinem Buche »Hans Sachs ausgewählte poetische Werke«, Leipzig, Reclam, 1283, 1284 als Zahl der dramatischen Arbeiten Hans Sachsens 208 an, und diese Angabe soll von dem Dichter selbst herrühren. Als Sachs nämlich am Neujahrstage des Jahres 1567 eine Zählung seiner Werke vornahm, da fand er seine Dramen, als da waren »fröhliche Komödien«, »traurige Tragödien« und »lustige Spiele«, in 18 Spruchbücher zusammengetragen und gelangte zu der Summe 208. Rechnet man die Meistergesänge, Schwänke, Fabeln, Psalmen, Liebeslieder, Allegorien, geistlichen Lieder, Dialoge, Gassenhauer und anderen Gedichte dazu, so ergibt sich eine Productivität, die vergeblich ihresgleichen sucht.

Man hat Hans Sachsens dramatischer Thätigkeit eine mannigfache Beurtheilung widerfahren lassen. Devrient sagt im 1. Bande seiner »Geschichte der deutschen Schauspielkunst«, dass sich bei Sachs der Fortschritt des Dramas von der religiösen Anschauung und moralischen Betrachtung bis zur sittlichen That wenigstens der Bedeutung nach vollende, und andere Literarhistoriker sind derselben Ansicht. Doch werden auch Stimmen laut, die von dieser Ueberschätzung des Sachsschen Dramas abweichen und den Wert desselben mehr in der Verarbeitung der alles umfassenden Stoffe und ihrer Nutzanwendung auf die Zeitverhältnisse als in der Art und Weise der Darstellung erblicken. Die überwältigende Fülle von Themen nöthigt uns Achtung ab, auch wenn sie eine Untersuchung vom ästhetischen Gesichtspunkte

Digitized by Google

nicht verträgt. Und mit Recht sagt Karl Pannier, dass Hans Sachs zuweilen Dramen gelingen, die nicht allzuhohen dramaturgischen Anforderungen genügen, obgleich er von den Gesetzen des dramatischen Aufbaues so gut wie nichts wisse. Sachs war eben ein Auserwählter, der oft, ohne zu suchen, fand, was andere zu erkünsteln vergebens sich bemüht hätten.

Den Kern der Bühnendichtungen Sachsens bildet das Fastnachtspiel, und darin überragt er seine Vorgänger bei weitem. Diese hatten stets einen Herold (Ehrenhold), auch Vorläufer (Präcursor) genannt, eingeführt, der einen den Inhalt skizzierenden Prolog und einen moralisierenden Epilog zu sprechen hatte, während Sachs beides einer der handelnden Personen überträgt und so eine größere Einheit erzielt.

Im Inhalte ist es wieder die durchaus erziehliche Tendenz, die alle Gemeinheit und Frivolität verbannt und den Dichter über seine Vorbilder erhebt. Schwächer sind die Tragödien und Komödien, welche sich nur durch die Stimmung und die Einführung von Kampf und Tod in die scenischen Geschehnisse unterscheiden. Alles, was unter diese beiden großen Gruppen nicht eingereiht werden konnte, fasste der Dichter unter dem Namen »lustige Spiele« zusammen.

Den relativ geringsten Wert unter den Sachsschen Dichtungen haben seine Meistergesänge, deren er 4275 schrieb. Sie sind in 275 verschiedenen Meistertönen abgefasst, von denen 13 seiner eigenen Erfindung angehören. Die Annahme, dass Sachsens Bildung eine geringe gewesen, ist völlig unbegründet; in einem Gedichte vom 26. Februar 1568 sagt er, dass er neben Grammatik, Rhetorik, Logik, Musik auch Arithmetik, ja Astronomie, Poeterei und Philosophie gelernt, und in einem anderen Gedichte aus dem Jahre 1567 führt er von sich an, dass er erst im fünfzehnten Lebensjahre das Schusterhandwerk begonnen habe.

Da wanderte er in Baiern und Franken umher, bis an den Rhein, fünf volle Jahre, und wirkte in seinem Berufe. Aber an die edle Kunst des Meistergesanges, zu der ihm eine so unwandelbare Liebe im Herzen wohnte, dass sie ihn alle Thorheiten der Jugend vermeiden ließ, vergaß er nicht. Darin war der Leinweber Nunnenbeck sein Lehrer gewesen, und der Grund, den dieser gelegt, bewährte sich als fest und haltbar für das Kolossalgebäude, das unser Dichter auf ihm errichten sollte.

Hans Sachs wurde am 5. November 1494 zu Nürnberg als Sohn des Schneiders Jörg Sachs geboren und erfreute sich trotz der dürftigen Verhältnisse, in denen sein Vater lebte, einer verhältnismäßig sorgfältigen Erziehung. Mit sieben Jahren bezog er eine lateinische Schule seiner Vaterstadt und gieng im Jahre 1509 zu einem dortigen Schuster in die Lehre. Während seiner zweijährigen Lehrzeit wurde er, wie schon erwähnt, von Nunnenbeck im Meistergesange unterwiesen und begab sich sodann auf Reisen, um sich in seinem Berufe zu vervollkommnen. Sein erstes Meisterlied entstand 1514 in München, welche Stadt er auf seiner fünfjährigen Wanderschaft berührte. Am 9. September 1519 heiratete er Kunigunde Kreuzerin aus Wendelstein bei Nürnberg und hatte sieben Kinder mit ihr. Indes starben ihm alle frühzeitig dahin, und auch die Mutter folgte ihnen bald nach, so dass sich der Dichter in seinem 65. Lebensjahre verwaist sah. Nicht zu lange nach dem Hinscheiden seiner ersten Gattin vermählte sich Sachs in seinem 67. Lebensjahre mit der schönen 17jährigen Barbara Harscherin, an deren Seite er bis zu seinem in der Nacht vom 19. zum 20. Januar 1576 erfolgten Tode in glücklicher Ehe lebte.

Wilhelm Müller.

Zur Säcularfeier seines Geburtstages: 7. October 1794.

Von

Dr. Robert Plöhn.

So voll, so reich an echt deutscher Romantik, die in süßer Sehnsucht, in wunderbarem Schmelz, jubelnder Klage oder schmerzlicher Lust, die zartesten Klänge mit der stärksten Empfindung, die weichste Stimmung mit dem hellsten Ausdruck zu vereinen weiß, ist kein Musiker wie Franz Schubert. Und in keinem Dichter hat er so Stoff und Mittel für seine Kunst, für seine Schöpfungen gefunden, wie in Wilhelm Müller, dem Dichter der schönen Müllerin oder, wie sie oft genug mit Anspielung auf den Namen des Dichters genannt werden, dem Dichter der Müllerlieder. Selten haben in der Geschichte der Kunst zwei Künstler, die einander persönlich un-

Digitized by Google

bekannt waren, sich so verstanden, so ergänzt, so für einander geschaffen, wie der Sänger Schubert und der Dichter Müller.

Aus beiden spricht der gleiche Grundton der Weltempfindung, die hier im Worte, dort im Klange den einfachsten und zugleich den erschöpfendsten Ausdruck findet und in den herrlichen Liedern der schönen Müllerin und der Winterreise das eigene Leben und Fühlen widerspiegelt. Schuberts Klänge schildern ohne Worte Sehnen und Klagen des unglücklich Liebenden, Müllers Verse beben vor Musik in den zartesten Saiten. Jedes einzelne Lied der beiden Sammlungen ist eine unschätzbare Perle deutscher Kunst.

Am hundertsten Geburtstage des Dichters haben wir es nun heute mehr mit diesem zu thun als mit dem Sänger, und gerade weil die Macht der Musik weit stärker ist als die der Poesie, ja dieselbe ganz und gar übertönt, weil trotzdem Schubert weit höher steht als Classiker der Musik, denn Wilhelm Müller als Dichter, so wollen wir heute das nie auszusingende Lob Schuberts unterlassen und uns mit Müller beschäftigen.

Der Inhalt der schönen Müllerin ist, selbst wenn er nicht allenthalben bekannt wäre, an sich zu gering, um in langen Worten erzählt werden zu können. Ein Müllerknabe begibt sich auf die Wanderschaft und kommt zu einer Mühle, deren Besitzerin in ihm die frohste Hoffnung und Neigung erweckt, während sie schließlich einem Jäger ihre Gunst schenkt. Das nimmt sich der unglückliche Knabe so zu Herzen, daß er sich in den Mühlbach stürzt. Auch in der »Winterreise« begegnet einem »Knaben«, dessen Stand sonst nicht näher angegeben ist, ähnliches Unglück in der Liebe; aber er nimmt es sich nicht so zu Herzen, sondern findet Trost und Kraft im Anblick und Kampfe der Natur: »Fliegt der Schnee mir ins Gesicht, schüttl ich ihn herunter; wenn mein Herz im Busen spricht, sing ich hell und munter; höre nicht, was es mir klagt; klagen ist für Thoren«. Diese in je fünfundzwanzig Gedichten dargestellte Handlung wäre gewiß interesselos, wenn es eben nur Handlung wäre; aber es ist mehr als das, es sind Bilder, und wenn man den Ausdruck wagen darf, musikalische Landschaftsbilder in Worten und Seelengemälde in Klängen.

Gibt es einen noch so naturalistisch durchgearbeiteten Skeptiker und Praktiker, auf den das wunderbare Lied »Am Brunnen vor dem Thore, da steht ein Lindenbaum« den Eindruck verfehlt hätte, oder wer hätte nie in seinem Leben mitgesungen: »Das Wandern ist des Müllers Lust!« Nur diese zwei Lieder wollten wir herausgreifen, um zu beweisen, wie viel Natur aus Müllers Kunst spricht.

In Müller verkörpert sich eben die Romantik wie sonst in keinem Dichter, selbst nicht in Eichendorff, mit dem er so viele Aehnlichkeit hat; Müller hat aber mehr Gefühlsreichthum und vor allem mehr Humor. Das zeigt sich sowohl in den genannten Liedersammlungen, als in seinen anderen Gedichten. Gibt es einen einzigen deutschen Jüngling, dessen Leiblied in Sturm und Drang nicht das köstliche Lied des einsamen Zechers wäre: »Im Krug zum grünen Kranze!« Eine große Zahl von Müllers Liedern ist eben zu Volksliedern geworden und darin liegt ja bekanntlich die höchste Anerkennung für den Dichter. Das geschah z. B. mit dem Liede: »Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Tracht!« oder »Meine Muse ist gegangen in des Schenken sein Haus« und ebenso »An der Elbe Strom liegt mein Vaterland«.

Besonders Studentenlieder und Trinklieder sind es, die Müllers Werke stets aufs neue ihre Auferstehung feiern lassen, und hierin kennzeichnet sich eben seine specifisch deutsche Erb- und Eigenthümlichkeit. So hat er eine Sammlung von »Tafellieder für Liedertafeln« hinterlassen, unter denen auch eine Zahl humoristischer Balladen noch lange gesungen werden; so die »Arche Noahs«, »Das Essen, nicht das Trinken bracht uns ums Paradies«, ebenso die Romanze »Propter nimium Est Est Dominus meus mortuus est«.

Ebenso deutsch wie die Trinklieder, sind die vielen Wanderlieder, in denen Müller die Welt durchzieht, und zwar ist es nicht bloß der deutsche Wald und die deutsche Kneipe, wo er einkehrt und von wo er mit köstlicher Liederbeute heimkehrt. Müller besingt auch die Orte, darin er thatsächlich geweilt, er holt »Muscheln von der Insel Rügen«, windet einen Frühlingskranz aus dem Plauenschen Grunde bei Dresden, sowie einen Strauß böhmischer Korallen aus Franzensbad, Karlsbad und Eger. Der Egerfluss hat seine besondere Gunst erlangt, und auch in anderen Gedichten, nämlich in seinen Balladen, bringt er dem deutschen Lande Böhmens seinen Dank und seine Huldigung. »Mit der Fiedel auf dem Rücken, mit dem Kappel in der Hand ziehen wir Prager Musikanten durch das weite Christenland« ist ebenso ein Volkslied geworden wie »Die Prager Musikantenbraut«, »Und wisst ihr, wer mein Schätzel ist? Ein Prager Musikant!« u. s. w.

Selbst in Schulbüchern wird das Andenken Wilhelm Müllers getreu bewahrt, und jedes deutsche Kind in fernsten Landen wird den Glockenguss zu Breslau kennen, ebenso wie zahlreiche Frühlings- und Morgenlieder.

Aber nicht nur harmlose Heiterkeit bildet den Ton und die Farbe der Müllerschen Lieder, auch der ernste Schwung, die

Digitized by Google

Liebe zum Volke, zur Freiheit ist ihm eigen. Müllers Griechenlieder stellen sich denen Byrons nicht unwürdig an die Seite und stehen gegen die deutschen Freiheitsgedichte eines Herwegh und Prutz, was Kraft und Ausdruck edelster Begeisterung betrifft, kaum zurück.

Weniger Großes, wenn auch nichts Untüchtiges leistete Müller auf anderem, als auf lyrischem Gebiete. Auch in der Erzählung hat sich Müller versucht; allein was seine Kraft und Kunst in der Lyrik ausmacht, hat ihn in der Epik beeinträchtigt, nämlich die Romantik. Die Novelle verlangt festere Zeichnung, größere Handlung, sattere Farben als die Romanze.

Nicht an der Kraft hat es Müller gefehlt, aber am Glauben an die dieser Dichtungsgattung nothwendigen Technik. Er schildert ganz wie die Romantik, wie Tieck und besonders E. Th. A. Hoffmann, lange Seiten hindurch ganz verschwommen, und nur wenige Augenblicke mehr als grell. Dabei arbeitet er eben ganz im Genre und in der Technik der romantischen Novelle: Wanderung nach Italien, Geisterspuk oder zum mindesten Aberglauben und geheimnisvolle Sonderlinge. Die beiden Erzählungen »Der Dreizehnte« und »Deborah«, die auf 150 Seiten gedruckt sind, dürften heute höchstens fünf Seiten einnehmen.

Um so Anerkennenswerteres leistete Müller wieder in der Reisebeschreibung und der damals in ihren Anfängen liegenden sprachwissenschaftlichen Forschung. Die so vielen Künstlern noch heutzutage obligat erscheinende »italienische Reise« kann in der Schilderung Müllers: »Rom, die Römer und die Römerinnen« großes Interesse erwecken, vor allem durch den feinen und glatten Stil der Müllerschen Prosa. Als ebenso gründlicher Literaturkenner wie noch mehr als edel und unparteiisch fühlender Beurtheiler zeigt sich Müller in seiner Byronbiographie sowie in den Essays über Tasso, Ariost und in den Kritiken seiner Zeitgenossen.

Unbedingt hätte der in der Blüte seiner Jahre stehende, kaum 33 Jahre alte Dichter sowohl in Kunst als in der Wissenschaft noch Höheres geleistet, wenn ihn eine heimtückische Krankheit nicht in so jungen Jahren dahingerafft hätte. Sein Leben entsprach völlig seinem Dichten. Es war ebenso klar, heiter und gemüthvoll wie dieses.

Wilhelm Müller wurde als Sohn eines einfachen Handwerkers am 7. October 1794 in Dessau geboren. Kaum achtzehn Jahre alt, zog auch er 1813, gleich Theodor Körner und so vielen deutschen Jünglingen, als Freiwilliger gegen die Unterdrücker Deutschlands, gegen die Heere Napoleons. Als solcher machte er auch einige Schlachten mit, so bei Lützen, Hanau und Kulm. Nach beendetem Kriege widmete sich Müller sprachwissenschaftlichen Studien. Reisen in Italien und Griechenland vervollständigten seinen Bildungsgang. Im Jahre 1819 wurde er zum Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache an der neuorganisierten Gelehrtenschule in Dessau ernannt und erhielt gleichzeitig von dem ihm gewogenen Herzog die Stelle eines Bibliothekars. Mit sechsundzwanzig Jahren heiratete er Adelheid Basedow, die Enkelin des berühmten Pädagogen, welcher Ehe Max Müller, der berühmte, jetzt in Oxford lebende Sprachgelehrte, entstammte. Dieser gab auch eine Sammlung der Gedichte seines Vaters heraus. Früher wurden die sämmtlichen Werke des Dichters von Gustav Schwab veröffentlicht, der seinem Charakter hiedurch ein schönes Denkmal setzte, indem seine eigenen Gedichte von Wilhelm Müller nicht allzugünstig beurtheilt worden waren.

Den schönsten Abschiedsgruß hat ihm ein anderer Dichter gewidmet, nämlich Uhland, der kurz vor dem Tode Wilhelm Müllers folgende Verse in dessen Stammbuch schrieb:

Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling süß und licht;
Auch jener große, klare —
Getrost! er fehlt dir nicht;
Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn:
Du ahnest ihn hienieden
Und droben bricht er an.

Allerseelen.

I.

Jeder schmückt das Grab mit Blumen,
Das den lieben Todten deckt,
Wenn der Tag von Allerseelen
Alles Leid aufs neue weckt.

Lichtlein brennen auf dem Hügel
Für des Heimgegangnen Ruh;
Heiße Thränen fallen nieder,
Lippen beten fromm dazu.

Digitized by Google

Und ich sitz in meinem Stübchen,
Tiefbewegt beim Glockenklang:
Ach, mein Grab, es ist im Herzen —
Todtes Glück ein Leben lang!

Hermine Berzenitzy.

II.

So ist der Tag von Allerseelen!
Im Nebeldämmern Heid und Feld,
Als wollten dieser Zeit vermählen
Die Schatten sich der Schattenwelt.

Mir ist, es müßt im Banne liegen
Des Sonnenballes glühend Licht;
Als könnte Erdenweh besiegen
Des Himmels leuchtend Angesicht.

Darf es sich einmal doch ergießen,
Der Seele unermessen Leid,
Mit trüben Nebeln leise fließen
Ins Land der dunkeln Ewigkeit?

Elsa Glas.

Der jüngste Tag.

Erstarrt und todt, von Schnee und Eis umgeben,
Schwebt einst die Erde durch das weite All;
Kein Laut ertönt, nur Todesgeister weben
Den Siegesreigen um den Erdenball.
Und alle Herzen, die hier froh geschlagen,
Und die gezuckt in herber Lebensqual,
Sie ruhen still und Ewigkeiten tagen
Ob ihrer Gräber Myriadenzahl. . . .
Noch zieht die Erde auf den alten Bahnen —
Doch ach! die greise Sonne wärmt nicht mehr,
Auch sie erfaßte banges Todesahnen,
In bleichem Glanz erstrahlt sie blind und leer.

Da steigt ein Gott aus finstren Nebelnächten
Und herrlich flammt vor ihm der Weltenpfad,
Er hält das All mit seiner starken Rechten
Und mit der Linken streut er Sternensaat.
Er sieht den starren Todesschlaf der Erde,
Es jammert ihn der schönen Schöpfung Fall,
Von seinen Lippen tönt ein neues Werde
Und Leben zuckt im todten Erdenball.
Der Lenz erblüht in wundervoller Jugend,
So herrlich, wie ein Gott ihn schaffen kann
Zum Gnadenlohn für hohe Seelentugend,
Und Gottes Reich der Ewigkeit bricht an.

Die Geisterfunken, Blüten von dem Stamme
Der Menschheit, nahn in ungezählter Schar
Und strömen hin zur großen Schöpfungsflamme,
Sich ihr zu einen, die sie einst gebar:
Im Glutgeist Gottes winkt das Allvergessen,
Nirwana heißt der ewge Wonnetraum —
Kein irdisch Fühlen ists, nein, unermessen
Groß und unendlich wie der Weltenraum!

Karl Kliem.

Digitized by Google

Das Grab.

Armes, thörichtes Herz!
Wieviel Hoffnungen hast du gehegt,
Wieviel glühende Wünsche:
Um sie zu — begraben.
Heiße, heiße Thränen strömten,
Als ob nie sie versiegen wollten,
Und hast doch wieder — lächeln gelernt.

Und durch Erfahrung wurdest du nimmer klug.
Neue Hoffnungen stiegen empor,
Neue Pläne zogst du groß:
Um sie wieder zu begraben.
O, welch tiefes Grab
Ist das Menschenherz!
Ein Grab seines Glückes und seiner Liebe — —
Und oben darauf blühen — Blumen.

Bertha Grosmann.

Dein Grab.

Die ersten Flocken sprühten
Zur Erde licht herab
Und schmückten weiß mit Blüten
Dein einsam stilles Grab. —

Was dir vorüberschwebend
Versagte Maienglanz,
Erglomm dir lieblich webend
In weichem Flockentanz.

Tony Sturm.

Des Mörders Grab.

Hier also ruht er!
Hart an der äußersten Mauer.
Links ein Haufe von klebrigem Lehm,
Rechts und über das Grab verstreut
Kehricht, Fetzenpapier,
Reste von Blumen und Bändern
Und verwesender Unrath.
Sieh, gar ein welker Lorbeerzweig!
Hat ihn achtlos des Wärters Hand
Fortgeschleudert, oder der Wind
Von des Redlichen Hügel
Bitter höhnend hierher vertragen? —
Hier also ruht er!
Nirgends ein lebender Halm,
Eingesunken die schollige Decke,
Leise fällt dichtflockiger Schnee,
In der Luft schon zerschmelzend,
Gleich als scheut er die Stätte des Fluchs.
Und hier ruht er!
Sechs Fuß unter dem schlammigen Boden
Liegt sein modernder Rumpf
Und das bleiche, beilgelöste Haupt. —
Unglückseliger Mörder!

Wer nun fragt noch nach dir,
Dessen Fährte vor kurzen Monden
Fieberhaft spürend die Meute der Häscher
Ueber die Straßen verfolgte?
Wer nun fragt noch nach dir,
Den vor wenigen Wochen
Im geräumigen Saal des Gerichts
Eine nervengekitzelte Menge
Lüstern gaffend bestaunte?
Wenige Groschen
Waren der traurige Lohn,
Den der tückische Schlag dir gebracht
Wider den arglosen Wandergenossen,
Wenige Groschen und — dieses Grab!
Nichts vertheidigte dich,
Nicht ein schnell entflackernder Zorn,
Nicht des Hungers quälende Pein,
Nicht der trunkene Uebermuth;
Nur fluchwürdige Gier
Lenkte mit kaltem Bedacht
Deine Faust zur entsetzlichen That.
Mörder! Mörder! — — —
Und doch,
Welche Regung ist es, die nun,

Digitized by Google

Da der Stahl der Gerechtigkeit
Deinen Frevel gesühnt,
Selbst den schaudernden Wandrer packt,
Den der eilende Schritt
Deinem Grabe vorüberführt? — — —
Auch auf dich,
Unglückseliger Sünder,
Lächelte einst in Dank
Und unendlicher Liebe
Eine selige Menschenmutter;
Auch auf dich,
Strahlte die wärmende Weltensonne;
Auch auf dich,
Unglückseliger Sünder,
Sinkt ein Tropfen vielleicht
Aus den Strömen der Gnade Gottes.

Paul Sartori.

Müde.

Oft mein ich wohl, dass meine Kraft zu Ende,
Und wandernsmüde sehn ich mich nach Haus!
So arbeitsunfroh ruhn im Schoß die Hände,
Die Uhr läuft ab, das kurze Lied ist aus! —

Bleigraue Dämmrung rings auf meinem Wege!
Kein Sonnenstrahl huscht freundlich drüber hin! — —
Komm, ewge Nacht, dass ich mich schlafen lege
Und erst erwach, wenn ich — gestorben bin! —

Magda Fuss.

Die liebsten Stunden.

Nun sich die Blätter färben
Rings um mich, bleich und roth,
Beginnt ein großes Sterben,
Und mächtig herrscht der Tod.

Das sind die liebsten Stunden
Mir in des Jahres Lauf,
Da brechen meine Wunden
Wollüstig blutend auf.

Wie leicht wird das Verzichten!
Natur übt gleichen Brauch —
Nun kann ich wieder dichten
Und wieder weinen auch.

Es drängt sich aus dem Herzen
Allmächtig Lied um Lied,
Ich sehe ohne Schmerzen,
Wie Lenz und Leben flieht.

Zur Ruhe geht die Erde;
Es schlummert die Natur,
Bis ein allmächtig: »Werde«
Aufs neu begrüßt die Flur.

Der Frühlingsstürme Rasen,
Des Lenzes Sonnenschein
Wird dann wohl, unterm Rasen,
Für mich unmerkbar sein!

Hans Freiherr von Kolbkirch und Panthen.

Digitized by Google

Tod und Erwachen.

Hineingeboren in den Erdenjammer
Und in die Erdenluft,
Hineingebettet in die Erdenkammer,
Traumlos und unbewußt:
Ein Flüchtling von der Wiege bis zur Bahre
Der Mensch, und täuschte er sich siebzig Jahre.

Durch Wüsten hin und blühende Gefilde,
Durch Nacht und Morgenpracht;
Wie strahlt der Frieden heute ihm so milde,
Und morgen wogt die Schlacht.
Wer traut sich, von der Wiege bis zur Bahre
Das Auf und Ab zu singen all die Jahre?

Jahrtausende, sie sind dahingegangen,
Sie harren künftig noch,
Und stetig mit der Lust und dem Verlangen
Paart sich des Kummers Joch,
Bis einst den letzten Spätling auf die Bahre
Der Tod hinstreckt am Ende aller Jahre.

Still wird die Luft, stumm jede Klage werden —
Und mächtig schallt der Ruf,
Der auch den Erstling aus dem Schoß der Erden
Dem zuführt, der ihn schuf,
Gleich jenem Schläfer von der jüngsten Bahre . . .
Ein jäher Aufblick, und wer zählt die Jahre?

Als hätte traumlos er gesenkt soeben
Das müde Haupt herab,
Wird der zum Licht Erkorne sich erheben
Aus seinem Erstlingsgrab,
Indes von ihrer Wiege hin zur Bahre
Die Erde rollte all die tausend Jahre.

Ernst Hacker.

Brautnacht.

Des Festes Lärmen ist verstummt,
Nur eine Geige, die noch summt,
Ein ferner Wagen, der noch rollt —
Wir sind allein — und Liebchen grollt?!

Ach Liebster — ich weiß nicht — wie ist mir geschehn —
Es faßt mich schauernd — o höre mein Flehn:
Nur einmal noch, gib mich nur heute frei —
Heut vor zwölf Monden — da schwur ich Ihm Treu!
Und heute, zum Trotz ihm, wollt ich sie brechen,
Ein gutmeinend Wort nur an ihm rächen!
Und nun — und nun — ach wie es sagen! —
Nicht glücklich sein kann ich, und darf nicht klagen.

Bist gar ein thöricht liebes Kind,
Komm, herz und küsse mich geschwind,
In meine Seele senk dein Leid,
Hier trinke dir Vergessenheit!

Ach, Liebster, mir ahnt es, er ist mir nah,
Es war mir, als ob ich sein Angesicht sah,
Sein bleiches, lockengeküßtes Haupt,
Dem ich die Ruhe, die Ruhe geraubt.

Digitized by Google

Ein Schatten wars im Windesspiel,
Der durch die nächtigen Wipfel fiel.
Rings alles stumm — die Welt wie todt —
Nun schlaf! — schon dämmert Morgenroth.

Ach Liebster — es zieht mich — hinunter — hinab —
Mit Händen unsichtbar — als wär es ins Grab! —
Nein — sieh mich nicht an so! — ich müsste dich hassen —
Ich kann nur den Tod, ach den Tod nur umfassen.

Kann nur der Tod dein Liebster sein,
So will ich mich dir sterbend weihn —
Lass mich dich küssen — todeswund —
Und so vergehn an deinem Mund.....

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Der Morgen kam, es sank die Nacht,
Da haben sie Einen vorübergebracht;
Und oben am Fenster, thränenbethaut,
Da lehnet ein Weib und schauet und schaut,
Hat nimmer geweint, hat nimmer gelacht,
Ihre Tage verträumt nur — in Nacht, in Nacht.....

Kurt Grube.

Erwartung.

Vor dem Theater am Laternenpfahl
Steht eine arme Maid in Lust und Qual.

Die Wagen rollen; Frack und Seidenkleid
Bannt ihren Blick und köstliches Geschmeid.

Doch unter allen sucht sie Einen nur,
Von dem seit Monden ihr schwand jede Spur.

Er war so lieb mit ihr, er war so gut,
Und sie war sein mit frohem Mädchenmuth.

Nun sucht ihr Sehnen ihn an jedem Ort,
Sie will ins Ohr ihm flüstern nur dies Wort:

»Darf ich auch nimmer deine Gattin sein,
Nun bin ich Mutter, und — da denke mein!«

Da rollt ein Wagen mitten durch den Schwarm,
Und er entsteigt, die reiche Braut am Arm.

Sie eilt hinzu — ein Wink, ein strenger Blick,
Nun kennt sie ihn und kennt auch ihr Geschick.

Vor Schmerz sie taumelt rücklings in die Nacht,
Aus holdem Glückestraum zu jäh erwacht.

Das rauhe Leben drängt zum Fluss mit ihr —
Und im Theater braust die Ouverture.

Joh. Alboth.

Neuschwanstein.

Majestätisch ragt mit stolzen Zinnen
Marmorn auf ein Schloss, ein Königsbau!
Zauberische Märchenpracht thront drinnen,
Draußen schimmert weithin Wald und Au.
Bergeshaupt an Bergeshaupt bekränzet
Schloss und Thal im Halbrund wunderbar,

Digitized by Google

Wie zwei Augen aus der Tiefe glänzet
Zwischen Wäldern her ein Seen-Paar.
Wilde Wasser stürzen sich durch Schluchten
Jählings in den Abgrund tief hinab,
Auf den dunklen, halbversteckten Buchten
Schwimmen Schwäne schimmernd auf und ab
Doch das Glück wohnt nicht in seinen Mauern:
Einsam und verlassen steht das Schloss,
Und die Berge und die Thäler trauern,
Längst zerstoben ist der Diener Tross.
Denn der König, der es einst erbaute,
Sank dahin in grausen Wahnsinns Nacht.
Ach! umsonst sein Aug nach Hilfe schaute —
Nichts und niemand hat sie ihm gebracht.
Doch um Mitternacht irrt durch die Hallen
Noch sein Geist, der nicht die Ruhe fand —
In den öden Sälen widerhallen
Leise Klagen, dass sein Stern entschwand.
Alles, alles war ihm einst beschieden,
Was an Herrlichkeit die Erde bot,
Doch das Glück — er fand es nicht hienieden,
Denn sein Herz verblutet sich zu Tod;
Ward gemordet von der Liebe Händen:
Wo er Treue glaubte, herrschte Trug!
So, den Tod im Herzen, musste enden
Ach! sein hoher Geist den stolzen Flug.
Ja! kein Schloss und keine Krone geben,
Was dem Aermsten doch die Liebe gibt!
Wahrhaft glücklich kann allein nur leben,
Dessen Seele liebt und wird geliebt.

Dr. K. Winckenbach.

Spätherbst.

Leise verblutet der Tag, es durchflutet
Schimmernde Birken ein glühender Streif.
So frühe zur Neige? Ach, nieder vom Zweige
Raschelt ein Blatt, für die Ruh ists reif.
Seele, was bangst du? Herz, ach, verlangst du,
Dass dich stets heiterer Schimmer umlacht?
Grüßen und Meiden, Kommen und Scheiden
Hat ja das Leben noch immer gebracht.
Packt dich mit Schaudern wieder das Trauern
Ob der erschreckend hastigen Flucht?
Denkst du, wie Stunden und Monde geschwunden?
Stemme, mein Herz, dich entgegen der Wucht!
Sieh, wie gelassen lässt ihre blassen
Kränze die herrliche Mutter verstreun!
Stilles Vertrauen hegt sie: erbauen
Wird sich das wieder in holdem Erneun!
Füge dich stille! Ewig der Wille,
Ewig die Kraft, die das Ganze durchwebt!
Sinken und Schwellen, Ebben und Quellen,
Drüber der Odem des Göttlichen schwebt!
Gib dich zufrieden! Lass dich hienieden

Digitized by Google

Liebe geleiten durch Noth und durch Tod!
Nimmer dem Staube für ewig zum Raube
Wird, was die Seele so heilig durchloht!
Gottgeboren, drum nie verloren
Bleibt sie, wenngleich sie es selbst nicht begreift;
Sorge das Eine nur, dass die deine
Stille dem Ewgen entgegenreift!

Ernst Plank.

Es stand am Weg ein alter Baum.

I.

Es stand am Weg ein alter Baum,
Der älteste wohl am Waldessaum.
Er streckte die Aeste weit in die Welt,
Daran ein buschiges Blättergezelt,
Und ein Stamm, so mächtig und kernig gefügt,
Von tausend Narben und Wurzeln durchpflügt,
Die der Jahrhunderte Stürme gesät,
Die an dem Stamme vorübergeweht,
Die an dem alten Baum zerschellt,
Am grünen, duftigen Blättergezelt. —
So stand am Weg der alte Baum.
Ich gieng mit ihr am Waldessaum.
Wir giengen selbander Hand in Hand
Allein im duftig blühenden Land. —
Da schloss sich das grünende Blätterdach,
An dem sich die Sonne glitzernd brach,
Hoch über uns rauschend und schloss uns ein,
Eine ganze Welt für uns allein. —

Und sieh, wo der Baum seine Wurzeln erstreckt
Tief unter die Erde, vom Rasen bedeckt,
Umklammernd mit tausend Fäserlein
Weithin ausgreifend der Erde Gestein,
Am Fuße des Stammes, da lugte herfür
Aus dem Innern der Erde eine kleine Thür.
Zwei Steine bildeten dort ein Thor,
Blaublümelein hielten Wache davor,
Zwei mächtige Wurzeln stützten das Haus
Und sahen gar trutzig und wehrhaft aus. —
Da wollt ich mich bücken und lugen hinein,
In das trauliche, heimliche Kämmerlein;
Da flüstert mir eine Stimme ins Ohr:
»Was thust du, du fremder, neugieriger Thor?«
Und hoch aus den Wipfeln rauscht es mir zu:
»Du du ruh! du du ruh! du ruh.«
Da schaut ich empor und da traf mich ihr Blick,
Und da fiel ich in ihre Arme zurück
Und ihre Küsse deckten mich zu:
Du du ruh! du du ruh! du ruh!
Und tief aus der Höhle ein Singen kam,
Ein Hochzeitsjubeln ich da vernahm
Und ein Elfenreigen schwebte vor mir,
Ein jauchzendes, brausendes Stimmengeschwirr
— — — Und ich selbst war im Hochzeitskämmerlein
Im alten Baum, im tiefen Gestein. — — —

Digitized by Google

II.

»Es stand am Weg ein alter Baum« — —
Oft träume ich den alten Traum,
Wenn einsam mich im Sturm der Welt
Verzweifelt Nüchternheit befällt.
Dann strecke die Hände ich sehnend aus
Nach dem einsamen, kleinen, steinernen Haus
Dort unterm Fuß am alten Baum,
Am duftigen, grünen Waldessaum.
Dann möchte ich der Welt entfliehn,
Ich ziehe auch wohl im Geiste hin
Und schlüpfe in mein Häuschen hinein
Und schließe mich fest von innen ein
Und wälze Steine vor die Thür
So ganz allein, ich nur mit ihr. —

III.

Als neulich mich der Sturm zerzaust,
Verzweiflung in meinem Herzen gehaust,
Da warf ich alles über Bord
Und eilte zu meinem Häuschen fort.

Ich kam dahin. Der alte Baum
Stand immer noch am Waldessaum.
Das Häuschen war noch unversehrt,
Von keiner Menschenhand gestört.
Die Blümchen hielten treue Wacht,
Vom Blättermeere überdacht:
Ich fand das alles sonder Müh —
So ganz allein. Und wo war sie?
Da fiel ich nieder auf die Knie
Und bückte mich — und wo war sie? —
Zu lugen ins Hochzeitskämmerlein;
— Und wo war sie? — ich schaut hinein —
Da starrt mich an ein giftger Blick,
Ich fall entsetzt ins Knie zurück,
Da zischt auch schon die Schlange herfür
Mit giftigem Hauch aus der niederen Thür,
Und es beugt sich der Baum, vom Sturme erfaßt,
Und krachen höre ich Ast auf Ast,
Durch die Blätter rauschet die Melodie
Im Sturme herab: Wo ist sie! Wo ist sie? —
Da eil ich von dannen mit flüchtigem Fuß
Und der Sturm braust mir nach mit heulendem Gruß
In grausig schrecklicher Melodie:
»Wo ist sie? Wo ist sie?«

Max Manheim.

Ueber die Heide weit.

Ueber die Heide weit
Wandert mit mir um die Spätherbstzeit
Langsamen Schrittes die Traurigkeit.

Und die Sonne verglüht
Fern im Westen roth und müd,
Und die ernste Erika blüht.

Digitized by Google

Ueber die Blüten her
Taumelt ein Falter träg und schwer,
Alles sonst einsam, leblos und leer!

Denk ich zur Stunde daran,
Wie ich einstens ihr Herz gewann,
Faßt mich unendliche Wehmuth an.

Ringsherum Lenzesluft!
Rothe Rosen in leuchtender Bluft,
Und der Himmel in jauchzender Bruft!

Ewiger Segen sei
Dir, du herrlicher, einziger Mai ...
Herbst ists worden, und alles vorbei!

Ueber die Heide weit
Wandert mit mir um die Spätherbstzeit
Langsamen Schrittes die Traurigkeit.

Anton Ohorn.

Nur Licht!

Ich habe viele Stunden lang gerungen
Nach der Erkenntnis Licht mit aller Macht.
Ich habe lang gegrübelt und gedacht,
Trotz alles Kampfs, es ist mir nicht gelungen.

Der Wahrheit Flammengeist hat mich durchdrungen,
Den Zweifelssturm in meiner Brust entfacht;
Oft glaubt ich mich dem Ziele nah gebracht,
Trug wars! ich bin zum Licht nicht vorgedrungen.

Zerstört der Kindheit selger Glaubenstraum,
Durchs Innre stürmen mir qualvolle Fragen:
Tod, Leben, Welt! ich frag und faß es nicht!

O wär Unsterblichkeit, wär Glück kein Schaum!
O Gott! ich kann das Dunkel nicht ertragen,
O wenn kein Glück, gib mir nur Kraft und Licht!

Ines Rose Solf.

Wandrers Abendgedanken.

Der Himmel ist in düstres Grau gekleidet —
Der Mond verbirgt sich — Nebel ziehen kalt —
In schwarzen Fronten steht und dräut der Wald,
Den, fast unkenntlich schon, mein Weg durchschneidet.

Digitized by Google

Wer mir begegnet, sputet sich und meidet,
Kurz grüßend, Zwiegespräch und Aufenthalt,
Allein bedacht, zurückzulegen bald
Die Strecke, die vom trauten Heim ihn scheidet.

Ein Bild kommt vor den Geist mir eigner Art:
Ein klein Gemach, erhellt von Kerzenschimmer,
Mit Blumen hinter glänzenden Gardinen —

Ein Mädchen auf dem Sopha, schlank und zart,
Bei ihrer Mutter sitzend — ich im Zimmer
Der dritte, gern gesehn. — Was ward aus ihnen? —

Otto Freitenhof.

Sehnsucht ins Weite.

Ich möchte wandern und schweifen
Nach Ländern, fern und weit,
Und von den Schultern streifen
Das Gewand der Alltäglichkeit.
Wie lange lag ich gebunden
Auf stiller, auf einsamer Flur,
Und Frieden nur hab ich gefunden
In dem Arm der ewgen Natur.

Wie mußte ich horchen und lauschen
Beim Glanze des Himmelsdoms,
Auf der Wälder liebliches Rauschen
Und auf das Tosen des Stroms,
Der seine Fluten, die blauen,
Gewälzt von den Klippen mit Macht,
Weit über die Fluren und Auen
In stolzer, erhabener Pracht.

Wie zogs mich auf einsamen Pfaden
Bei der Wasserfälle Gebraus,
Nach den öden, den wilden Gestaden,
Nach Island zogs mich hinaus,
Wo der Geiser, die sprudelnde Quelle,
Von grünenden Moosen umwebt,
Seine kochende, tosende Welle
Hoch in den Aether erhebt;

Wo der Schnee seinen Mantel geschlagen
Um das weite, das einsame Land,
Wo Vulcane gen Himmel ragen
Mit des Kraters zerklüftetem Rand;
Und wo bei der Bäche Getose,
Im leuchtenden Sonnenschein,
Das Farrenkraut sowie Moose
In üppigster Fülle gedeihn;

Wo das Mondlicht mit purpurnem Glanze
Strahlt funkelnd am Himmelszelt,
Das ringsum im weitesten Kranze
Die Klippen phantastisch erhellt;
Wo aus dem Dunkel vergangener Tage,
Vom Zauber der Dichtung umwebt,
Geheimnisvoll sich die Sage
Im Glanze der Vorzeit erhebt.

Du Land, du endloses, hehres,
Das weit sich gen Norden erstreckt,
Das stolze Helden des Meeres,
Das die Wikinger einst entdeckt;
Du Land, das bei wildem Rollen,
Umpanzert der Gletscher Kranz,
Wie strahlst du im zaubervollen,
Im unvergänglichen Glanz!

Heinrich Zeise.

Zuflucht.

Der Bergbach rauscht schäumend ins Thal hinab,
Und Rehe grasen am Rasen.
Von fern tönt Jagdruf und Rossegetrab
Und freudiger Jäger Blasen.

Digitized by Google

Wenn jetzt von des Felsens hochoberstem Rand
Die Waldfrau ritte herunter
Auf schimmerndem Zelte im Schleiergewand,
Es nähme mich nicht Wunder.

Der Kuckuck ruft sacht aus der Einsamkeit
Mit Zagen und Stocken und Zaudern,
Als scheu er sich, die Verschwiegenheit
Des Tännichts auszuplaudern.

O Waldgeheimnis süß und traut!
Die Zeit ward trocken und sandig!
Das Zauberschloss ist längst verbaut
Und verbannt die alte Romantik.

Die Welt ward nüchtern, die Welt ward kühl.
Doch immerdar, einst wie heute,
Bleibst du, o Wald, ein geweihtes Asyl
Für müde, verlassene Leute.

Otto Michaeli.

Gleulochy.

Mild verdämmern die Abendgluten am Himmel;
Dunkler gleitet der Fluss im schattigen Grunde!
Nimm den Wandrer, den matten, in deinen Schoß auf,
Thal der Ruhe!

Müde bin ich vom Lärm und Wirren des Tages;
Hier ist Friede; die Wipfel flüstern wie träumend,
Vogelstimmen verhallen im grünen Dufte
Traut und leise.

Heimwärts weiden die Herden über den Hügel;
Drunten kettet der Schiffer sorglich sein Boot an;
Alles sehnt sich nach Rast; und der Lochy murmelt
Schlummerlieder.

Thal der Ruhe! Mir ists, als ahnt ich den Frieden,
Der uns einstens, nach Last und Hitze des Tages
Süß umfängt, wenn wir droben auf schönern Fluren
Ewig feiern!

Ida Baer.

Digitized by Google

Die Karlsbrücke in Prag.

»Fünfhundert Jahre grollte die Moldau zu ihr empor,
Fünfhundert Jahre rollte sie durch der Joche Thor,
Biss in die Quaderpfeiler, gurgelnd, schluchzend vor Wuth,
Stürmte mit Eisblockheeren, stürmte mit Sommers Gewitterflut.

Jetzt — ihr hört den Donner, der übers Land gekracht —
Rief sie die Schwestern alle, alle zur letzten Schlacht,
Die von der mährischen Höhe, von des Böhmerwalds starrendem Wall,
Wühlend den gelben Grundschlamm, kommen sie, thürmen sie, wälzen den Schwall;

Wiegen, schwenken das Sturmzeug auf breiten Rücken; jetzt:
Böhmerwalds Tannenriesen, krach! krach! euch eingesetzt!
Recht so, ihr habt gesogen aus Urgranit die Kraft,
Zeigts diesen grauen Bogen, hurrah! hurrah! das Schandjoch klafft!

Es war der vierte September ein sonnenloser Tag,
Da gieng ein Riss, ein jäher, mitten durchs Herz von Prag,
Da dröhnte: memento mori! über der Völker Streit,
Denn Karls des Vierten Brücke, es schien, sie stand in Ewigkeit!«

So flog die Trauerkunde mit Rabenflügeln durchs Land.
Mir aber hat es die Woge anders, so anders bekannt,
Wo sie am Wyschehradfelsen sanft kreisend rückwärts rinnt
Und immer leiser murmelt und dunkel spiegelnd sich besinnt.

»Es war so lustig! Sie kamen auf Stürmen hergesaust,
Schleppend die nassen Gewänder, Blitzfackeln in der Faust,
So fanden sie die Straße, die luftige, heimatwärts,
Und jubelnd rauschten sie nieder an der Mutter hochaufwogendes Herz;

Die morgenroth geflogen vom Wiegenbett empor,
Sehnsüchtig hingezogen in wehendem Schleierflor,
Die über Berg und Flächen getragen der Wandermuth,
Bis an der Brust des Vaters, des Oceans, sie ausgeruht.

Das war ein Schwätzen und Plaudern und Prahlen mit der Welt,
Hoch, höher, immer höher ward Flut und Muth geschwellt,
Wie an der Teufelsmauer in Jugendsaus und -braus,
Hei! vorwärts, lustig vorwärts über Dämm und Wände hinaus!

Da hat ein Ameisenvölkchen, ich glaube: Menschen genannt,
Ein Spielzeug wohl aus Steinchen auf Bogen ausgespannt;
Nur zu, ihr tanzenden Hölzchen, und neckt sie, die so schlau,
Wann schwemmen wir von hinnen den ganzen wimmelnden Ameisenbau?

Schon manche Tage, scheint es, hausts hier und baut und wühlt;
Doch, Tand! Noch ist der Feind uns der grimme nicht weggespült,
Der Fels, der trotzige, starre, der sich entgegenstemmt
Und unsere Welle schneidet und unsern Willen dämmt und hemmt.

Wir sind vom Anbeginne Herr auf diesem Ball,
Ein stille flutend Weltmeer, ein ruhendes Wasserall,
Der Fels da hat, sich reckend, unsere Krone gesprengt,
Zerrissen uns, zerworfen, nach Nord und Süd und Ost und West gedrängt.

Wir aber werden ihn zwingen in ruheloser Schlacht,
Wir werden ihn niederringen wieder in ewige Nacht,
Wir: Meer und Ström und Flüsse und Bach und Wolk und Quell,
Und jede Well eine Kampfschar und jeder Tropfen ein Kriegsgesell.

Digitized by Google

Wir rieseln, rauschen, rinnen, wir schießen in Fall und Schwall,
Wir nagen, bohren, zehren, wir stürzen Wand und Wall,
Vom Berge zerren das Haupt wir und schmieden den Rumpf in Eis,
Dass es zum Thale drückend die mürben Knochen ihm niederreiß.

Es müssen die Thäler steigen, es müssen die Höhn zu Thal,
Es darf kein Schatten neigen sich in des Weltmeers Saal,
Sanfte Athemzüge werden die Winde wehn
Und ewig Mond und Sonne hindurch mit leisen Schritten gehn.

Horch, wies auf einmal schütternd herauf zum Grund mir dröhnt —
Hat dort in Banden ein Riese aus feuriger Brust gestöhnt?
Was drohst aus Jugendtagen du Traum mir: von Riesenkampf,
Von gähnenden Lavastrudeln, von wirbelndem Weltendunst und Dampf?«

Franz Herold.

Seegold.

Die Nixe badet am Meeressaum,
Sie badet ihr Goldhaar im Wellenschaum;
Die Woge rauscht um das goldne Gespinn,
Der Mondschein strahlt auf die Glänzende hin.

Und sieh da, der Goldstaub entfließt ihrem Haar,
Er leuchtet als Seegold so herrlich und klar;
Als Wasserrosen- und Seeblütenduft
Erfüllt er balsamisch die neblige Luft.

Nora Gräfin Strachwitz.

Geträumt.

Drei Wörtlein hört ich sprechen
Im Wald: Ich liebe dich!
Sah dich zwei Röslein brechen
Am Strauch für dich und mich.

Zwei Thränen fühlt ich blinken
In meinem Augenpaar:
Der Traum musst jäh versinken,
Die Thräne nur — ward wahr!

Gustav Ad. Müller.

Am Kamin.

Spitzen und Blumen, Federn und Band,
Ordnet für andre die fleißige Hand,
Benütze die Schönheit, schnell schwindet die Zeit,
Es schafft dir die Arbeit kein seidenes Kleid,
So sang der Wind im Kamin.

Und was du gewollt, das hast du erstrebt,
Wie bist du geliebt, wie hast du gelebt —
Tausende flogen dir aus der Hand —
Doch dein Herz ist todt und die Seele verbannt.
So braust der Wind im Kamin.

Digitized by Google

Das Alter ist da, die bitterste Noth —
Leer ist die Kammer und du hast kein Brot,
In Lumpen, froststarrend und lebensmüd —
Rauscht draußen der Strom dir ein Sterbelied —
So heult der Wind im Kamin.

Marc Prätas.

Stelldichein.

Die Nacht deckt die Erde mit düsterem Flor.
Grau ragt aus dem Nebel die Brücke hervor.
Stumm schauen die steinernen Pfeiler hinab
In das riesige, rauschende, flutende Grab.

Ein Stern nur hält droben am Himmel noch Wacht,
Da regen die Winde sich heimlich und sacht.
Sie bringen den letzten der Sterne zur Ruh
Und decken mit Wolken gar sorglich ihn zu.

Ihr Wolken und Winde, ich sage euch Dank.
Du, holdestes Liebchen, nun säume nicht lang
Und biete getrost mir die Lippen zum Kuss,
Denn schwarz ist die Nacht und verschwiegen der Fluss.

Robert Braunschweiger.

Die wilden Rosen sind verblüht.

Die wilden Rosen sind verblüht
Dort an dem Waldessaum,
Die still verborgen einst gelauscht
Auf unsern Liebestraum.

Die wilden Rosen sind verblüht,
Du bist so fern, so weit,
Und einsam steh ich auf der Höh
Und denk entschwundner Zeit.

Der Herbstwind singt in mächtgem Ton
Von Scheiden und Vergehen,
Und trägt die leise Klage fort:
»Ob wir uns wiedersehen?« —

Ida von Lessac.

Bücherschau.

Gedichte von **Ernst Moriz Arndt.** Vollständige Sammlung. Mit Anmerkungen herausgegeben von Heinrich Meisner. Erster Theil. (Leipzig, Verlag von Karl Fr. Pfau.) Complet in 3 Theilen.

Bedarf es noch einer Empfehlung, wenn es sich um den alten, wackeren Sänger aus der Zeit der Befreiungskriege handelt? Welcher Deutsche kennt nicht Ernst Moriz Arndt und einen guten Theil seiner Lieder, die in Herz und Mund des Volkes übergegangen sind? — Es ist ein dankenswertes Unternehmen, eine vollständige Sammlung seiner Gedichte herauszugeben und noch dazu in so pietätvoller Weise, wie es hier geschieht. Es liegt dieser Ausgabe die von dem greisen Dichter am Ende seiner Tage noch eigenhändig zusammen-

Digitized by Google

geschriebene, 1860 zuerst erschienene Sammlung zu Grunde, welche die chronologische Reihenfolge einhält und so zugleich einen interessanten Einblick bietet in die dichterische Entwicklung Arndts. In seinen poetischen Erstlingen ist der Einfluss Klopstocks, theilweise auch jener der Anakreontiker noch unverkennbar, aber die wachsende Noth des Vaterlandes schlug ihm den Funken der patriotischen Begeisterung aus der Seele, und mit dem Jahre 1812 zumal hebt Arndt jene vollen, kräftigen Töne an, die ihren Widerhall in tausend Herzen fanden. Es ist kein großer Dichter, der hier zu uns redet, aber es ist ein ganzer deutscher Mann, der mit seinen schlichten Weisen wie ein Herold sein Volk aufrief zum heiligen Streite und an seinem Theile viel zu der nationalen Wiedergeburt desselben beigetragen hat. Das soll ihm nicht vergessen werden und darum verdienen seine Gedichte, ein Hausbuch, ein deutsches Familienbuch zu werden. Dazu ist die vorliegende Ausgabe ganz besonders geeignet, zumal der Herausgeber sie mit Anmerkungen versehen hat, die, weil sie im richtigen Maße und mit einfacher Klarheit angebracht sind, volle Anerkennung verdienen. Eines nur hätten wir gewünscht: dass der Preis des Buches niedriger wäre; 4 Mark ist für den broschierten Band, angesichts der zwar würdigen, aber nicht hervorragenden Ausstattung und namentlich, da es sich um ein Volksbuch handelt, zu theuer.

Anton Chorn.

Gedichte von **Arthur Rehbein.** Dresden und Leipzig, Pierson, 1894. Ein kleines Buch von nur vierzig Seiten und das ist eine Empfehlung. Die ersten Gedichte sind wahr empfunden, aber nicht so geglückt im Ausdruck, dass sie die Seele des Lesers gefangen nähmen. Die folgenden sind besser; ein paar Balladen sind im richtigen Balladenton gedichtet. Das beste balladenartige Gedicht ist vielleicht »Die Nonne« mit dem Kehrvers: »O sing, warum verwirrst du mich.« Die Ode »Auf der Heide« ist schön, ebenso »Liebesrausch«. Ernst und tief empfunden ist »Der Geiger«. Auch komische Gedichte gelingen Rehbein sehr gut, wie »Im Dom zu Altenberg« und »Loreleys Klage«. Im ganzen ein wirklich wohlthuendes Werkchen.

Adolf Brieger.

Neue Gedichte. Von **Arthur Pfungst.** Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1894. 89 S. In einer Besprechung von Pfungsts ersten Gedichten schrieben die Hamb. Nachrichten u. a. ungefähr: Pfungst ist kein Stimmungsheuchler, kein Poseur des Schmerzes, vielleicht überhaupt kein Lyriker; für einen solchen denkt und fühlt er zu ernst u. s. f. Ich möchte das Wort für Wort unterschreiben, Pfungst ist in der That kein Lyriker: es fehlt das Aufgehen in der Stimmung, es fehlt die volle, tiefe Stimmung selbst. Ein Ahasver des klagenden Leides um die Unvollkommenheit der Welt, irrt er ruhelos seines Pfades, der Duft der Rose lockt ihn, der Gedanke an ihr Welken stößt ihn ab, Kuss und Becher winken, er aber sieht betrogene Liebe weinen, hört die Trunkenheit lallen — er geht vorüber: Alles ist eitel, alles ist eitel! Was will die Welt von ihm? »Ich bin ein Fremdling auf der Welt gewesen« (S. 7). Und dieses leidvolle Sich-abkehren von allem, was da blüht, lebt und liebt, diese Sehnsucht nach dem alles vergessen machenden Nirwana nahm von der Leier Pfungsts die lyrische Saite. Aber darum ist und bleibt sie doch die Leier eines echten und treuen Poeten. Es scheint einigermaßen erstaunlich, dass diese Zeit des outriertesten Subjectivismus noch solche treue Gedanken für die Menschheit reifen kann. Da steht auf S. 31 ein Gedicht: Der Ruf der Menschheit, welches eine neue Variante bietet des Ur-Ur-Ewigen: Warum? Wozu? Der Autor findet da in seinem Mitempfinden Wort und Ton tiefgründigster Wahrheit:

— — — Und durch die Kunst zieht tiefes Klagen,
Ein unnennbares Herzeleid,
Die Dichter und die Denker sagen:
»Weh euch, dass ihr geboren seid!«

Auch das Sonett Menschenloos (S. 45) formt denselben Gedanken zum Wort, und zwar in sehr origineller Weise: der Felskolos des Seienden und Gewordenen, von dem die jahrtausendalte Arbeit des Menschen nur Splitter abhauen kann, elende Splitter! — Die meisten Poeten abgeklärten Weltleides werden nur zu oft angesichts des schier Unerträglichen in Bitternis verfallen, da hilft alle Selbstzucht nichts — Pfungst hat einen Spruch (S. 48) geschrieben, in dem er mit seinen Widersachern und Spöttern abrechnet, auf seine Weise nämlich:

Mit ihrem Duft will noch die Rose laben
Den Wandrer, der sie brach in keckem Muth;
Der Vogel singt sein Lied dem argen Knaben,
Der ihm die Freiheit nahm, sein höchstes Gut;
Die Perle schmückt die Hand, die sie entführt
Dem schützenden Versteck, wo still sie glühte; —
Drum, wenn dein Herz den Hass der Menschen spürt,
Beschäme sie durch deine Güte!

Das ist die Polhöhe der Resignation. — Als ich das Bändchen durchgelesen, da kamen mir Albert Möser und Hieronymus Lorm ins Gedächtnis. Es ist unzweifelhaft, dass Pfungst unter ihrem Einfluss steht, wenn er es auch selbst nicht ahnt. Möser

Digitized by Google

und Lorm, welche noch im Anfange der Achtziger-Jahre einem stark ausgeprägten Schopenhauerthum in der Poesie huldigten, haben sich durch dies Durchgangsstadium hinausgehoben, das Unabänderliche duldet keinen Stillstand. Möge auch Arthur Pfungst mit seinem reichen Wissen und Können den Weg Aufwärts nicht verfehlen!

Fritz Eberhardt.

Kurt von Zelau. Reime und Träume. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1894.

Die Gedichte Kurt von Zelaus zeichnen sich weder durch Eigenart der Gedanken und Empfindungen, noch durch besondere Vorzüge der Form aus; es sind Gedichte, wie sie heute zu Dutzenden erzeugt und gedruckt werden. Die beigefügten Aufsätze in Prosa sind ziemlich anmuthig geschrieben, doch hätten wir gewünscht, dass der Verfasser bedeutendere Gegenstände gewählt hätte. Was er uns bietet, ist mehr ein Spiel mit Kunstformen, als Kunst selbst. Nichts liegt uns ferner, als dem Verfasser Talent abzusprechen. Aber die Pfade, auf denen er sich bewegt, sind zu ausgetreten, und deshalb kommen seine Fähigkeiten nicht zur Geltung. Hanns Weber.

Schlichte Klänge von **Toni Bracke.** (Leipzig, Verlag von Moritz Ruhl.)

Zum erstenmale begegnet mir der Name der Autorin, aber die schlichten Klänge muthen mich so angenehm, so herzerfreuend an wie alte Vertraute. Es kommt das daher, weil die einfach und schön geschriebenen Verse dem geheimnisvollen Weben der Natur abgelauscht sind. Und was einmal von dieser unverfälscht herrührt, kann auch des gewiss sein, das Echo und die Theilnahme in jedem natürlich und rein empfindenden Herzen zu finden. Die meisten Gedichte sind Naturbilder, Stimmungsklänge. Aber trotzdem bildet keineswegs der todte Ballast kahler Beschreibung den ausschließlichen Inhalt; es zeichnet ihn vielmehr ein tiefsinniges Eindringen in die lebensreichen Schönheiten der Natur, ein verständnisinniges Deuten ihrer Sprache aus, mit der diese zu jedem denkenden und fühlenden Menschen redet, dessen Empfinden im gemeinen Leben nicht bereits abgestumpft erscheint. Mit offenem Aug und Herzen für alles Erhabene und Große nimmt die Verfasserin das Menschenleben und das Leben der Natur wahr und versteht es, beides so glücklich und harmonisch mit einander zu vermählen, dass in dem Leser bei der Lectüre Phantasie und Schönheitsempfindung sowie Gedanken reinster Menschlichkeit angeregt werden. Die Verfasserin kann darauf rechnen:

— Es trifft die anspruchslose Weise,
Im Strom der Welt, im bunten Kreise
Verwandten Klang.

H. Kuhmerker.

Körners Ideale. Deutsche Frauengestalten von **Hans Hohenfeld.** Mit sechs Illustrationen und einem Begleitwort von H. Lengg. Verlag der Allgemeinen Kunstchronik (P. Albert), München.

Dieses 48 Seiten umfassende Heftchen ist recht anziehend und mit ehrlicher Begeisterung für den Stoff geschrieben. Es führt uns jene Frauen vor, mit denen der unvergessliche Freiheitsheld und -sänger in näherem Verkehr stand. Wenngleich die Schrift einiges Neue bringt, so z. B. auch ein bisher nicht reproduciertes Bild der liebreizenden Toni Adamberger, so wird das Büchlein doch auf umfassende Darstellung keinen Anspruch erheben wollen. Und die einzelnen Frauengestalten sind auch nicht gleich sorgfältig ausgeführt. So finden wir, dass Körners Mutter ein allzugeringer Raum zugemessen ist. Eingehend und mit aller Liebe behandelt ist Körners freundschaftliches Verhältnis zu seiner Pathin, der Herzogin Dorothea von Kurland und Semgal. Die beigegebenen Illustrationen sind schon um ihrer Seltenheit willen sehr interessant. Wir wünschen, dass die Broschüre weite Verbreitung finden möge. Den Freunden Körners wird sie überhaupt unentbehrlich sein.

Karl Bienenstein.

Des gottseligen **Thomas von Kempen Nachfolge Christi** in deutschen Reimen von Dr. jur. Hermann Iseke, Garnisonspfarrer in Metz. Heiligenstadt (Eichsfeld), Verlag von F. W. Cordier.

Das so ungemein volksthümliche Buch des Asketen ist hier in Verse gesetzt worden, eine ebensoviel Fleiß wie Beharrlichkeit erfordernde Arbeit, die wir als besonders gelungen bezeichnen können. Die formschönen und dem Gegenstande angemessen schlichten Verse geben den Sinn der Rede klar und deutlich wieder, so dass sich die Lectüre für viele genussreicher gestalten dürfte, als die des Originals. Die sorgfältige Ausstattung, welche die Bücher des strebsamen Cordierschen Verlages kennzeichnet, möchten wir nicht unerwähnt lassen. Das Werk eignet sich darum auch als gediegenes Geschenk für wirklich fromme Leute ganz vorzüglich. Zum Beweise der vortrefflichen Versificierung ziehen wir einige Strophen beispielsweise aus:

Seite 5, Strophe 5:
Glaubst du, dass du viel begriffen,
Viel erdacht und viel ersonnen:
Wie viel mehr bleibt dir verborgen,
Ungewusst und ungewonnen?

Seite 6, Strophe 2—3:
Höchste ist der Wissenschaften:
Selbsterkenntnis, Selbstverneinung,
Von sich selbst nur die geringste,
Von den andern beste Meinung!
Siehst du an dem Nebenmenschen
Ein Verschulden, schlimm und schandhaft:

Digitized by Google

Kannst du dich für besser schätzen,
Kannst du schwören, dass du standhaft?

Seite 13, Strophe 3—5:
Wahrheit suche in den Schriften,
Nicht den eiteln Prunk des Stiles;
Was du liesest, lies im Geiste,
Der es gab, in diesem fühl es!

Suchen sollen wir den Nutzen,
Nicht der Sprache äußre Schöne;
Wie auch gleißet das Erhabne,
Spotte nicht der Einfalt Töne!

Nur die Wahrheit soll dich ziehen,
Der Verfasser darf nicht stören:
Wer es sagt, sei unbekümmert,
Was er sagt, das mußt du hören.

Seite 19, Strophe 1—2:
Ist die Liebe auch geboten,
So Vertraulichkeit nichts nütze:
Manchen rühmt man, doch besehen
Ist er Hülse ohne Grütze.

Und, wie oft! derweil du träumest,
Dass dein Umgang ihm behage,
Denkt der Freund, dem du zuwider,
An der Freundschaft Widersage.

Seite 37, Strophe 4—5:
Strenger Tadel für die andern,
Den ich selber mir verbitte!
Andern Zwang und Zaum und Zügel,
Freiheit mir in Wunsch und Sitte!

Andre such ich einzuzwängen
In der Satzung enge Hürde,
Aber hasse für mich selber
Jede Schranke, jede Bürde. —

Wie der Leser sieht, wird manch köstliche Spruchperle, welche in der Prosa der Urschrift vielleicht weniger bemerkt wurde, hier, in der prächtigen gebundenen Form, auch dem nicht kirchlich gesinnten Leser gemüthlich näher treten.

A. v. Majerszky.

Kinderlieder von Julius Sturm. Nürnberg, Verlag der Jugend-Gartenlaube, 1894.

Ein gar glücklicher Gedanke des Verfassers war es, die ihm von den Musen so reich verliehene Dichtergabe auch denen zu weihen, derer das Himmelreich ist, unseren kleinsten Kleinen. Beeilen wir uns doch, die heranwachsende Jugend, selbst vor Goethe und Schiller mit den kostbarsten Schätzen aller Poesie, mit dem Nibelungenlied und mit Homer, vertraut zu machen. Weshalb sollten wir also zögern, auf der ersten Stufe geistigen und gemüthlichen Gedeihens die putzigen Dreikäsehoch eben auch schon dichterisch zu schulen? Denn wenn gesagt wurde, im Traume sei jeder von uns ein Shakespeare, so sind wir um so zuverlässiger im träumerischen Frühalter des Daseins sammt und sonders Dichter; und noch gewisser ist an dieser Stelle der Entwicklung die junge Seele zur Aufnahme der nie früh genug einzuimpfenden großen Wahrheiten in poetischem Gewande empfänglicher als anderswann. Jedenfalls aber wirkt das Goldwort der Poesie, wo es sich um Mittheilung ethischer Hauptgrundsätze handelt, sittigender und veredelnder, als ein prosaisches Sammelsurium kahler und schaler Prosaparagraphe oder gar als das verdächtige Lesefutter hyperphantastischer Jugendverbildner, die mit dem Krimskrams ihrer luftigen Schöpfungen den Boden der Erde unter den Füßen wegziehen: Jules Verne und Compagnie, auch in noch so verdünnten Gaben! Und wie erlesen weiß unser Altmeister die Kleinen zu führen, wie sinnig sie zu weisen! Wie golden glitzert seine Kinderstube, wie freundlich lächelt sein Kinderhimmel, dem die Mutterliebe seine hellsten Lichter leiht! Wie versteht er es, Sorgenfalten und Kummerfurchen, welche die Rücken und Tücken des Lebens ohnehin zeitig genug ziehen, fast alle von der Kinderstirne fernzuhalten! Die tausend Herrlichkeiten und Heimlichkeiten der jüngsten Welt, ihre Spiele und Späße, ihre Schnaken und Schnurren, ihre Wünsche und Goldnüsse, ihre Bescherungswunder und Kleinodien setzen wahrlich das idyllische Wolkenkuckucksheim zusammen, das so mancher unter uns dereinst mitzuerleben begnadet war, und das uns veranlasst, wenigstens auf diesem Punkte Leibniz, dem Lobredner der besten aller Welten, Recht zu geben. Sei denn das vorliegende Werk Julius Sturms mit seinen schönen Illustrationen, als ein Hausbuch edlen Schlages und als solches gleich wertvoll und nachfragewürdig wie die Grimmschen Märchen, allen Kindern auf den Weihnachtstisch von Herzen gewünscht — es ist die denkbar beste Gabe! — und den Alten als eine rührende Reliquie verflossener, seliger Kinderzeit nichtminder warm zum Nachschlagen empfohlen!

Dr. August Siebenlist.

Notizen.

Oskar Redwitz, der Dichter des romantischen Epos »Amaranth«, welcher bekanntlich in Oesterreich ein zweites Heim gefunden und zur Stärkung seiner Gesundheit viele Jahre in Meran verbracht hatte, wird in dieser Stadt ein Denkmal erhalten.

Digitized by Google

Soeben sind in der königl. Hofverlagshandlung vorm. J. F. Richter zu Hamburg die plattdeutschen **Leeder un Läuschen** von dem Bibliothekar der Berliner königl. Bibliothek, Dr. **Karl Theodor Gaedertz**, in zweiter umgearbeiteter und vermehrter Auflage unter dem Titel: »Julklapp« erschienen. Da mehrere dieser vielbeliebten Gedichte seinerzeit zuerst in unserer Zeitschrift veröffentlicht wurden, so dürfte das fein ausgestattete Bändchen so manchen für mundartliche Dichtung empfänglichen Literaturfreund doppelt anziehen und fesseln, zumal der Verfasser in jedem Betrachte vollwürdig mit **Fritz Reuter** wetteifert.

Demnächst wird ein zweibändiger Roman von **Anton Ohorn**, einem der getreuesten Getreuen des Dichterheims, bei Karl Braun in Leipzig herausgegeben. Der Roman betitelt sich: »**Das neue Dogma**« und hat das vaticanische Concil von 1870 sowie die Unfehlbarkeitserklärung zum geschichtlichen Hintergrunde; er darf schon im Hinblick auf einen derartigen Vorwurf zahlreicher gespannter Leser gewiss sein.

Am 8. October 1894 trat in Berlin der Ausschuss des allgemeinen deutschen Sprachvereines zusammen, welcher zur Entscheidung in dem Wettbewerb um den ausgeschriebenen Preis für eine künstlerisch ausgestattete Wahlspruchtafel berufen war. Nach Würdigung der eingegangenen 117 Skizzen entschied man sich dahin, die mit dem Kennworte »Dem Deutschen das Deutsche« versehene Skizze zur Ausführung zu bestimmen. Außerdem wurde beschlossen, die mit dem Kennworte »Germania II« versehene Skizze zu erwerben. Als Urheber der erstgenannten Skizze ergab sich der Maler C. Schröder in Altona, als derjenige der zu zweit genannten Skizze Professor Max Länger in Karlsruhe (Baden). Das Preisgericht: Professor Woldemar Friedrich, Oberstlieutenant Dr. Max Jähns, Baumeister Otto March, Geheimer Baurath Otto Sarrazin, Professor Anton von Werner, Director der königl. Akademie der Künste.

Briefschalter.

Jeder Einsender wird ersucht, folgende Winke zu beachten, widrigenfalls seine Einsendung unerledigt bleibt. Das Manuscript muss leserlich geschrieben sein und darf höchstens fünf Gedichte enthalten. Jedes Blatt darf nur auf einer Seite beschrieben sein. Zwei oder mehrere Gedichte dürfen nicht zusammen auf einem Blatte stehen. Jedes Blatt muss den Namen und die genaue Adresse des Verfassers enthalten. Jeder Einsender, der briefliche Antwort wünscht, hat die abgetrennte Hälfte einer Postkarte mit Rückantwort adressiert beizulegen. Gedichte werden nicht zurückgesandt. Eingehendere Kritik der Einsendungen wird nicht ertheilt. Zu einer Begründung der erfolgten Ablehnung verpflichtet sich die Redaction nicht.

K. v. G. in E—e. Sie scheinen der Ansicht zu sein, dass alle die versificierten Mätzchen und Männchen, die Sie uns so oft auf dem Postwege zum Besten geben, nothwendig für das Dichterheim druckreif sein müssen. Aber wenn wir auch ein- und das andremal Gnade für Recht ergehen lassen, wobei uns freilich nicht selten vor lauter Flickarbeit die Finger schmerzen, so muss doch jede Langmuth schließlich ihre Grenzen haben, zumal es leichter thunlich sein dürfte, dass ein Kochkünstler aus einer alten Schuhsohle ein leckeres Gericht herstellt, als dass wir aus manchem uns vorgesetzten oder eigentlich versetzten Reimgebräu eine menschliche Strophenreihe zuwege bringen. In Ihrem Falle jedoch hapert es nicht einmal so sehr an der Form, die sogar ab und zu sich ganz geschniegelt gibt; allein Gedankenarmuth ist das Kainszeichen Ihrer Mache; und uns aufzumutzen, dass wir auch noch die Gedanken, die andere **nicht** haben, erraten sollen, das geht denn doch selbst über die strengste Redactionsverpflichtung ein erheblich Stück hinaus. Zum Glücke sind wir mit gedankenvollen und gemüthreichen Beiträgen so ziemlich versehen, so dass uns Ihr Verstummen, selbst wenn wir die verhaltenen Stoßseufzer des letzten Briefes buchstäblich nähmen, nicht im mindesten bange macht.

M—r K—d in T—n. Noch fort regnet es Herbstgedichte, die den sattsam bekannten Gedanken Ausdruck geben: Blätterwelken, Vergänglichkeit alles Irdischen, Einkehr in sich selbst, Blick auf das Jenseits u. s. w. Nun das alles ist zwar schon von den größten Dichtern und Denkern in kühnen Parallelen durchgeführt worden; trotzdem aber bleibt es ein beliebter Ausgangspunkt immer wiederkehrender lyrischer Betrachtungen. Nur sollte man doch streben, wenigstens hie und da eine neue Beleuchtung, eine neue Ideenverbindung zu finden. Dann wird auch jener eiserne Bestand uralter Menschheitsgedanken in verjüngtem Glanz erstrahlen.

M—e F—r in L—g. Sie wünschen nicht bloß Annahme oder Ablehnung schlechtweg, sondern auch Begründung wenigstens der Zurückweisung. Nun denn in Kürze: Ihr Gedicht: »E. m. s.« rührt an eine der abgrundtiefen Räthselfragen der Welt; die Behandlung musste also hier entsprechend schärfer und eingehender geschehen, als dies Ihrerseits der Fall ist. Das andere »S. st.!« überschriebene Stück führt den sinnig gewählten Vergleich nicht mit voller Deutlichkeit durch, während »Sch. i. G.« gerade auf dem Punkte nachlässt, wo die Charakterisierungskunst am erwünschtesten, ja am nothwendigsten wäre. Es erübrigt somit »Am A.«, das wir herzlich unbedeutend finden, und »D. u. L.«, die letzte und beste der aufzuzählenden Nummern, zu deren Abdrucke wir uns ohne jedes Zögern entschlossen.

M—d W—e in G—e. Sprachlich correct bis ins Itüpfchen, macht der uns eingesandte Beitrag doch von dem Grundsatz einen allzu verschwenderischen Gebrauch, dass das Beste — ungesagt bleibe.

B—o F—i in K—r. Wo steckt die Beziehung auf das Menschenleben, welche der lyrischen Poesie doch erst das Adelswappen aufdrückt, und ohne die man in zahlreichen Fällen höchstens von einer didaktischen Reimerei oder gar von einer gereimten Spielerei sprechen darf?

B—n Z—n in L—o. Weshalb wundern Sie sich gar so unbändig über die in der letzten Nummer gezogene Parallele? Blättern Sie doch gefälligst in Eduard Engels Geschichte der englischen Literatur

Digitized by Google

(S. 520 f.)! Dort ist ebenfalls auf eine anzustellende Vergleichung von Brownings und Julius Wolffs »Rattenfänger« deutlich hingewiesen.

K—l W—m in B—u; G—v A—f M—r in S—g; W—m A—t in L—z; J—a L—h in G—n:

angenommen.

E—d M—r in T—g; K—t G—s in V—g: H—s G—r in W—g; E—h Th—m in E—d; B—a S—n in G—r.; M—e N—r in L—z: N—t S—k in W—g; E—t T—r in M—n; G—g A—h in W—g:

dankend abgelehnt.

Schluss der Redaction am 15. October 1894.
Die nächste Nummer (Nr. 25) erscheint am 15. November 1894.

Inhalts-Verzeichnis:

Hans Sachs. Von Victor Joss. — Wilhelm Müller. Von Dr. Robert Plöhn. — Gedichte von Ottilie Siebenlist, Hermine Berzeviczy, Elsa Glas, Karl Kliem, Bertha Grosmann, Tony Sturm, Paul Sartori, Magda Fuss, Hans Freiherr von Rothkirch und Panthen, Ernst Hacker, Kurt Geucke, Joh. Alboth. Dr. R. Winchenbach, Ernst Planck, Mak Nauhein, Anton Ohorn, Ines Rosa Solf, Otto Breitenhof, Heinrich Zeise, Otto Michaeli, Ida Baer, Franz Herold, Nora Gräfin Strachwitz, Gustav Ad. Müller, Mare Prätzas, Robert Braunschweiger, Ida von Lessac. — Bücherschau. — Notizen. — Briefschalter.

☞ **Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.**

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition**, Einsendungen an die **Redaction des Deutschen Dichterheims in Wien**, VIII. **Auerspergstraße 5.**

Für Autoren!

Verlag wünscht Romane, Novellen 2c. 2c. zu erwerben. Briefe mit Rückmarke u. J. 1926 an **Rudolf Mosse, Nürnberg.**

Die Vorarbeiten für den 17. Jahrgang von **Kürschners** allbekanntem **»Deutschen Literatur-Kalender«** haben begonnen. Der Herausgeber, Geh. Hofrath Josef Kürschner, Hohenhainstein ob Eisenach, ersucht Schriftsteller, Uebersetzer 2c., besonders auch Redacteure von Zeitungen und Zeitschriften, um Einsendung ihrer Adresse zur Aufnahme für das Schriftsteller-Lexikon des Kalenders.

Edelstes und bestes Festgeschenk.

Friedensstimmen.

Eine Anthologie, herausgegeben
von
Leopold Katscher.
Eingeleitet von
Bertha von Suttner und Konr. Ferd. Meyer.

Inhalt:
Gedichte, Erzählungen, Aphorismen und Aussprüche der größten Geister aller Zeiten und Völker.

Circa 25 Bogen in elegantester Geschenk-Ausstattung (origineller Prachtband mit Goldschnitt und Schutzcarton)

Preis nur M. 6.— oder fl. 3.72.

Auf dieses hochinteressante, wertvolle, völlig neuartige Prachtwerk, dessen Tendenz eine sehr gemeinnützige ist, nimmt **jede Buchhandlung Bestellungen** entgegen.

Ed. Wartigs Verlag (L. Hoppe),
Leipzig, Thalstraße 15.

Das Neueste u. Eigenartigste im Anthologiewesen!

Verlag „**Deutsches Dichterheim**" in **Wien.** Chefredacteur: **Dr. August Siebenlist.**
Verantwortlich: **Ludwig Werner.**

Druck von Friedrich Jaeger in Wien.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)
Herausgeber: **Adalbert von Majerszky.**

Monatlich 2 Mal. — Preis: 5 Mark halbjährl., vorauszahlbar. — Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direct durch die Expedition des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Auerspergstraße 5. — Abbestellungen werden nur bis 30. Juni, bezw. 31. December angenommen. Einzelne Nummern à 50 Pfen. 5 Stück einer Nummer 1 Mark 50 Pfen.

Ausfahrt.

Als ich das traute Haus verließ
Und mich zum Strande wandte,
Fuhr pfeifend die Windsbraut über den Kies
Und wühlte im rothen Sande.

Es wachsen die Wogen wie Thurm an Thurm;
Ich schreite der Brandung entgegen.
Auch mich wird peitschend bald der Sturm
Durchs brandende Leben fegen.

Wo wirft er mich hin? An Blütengefild?
An felsentrotzige Riffe?
Welch schicksalbestimmendes Sternenbild
Wird leuchten dem scheidenden Schiffe?

Wohlauf! Und hißt die Flagge am Mast!
Stoßt kühn den Kahn von der Küste!
Das wär mir ein trauriger Trübsalsphantast,
Der nicht freudig zu hoffen wüßte!

Otto Michaeli.

Digitized by Google

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Von

Karl Bienenstein.

Das war ein hitziger Kampf, der vor ungefähr neun Jahren begann und nun erst seinem Erlöschen nahe ist. Ich meine den Kampf zwischen Idealismus und Realismus, den ich auch nach der Dauer seiner besonderen Heftigkeit den siebenjährigen Krieg in der Literatur nennen möchte. Wieder einmal kam eine junge Generation mit neuen Idealen, welche sie sonderbarer Weise unter den Schlagwörtern: Realismus, Naturalismus zusammenfaßte, und begann an den Thronen der alten Götter zu rütteln. Und schnell waren zwei Lager gebildet. »Idealisten« nannten sich die einen, »Moderne« die andern; und es wäre nun recht ergötzlich anzusehen gewesen, wie da wieder einmal um des Kaisers Bart gestritten wurde, hätte man nicht auf beiden Seiten den Kampf manchmal mit recht unedlen Mitteln geführt, mit Verleumdung hier, mit wüster Schmähung dort. Daß so beide Parteien weit übers Ziel hinausschossen, ist fast selbstverständlich. Die einen glaubten, den jungen Strom, der aus dem Zeitgeiste stets neue Zuflüsse bekam, mit Armen aufhalten zu können und vergaßen dabei, daß es viel klüger sei, höchstens Dämme zu bauen und die frische Kraft zu segensvoller Thätigkeit beisammen zu halten. Die andern wieder sahen in allem, was nicht in gewissem Sinne genialisch war, Altes, Verkommenes, Gebrechliches und warfen mit vielem thatsächlich wertlosen Kram auch manche Perle fort.

Sieben Jahre gieng es so fort in allen möglichen Tonarten, und wer dabei am meisten zu kurz kam, das waren diejenigen, welche sich von dem ganzen Streite fernhielten und unbekümmert um Parteiwegweiser auf einsamen Pfaden einem Sterne nachgiengen, der einzig und allein zur Heilandskrippe echter Kunst führte.

So konnte es auch kommen, daß erst jetzt, da man sich auf beiden Seiten besinnt, ein Dichter zur allgemeinen Geltung gelangt, dessen Dichtungen zum dem Besten gehören, was die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts auf dem Gebiete der Poesie hervorbrachte: Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Liest man die Werke des fürstlichen Dichters, so ist es einem, als stünde man in einem jener wildblühenden Gärten fern im schönen Süden, die dort liegen, wo vor Zeiten Königsschlösser und heilige Tempel gestanden, und in die sich nur Menschen verirren, welche um ein verlornes großes Glück zu klagen haben. Sie füllen das Herz mit tiefer Schwermuth, aber auch mit Heimweh nach der unnennbaren Schönheit, die sie seltsam verklärt.

Was den Dichter in Prinz Emil zu Schönaich-Carolath weckte, war eine große, unselige Liebe, eine von jener Art, wie sie nur einmal und überhaupt selten das Herz des Menschen erfaßt. Sie führt entweder in den Himmel oder in den Tod.

Von dieser Liebe sagt schon das erste Buch des Prinzen, betitelt: »Lieder an eine Verlorne«.

Erst mußte uns aber der Dichter zeigen, wie groß sein Glück war, wie tief die Liebe sein ganzes Wesen erfaßt hatte, er mußte uns sagen, daß seine Liebe felsenfest stand, daß sie sein Höchstes und Heiligstes, daß über ihr nur Gott war. Erst jetzt begreifen wir, wie sich alles in ihm aufbäumte, als er diese Liebe verloren sah, nun erst verstehen wir, welche Verzweiflung aus den Versen spricht:

»Ich will meine Seele voll Stolz und Weh
Hinbetten ans große Herz der Welt,
Ein wildes Haupt und ein Herz voll Schnee,
Die sieht sie gerne sich beigesellt.

Ich will mich werfen in ihre Wirrn
Und will ihr Hoherpriester sein.
Ich will mir salben die blasse Stirn
Mit Erdenstaub und mit rothem Wein.«

Allmählich jedoch wird das Weh milder und milder, es löst sich in Wehmuth und schmerzliche Resignation auf. Die Erinnerung beginnt ihre Bilder aus schöner Zeit aufzurollen, in deren Anschauung sich der Dichter versenkt und dabei fühlt, daß er seine Liebe nicht vergessen kann, daß sie dem goldnen Ringe gleicht, der sich fest und unwandelbar um die Stelle schließt, wo früher ein wunderheller Edelstein leuchtete. Jetzt wird ihm wohl zumuthe, als könnte er das Leben nicht weiter tragen und er betet: »Gott gebe, daß nicht lange ich mehr zu wandern hab!«

Doch Storm sagt: »Ein echtes Herz ist gar nicht umzubringen.« Und Prinz Emil zu Schönaich-Carolath hat ein echtes Herz. Das namenlose Liebesweh konnte ihn wohl für einige Zeit ganz zu Boden drücken, dann aber richtete er sich auf und stellte seine reiche Kraft in den Dienst der Menschheit.

»Der Blitz, der irdisch Glück zerstört,
Schlägt auch zum Streiter und zum Mann —
Was der an Ewgem hat, gehört
Der weiten Welt, der Menschheit an.«

Digitized by Google

Mit dieser Erkenntnis tritt der Dichter als Mann hinaus in den Kampf der Welt. Noch fasst er aber den Kampf etwas romantisch auf. Beweis hiefür ist der Cyklus »Westwärts«. Es ist aber auch möglich, dass er ein Symbol der Art und Weise ist, wie sich der Dichter sein ferneres Leben denkt. Er will sich abschließen, denn: »du musst allein sein, willst du nicht gemein sein!« — er will unter fremden Menschen hausen, die sein Weh ehren, wenn sie es auch nicht verstehen, er will der Welt ein unvergängliches Denkmal seiner Liebe hinterlassen und dann im Kampfe mit ihr sterben. Rechtzeitig hat aber der Dichter doch erkannt, dass es auch für ihn noch eine Lust auf Erden gebe, und zwar »die himmlischste, zu trocknen eine Thräne, die heiß und schwer aus fremdem Aug gefallen«. Und in demselben Sinne ruft er auch später zu Gott:

»Lass jene Liebe, die du mir zerschlagen,
Weil auf ein Wesen ich sie stolz gerichtet,
Mich leuchtend auf die Menschheit übertragen —
Mein Gott! Dann hab gelebt ich und gedichtet.«

Bis hieher möchte ich die Dichtungen des Prinzen Emil zu Schönaich-Carolath Jugendgedichte nennen. Was nun kommt, hat der Mann, der vollgiltige Mann geschaffen. Es ist von jenem Ewgen, das der Welt, der Menschheit angehört.

Zuerst schrieb der Dichter in seiner Weise ein Hoheslied, die Dichtung »Sulamith«. Selbstverständlich konnte für ihn Sulamith nicht mehr das Weib sein, das sich ganz in Liebe aufgehend nur dem Geliebten hingibt, für ihn musste sie die Personification der Liebe zur Menschheit werden. Und wie ist diese Personification gelungen! Der Inhalt der kleinen aber rührend schönen Dichtung ist der: Satan sitzt am Wege und sieht quer über demselben einen verschmachtenden Bettler liegen, der eine vorüberziehende Procession um einen Tropfen Wasser anfleht. Diese geht aber achtlos an ihm vorüber. Schon will Satan triumphieren: »Du weißt nichts mehr von Liebe, du schöne Welt — nun bist du mein, ganz mein!« Da kommt Sulamith, ein Maronitenweib, mit ihrem Kinde des Weges. Sie sieht den Verschmachtenden, hört seine Bitte und »bettet das wüste Greisenhaupt an ihre keusche, sanftgeschwellte Brust«. Dann wendet sie sich weinend zu ihrem Kinde und geht weiter. Und Satan sieht ihr nach mit den »entgötterten, verlornen Augen«. Die Liebe hat gesiegt.

Eine erhabene Poesie liegt in dieser Dichtung, ein wunderbarer elegischer Hauch; es sind in ihr Accorde angeschlagen, die einem mit unwiderstehlicher Gewalt das Herz aufrütteln.

Wie schon oben bemerkt, hat Prinz Emil zu Schönaich-Carolath mit »Sulamith« die Reihe jener Dichtungen eröffnet, die eigentlich nichts anderes sind, als in lauterste Poesie gekleidete Gedanken über die Liebe. Damit ist nicht gesagt, dass es Gedankendichtungen im gewöhnlichen Sinne sind, sondern der Dichter hat seine Ideen jederzeit in herrlichen Menschengestalten verkörpert. So z. B. in dem nächsten seiner Werke, in der prachtvollen Novelle »Thauwasser«. Ueber Bent Sörensen, einen trockenen Mathematiker, bricht plötzlich die Liebe zu der Sängerin Giacinta herein. Und diese Liebe ist so groß, dass beide an ihr zugrunde gehen. Warum? Der Dichter lässt den Grund von George von Versen, dem Freunde Bents, der selbst an einer unseligen Liebe leidet, aussprechen: »Sie haben gefehlt gegen das Gesetz der mählichen Entwicklung.« Und deshalb bezeichnet es der Dichter auch als ein Naturgesetz, »dass wir an unseren größten und heiligsten Empfindungen zugrunde gehen,« weil diese Empfindungen sich nicht mählich entwickeln, sondern jäh wie ein Sturm über uns kommen. Anders ist es bei den Alltagsmenschen. »Der große Haufe blüht, reift, stirbt nach allgemeinen Regeln. Sie lähmt ein mäßiger Frost, ein mäßiger Sonnenblick schafft ihnen Leben — im ganzen haben sie nur Segen davon. Wenn aber ein Herz von sehnsüchtigerem, höherem Schlage zu früh aufgeküsst wird von der urewigen Sonne, wenn es zu früh erfasst wird vom Sturm des Schönen, so stürzen bald die Wasser darüber, unwendbar, rächend, gesetzerfüllend. Darum geht ein dunkler Zug durch jedes große Menschenlieben, der Zug des Scheidens, der Zug des Todes.«

Doch schon vorher sagte derselbe: »Es ist eine Katastrophe, es geht dabei um Leben oder Tod.« Aber der Mensch kann nichts dazuthun. Was aus dir werden wird, weiß Gott allein — jedenfalls war es sein Hauch, der deine Stirne gestreift. Sei jener Sturm, der in dir wach wird, der des Genies, sei es der einer großen Leidenschaft, — folge ihm ohne Kampf, gib dich ihm hin ohne Trotz. Möglich ists, dass du glücklich, wahrscheinlich, dass du unglücklich wirst — frage nicht darnach, sondern denk daran, dass Sonnenkuss und Blitzschlag beide von Gott kommen. Du wirst ein Mensch werden, der anders als die meisten, du wirst einsam stehen, das Herz voll Sturm, voll Gedanken, voller Liebe, dann schweige nicht, dann verschließe dich nicht, du littest sonst nutzlos. Alles, was du hast, deinen Groll, deine Kraft, deine Liebe, gib es hin an die Menschheit, sie bedarf dessen.«

Neben diesen großartigen Gedanken, die mit ihrem schwermüthigen Hauche das ganze Gedicht durchwehen — denn ein Gedicht ist »Thauwasser«, wenn auch in Prosa — sind es die seltsam schönen Gestalten, die dem Buche seinen eigenthümlichen Reiz verleihen. Ich nenne da neben

Digitized by Google

den beiden Hauptpersonen den edlen Dichter George von Versen, den alten Juden Reb Chaim und seine Tochter, Madame Galieri, und den Pastor, Bents Vater. Sie sind alle lebenswahr geschildert, sie stehen lebendig vor uns. Und das ist auch eine der Besonderheiten des fürstlichen Dichters, dass er schärfste Realistik mit traumhafter Romantik verbindet.

Noch intensiver als »Thauwasser« beschäftigen sich die »Dichtungen« des Prinzen, die nun in zweiter stark vermehrter Auflage vorliegen, mit dem Liebesproblem. Doch geht der Dichter hier schon einen Schritt weiter. Nicht mehr die Liebe allein ist es, worüber er nachdenkt, sondern hauptsächlich das Weib. Und da ist es wieder zuerst der Gedanke: »Warum muss das, was wahrhaft rein und schön, zugrunde gehn?« und: »Warum paart sich mit Schönheit im Weibe stets auch Gemeinheit?«

Auf die erste Frage findet der Dichter keine Antwort und darum trägt auch »Angelina«, die schön war und fiel, auf ihrer todten Stirne den Zug einer ungelösten Frage. Die ganze ergreifende Dichtung lässt sich nicht besser charakterisieren als vom Dichter die Heldin gezeichnet ist: »Es ist ein lichtes Bild auf sammetfinstrem Grunde, des wunderfeines, sinnendes Profil ein großer Künstler schuf in gottbegnadeter, geweihter Stunde.«

Die zweite Frage sucht Prinz Carolath in der großartigen »Sphinx« zu lösen. Für den Dichter ist die Sphinx das Weib. Sie ist halb Thier, halb Mensch; Gemeinheit und Schönheit sind gepaart. Und warum das? Guy, den seine Santina betrog, tritt mit dieser Frage an den weisen Rabbi Zephanja heran und der gibt ihm nach einigem Zögern folgende Antwort:

»Wenn sein lechzend Ross
Mit Wasser tränkt der kluge Beduine,
Wirft ins Gefäß er eine Handvoll Sand,
Das Nass zu trüben. Allzu tiefer Trunk
Schadet dem Thiere. Sieh, dasselbe that
Der weise Schöpfer. In den klarsten Quell
Der Lebenswüste that er emsig Schlamm
Mit vollen Händen; in den schönen Leib,
Den süßen, sinnbethörenden des Weibes
Goss er Gemeinheit. Ja der Schöpfer ist
Ein guter Hirte: allzutiefer Trunk
Schadet dem Thiere . . . .«

Und weiter sagt er:

»Es ist das Weibliche die dunkle Frage,
Die jedem, der hinaus ins Leben stürmt,
Als ernster Prüfstein sich entgegenthürmt.
Ob früh, ob spät, für jeden wird am Ende
Das Weibliche zur Lebenssonnenwende.
Das ist die Sphinx mit schöngeschwungnem Bug,
Schäfrig enttaucht dem gelben Sand von Theben,
Auf deren Mund in einem dunklen Zug
Der Tod sich paart mit wildem Drang zum Leben:
Die rothen Lippen, leicht von Hohn gebäumt,
Neigt sie dir zu — sie beut zur Wahl indessen
Aus weißer Hand dir einen dunklen Strauß.
Den formen: Schmerz, Kampf, Arbeit und Vergessen.
O nimm ihn hin — und wisse, dass Cypressen
Auf Erden so recht eigentlich zu Haus.
Streifst du den Mund, der dir entgegenträumt,
In wildem Kusse, — dann ists mit dir aus,
Auf ewig aus, ohn Hoffnung, ohn Erbarmen.«

Aber Guy kann der Weisheit »Tropfenfall« nicht Kühlung schaffen; er will die Sphinx ergründen. Zur Nachtzeit stürmt er in das Haus Don Balbis, der nun Gemahl seiner Santina ist, trifft diese in ihrem Gemach und sie gibt sich ihm hin, denn »um große Flammen geht ein großer Zug mitzuverlodern«. Nun aber, nach dem Genusse, lähmt Guys Seele Ekel. Selbst das Lied, das ihn einst so entzückte, klingt ihm nun blechern. »Große Schmerzen sollen heilig sein.« Aber Guy hat seinen Schmerz entweiht und darum bleibt ihm nichts mehr übrig als der Tod. Er senkt sich den Dolch ins Herz, wie eine »Sonde an einen leeren Ort«.

Hat schon diese Dichtung trotz ihrer hinreißenden Glut und Farbenpracht einen tiefsymbolischen Charakter, so ist das noch mehr der Fall in »Don Juans Tod«, der schönsten Blüte des Dichtergeistes. Diesmal ist es das Don Juan-Problem, das sich dem Dichter zur poetischen Lösung aufdrängte.

Die Grusenfürstin Diava soll ihrem Volke einen König geben, soll einen Gatten wählen. Aber sie kann es nicht; sie weiß, es muss einer kommen, den sie aus tiefstem Herzen liebt, den nur ihre Liebe retten kann und sie will ihn erwarten. Da an einem Nachmittag, dessen glühende Schwüle unnachahmlich geschildert ist, kommt plötzlich einer mitten durch die Garden dahergesprengt. Es ist der, den die Fürstin im Traume gesehen und erwartet. Er selbst gibt sich zu erkennen: Don Juan de Marana. Da er sich jedoch mit Gewalt den Weg zur Fürstin gebahnt hat, wird er einem alten Gesetze gemäß zum Tode verurtheilt, den aber Diava, als er seine Rettung durch sie verschmäht, mit ihm theilt. Gemeinsam gehen sie in den selbst entzündeten Flammen der Burgkapelle nicht unter, sondern Diava geht mit dem »finstern Seelenbräutigam« erlöst himmelwärts. Dies im Kurzen der Inhalt der Dichtung. Wer ist aber nun Don Juan für den Dichter? Lassen wir den Frauenbezwinger selbst reden:

Digitized by Google

»Dafs dürstend ich des Weibes Dürsten stille,
Bin ich gesandt, Mithelfer rauher Paarung,
Ich bin die Kraft, ich bin der Lebenswille.«

Daher gibt es für ihn auch nur ein Erdenziel, wornach er trachtet »in ewgem Durst, in Bangnis und in Zittern«: das Weib, an dem er nur ein Göttliches kennt, den Leib. Und in diesem Sinne spricht er weiter:

»Ich zwing das Weib mit ungefügter Kraft
Zu jubelnder Alltagsleibeigenschaft;
Und weh der Macht, die meinen Weg verstellt,
Ich werd zerschmettert, oder sie zerschellt.
Wenn mir ein Weib das steinern Herz bezwänge,
Ich zög mir selbst der Todtenglocke Stränge,
Vom Sockel stieg für immer ich hinab
Und schaufelte mit eigner Hand mein Grab.«

Diava ist aber die reine Liebe, sie ist für Don Juan also Erlösung und Tod zugleich. Sie zwingt ihn auch, seine Herkunft zu offenbaren. Und hier in der Lebenssage Don Juans hat Prinz Emil zu Schönaich-Carolath das Größte geschaffen: er hat den hervorragendsten Gestalten der Volkssage eine tiefe Deutung gegeben. — Ahasver zwingt Aphrodite, um für kurze Zeit Erbarmung, Ruhe zu finden, zur Liebesgemeinschaft. Die Söhne, die dem Leibe der Göttin entsprossen, sind Don Juan und Faust. Ersterer ist der Vertreter des »Priesterthums der Lust, des Sangs, der Dirnen«, letzterer ist »Fürst weltferner Hochgedanken«. So bedeutet denn Ahasver die Menschheit mit ihrer ewigen Sehnsucht, die sie für Augenblicke an der Schönheit gesättigt glaubt. Es ist aber nur Wahn; denn die Frucht dieser Sättigung ist nur neue Sehnsucht nach Genuss einerseits, neue Sehnsucht nach Erkenntnis andrerseits, oder Lebenssehnsucht und Todesdrang.

So hat denn der fürstliche Dichter in »Don Juans Tod« das Lied der Menschheit gesungen, und zwar in einer Art, die in der gesammten neueren Literatur nicht ihresgleichen hat.

(Schluss folgt.)

Buddhas Verheißung.

Glühend glitt am Saum des Westes
Ueber hoher Berge Stirnen
Die gebräunte Abendsonne.
Wen ersah mein scharfes Spähen
An der Lende jenes Hügels?
Welche Klänge irrten waldwärts
Nach dem Ruhort meiner Nächte?
Buddha, den von Glanz umgossnen,
Ihn erhascht mein lugend Auge,
Ihn erreichen meine Sinne,
Den gekrönten, hohen Seher.

Abendlich auf schmaler Fährte
Steigt er aus der schwarzgelockten
Wolke zu den Blumentriften,
Die die letzten Düfte sogen.
Seines Kleides lichte Falten
Sind verbrämt mit edlen Blüten;
Wo die leichten Sohlen streifen
Sprossen goldne Gentiane.

Und die lauen Wälder neigen
Ehrfurchtsvoll die starren Aeste,
Durch der Vögel warme Herzen
Zittern traumgeschwellte Lieder,
Schlafestrunken webt das Wachsthum
Junggefilde neuer Reize.

Buddhas Schatten schreitet einsam
Ueber die beglückten Thüren.
Hier und dort neigt er zur Erde
Seines edlen Wuchses Bürde.
In die Runde streut er Farben,
Streut er Düfte, Blüten, Töne,
Streut er Honig in die Schlünde
Thaugenetzter Angerblumen,
Dafs ein neues Sprossen werde,
Neue Lust beim Nahn des Morgens.

Zu den Gräbern wallt er ruhig,
Die im Thalesgrunde schimmern,
Wo mit kiesbekränzten Ufern
Schäumend kühle Quellen rieseln.

Hörbar haucht sein heilger Athem
In der dunklen Nächte Stille:

Digitized by Google

»Rausche, schaftgeknicktes Schilfrohr
Laut im flutgepeitschten Grunde,
Scheure deine sandgen Scheiden
An dem Silberarm der Woge.

Regenlechzende Gefilde,
Knirschend unter meinen Tritten,
Kühl erlösend naht die Wolke
Von des Himalayas Wällen.

Euch, ihr scheuen Vögelschwärme
Winkt als Flugziel eine Insel,
Wo der tiefen Wälder Mäntel
Traulich weiche Nester bergen,
Wo der blaugeschmückte Himmel
Eifert mit dem Schmuck der Erde.

Jedem Sehnen naht die Labe,
Jedem Wunsche harrt Gewährung,
Jedem Triebe schwellt Empfinden,
Nur den Bann kann ich nicht lösen,
Unsichtbar und erdumschlingend,
Den der Gottheit Eisenwille
An der Menschen Denken schmiedet,
Seit die Erdäonen währen. —

Wann wird sich das Dunkel hellen,
Bergend all die bangen Fragen,
Wann der große Schleier fallen,
Den die stumme Maja breitet,
Eh von selbst der Gräber Dunkel
Euch erschließt das Thor des Lichtes?

Scheucht die Frage, flieht das Räthsel!
Euer qualvoll Forschen banne
Strenge Frohne, harter Wille
Und der Pflicht Heroengröße,
Wie des Sturmwinds Flügelsprache,
Die am Felsen wimmernd aufschlägt,
All der Gräber graue Weiden
Und den Harm und all die Klagen
Mit den straffgefüllten Nüstern
Ueberdröhnt und zu dem Thalgrund
Niederführt mit Riesenarmen,
Daſs die Welt in Ohnmacht aufstöhnt!

Wohlig speist der nächtge Schlummer
Diese brachbereite Erde;
Doch die Ruhe weicht am Morgen,
Wenn die ersten Pfeile schießen
Aus dem glühen Leib der Sonne.
Irrlichtflackernd durch die Herzen
Füllt ein neuer Sturm die Stunden
Und ein toll verwegen Kämpfen
Um der Wahrheit goldne Pforten.

Seit Jahrtausenden schon thürmen
Sie zu einem stolzen Haufen
Ihres Grübelgeists Probleme.
Doch eh sich die Zeiten jüngen
In dem Regelschritt der Monde,
Lohen all die morschen Scheite
Aus dem Irrwald ihrer Lehren
Glühend auf zum klaren Aether.

Wollt ihr blanke Wahrheit schlürfen,
Müſst ihr nach dem Osten pilgern
Und die trunknen Sinne weiden
An den Vedas großer Geister.
Gegen Aufgang liegt die Quelle
Mit den steilen Demantufern,
Wo der Weisheit Feuerströme
Viergetheilt zur Tiefe stürzen;
An dem Saum der Morgenröthe,
An dem Bug des Flammenhimmels
Bluten noch die letzten Tropfen.

Eures Stammes letzter Sprosse
Wird die Wanderung beginnen,
Das umworbne Ziel erreichen!
Heiß die heilgen Schollen küssen
Seines ringenden Geschlechtes
Und in todtgebrochnem Stammeln
Noch das Lied der Liebe hauchen,
Das verschlungne Lied der Gottheit!«

Ottokar Schubert.

Glauben müssen.

»Du musst es glauben,« dieses starre Wort,
Es zwängt den Geist in vorgesteckte Bahnen,
Es drängt zurück Begierden des Titanen,
Die in dem Herzen wühlen fort und fort.

Digitized by Google

Du musst es glauben und wenn dus nicht glaubst,
So bist du Höll und Teufel ganz verfallen;
Verschlossen bleiben dir des Himmels Hallen,
Des Seelenfriedens du dich selbst beraubst.

»Du musst es glauben!« Halt dich nicht für frei,
Die Menschen sind verdammt, im Joch zu wimmern,
Und wo du hinblickst, lastet Sklaverei.
Die Träumer nur, sie sehen rosig schimmern
Im fernen Ost den selgen Völkermai —
Doch beim Erwachen liegt ihr Traum in Trümmern.

A. Elsner von Gronow.

Mondesgespräch.

Weißt dus wohl noch, du holder Mond,
'swar eine Frühlingsnacht,
Es stand die ganze Welt ringsum
In schönster Maienpracht.
Es schlug im Busch die Nachtigall,
Am Baume schwankte Blütenreis,
Die Welt war Eden überall!
Es nickt der Mond: Ich weiß, ich weiß.

Und weißt du weiter, Trauter du,
Ich gieng in deinem Schein
Lustwandelnd, selig, Glückes voll,
Doch war ich nicht allein.
Es hielt mich einer fest im Arm,
Der küsste mir den Mund so heiß
Und drückte an sein Herz mich warm,
Und wieder nickt der Mond: Ich weiß.

Du sahst es, Alter, ei schau an!
Du hast uns zugesehn?
Neugierig scheinst du mir hinab
Zur Erde oft zu spähn.
Doch nimmer drang zu dir empor,
Was wir geflüstert, süß und leis.
Du meinst, es schlug doch an dein Ohr,
Und lachst mich an: Ich weiß, ich weiß.

Ja nun, jetzt merke ich es erst,
Wie du so voller List;
Doch rechne ich bestimmt darauf,
Dass du verschwiegen bist.
Erleuchte uns mit deiner Huld
Den Pfad der Liebe, Silbergreis.
Der Lenz und du trugst ja die Schuld —
Es nickt der Mond: Ich weiß, ich weiß! —

M. Eichler.

Nordische Sage.

Weil Gott die Menschen innig liebte,
Drum sandt er einst aus seiner Höh
Mit einem Füllhorn voller Gaben
Zur Erde eine gute Fee.

»Geh zu den Frauen,« sprach Allvater,
»Streu ihnen deine Schätze hin;
Doch theile deines Füllhorns Gaben
Nach ihrem Wunsche, ihrem Sinn.«

Da kamen sie, die Frauen alle
Und brachten ihre Wünsche dar.
Die Spanierin rief stolzen Blickes:
»Mein Wunsch ist schwarzes, dichtes Haar!«

»Und mir gib Augen wie die Flammen
Des Feuerberges in der Nacht!«
So bat die von Italiens Fluren,
Von glüher Leidenschaft entfacht.
Dann kam die Frau vom Frankenreiche
Und sprach: »Nicht Flammenaugen mir;
Mir spende Anmuth der Bewegung,
Des Menschenleibes schönste Zier!«

»Und mich lass blühen wie die Rose,
Die ich von jener Hecke brach!«
So bat die Frau von Englands Küsten.
Die Fee kam dem Verlangen nach.
»Und weil ich Königin gern wäre,
So bitte ich dich, gib mir gleich
Zuerst der Haltung edle Würde!«
Begehrt die Frau aus Russlands Reich.
Nur eine Frau blieb still zurücke.
Sie stand verlassen und allein.
»Ich hab noch eine letzte Gabe,«
So rief die Fee, »wes soll sie sein?«

Digitized by Google

»Es ist ein Herz voll warmer Liebe,
Das treu zu allen Stunden schlägt,
Das leiden kann und still erdulden
Und gern für andre Opfer trägt!«
Da zog verächtlich man die Lippen,
Und spöttelnd rief man im Verein:
»Dort steht ein Weib, das nichts bekommen,
Sein soll die letzte Gabe sein!«

»Das ist die beste!« rief mit Lächeln
Die gute Fee. »Nun tritt herzu,
Du deutsches Weib, nimm mit den andern
Auch diese letzte Gabe du!

Du hast bescheiden still gewartet;
Dir gilt nichts ein geschmückter Leib;
Drum sei du reich in dem Gemüthe,
Der Mütter beste, deutsches Weib!«

Oskar Walther.

Jung Sorgenfrei.

Jung Sorgenfrei ritt durch den Wald
Nach seines Vaters Schloss,
Vor mancher Herberg macht er Halt
Mit seinem flinken Ross.
An seiner Schulter trug er frank
Die Armbrust, Speer und Schild,
Und vor des Jägers Waffen sank
Im Forst manch edles Wild.
Er fürchtete nicht Wall, noch Dorn,
Nicht Kluft, noch Zwerg und Fei —
Und blies er in sein Jägerhorn,
So klangs: Jung Sorgenfrei!

Es kam der kecke Waidgesell
Zum kühlen Waldesgrund,
Und bald gelagert an dem Quell
Er labte Herz und Mund.
»Wie lang ich durch die Lande zieh,
Kein Weib hat mich gerührt,
Ich hab im tiefsten Herzen nie
Der Liebe Reiz gespürt!«
Ein trautes Vöglein nahte sich
Und sang zu ihm: »Die Fei,
Sie liebt dich längst und grüßet dich,
Sei klug, Jung Sorgenfrei!«

»Und wär von Liebe sie entbrannt,
Doch leicht entgieng ich ihr,
Schlupfwinkel sind mir viel bekannt
Im weiten Waldrevier.«
Kaum sprachs der Jäger halbverwirrt
Und rafft sich auf in Eil,
Da kam schon durch die Luft geschwirrt
Der schönen Waldfrau Pfeil.
Vom Rosenhügel, wo sie ruht,
Sanft klagend rief die Fei:
»Merk, was verschmähte Liebe thut!« —
Hinsank Jung Sorgenfrei.

Aus einer leichten Wunde floss
Sein rothes Blut ins Gras,
Seit jener Zeit er Vater, Schloss
Und gar sich selbst vergaß.
Ein andrer ward der Jägersmann,
Den schnell die Fee geheilt;
In ihrer Liebe Zauberbann
Er nun, wie gerne, weilt
Bei ihr im Walde lebenslang,
Bei ihr, der schönen Fei —
Vernahmst du seines Waldhorns Klang
So hell? Jung Sorgenfrei!

Gustav Hecht.

Dichten und Lieben.

Das Dichten und das Lieben
Von Alters war verbunden,
Und Amor zählt die Dichter
Zu seinen besten Kunden.

Das Dichten und das Lieben
Ist nimmermehr zu trennen,
Ein richtig Dichterherze
Muss allewege brennen.

Drum haltens die Poeten
Mit Amor allzumal,
Der liefert zu dem Feuer
Das Heizungs-Material!

M. Ficker.

Digitized by Google

Meine Muse.

Du bist, o Muse, ein empfindsam Wesen,
Ein Gast, der allzustolz und menschenscheu;
Nur wenn ich mir die Einsamkeit erlesen,
Dann bliebst du bei mir, warst mir hold und treu.
Du forderst eine ungetheilte Seele,
Du willst mich gar nicht, oder willst mich ganz;
Und wenn ich deinem Zauber mich vermähle,
Dann muss ich fliehn der Weltlust eitlen Glanz.

Du gehst mit mir, wenn ich durch Feld und Haine
Und durchs Gebirge schweife ungesehn;
Bin ich in weiter Welt so gar alleine,
Seh ich dich plötzlich leuchtend vor mir stehn.
Du bist mir nah in meines Schlummers Träumen,
Oft weckt mich morgens deine sanfte Hand;
In stiller Nacht in meiner Stube Räumen
Ich süß erschauernd deine Macht empfand.

Doch wenn mich in des Lebens laute Kreise
Die Menschen ziehn mit holder Lockung Ton
Und ich mich froh geselle ihrer Weise,
Dann bist du, Hehre, plötzlich mir entflohn:
Ich seh dich fern und immer ferner schweben,
In Dunst zerfließt mir deine Lichtgestalt,
Bis ich die Fesseln spreng, die mich umweben. —
Bin ich allein, dann kehrst du wieder bald.

Ella Hruschka.

In der Klosterkirche.

Buntes Licht tanzt übermüthig, trunken,
Hier in glühen, farbenprächtigen Funken
Ueber altersgrauen Sarkophagen.

Auf dem schönen Steinbild einer Nonne
Ruhet liebevoll die Abendsonne,
Kann den Scheidekuss ihr nicht versagen.

Diese holden Züge auf der Truhe
Künden Frieden nur und selge Ruhe —
Blickten sie auch so in Erdentagen?

War die Seele ihrer irdschen Hülle
Schon im Leben voller Himmelsfülle,
Fand das höchste Gut sie im Entsagen? — —

Wandre nun im letzten Strahl der Sonne,
Und das Bild der friedverklärten Nonne
Muss durch Wald und Flur ich mit mir tragen.

Emilie Braescher.

Digitized by Google

Das Kreuz.

Aus einer Burgruine
Hebt sich ein Kreuz von Stein,
Ein Strauch von wilden Rosen
Schließt es im Lenze ein.

So stehen sie umschlungen,
Das Leben und der Tod —
Der Stein, der ohne Fühlen,
Die duftgen Blüten roth.

Doch wenn im hohen Sommer
Die Rosen welk und matt,
Mit ausgestreckten Armen
Das Kreuz gestanden hat.

Und wenn vom Sturm gebrochen
Die süßen Blüten all,
Das Kreuz in stiller Größe
Stand über dem Verfall. —

Ein Mahnen, dass, wenn alles
Im Leben wankt und fällt,
Der Glaube nur die Seele,
Die tiefgebeugte, hält.

Hermine Berzenicz.

Scholarenlied.

Bin ein fahrender Schüler mit fröhlichem Muth,
Hab niemand auf dieser Welt,
Und wer mich schützt, und wer mich liebt,
Die wohnen am Himmelszelt.

Die Sonne, die ist meine Mutter hold,
Mit ihrem freundlichen Strahl
Geleitet sie mich auf Bergeshöhn,
Begleitet sie mich ins Thal.

Der Mond, der ist mein Vater lieb,
Der leuchtet mir zur Nacht,
Und leg ich müde ins Moos mein Haupt,
So hält er über mir Wacht.

Die Morgenröthe, die ist mein Lieb,
Die küsst mich wieder wach,
Da fahr ich empor und jubele hell,
Und die Berge hallen es nach.

Ihr Quellen, rauscht, und ihr Berge, hallt,
Verkündet es überlaut:
Die Sonn und der Mond sind die Eltern mein,
Und das Frühroth ist meine Braut.

Hjalmar Schacht.

Vom eigenen Geschlecht.

Nicht Ahnen, nicht Sippen ich kenne
Nicht Heimat noch Erbe, nicht Recht;
Mein eigener Sprosse ich mich nenne,
Mein eigener Herr und Knecht.

Nicht hat mich blindlings die Amme
Des launischen Zufalls gesäugt,
Dem eigenen Selbst ich entstamme
Ich habe mich selber gezeugt.

Mein Selbst ist mein Stolz, meine Stärke,
Mein Ich mein Rang und mein Reich;
Ich bin der Sohn meiner Werke,
Mein eigener Vater zugleich.

Robert Flöhn.

Digitized by Google

Geheimer Schmerz.

Ich saß allein im Abendschein
Am fernen, stillen Meere,
Da schlichen in mein Herz hinein
Sich Gram und Sorgenschwere.

Die Möve schrie; die Welle sang
Mir wundersam zu Füßen.
Vielleicht — ich ahnt es sehnsuchtsbang —
Ließ mich die Liebste grüßen.

So krank, und von mir weit — so weit
War mein geliebtes Leben! —
»O könnte über Raum und Zeit
Ich flüchtgen Fluges schweben!«

Ich sah ins ferne Dämmergrau
Und sprachs mit leisem Lallen,
Und fühlte sacht den Thränenthau
Mir von der Wimper fallen.

Zu groß ward meiner Sehnsucht Schmerz. —
In grenzenloser Wehmuth
Hab ich gebetet himmelwärts
Um Trost voll stiller Demuth.

Gustav Schmid.

Fremdes Glück.

Mir träumt von einem fremden Land,
Wo Palmen stehn im heißen Sand,
Wo schwüle, fremde Winde wehn
Und schöne, braune Frauen gehn.

Am dunklen Born ein Mädchen sitzt,
Die Locke wallt, das Auge blitzt.
Mit ihrem Schleier spielt der Wind,
Was sinnt das Beduinenkind?

Sie denkt: wie einst aus andrer Welt
Ein Mann geruht in Vaters Zelt
Und ihr erzählt von kühlen Aun
Und von des Nordens blassen Fraun;

Wie er am Morgen Abschied nahm
Und nimmer, nimmer wieder kam,
Zum Zelte schweift ihr Blick zurück —
Sie träumt, wie ich, ein fremdes Glück.

Paul Torriedt.

Dein Wunsch.

Des Dichterheims schon lang erschienne Blätter
Durchwandr ich gern in stillen Stunden wieder,
Lass viel des Schönen mir von ihm erzählen
Und lese nochmals all die süßen Lieder,
Bis sinnend heiß ich deiner muss gedenken,
Bis sie in süße Träume mich versenken.

Auch heut entfloh ich aus dem lauten Treiben
Hinüber in mein still Gedankenreich;
Du holde Poesie, sollst bei mir bleiben,
Hüll mich in deine Schleier sanft und weich;
Leg kühl die Hand auf meine heiße Stirne
Und trag mich fort nach hohem Geisterfirne!

Und langsam wende Seite ich um Seite,
Und stiller wird der aufgeregte Schmerz;
Aus ewgen Himmels ätherlichter Weite
Fällt Stern auf Sternlein in mein dunkles Herz
Und will die Schatten alle mir verschrecken;
— Da plötzlich sieh, welch sonderbar Entdecken!

Digitized by Google

Hier gleiten rothe Linien längst den Worten,
Bald hier, bald dort, aufs ganze Blatt verstreut.
Und zürnend hat die Lippe schnell gesprochen:
Wer hat dies schöne Lied mir so entweiht? —
Doch da ich sinn, die Frevlerhand zu finden,
Will Wort an Wort zu klarem Sinn sich binden.

Und staunend les ich: »Ewig — sei — dein — Glück —
Unsterblich — wie — die — heilge — Gottessonne —
Und — heiß — wie — dieser — Wunsch!« — Da kehrt zurück
Mir nochmals all die selge Frühlingswonne,
Die einst dein Herz dem meinen traut verband:
Die rothen Zeichen grub nur deine Hand!

Und wieder stehn vor mir die alten Tage,
Und alles ist mir plötzlich sonnenklar:
Einst gab ich dir ein Blatt auf deine Frage,
Nicht wußt ich mehr, daß grade dies es war.
Ach, vieles Trübe ist seither gekommen,
Hat mehr, als dies Gedächtnis mir genommen!

Und süß erschrocken les ich immer wieder:
»Dein Glück sei ewig, heiß wie dieser Wunsch!«
Mir ist, als blickt dein schwarzes Auge nieder
In meiner Seele tiefdurchbebten Grund.
Zu spät! — Was soll dein Wunsch mir jetzt noch frommen?
Du selbst hast mir ja all mein Glück genommen!

Doch nein! dich zwang des Schicksals grausam Walten,
Das kalt gemordet unsern süßen Traum,
Und mit des düstern Mantels schweren Falten
Verhüllt es tief des Glückes rosgen Saum.
Was du so roth wie Herzblut eingeschrieben,
Ist, ach, ein Wunsch und unerfüllt geblieben!

Und leis fällt brennend eine Thräne nieder
Auf deines heißen Wunsches Opferzoll,
Und tief im Herzen schmerzt die Wunde wieder
Und heißes Weh durch alle Adern schwoll;
Und doch umklingt es mich in stiller Wonne:
Unsterblich sei dein Glück wie Gottes Sonne!

Hab Dank, hab Dank für dein vertrautes Grüßen,
Das wie ein Märchenbild, ein Traumgesicht
Mit Geisterhand das Glück mir legt zu Füßen.
— Leb wohl! Nicht kehrt, was todt, zurück zum Licht.
Mag wieder trüb der Schleier niederfallen,
Leb wohl! — wir wollen schweigend weiter wallen! —

Leo Rosen.

Geblendet.

Im dunklen Thale der Nebel wohnt,
Hoch oben die goldne Sonne thront.
Im dunklen Thal ists schaurig und kalt,
In trüben Wolken der Nebel wallt.
Ein stolzer Aar im Thale lebt,
Mit sehnendem Flug er zur Sonne strebt,
Zur Sonne empor, zum goldenen Licht,
Das siegeshell aus dem Nebel bricht.

Digitized by Google

Im dunklen Nebel, in Qual und Noth
Die Sehnsucht nach Freiheit hell in ihm loht.
Umsonst! — Er trägt die Kette am Fuß,
Wann wird ihm zutheil der Sonne Gruß?
Da rafft er noch einmal zusammen die Kraft,
Und sieh! Er entweicht aus der engen Haft.
Du stolzer Aar, zur Sonne hinan
Wer kann dir folgen auf schwindelnder Bahn?
Du stolzer Aar, so hoch, so weit
In die sonnenfunkelnde Herrlichkeit!
Und sieh, da hat er sie fast erreicht — —
Doch plötzlich was ists, er flieht, er weicht,
Er taumelt zurück vor dem hellen Licht,
Das siegeshell aus dem Nebel bricht.
Mit wankendem Flug er stürzt jetzt dahin,
Es hat ihm die Sonne verwirrt den Sinn.
Er taumelt irr in der goldnen Luft,
Als such er den Weg durch Nebel und Kluft. —
Wohl lebt deine Seele im himmlischen Licht,
Doch das irdische Auge erträgt es nicht.
Zu lange gefangen im dunklen Thal,
Hinsinkst du geblendet vom Sonnenstrahl;
Zu blendend war dir dein Leben erwacht,
Da sank dein Sinn in finstre Nacht.
Gefesselt in Dunkel, in schaurigem Graun,
Wann wirst du die Sonne einst wiederschaun? —

Fr. Becker.

Die Zeit.

Glutdurchzittert neigt zum Scheiden
Sich der Tag,
Und es zuckt von Flammenküssen
Ueberm Hag.

Immer Scheiden, ewig Scheiden!
Gestern, heut
Neues Finden, neues Meiden,
Alle Zeit!

Elsa Glas.

„Wer dem Tod ins Auge hat geschaut."

Wer dem Tod ins Auge hat geschaut,
Der vernimmt den Ruf der Hoffnung nicht,
Mag sie locken noch so hell und laut
Früh des Morgens, wenn im Sonnenlicht
Wald und Wiesen schimmern, feucht bethaut.

Dämmerung und Nacht sind ihm vertraut,
Deutlich sieht er mit geschärftem Blick
Schon die Ewigkeit, die fern erst graut,
Sieht die Thorheit und das Missgeschick,
Dran des Lebens weite Flut sich staut.

Digitized by Google

Buntgeschmückt, des Todes eitle Braut,
Lebt die Freude hin in schaler Pracht
Stolz in Schlössern, die auf Sand erbaut.
Doch es ruft nach dir, o heilge Nacht,
Wer dem Tod ins Auge hat geschaut.

Hanns Weber.

Bis zum Tod.

Sie sprach: »Siehst du den stolzen Baum dort ragen?
Er hebt sein trotzig Haupt im Abendgold
Und läßt die Winde leise flüsternd tragen
Sein Liebesraunen zu dem Röslein hold.
Das schüttelt bebend seine schwanken Zweige
Und birgt im Dorngestrüpp das Krönlein roth,
Doch, wies auch zitternd sich zur Seite neige,
Er flüstert fort von — Liebe bis zum Tod.«

Sie schwieg und sah mit Augen, sonnegleichen,
Dem stolzen Mann ins dunkle Angesicht:
»Das Röslein sticht, um seiner Macht zu weichen
Und kann dem Wilden doch entfliehen nicht.
Er faßt nach ihm mit sehnsuchtsstarken Armen,
So scharf der Dornen Zahl ihn auch bedroht,
Und achtet nicht des Rufes um Erbarmen. — — —
Sein Lieben bringt dem Röslein Noth und Tod.«

Er lauschte bang — mit seltsam starren Blicken
Und sah den Baum in märchenstiller Rund,
Und sah das Röslein aus der Ferne nicken,
Als sprächs zu ihm mit weich beredtem Mund.
Da stockte seines Herzens wildes Pochen,
Und finster glomm sein Aug, von Schmerz durchloht:
»Das Röslein hat vergebens nicht gesprochen.
Ich will es fliehn — doch lieb ichs — bis zum Tod!«

Nun schwiegen sie mit Wangen, jäh erblichen,
Und standen Aug in Auge — regungslos. —
Das Abendroth war wie ein Traum entwichen,
Und wieder sank die Nacht — erbarmungsgroß.
Er rang sich wild empor zum schweren Scheiden —
Die Hand war goldbereift, die sie ihm bot — — —
Und sanft verzitterte auf stiller Heiden
Das süße Lied — vom Lieben bis zum Tod.

Tony Sturm.

Am Grabe der Mutter.

Ich saß an meiner Mutter Grab,
Versunken in meinem Leide,
Die Blumen nickten traurig mir zu
Es flüstert die Trauerweide.
Und auf der Weide, da saß der Tod
Und rieb sich die Knochenhände
Und lachte — als ob er meinen Schmerz
Gar sehr erbaulich fände.

Und höhnisch sprach er: »Ja, mein Freund,
Es bleibt beim alten auf Erden,
Ihr Menschen werdet geboren nur,
Um wieder begraben zu werden.
All euer Kämpfen — ich lache darob,
Ihr fallt mir doch alle zum Raube,
Am Rande all eures Denkens steht:
Was Staub war, wird wieder zu Staube.

Digitized by Google

Deine Mutter war eine gute Frau,
Ihr Herz voll gewaltiger Liebe,
Fast hatte ich Angst, dass diese Lieb
Am Ende unsterblich bliebe.
Da gieng ich ans Werk, und leicht wars nicht,
Deiner Mutter Herz zu besiegen;
Doch wie du siehst, so musste auch sie
Am Ende mir unterliegen.«

So höhnte er — da wachte ich auf,
Von Fieberschauern gerüttelt;
Es hat ein eisig kalter Frost
Das Herz mir starrend durchschüttelt.
Und ich sah empor zum Himmelszelt,
Dem ehernen, ewig blauen:
Barmherziger Gott, dich konnte ich nicht
Am Grabe der Mutter erschauen!

Arthur Bernstein.

Warum, warum hab ich gelebt?

— Du Herrscher über Raum und Zeit,
Des Athem durch die Schöpfung weht,
Du Kräftequell seit Ewigkeit,
Du aller Wesen Majestät;
Du Geist, der Sonn und Sterne lenkt,
Des Lebens Güter theilend schenkt,
Du Gottheit, die das All umschwebt: —
Warum, warum hab ich gelebt?

Ein weiser Vater, gut und mild,
Ein Mutterherz, ein goldnes, war
Mein eigen ganz, o weherfüllt
Ich stand an meiner Eltern Bahr!
Als dumpf erdröhnt am Sarg die Erd: —
»Was ist mir noch des Daseins wert?« —
— Klagts durch die Seel mir, schmerzdurchbebt,
»Warum, warum hab ich gelebt?«

Und Bruder, Schwester, Freund und Frau
Zog in das Reich der Schatten ein;
Verhüllt von Wolken, schwer und grau,
Birgt sich des Lebens Sonnenschein —
Oed wirds und öder um mich her.
»Warum wird« — seufzt ich kummerschwer
Dies Nessushemd um mich gewebt?
Warum, warum hab ich gelebt?« —

— Ein Engel — Himmel mir und Gott —
Ein holdes, einzig Kind war mein;
Erbarmungslos nahm mirs der Tod —
Ich blieb allein — allein — allein!
Ihr grausen Schicksalsmächte sagt,
Die solch Verbrechen ihr gewagt,
Mir alles nehmet, was ihr gebt:
Warum, warum hab ich gelebt?

Digitized by Google

Einſt ſchwellt mir Lebensfreud die Bruſt,
Mein Herz drinn pochte keck und jung;
Nun es gar ſtille werden muſst —
Ein Friedhof der Erinnerung!
Was ich aus tiefſter Seel geliebt —
Verſenkt, vermodert iſts — zerſtiebt!
Vergebens all, was ich erſtrebt —
Warum, warum hab ich gelebt?

Dr. M. E. Weiſer.

Schickſal hau zu . . !

Schickſal, hau zu!
Ich lache zu deinen Streichen!
Glaubſt du, ich werde weichen?
Schickſal, hau zu!

* * *

Du haſt mich verfolgt ſeit Anbeginn,
So weit die Gedanken reichen,
Du hämmerteſt ſelbſt den harten Sinn
Mit wuchtigen, ſchweren Streichen,
Du haſt mir geſchlagen Tag für Tag
Ohn Unterlaſs tiefe Wunden,
Du haſt mich, ſoweit ich zu denken vermag,
Mit grauſamer Wolluſt geſchunden. . .
So wurde ich hart und ward gewöhnt
Des kärglichen, rauhen Lebens,
Nun bin ichs ſelber, der ſpottet und höhnt —
Du wetterſt und ſchreckſt vergebens!

* * *

Schickſal, hau zu!
Ich lache zu deinen Streichen!
Glaubſt du, ich werde weichen?
Schickſal, hau zu!

Hans Biermann.

Zum Troſt?

Was jammerſt du? O ſieh den Frieden,
Der auf dem Dulderantlitz liegt;
Des Lebens Schlacht iſt ausgekämpfet,
Des Schickſals Horden ſind beſiegt. —

Um Frieden hat ſie ſtets gerungen,
Und Friede iſt des Kampfes Preis:
O, gönnt ihr die verdiente Palme,
Denn wahrlich, dieſer Kampf war heiß.

Mit Lorbeer kränzt die weiße Stirne,
Mit Roſen ſei die Bruſt beſchneit:
Das iſt gar köſtliches Geſchmeide,
Der Liebe und dem Ruhm geweiht.

So legt ſie nieder dort, wo friedlich
Der laute Lärm des Tags verhallt
Und aus den blütgekrönten Dornen
Das ewge Lied der Liebe ſchallt.

Dort mag ſie ruhn — der Freunde Segen
Beſchütz das kleine Haus am Hag,
Bis einſt von ſelbſt die Glocken läuten
Zum hohen Auferſtehungstag.

Hermann Schäfer.

Digitized by Google

Aus Prinzessin Theodora.

In den mondlos nächtgen Weiten
Schwarz die Waldesberge stehn,
Aber Sternenflimmer gleiten
Auf den breit ergossnen Seen.
Wenn ich in den Garten spähe,
Durch die Nacht die Lilie blickt,
Und die Lind aus holder Nähe
Erste Blütendüfte schickt.

Und es regt sich in der Seele,
Schwillt wie leise Flut heran.
Nicht mehr denkt sie alter Fehle,
Fürchtet nicht mehr alten Bann.
Arg sind diese Julinächte,
Wo Natur so brünstig schafft.
Weh! Es weben Uebermächte
Meinem Herzen neue Haft.

Horch! Es rauscht wie starke Flügel.
Mächtger Dämon, schone du!
Herz, ich halte dich im Zügel!
Herz, ich wahre deine Ruh!
Ach, ich kann dich nicht bewahren.
Last wird deines Bändgers Hand.
Drängst entgegen den Gefahren
Und entglimmst in neuem Brand.

Sei mein Leben denn gestaltet,
Wie das Schicksal mir gewebt,
Wenn mein Geist nur, unveraltet,
In dem Rausch der Jugend lebt.
Flammt es vor des Glückes Thoren,
Durch die Flammen brech ich ein,
Gebe gern mein Selbst verloren,
Wird ein ander Selbst nur mein.

Adolf Krieger.

Das letzte Lebewohl.

Mit meinem Herzblut ist dies Blatt geschrieben
Und feucht geworden ists von meinen Thränen.
Die Hoffnung schwand, der Glaube trog, mein Sehnen
Bleibt ungestillt, nicht Liebe weckt mein Lieben.

Ich seh in nichts zerrinnen und zerstieben
Den Traum des Glücks, zerfleischt mit scharfen Zähnen
Hat roh die Wirklichkeit mein süßes Wähnen;
Des Sterbens Trost allein ist mir geblieben.

Wie sehr du auch an mir gesündigt hast:
Empfinde nie, wie schwer der Reue Last!
Wie ich vergeb, so mög dir Gott vergeben!

Genieß dein Glück! Tilg die Vergangenheit
Aus deinem Herzen! Werfen soll mein Leid
Nie trübe Schatten in dein heitres Leben!

Emil Graf Zelcki.

Zur Venus.

Wo Flammenberge qualmen
Auf fernem Inselland,
Und wehende Riesenpalmen
Beschatten den Meeresstrand,
Wo Märchenblumen blühen
In unerhörter Pracht,
Und heller die Sterne glühen
In dunkeler Tropennacht;
Wo friedlich still der Wilde
Im Urwaldschatten lebt,

Dem hier Natur voll Milde
Ein glücklich Dasein webt:
Dort möcht ich gern verträumen
Des Lebens schwere Last,
Umrauscht von blühenden Bäumen,
In friedlicher, stiller Rast.
Dort möcht ein Haus ich bauen
Vom Weltgewühle fern,
Dir selig ins Auge schauen,
Geliebte, mein Lebensstern!

Karl Kliem.

Digitized by Google

Bücherschau.

Auf eigener Scholle. Roman von **Konrad Telmann.** Leipzig, bei Karl Reisner.

Referent sitzt auch auf eigener Scholle, zwar nicht in Pommern, aber im Waagthale, und erfreut sich des fragwürdigen Glückes, den Landadel bis in die geheimsten Hohlfalten dieser — es gibt ja Ausnahmen — hohlen Existenzen kennen zu lernen. Und dies Krautjunkerthum mit all seinen Vorurtheilen, seiner Beschränktheit, Einseitigkeit und trägen Genusssucht muss überall, wo Kornfrüchte und Kartoffeln gedeihen, merkwürdig gleichgeartet sein; sonst würden die Schilderungen des Lebens und Webens auf den pommerischen Rittergütern nicht auch das Thun und Lassen in den gleichen Schichten des mit jenem Küstenlande sonst gar nicht verwandten Karpathenthales bis auf einige Extreme so photographisch treu wiedergeben können.

Was mitzumachen widrig ist, ist zu lesen ein Genuss, besonders wenn es Telmann geschrieben hat. So hat mir »Auf eigener Scholle« jüngst eine vierzehnstündige Bahnfahrt von Berlin nach Wien um vierzehn Stunden verkürzt. Was Telmann schreibt, trägt immer den Zug des Ernsten, Bedeutenden an sich; es ist inhaltsschwer, geistig vornehm, kühl gedacht und warm gefühlt. Die ruhige Schönheit der, wo es gilt, muthigen aber niemals erregten Sprache verleiht der schönen Seele Telmann'scher Werke auch einen schönen Leib und dem Ganzen eine harmonische, ungetrübte Wirkung.

»Auf eigener Scholle« trägt alle diese Vorzüge an sich. Die behagliche Breite der Schilderung, bei vielen Autoren so langweilig und unverdaulich, wird hier zum Vorzug, weil sie uns durch unnachahmlich treue Bilder ergötzt. Das Erwarten des Bruders durch Adalbert von Döhren auf dem Bahnhofe in Dömitz, das Wegfahren der Gäste nach dem Feste auf Rahnow und andere Episoden erinnern an Anschützische Momentaufnahmen. Besonders reich ist »Auf eigener Scholle« auch an dramatischen Scenen, bei welchen man unwillkürlich nach dem Schauspieler oder Maler rufen möchte.

Das Wichtigste und Interessanteste ist aber die Tendenz des Buches. Das Herz jauchzt auf, wenn man auf die alten, verknöcherten Vorurtheile Hieb auf Hieb fallen sieht, mit ruhiger Ueberlegenheit, aber haarscharfer Waffe geführt. Nicht nur Menschen, sondern Principien treten auf die Bühne; alte Gewohnheiten und Traditionen kämpfen bis zum letzten Athemzuge mit zerfetzter Rüstung gegen die Kämpen der jugendkühnen neuen Zeit, die, Siegfried ähnlich, ihr eigenes Schwert schmiedet. Das Alte, Ueberlebte stirbt den Tod, halb der Hartnäckigkeit und halb der Feigheit, in Gestalt des Hauptträgers der conservativen Idee, Adalbert von Döhren. Aber wenn man den hinterlassenen Brief des Selbstmörders liest, so sagt man sich, dass es doch etwas wie ein Heldentod gewesen sei.

»Auf eigener Scholle« ist ein höchst actueller, socialer, agrarpolitischer Roman. Nur glaube ich, der ich seit meiner Geburt mitten unter den Landwirten sitze und so ziemlich genau weiß, wo den Landwirt der Schuh drückt, dass die in dem Romane versuchte Lösung der Agrarfrage viel zu optimistisch und idealistisch, viel zu romanhaft erscheint. Das drückende Steinchen im Schuh, die Getreidebörse und Getreidespeculation, hat Telmann zu nennen vergessen.

Doch dies gehört nicht mehr ins Dichterheim. Zu erwähnen wäre noch, dass die gelungenste Figur Bogislaw Tremplin ist. Die anderen Charaktere sind wohl consequent und scharf, aber mehr oder minder schablonenhaft gezeichnet und zu wenig individualisiert. Dies schadet aber dem Werke nicht, welches durch seine Tendenz und die zu Anfang erwähnten Telmannschen Vorzüge getragen wird. Wer durch gesellschaftliche Pflichten in Landjunkerkreise geführt, im einschläfernden Einerlei der Themata über Kartoffel-, Rüben- und Getreidepreise, Vieh und Kunstdünger, Pferde und Jagd, Karten und Klatsch nach einem Trunk aus frischem Geistesborne, nach einem Blick der Musen lechzt, der drücke sich aus der hohlen Sippschaft wie Cäsar von Döhren und vertiefe sich in dies Buch, falls er nicht etwa eine Ruth Wolfsohn zur Freundin hat, in deren reine hohe Sphäre er flüchten kann. A. v. Majerszky.

Carl Pitlik, Sonnenschein und Wetterwolken. Linz, Buchdruckerei E. Mareis, 1894.

Das Kennzeichen dieses Buches, das in zwei Theile — Gedichte und Prosa — zerfällt, ist die übertriebene Sentimentalität. Es scheint daher ausschließlich für die halbwüchsige Jugend männlichen und weiblichen Geschlechts geschrieben, die an derartigen seufzerreichen und thränenfeuchten Schilderungen besonderen Gefallen findet und welcher die Unart, sich über das Gelesene auch Gedanken zu machen, noch

Digitized by Google

fremd ist. Ab und zu trifft man wohl ein gelungenes Gedicht, aber die meisten bringen längst schon Dageweſenes, dem nur manchmal durch einen ganz besonders schlechten Reim oder eine niedliche Geschmacklosigkeit der Anschein der Neuheit verliehen wird. Doch ich will mit dem Dichter nicht rechten, er hat des Unglücks schon genug zu tragen. Er muſs (Seite 31) »in Elend schmachten und vergehen in wilder Sehnsucht namenloser Pein«. Er will deshalb »seufzend scheiden von allem Glück, das blüht auf Erden hier«. Indes eh er in »unsagbarem Leide vergeht«, naht er noch einmal demuthsvoll der Geliebten und spricht sie an:

»Das ganze Glück, das ich von Dir erhalten,
reiß ich verzweifelt aus dem Herzen mein,
geb dir's zurück — es soll mein Herz erkalten —
Du aber magst dann doppelt glücklich sein!«

Welch schreckliches Los, sein Glück verzweifelt aus dem Herzen zu reißen, es wegzuschenken, um dann mit erkaltetem Herzen — in die Hölle der Reimschmiederei herabzusteigen!

Die beigefügten Prosaskizzen »Streiflichter« behandeln zumeist der jungen Liebe Glück und Leid. Von einer tieferen Erfassung der Charaktere und Leidenschaften ist keine Rede. Fast in jeder Skizze ist es immer wieder dasselbe liebe, gute, brave Mädchen, welches immer denselben untreuen, jungen Mann liebt, oder umgekehrt: es ist immer wieder derselbe liebe, gute, brave Mann, welcher immer dasselbe schöne, aber flatterhafte Mädchen liebt. Es geschieht gewiſs nur der angenehmen Abwechslung wegen, wenn diese Personen in jeder Skizze mit anderem Namen benannt werden. Selbstverständlich muſs es zu Katastrophen kommen, die sentimental und melancholisch geschildert werden. In der letzten Skizze »Aber die Liebe« gibt es gar zwei Liebespaare von der oben bezeichneten Art. Beide Bündnisse werden gelöst und einmal bringt sich der liebende Jüngling, das andere Mal das liebende Mädchen ums Leben. Sie werden nebeneinander bestattet. Die Schwester des verstorbenen Mädchens, die zugleich die Braut des verstorbenen Jünglings war, sitzt, vom Wahnsinn umnachtet, an den Gräbern und copiert ein wenig Ophelien. Auch der Stil der Prosaarbeiten läſst viel zu wünschen übrig, ist oft geziert und unnatürlich. Der Satz: »Zart geschwellt waren die frischrothen Lippen, ein Filigranbonbonniere für kostbarste, süßeste Früchte, fein geschwungen die sammetweichen Brauen« (S. 78) ist eine Perle der Geschmacklosigkeit.

Trotzdem möchte ich dem Verfasser nicht alle Begabung absprechen. Gegenwärtig scheint er mir von den Empfindungen und Erlebnissen seiner Primanerjahre noch allzusehr beeinfluſst. Vielleicht gelingt es ihm später, die nöthige Kenntnis der Welt und des Menschenherzens zu erwerben und ein besseres Buch zu schreiben.

Hanns Weber.

D'Schand. Volksstück in sechs Bildern. Von **Juliane Déry.** München, Verlag von Dr. E. Albert & Co. (Separat-Conto).

Die Wahrheit ist wie Salz. Ohne Salz sind die Speisen ungenießbar und unverdaulich, zuviel davon überreizt und verletzt den Geschmackssinn. Aber häufig hilft eine tüchtig gesalzene Speise den Kater verscheuchen, wenn man sich an allzu süßem literarischen Sect berauscht hat. Der geniale Koch oder die geniale Köchin wird spielend das richtige Maß zu finden wissen und ohne viel Kosten und Wägen sofort darüber im Klaren sein, wann sie ein ganz klein wenig und wann sie die normale Menge in die Speise zu mischen hat, oder wann das Gericht ungewöhnlich viel der unentbehrlichen Gabe Gottes erfordert.

Von Köchinnen, die versalzen, sagt man sie wären verliebt; Dichter, die ähnlich sündigen, nennt man realistisch. Juliane Déry ist keine Realistin — in jenem Sinne, welcher gang und gäbe ist und den edlen Begriff des Realismus leider bei einem großen Theile des schreibenden und lesenden Publicums in Misgunst gebracht hat. Das Schauspiel »D'Schand« ist durch und durch wahr; kein Wort, kein Athemzug kommt darin vor, welcher nicht volles Leben enthielte, und greifbare, täglich, ja stündlich controlierbare Wahrheit böte. Aber es gleicht trotzdem keiner versalzenen Speise, denn es ist so meisterhaft, mit so viel Geschick und Takt geschrieben, daſs die nackte Wahrheit uns wohlthut und entzückt und keinen Augenblick den bei der Lectüre anderer »moderner« Werke oft entstehenden Wunsch in uns wachruft, daſs die Wahrheit besser in spärlicherem Maße dargereicht worden wäre.

Ueber die Charakteristik ist es überflüssig, auch nur ein Wort zu verlieren, denn die ist bei Juliane Déry ein überwundener Standpunkt. Die keine Deutung zulassende Schärfe nicht nur ihrer Charakterisierung, sondern auch der Individualisierung ihrer plastischen, greifbaren Gestalten ist ihr angeboren, wie diesem oder jenem Virtuosen seine verblüffende Kunst; sie kann gar nicht schlecht charakterisieren, es ist für sie eine Gabe Gottes, bei der die Kritik verstummt und die Bewunderung Beredsamkeit erhält.

Die Technik das Dramas hat Fräulein Déry gewiſs nie studiert, was auch schade gewesen wäre. In »D'Schand« fließt Scene aus Scene zwanglos und unmittelbar, mit unumstößlicher Folgerichtigkeit hervor; man blickt unwillkürlich aufs Titelblatt, ob dort nicht gedruckt stehe: »Eine wahre Geschichte.« Nur die Kirchenscene halte ich

Digitized by Google

für unwahrscheinlich. Wenn sich ein junges Mädchen dem neuvermählten Paare in der Kirche entgegenwirft, so entsteht eine größere Verwirrung, ein ärgerer Rummel, als im Stücke dargestellt erscheint.

In der Welt des Realismus bedeutet »D'Schand« eine Erlösung von dem Banne der nord- und ostdeutschen Schnaps- und Seewasserrealistik. Wir haben da ein süddeutsches realistisches Schauspiel, welches endlich einmal kein Bauerndrama ist.

Trotz seiner crassen Wahrheit ist das Stück reich an Poesie. Ausgiebigste Realistik und poetischer Wert können also Hand in Hand gehen, wie Figura zeigt. »Man muss nur wissen, wie man es zu machen hat, dann geht es schon,« pflegte ein bekannter Taschenspieler zu sagen.

A. v. Majerszky.

Heinrich Heine und das deutsche Volkslied. Von **Rudolf Heinrich Greinz.** Neuwied und Leipzig, August Schlupp, 1894.

Als zweiter Band der »Cultur- und Literaturbilder« ist diese eingehende Studie des bekannten Literaturforschers Greinz über den Einfluss der deutschen Volkspoesie auf Heinrich Heine und umgekehrt über die Wirkung Heines auf das deutsche Volkslied erschienen. Greinz, der selber ein gründlicher Kenner der deutschen Volkspoesie ist — wie seine zahlreichen wertvollen Sammlungen auf diesem Gebiete beweisen — und der in seinen eigenen Volksstücken und Bauerngeschichten den populären Ton mit großer Vollkommenheit beherrscht, hat mit dieser Betrachtung die deutsche Literaturgeschichte abermals durch einen aller Anerkennung würdigen Beitrag bereichert.

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher er Herders mächtigen Anstoß, sowie jenen Goethes auf die Entwicklung des Volksliedes erörtert, entgeht seinem Forschergeiste keine noch so geringe Regung der Heineschen Lyrik: die Liebes- und Leichenromantik, die Poesie des Dämonischen, die innigen Wechselbeziehungen zwischen Natur und Menschenleben, die Rolle der Blumen, Edelsteine, Vögel, der Fluren und Wälder in der Poesie, die tiefe Religiösität, die ergreifende Vermengung von Glauben und Unglauben — alle diese charakteristischen Züge, welche bei Heine in so hervorragendem Maße vorhanden sind, finden hier erschöpfende Beleuchtung und Vergleichung, so dass mit dem Buche ein für jeden Heineforscher wirklich willkommener Beitrag zu der Heineliteratur geboten wird. Dabei erweist sich der Verfasser nicht nur als genauer Kenner der deutschen, sondern auch als gründlicher Forscher der Volkspoesie und ihrer Regungen überhaupt, und dieser Umstand erhöht den Wert des Werkchens, welches durch die zahllosen Hinweise auf die Volksdichtungen der verschiedenen Nationen, auf die Mä.chen und Sagen der europäischen Nationen zu einer wahren Fundgrube einschlägiger Arbeiten wird.

R. Grazer.

Zwei neue Volksschriften. Da jammern die verschiedenen Vereine »zur Verbreitung guter Volksschriften«, dass sie nichts Geeignetes sich verschaffen können, und doch könnte ihnen zum Theil leicht geholfen werden. Ob sie wohl jemals daran gedacht haben, bei Maximilian Schmidt anzuklopfen? Ich weiß es nicht, möchte es ihnen aber jedenfalls dringend empfehlen, wenn es ihnen wirklich darauf ankommt, gute Volksschriften zu erlangen, denn Schmidt versteht es meisterlich — und darauf kommt es ja hauptsächlich an —, interessante, einfache Handlungen interessant und einfach zu erzählen, sich von jeder Hascherei nach Sensation und Pessimismus fernzuhalten, sowie seine Probleme dem allgemeinen Verständnis anzupassen. Dabei übt er stets poetische Gerechtigkeit und strebt die Bekämpfung von Vorurtheilen an.

Seinen bereits sehr zahlreichen Geschichten fürs Volk und aus dem Volksleben hat der Münchner Dichter soeben zwei neue hinzugefügt.

1. Am goldenen Steig. Culturbild aus dem bairisch-böhmischen Waldgebirge. München, Verlag Seitz & Schauer, 1895.

2. Der vergangene Auditor. Humoreske. Ebenda 1895.

In beiden finden wir seine altbekannten Vorzüge wieder. Die scenischen Schilderungen in Nr. 1 kann man getrost den Walter Scottschen zur Seite stellen — so plastisch und anschaulich sind die Landschaften. Auch Schmidts vielgerühmter »gemüthlicher Humor« kommt stark zur Geltung. Nirgends etwas Gesuchtes, alles ganz schlicht, natürlich und kerngesund, so dass nicht nur das Volk an der Lectüre seine Freude haben kann, sondern auch der verwöhnte Literaturgourmand, dem so Gelegenheit geboten ist, seinen durch raffinierte »moderne« Tafelfreuden etwas verdorbenen belletristischen Magen abwechslungsweise durch ebenso kräftige wie schmackhafte Hausmannskost wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Es würde mich zu weit führen, den Inhalt der beiden prächtigen Bücher hier ausführlich zu erzählen. Wozu auch? Ich will ja bewirken, dass man sie selber lese. Jackl und Erasmus, Pangererhanns und der wackere Auditor — sie und die übrigen werden jedermann Vergnügen machen.

B. K—r.

Sturmflut. Drama in fünf Aufzügen von **Joseph Grunzel.** Dresden und Leipzig, Pierson, 1894.

Wir sind hier mitten drin im Fahrwasser der Arbeitseinstellung und Auflehnung wider Gesetz und Ordnung; einer Auflehnung, die sich bis zur Besitzstörung

Digitized by Google

und der vorletzten Stufe socialen Wahnwitzes — Dynamit bleibt noch aus —, bis zu den Petroleumbrandorgien des süßen Pöbels, steigert. Dämon Schnaps erscheint als der natürliche Helfershelfer der communistischen Bakchanalien, und Zuchthaus und Mord beschließen den unheimlichen Heerbann eines unsäglich missverstandenen Communismus. Im Mittelpunkte des Ganzen steht ein leidlicher Ehrenmann, der sich in rauhem Daseinskampfe von der Pike, will sagen: vom Arbeitskittel zu Wohlhabenheit emporgerungen; er muss bei der allgemeinen »Sturmflut« das Sturzbad ausgießen. Sein Sohn stellt den modernen Nichtsnutz vom Dutzendschlage vor, dessen Eigenart in Zweifel lässt, ob seine Dummheit oder seine Schlechtigkeit die Palme verdient. Aber das Zünglein an der Wage der Charakterprobe schwankt nicht zu lange; man merkt gar bald, dass chronische Gehirnerweichung, jene abgründige Hohlheit unverfälschten Gigerlthums, die sich noch mehr durch psychischen als durch physischen Marasmus geltend macht, auch in Hermann Frankenthals Thun und Lassen den Löwenantheil davonträgt. An den Flanken der dramatischen Verwicklung fehlen natürlich die Frauen nicht, deren zwei — die eine weniger, die andre mehr — einen Stich ins Hetärenhafte verrathen, und deren bessere, sogenannt vornehmere, vielleicht bloß durch ein Atom größerer Bildung davor bewahrt wird, Mitglied eines dreieckigen Verhältnisses zu werden. Dann betheiligen sich an dem Zerstörungswerke eines Massenstrikes, neben den eingeschworenen Maulern und Hetzern, Beutelschneidern und Brandstiftern der socialdemokratischen Großsippe, auch noch die augenverdrehenden, platonischen Liebhaber des Umsturzes, welche, wahre Pygmäenenkel Karl Moors, ihren Persönchen zugefügte Unbilden an der ganzen Gesellschaft rächen wollen. Man muss sagen, dass Grunzel in der Prägung der Gestalten, sowohl der typischen wie der mehr individualisierten, eine kundige Hand verräth, und dass er auch seine Studien der gesammten Frage, ihrer tieferen Ursachen wie ihrer unmittelbaren Veranlassung, ihres Verlaufes und unvermeidlichen Misserfolges, sehr ernst genommen und seine einschlägigen Kenntnisse aus dem wahren Buche der Bücher geschöpft, d. h. durch das Leben selbst gestützt hat. Dabei gelingen ihm einige Auftritte, die eine gewisse herbe Poesie athmen, vorzüglich; so das Aufflammen der Empörungsfackel am Todenbette des Arbeiterkindes und der gräßliche Schuss der Hüter der Ordnung auf die unschuldigste der Unschuldigen. Indes vermögen diese und ähnliche Vorzüge über einen Uebelstand, an dem das Schauspiel krankt, schwer hinwegzutäuschen: es ermangelt nämlich eines Haupthelden, eines einheitlichen Trägers der Handlung, die vielmehr von Person zu Person gleichsam abgegeben wird, ohne dass sich das Gesammtgetriebe um eine feste Säule deutlich rankte. Wenn also der Weise von Stagira mit seiner Ueberschätzung der Handlung, für welche nach ihm die vorkommenden Charaktere nur so eine Art Hampelmänner liefern, recht hätte: hier, an Grunzels Stücke, würde er einen neuen Beleg seiner Lehre finden.

Dr. August Siebenlist.

Offener Sprechsaal.*)

In zwei an mich gerichteten Briefen spricht Herr Dr. Armin Werherr mehr oder weniger deutlich die Vermuthung aus, meine Kritik über sein fünfactiges Trauerspiel »Balder« wäre eine, durch irgend welche gemeine Motive, ungünstig beeinflusste. Diesen Fall im Interesse einer ehrlichen Kritik beklagend, sehe ich mich andererseits moralisch gezwungen, hier mein Urtheil zu begründen, was damals der Kürze wegen nicht geschah. Zugleich richte ich aber an Herrn Werherr die Bitte, vom literarischen Vermittlungsbureau in Hamburg, sowie von der badischen Landeszeitung, welche ähnliche Urtheile fällen, dasselbe zu verlangen. Desgleichen könnte es gut sein, wenn auch die lobenden Herren Kritiker zu einer Begründung ihres Urtheiles veranlasst würden. Ich verlange eben gleiches Recht für alle. Nun zur Sache.

Wie in meiner ersten Kritik sage ich auch diesmal, dass das Problem, die Stellung eines idealen Menschen in einer vertrottelten Gesellschaft, gut ist. Leider aber ist der erste Schritt zur Lösung des Problems bereits verfehlt. Herr Werherr zeichnet eben keinen idealen Menschen, sondern nach seinem eigenen Bekenntnis einen »schwankenden«. Für mich ist er aber nicht einmal das, sondern er ist erbärm-

*) Für die in dieser Rubrik erfolgenden Veröffentlichungen ist die Redaction nicht verantwortlich.

Digitized by Google

lich. Darum: Balder war Priester, hat aber seinen Stand aufgegeben. Darob ist er in seinem Heimatsort verachtet und verhasst worden. Nach langer Zeit kommt er nun zu seinem früheren Freunde, dem Lehrer Gotthold, in sein Heimatsdorf. Da er ein Trauerspiel schreiben will, bittet er Gotthold um Aufnahme in sein Haus. Der lehnt die Bitte ab, weil er dadurch seine Stellung gefährdet und mit seiner Tochter, Frida, in Noth kommen könnte. Balder lässt aber trotzdem nicht vom Bitten ab, ja er lässt sogar durchblicken, dass er sich umbringen würde. Gotthold will aber doch ein solches Ende nicht und nimmt ihn auf.

Eine Frage: Zeigt Balder hier etwas anderes als grenzenlosen Egoismus? Das Glück seines Freundes und dessen Tochter ist ihm nichts; er will nur einen Platz für sich haben. Warum geht Balder nicht in eine Stadt? Bei seiner genialen Veranlagung müsste er doch ein passendes Unterkommen finden, da man ja in Städten darum nicht fragt, ob einer früher Priester war oder nicht.

Weiter: In der 4. Scene des 2. Actes ist aber Gotthold der Besuch schon wieder unangenehm und er sagt Balder, dass er bald gehen solle. Wer aber nicht geht, ist Balder, obwohl er weiß, dass er erkannt ist, dass das ganze Dorf gegen ihn aufgebracht ist und Frida ihn liebt, trotz ihres Bräutigams. Dann verräth er sich auf dem Kirchhof unbewusst. Mittlerweile ist das Volk rebellisch geworden, nota bene ohne eigentliche Veranlassung, und will Balder erschlagen! Statt nun ruhig im Zimmer zu bleiben, geht er zu dem lärmenden Haufen hinaus und declamiert dabei: »Das Volk verlangt nach mir — hier bin ich — hier.« Mit Hilfe des witzigen Schmiedes hält nun Balder dem fanatischen Schneider dessen Schlechtigkeiten vor, und der Erfolg ist, dass der Schneider und die Leute höflich werden. — Seltsam! Für gewöhnlich werden die Leute, denen man unangenehme Wahrheiten sagt, nicht feiner. Ich weiß das sehr genau! — Die Sache scheint abgethun. Da kommt aber der Bürgermeister, der genau erfahren hat, wer Balder sei. Nun geht der Tumult wieder los. Balder wird, trotz Schmied und Förster, gestochen, und obwohl alle auf ihn eindringen, verschwindet er plötzlich »unbemerkt«.

Höchst sonderbar! Von nun an ist Balder des Försters Gast. Eines Tages schläft er im Walde und spricht gerade im Traume von Frida, als ihn diese sucht und findet. Sie küsst ihn, er erwacht, umfängt sie. Folgt Liebesscene, welche aber Gotthold, der sonderbarer Weise auch im Walde ist, belauscht. Natürlich wird der gute Schulmeister fuchsteufelswild, schimpft Balder einen elenden, erbärmlichen Schwindler, einen hergelaufenen Bettler, was diesen veranlasst, eine sentimentale Rede zu halten, worauf Gotthold sagt: »Das ist mein Balder, ich erkenn ihn wieder.« Sie sind wieder versöhnt. Somit könnte Balder glücklich sein. Eines Tages steckt er aber einen Becher zu sich und geht philosophierend in den Wald. Und weil ihm die Waldwildnis unerträglich wird, sieht er den Tod in einem Tollkirschenstrauch winken. Er pflückt die Beeren, presst sie in den zu diesem Zwecke mitgenommenen Becher und trinkt das Zeug aus. Nun sagt er: »Es ist vollbracht — o wär es ganz vorbei!« Letzter Zusatz ist erklärlich, denn Balder denkt an die Bauchschmerzen, die nun nothwendigerweise folgen müssen. Er benützt also schnell noch die Zeit und hält einen zwei Seiten langen Monolog in freien Rhythmen. Während er aber gerade im besten Sterben ist, kommt der Fremde mit Frida und Gotthold und verkündet ihm, dass sein Trauerspiel den Preis bekommen habe. Es ist aber zu spät; er stirbt mit dem Worte »Frida« auf den Lippen.

Dies der Hauptcharakter. Ebenso »schwankend« ist Gotthold. Erst will er Balder nicht nehmen, dann nimmt er ihn doch, gibt ihm jedoch nach kurzer Zeit wieder zu verstehen, er soll fortmachen. Hierauf spielt er in der Liebesscene im Walde den Lauscher, schimpft dann wüthend, will Frida Baldern nicht geben, weil dieser kein Geld habe, schimpft wieder und verspricht dann auf eine sentimentale Rede, alle zwei Tage zu Balder zu kommen. Aber unvorsichtiger Herr Lehrer! Was werden die Leute dazu sagen, die Sie doch so fürchten?

Nun, noch einiges andere. 1. Act. 1. Scene. Frida (mit ihren Freundinnen hübsch gruppiert beisammen sitzend). Ich habe vergebens in Shakespeare, Kleist und Hebbel nach einer ähnlichen Vorschrift gesucht. Diese drei Dramatiker haben bei weitem nicht so sehr nach den freundlichen Mienen des Publicums geschielt. Ferner ist es mir neu, dass sich heiratsfähige Bauernmädchen bei hellichtem Tage mit Spielen und Märchenerzählen unterhalten. In Oesterreich müssen sie arbeiten. Ich kann nicht umhin, diese Scene als von erhabener Lächerlichkeit zu bezeichnen. Weiter: Warum nimmt der Schmied einen Hammer mit, wenn er fortgeht? Hierzulande geschieht das nicht; möglich, dass es in der Maingegend gebräuchlich ist.

Im übrigen finde ich in »Balder« auch keine Spur von Poesie, ausgenommen den Monolog Balders in der 2. Scene des 4. Actes.

Dass viele Kritiker Balder gelobt, dass der Erfolg am Hofer Stadttheater großartig gewesen ist, ändert an meinem Urtheil nichts. Ueber die Kritik von Seite der meisten Tagesblätter siehe meine Schrift »Kunst und Volk«. Eine Literaturzeitschrift

Digitized by Google

hat denn doch einen höheren Standpunkt einzunehmen, als die verschiedenen Tagesblättchen, wenn auch jedes derselben einen Lessing in seiner Redactionsstube sitzen hat. Was den Erfolg anbelangt, so halte ich ihn durchaus nicht für einen Wertmesser dramatischer Producte. Wäre er es, so wäre die schale Posse »Die Gigerl von Wien« das größte Drama aller Zeiten und Völker.

Notizen.

Robert Zimmermann, wohl der bedeutendste Aesthetiker der Gegenwart und in dieser Wissenschaft ein Zielweiser für alle Zeiten, feierte jüngst seinen siebzigsten Geburtstag. Die vornehmsten geistigen Vereinigungen Wiens haben dem in seiner Jugend auch als Dichter hervorgetretenen Gelehrten begeisterte Huldigungen dargebracht und mit heller Uebereinstimmung betont, dass der künstlerische Zug im wissenschaftlichen Wirken Zimmermanns das hervorstechendste Merkmal seiner intellectuellen Physiognomie bilde. Am treffendsten wurde dies durch Ferdinand v. Saar in den folgenden, an den Gefeierten gerichteten Strophen hervorgehoben:

Des Dichters Wort in seinen reinsten Klängen,
Nicht immer tönt es an der Mitwelt Ohr.
Es will der Tag den Einzelnen bedrängen,
Verwirrend braust um ihn des Lebens Chor;
Nur selten kann er lauschen den Gesängen,
Die aus der Seele Tiefen ziehn empor;
Zur ernsten Sammlung fehlt die rechte Stunde —
Und von dem Höchsten, Schönsten oft die Kunde.

So bliebe mancher Meister unvernommen
Und stets in einen engen Kreis gebannt,
Ob er bereits den Gipfel auch erklommen
Voll heilgen Feuers, das in ihm entbrannt:
Hört er auf seinen Weg nicht mitbekommen
Erlesne Geister, die ihn gleich erkannt
Und dann beim mühevollen Weiterschreiten,
Für seinen Genius kämpfend ihn begleiten.

Begabt mit Blicken, die ins Weite sehen
Durch der verworrnen Meinung Qualm und Dunst,
Sind sie bestimmt, der Wahrheit nachzugehen,
Die ferne noch dem Beifall und der Gunst;
Beglückt, dass sie das Schöne ganz verstehen,
Erheben sie zur Wissenschaft die Kunst —
Und sind so selbstlos immerdar geblieben,
Dass sie das fremde Werk gleich eignem lieben.

Ueber Hermine von Preuschen-Telmann urtheilt **Ella Mensch** in ihrem soeben erschienenen Buche: »Der neue Curs« (Stuttgart, Levy und Müller): »Ihre (Preuschens) Gedichte athmen eine Concentrationskraft des Fühlens und Denkens, wie man sie gerade in der Lyrik sehr selten antrifft. Ganze Seelengeschicke, abgrundtiefe Vorstellungsweisen zaubert die Dichterin mit ein paar Strichen vor uns hin.« Die Leser des Deutschen Dichterheims werden dieses schöne Lob gewiss ebenso vollzählig wie vollinhaltlich unterschreiben, und wenn sie auch sonst nichts als die einzige poetische Zahlperle »Helgoland« (Nr. 21 unserer Zeitschrift) kennten.

Unter dem Titel »Wiener Malerinnen« gibt die Wiener Schriftstellerin **Karoline Murau** demnächst in E. Piersons Verlag in Dresden ein biographisches Werk heraus, dessen Widmung Ihre k. u. k. Hoheit Frau Erzherzogin Maria Theresia huldvollst angenommen hat. — In gleichem Verlage erscheint binnen kurzem ein soeben vollendetes neues Drama von **Hermann Friedrichs**: »Die Erlöserin«.

Briefschalter.

W—d Z—n in K—t: Bei der Wahl der Decknamen, die übrigens ganz in Ihrem Belieben liegt, möchten wir nicht nur Ihnen, sondern auch zahlreichen anderen unserer lieben Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen dringend ans Herz legen, doch etwas mehr die Wahrscheinlichkeit ins Auge zu fassen und nicht auf Namensmissbildungen zu verfallen, die manchmal eher sudanisch oder chinesisch klingen, als heimisch. Unser herrliches Deutsch ist ja zugleich auch die reichste aller Sprachen, wofür der hoffentlich bald vollendete Riesentorso des Grimm'schen Wörterbuches das glänzendste Zeugnis ablegt: also seien Sie und mit Ihnen die übrigen, die es angeht, vor allem minder undeutsch, wenn Sie schon des erborgten Namens nicht entraten zu können glauben!

M—z C—n in L—z. Gar so einfach liegen die Dinge in diesem Falle denn doch nicht; d. h. eine gewisse Regel bindet auch den Bildner der sogenannten freien Rhythmen. Nur kennt man, trotz aller Forschung und Grübelei, das eigentliche Gesetz, welches hier maßgebend und entscheidend ist, auch heute noch keineswegs so weit, um es in eine durchsichtige Formel zu rügen. Doch dürfte zweierlei als bestimmt sich herausstellen. Einmal dass gerade die tiefsten Gedanken wie von selbst nach dieser Form drängen, wie Goethes philosophische Gedichte beweisen. Dann aber sind die Regelgrenzen für die besprochene Versart sehr weit gezogen; sonst würde man kaum das unanfechtbare Recht beanspruchen, beispielsweise die Hymnen an die Nacht von Novalis den freien Rhythmen ebenfalls beizählen zu dürfen.

M—r C—n in K—g: Sie wundern sich, dass unsere Briefschalterrubrik verhältnismäßig so knapp geräth. Doch findet dieser scheinbare Widerspruch

Digitized by Google

seine höchst einfache Erklärung, wenn Sie bedenken, daſs wir die meisten Bescheide ganz unmittelbar an unsere Einsender selbst richten. Dieses Verfahren verringert unsere Redactionsgeschäfte allerdings keineswegs; anderseits aber entspricht es den Wünschen der Abonnenten, welche letzteren wir doch in erster Linie zu befriedigen trachten müssen.

W—m A—t in **B—n**: Da Sie in Ihrer Postkarte aus Berlin eine nähere Wohnungsangabe vermissen lassen, so sehen wir uns genöthigt, unsere Antwort für alle Fälle hieher zu setzen. Sie sprechen von einer »Fülle« Ihrer Schöpfungen; thatsächlich liegen uns deren bloſs zwei vor, und zwar solche recht mäßigen Umfanges. Nun, und diesen hätten wir schon Eingang verschafft, wenn der stark abfallende Ton der Schlusszeilen mit dem übrigen Inhalte nicht in so grellem Widerspruche zu stehen schiene. Vielleicht haben Sie die Freundlichkeit, entsprechend zu ändern, oder bezüglich des einen Beitrags wenigstens zu sagen, was Sie unter der »Tod-Galeere« verstehen.

O. T—r in **B—f**: Wir freuen uns des stetigen Fortschrittes, der in Ihren Mittheilungen deutlich hervortritt. — **E—r v. G.** in **K—n**: Die beiden Beiträge erhalten: der kleinere dünkt uns noch gelungener als der umfangreichere. — **E—r K—r E—f**: Buchstäblich dasselbe gilt auch für Sie. — **P—l H—e** in **K—e**: »Letzter Kampf«:

angenommen.

K—l K—t in **O—n**: An sich nicht übel, setzen Ihre »Strandlieder« doch die Kenntnis jener Localreize allzusehr voraus, um allgemeinen Anklang finden zu können. — **K. Y.** in **Z.**: Halb Klopstock-Hölty — und das wäre vom guten — halb aber auch Lohenstein-Hoffmannswaldau; und damit vermögen wir uns mitnichten zu befreunden. — **F—r K—r D.** in **E—e**: Die letzten Strophen bedürfen kräftigeren Aufschwunges; wir empfehlen sie Ihnen daher zu einschlägiger Umarbeitung. — **Dr. K. G.** in **B—z**: Viel zu gelehrt und zu wenig einfach! Sie müſsten ja in der That noch einen commentarius exegeticus beigeben, um verstanden zu werden! Einerseits bleibt schon wahr, daſs ein gewisses etwas wie ein ungelöstes Geheimnis, wie ein Räthsel, zu dem man keinen Schlüssel gefunden, über jedem Gedichte, auch dem besten, schwebt, und daſs sich dieser Rest des Unerklärlichen bei einem Poëm metaphysischen Inhaltes naturgemäß verstärkt; aber daſs von allem Anfang ab nichts und wieder nichts als lauter Sphinxfragen gestellt werden und die Antworten ebenso orakelhaft dunkel ausfallen, vermehrt doch — gelinde gesagt — den poetischen Genuſs in sehr zweifelhafter Weise. — **M—e B—a** in **C—z**: Wenn es auch selbst Goethe sagt — und wahrlich wir fanden es bei ihm in »Lilis Park« —: so können wir uns doch nicht entschließen, einen auch sonst nicht sonderlich geglückten Versuch von dreißig Zeilen, in dem die Mißgeburt: »seitblickt« dreimal vorkommt, unseren Lesern in den Kauf zu geben. — **M—e P—r** in **J—g**; **K—l K—r** in **P—g**; **H—s R—t** in **B—n**; **M—z M—r** in **Z—l**; **M—z K—r** in **W—e**; **K—t G—r** in **R—k**: **B—d M—n** in **L—z**; **Gfin. E—e E—t** in **S—k**; **K—d B—s** in **M—e**: **R—t T—z** in **L—a**; **A—t A—v** in **E—z**:

dankend abgelehnt.

Schluſs der Redaction am 31. October 1894.
Die nächste Nummer (Nr. 26) erscheint am 1. December 1894.

Inhalts-Verzeichnis:

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. Von Karl Bienenstein. — Gedichte von Otto Michaeli, Ottokar Schubert, K. Elsner v. Gronow, M. Eichler, Oskar Walther, Gustav Hecht, M. Ficker, Ella Hruschka, Emilie Droescher, Hermine Berzevicay, Hjalmar Schacht, Robert Plöhn, Gustav Schmid, Paul Torriedt, Leo Rosen, Fr. Decker, Elsa Glas, Hanns Weber, Tony Sturm, Arthur Bornstein, Dr. M. E. Weiser, Hans Biermann, Hermann Schäfer, Adolf Brieger, Emil Graf Zeleki, Karl Kliem. — Bücherschau. — Offener Sprechsaal. — Notizen. — Briefschalter.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition**, Einsendungen an die **Redaction des Deutschen Dichterheims in Wien**, VIII. **Auerspergstraße 5.**

Edelstes und bestes Festgeschenk.

Friedensstimmen.

Eine Anthologie, herausgegeben
von **Leopold Katscher.**
Eingeleitet von
Bertha von Suttner und Konr. Ferd. Meyer.

Inhalt:
Gedichte, Erzählungen, Aphorismen und Aussprüche der größten Geister aller Zeiten und Völker.

Circa 25 Bogen in elegantester Geschenk-Ausstattung (origineller Prachtband mit Goldschnitt und Schutzcarton)

Preis nur M. 6.— oder fl. 3.72.

Auf dieses hochinteressante, wertvolle, völlig neuartige Prachtwerk, dessen Tendenz eine sehr gemeinnützige ist, nimmt **jede Buchhandlung Bestellungen** entgegen.

Ed. Wartigs Verlag (L. Hoppe),
Leipzig, Thalstraße 15.

Das Neueste u. Eigenartigste im Anthologiewesen!

Verlag „**Deutsches Dichterheim**" in **Wien.** Chefredacteur: **Dr. August Silbenlist.**
Verantwortlich: **Ludwig Werner.**

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)
Herausgeber: **Adalbert von Majerszky.**

Monatlich 2 Mal. — Preis: 5 Mark halbjährl., vorauszahlbar. — Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direct durch die Expedition des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Auersvergstraße 5. — Abbestellungen werden nur bis 30. Juni, bezw. 31. December angenommen. Einzelne Nummern à 50 Pfen. 5 Stück einer Nummer 1 Mark 50 Pfen.

An der Nordsee.

Die Meise pinkt
Im kahlen Baum,
Am Himmel blinkt
Die Sonne kaum;
Die Nordsee winkt
In Dunst und Schaum
Zu fernem Raum.

Nun möcht ich ziehn
Mit jenem Boot,
Dem Schnee entfliehn,
Der Winternoth,
Zu Thälern grün,
Zu Blumen roth
Vor Frost und Tod.

Klaus Groth.

Digitized by Google

Konrad Telmann als Lyriker.

Ein Gedenkblatt zum vierzigsten Geburtstage des Dichters.

Von

Ewald Müller.

Als vor mehr als Jahresfrist bei dem Erscheinen des Telmann'schen Romanes »Unter den Dolomiten« in der Dortmunder Zeitung die Staatsanwaltschaft jener Stadt dieses epochemachende Werk des norddeutschen Romanciers mit Beschlag belegte, da war der Name Konrad Telmann in jedem Literaturblatte und in jeder Tageszeitung zu finden, welche die literarischen Begebenheiten der Gegenwart mit aufmerksamem Auge verfolgt. Hatten sich doch in den letzten Jahren überhaupt die Blicke mehr und mehr auf diesen vielseitigen und ernsthaft strebenden Schriftsteller gelenkt, dessen unerschöpfliche Productivität dem deutschen Publicum in nur kleinen Zwischenräumen bald einen Strauß duftiger Poesien, bald einen Novellenband oder Roman bescherte. Und doch ist bei der Fülle der Erscheinungen durchaus nicht der künstlerische Gehalt der Werke beeinträchtigt worden. Im Gegentheil, wer die mannigfachen Schöpfungen Telmanns von »In Pommern« bis »Auf eigener Scholle« Revue passieren läßt, dem wird die innere Entwicklung dieser genialen Natur aus den Banden des Conventionellen bis zur absoluten Freiheit künstlerischen Schaffens und das allmähliche Vorwärts- und Aufwärtsschreiten des Autors bis zum Gipfel der Vollendung nicht verschlossen bleiben. Haben freilich die Arbeiten epischer Gattung in hervorragendem Maße den Ruhm ihres Schöpfers in weitere Kreise getragen, so ist doch auch die Gemeinde keine geringe zu nennen, welche in Konrad Telmann den Lyriker par excellence verehrt. Zwar beträgt die Zahl seiner Gedichtsammlungen nur einen verschwindenden Bruchtheil im Vergleich zu den in Prosa geschriebenen Werken; was er aber darin niedergelegt hat, das gehört zu dem Besten und Herrlichsten des lyrischen Ertrages in jüngster Zeit.

Konrad Telmann steht gegenwärtig auf der Höhe seines künstlerischen Schaffens und gleichzeitig auf der Höhe seines Lebens. Am 26. November 1854 als Sohn des Justizrathes und Generallandschafts-Syndicus Zitelmann zu Stettin geboren, blickt er nunmehr auf vier Jahrzehnte eines sowohl an Eindrücken und Erfahrungen wie an literarischen Erfolgen reichen Erdendaseins zurück. Die poetische Begabung scheint er von seiner Mutter, einer Tochter des Dichters und Geschichtsschreibers Ludwig Giesebrecht, ererbt zu haben. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolviert hatte, bezog er 1873 die Universität Berlin, um die Rechte zu studieren. Nach Beendigung seiner Studien und einer kaum halbjährigen Thätigkeit als Referendar sah er sich seines leidenden Zustandes wegen veranlaßt, die juristische Laufbahn aufzugeben. In der Schweiz, in Frankreich und Italien ward ihm während der folgenden Jahre die gesuchte Genesung und vor etwa drei Jahren fand er in der sowohl als Malerin wie Schriftstellerin rühmlichst bekannten Hermine Freiin von Preuschen eine verständnisinnige Lebensgefährtin. Seinen Aufenthalt wählt er die Sommermonate über auf dem idyllischen Familiensitz Höckendorf bei Stettin, während er den Winter in Rom zubringt.

Gedichtsammlungen hat Konrad Telmann vier an der Zahl veröffentlicht. Es sind dies: »Meraner Herbsttage« 1876, »In der Einsamkeit« 1876, »Meereswellen« 1884 und »Aus der Fremde« 1889. Das entschieden gediegenste dieser Werke, von denen die erstgenannten im Buchhandel bereits vergriffen sind, ist die zuletzt erschienene Sammlung, welche alle Vorzüge der Telmann'schen Eigenart vereinigt.

Daß bei dem langjährigen Leiden des Dichters der Grundzug seiner Poesien der Pessimismus ist, darf nicht wundernehmen. Und doch ist es weder sentimentaler Jammer noch titanisches Rasen, worin er seinem Schmerze Ausdruck verleiht. Er vergißt in der Nacht des Leidens keineswegs der Sterne, die milde Tröstung herniederstrahlen; er ergibt sich weder muthlos in sein Geschick, noch lehnt er sich allzusehr dagegen auf.

»Doch stärker bist du dann, als dein Geschick,
Wenn dus erträgst mit ungebeugtem Sinn,
Mit reinem Herzen und mit klarem Blick.
Nicht was dir ward, ist deines Seins Gewinn,
Nur danach wird einst, wer dich richtet, fragen,
Wie du, was dir geworden, hast getragen!«

Darin offenbart der Dichter seine in sich gefestigte Natur, die alle Kleinlichkeiten des Erdendaseins zu überwinden versteht. Deshalb entläßt uns auch selten eines seiner Lieder ganz ohne Trost; die meisten

Digitized by Google

durchweht der Hauch der Hoffnungsfreudigkeit auf bessere Tage, auf eine sonnige Zukunft.

»Siehst du die Möve dort? Goldschwingig taucht
Sie in den Schaum der blauen Meereswogen;
So bad auch du dich in des Daseins Wonne,
Und darfst vom Schönsten nur den Schaum du kosten,
Genieß ihn sorglos frei im Lenzesahnen!«

Das jahrelange Wandern schärfte den überall beobachtenden Blick Telmanns und verschaffte seinem Innenleben gar vielseitige Eindrücke. Alles, was er erschaut und empfunden, weiß er mit seinem eigensten Ich in Verbindung zu setzen. Fast überall tritt die subjective Empfindung und die persönliche Antheilnahme am Geschauten hervor. Seinen Naturschilderungen weiß er einen so bestrickenden Zauber, eine so eigenartige Stimmung zu verleihen, »dass« — wie C. Bruch-Sinn treffend bemerkt — »die unbeseelte Natur als mitfühlend im sympathischen Connex mit dem bewegten Menschenherzen erscheint.« Ich verweise auf alle die herrlichen Strand- und Meerlieder und die Naturbilder der Seen und Berge Italiens und der Schweiz. In den Städtebildern weiß Telmann in lebensvoller Weise auch die Geschichte und Sage der einzelnen Orte zu verknüpfen. Von besonders tiefergreifender Wirkung sind die Gedichte, in welchen eine Oertlichkeit oder eine Tageszeit dem Dichter ein längst verschollenes Glück hervorzaubert, z. B. in »Auf Capri«, »Am Luganer See«, »Meraner Frühlingstage«. Da weiß seine Leier so schmerzlich-süße, wehmüthige Töne anzuschlagen, wie sie nur einem besonders reichen und edlen Gemüthe zugebote stehen.

»Vorüber ist die Zeit des Wanderns lang,
Vorüber ist das Schwärmen, ist die Jugend;
Und von dem allen, was ich einst hier träumte,
Gieng nichts mir in Erfüllung, nichts.... So dünkt mich,
Ob heut auch hold in Blüten prangt die Erde
Und damals welk das Laub am Boden rauschte:
Damals seis Frühling wohl gewesen, heute
Seis Herbst, und nahe, nahe sei der Winter.«

Seine Liebe für die deutsche Heimat kommt wohl kaum in einem anderen Gedichte so überzeugend zur Geltung, wie in »Auf Ischia«, wo es dem Dichter beim Anblick der Märchenherrlichkeit ist, als erscheine ihm der Versucher mit den Worten:

»— — — — Alles das ist dein!
Nur musst du deiner Heimat dich entwöhnen
Und musst dich ganz dem Sonnenlande weihn.«

Doch der Dichter ist stark; zornerfüllt wehrt er ab:

»— — — — Versucher, weiche!
Nie kann die Fremde Vaterland mir sein!«

Er hat für die fremdländische Schönheit nicht mehr als einen Ruhmeskranz. Der Heimat aber bleibt er treu.

»Es liebt wohl keiner dich treuer,
Als wer so lang dich entbehrt,
Und keinem bist du so theuer,
Der heimisch am deutschen Herd.«

Seinen echten Patriotismus kennzeichnen die Worte:

»Treulich fühl ich mich im Bunde
Mit des Volkes Sehnen, Trachten,
Tief in meines Herzens Grunde
Mit ihm schlag ich seine Schlachten;
Mit ihm leid ich seine Leiden,
Mit den Niedren, mit den Schlichten —«

In dem Abschnitt »Aus der Welt des Herzens« erschließt uns der Dichter den ganzen Schatz seines zarten, innigen Gemüthes. Für die Liebe mit ihren Wonnen und ihrem Weh hat selten ein Dichter so tiefergreifende und rührende, die jeweilige Stimmung so bezeichnend wiedergebende Klänge gefunden, wie Konrad Telmann. Wer beispielsweise den Sonettencyklus »An die Genossin« und die Cyklen »Im Bann«, »Nach der Trennung« oder »Nach Jahr und Tag« gelesen, der wird sich lange dem wunderbaren Zauber dieser tiefgründigen, herzinnigen Poesien nicht entziehen können.

Das gleiche Lob muss man auch dem prächtigen Abschnitt »Tagebuchblätter aus Mentone« zollen. Diese, durch stark individuelle, heiße Empfindung und Gedankenreichthum ausgezeichneten Lieder, mit denen sich eine hohe Formenschönheit und Sprachgewalt verbindet, gehören mit zu den besten des ganzen Buches. Obgleich die Wehmuth hierin wiederholt die Grundstimmung der Gedichte ist, so weiß sich der Dichter doch — wie andere Stellen beweisen — zu männlichem Ertragen aufzuraffen und er vergisst nicht, dass der wahre Sänger nicht nur von seinen eigenen Leiden und Freuden singen darf.

»Gespannt sind meiner Leier Saiten
Auf einen Sang, der allen gilt,
Der in der Tage wirres Streiten
Gleich Orgelklang vom Dome schwillt,
In müden Herzen zu entzünden
Des wahren Menschthums heilge Glut
Und allen Trauernden zu künden
Die Liebe, die da Wunder thut.
— — — — — — — — —
Die ernste Zeit will ernste Lieder,
Die große Zeit will großen Sang!«

Daher finden sich denn auch moderne Zeit- und Sittenbilder, in welchen der

Digitized by Google

Poet zur Veredelung der Menschheit beitragen will. Ich verweise besonders auf das Gedicht »Monte Carlo« und das ergreifende »Wiedergefunden«.

Als einen der feinsinnigsten Nachdichter lernen wir Konrad Telmann in den Uebersetzungen eines Goldoni, Tommaso Grossi, Vincenzo da Filicaja, Appio Faba, Petrarca u. s. w. kennen. In dem Abschnitt »Gestalten und Geschichten« hat der Dichter Balladen und poetische Erzählungen von gediegenem Gehalte und bleibendem Werte geschaffen. Wir finden darin jenes prächtige Epos »Coccejus Nerva«, in dem Telmann eine Poesiegestalt von hervorragender Bedeutung schuf, und auch die seinerzeit vom »Deutschen Dichterheim« preisgekrönten Dichtungen »Almansor« und »Masaniello«, welche von der gleichfalls eminenten epischen Begabung des Autors beredtes Zeugnis ablegen.

Was an allen seinen Poesien besonders anmuthet, ist die fast an Platen hinanreichende Formvollendung. Ueberall begegnet man einer edlen Ausdrucksweise und einem musikalischen Wohllaut der Verse, ich möchte fast sagen, einem Schwelgen im Lautschönen, so dass man sich nach der Lectüre jedes Gedichtes »eingestimmt mit jeder Schönheit« fühlt. So ist mir fast nie ein Gedicht Telmanns begegnet, über das man gleichgiltig hinweggehen dürfte; alle fesseln durch jenes undefinierbare Etwas, das eben das eigenste Geheimnis des Genius bleibt.

Möge die Zukunft dem als Lyriker noch viel zu wenig gewürdigten Dichter allenthalben die Anerkennung bringen, die man seinen Poesien in so hohem Maße schuldet! Möge ihm unter dem Himmel der Lebensfreudigkeit und Schaffenslust noch manche Blüte und Frucht am ergiebigen Wunderbaume der Phantasie sprießen und die Zeit noch in weiter Ferne liegen, wo sich ihm die wehmüthige Frage aufdrängt:

»Wie lange wandelst du selber,
Du selbst noch im Sonnenschein?«

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Von

Karl Bienenstein.

(Schluss.)

Von den übrigen größeren Dichtungen des Bandes möchte ich noch besonders hervorheben den fremdschönen Cyklus »Fatthûme«, dann »Judas in Gethsemane«, in dem Judas eine ganz eigenthümliche Auffassung erfährt, »der schwarze Hanns« und »die Unbekannte«.

Die lyrischen Gedichte sind voll strenger Formenschönheit, voll Leidenschaft und stiller Schwermuth. Aus ihren Zeilen spricht ein müdes Herz, das sich nach dem ewigen Heimatland sehnt. Ein Nebelschleier hüllt alle Schönheit ein, so dass diese nicht in ihren hellen Farben in unser Auge dringt, sondern alles gedämpft, ahnungsvoll erscheint. Möge es mir vergönnt sein, nur ein Beispiel herzusetzen:

Stella peregrina.

So wie man Sterne findet, deren Bahn
Den Erdkreis streift auf Nimmerwiedersehen,
Wohl deshalb nur, dass ihr Vorübergehen
Uns habe Schmerz und Heimweh angethan,

Zog deiner Liebe tiefe Melodie
An mir vorbei, zu Gott zurückzuschweben
Und in der ewigen Melancholie
Meiner Gedanken ewig fortzuleben.

Dabei darf die innige Liebe zum deutschen Vaterlande, die manche Gedichte in so herrlicher Weise zeigen, nicht vergessen werden. Ich erwähne das seeleninnige »O Deutschland!«, das stilljubelnde »Daheim« und den kraftvollen »Gruß an Deutschland«, dessen prächtige Schlussstrophe also lautet:

»Des hohen Erbtheils walte frei,
Mein Volk, dass deinem Schwert, dem scharfen,
Geeint des Friedens Pflugschar sei,
Und Liederfrühling deinen Harfen;
Ein tiefes Lied, ein heller Schlag
Und ein Gebet voran den beiden —
So darfst du, grüßend neuen Tag,
Vom stürzenden Jahrhundert scheiden.«

Das sind Klänge, die von dem »Fin-de-siècle-Gewinsel wohlthuend abstechen.

Noch ein Buch hat Prinz Emil zu Schönaich-Carolath geschrieben, die »Geschichten aus Moll«. Es sind kleine Prosaerzählungen, in denen aber eine so bedeutende Summe von Poesie steckt, dass sie uns mehr als Gedichte erscheinen, als tausende von Poëmen, die im Gewand des Verses auftreten. Es ist nicht möglich, sich über das Buch weiter zu verbreiten, denn man müsste nur eine der Geschichten ganz hersetzen. Als Perlen des Bandes möchte

Digitized by Google

ich nur bezeichnen: Das Märchen vom Könige, der sich todtgelacht hat, Die Königin von Thule und Entlang den Hecken.

Nun noch einige allgemeine Bemerkungen.

Man hat auch für das dichterische Schaffen des Prinzen Emil zu Schönaich-Carolath bereits wieder eine Schublade gefunden, d. h. gemacht. Dieselbe führt die Aufschrift: Neuromantik.

Worin besteht nun die Aehnlichkeit und der Unterschied zwischen der Romantik am Anfang und der am Ende unseres Jahrhunderts? Die Aehnlichkeit liegt darin, dass sowohl die Alt- wie die Neuromantiker das Bestreben haben, aus der vorhandenen Welt, die ihnen nüchtern, poesielos, ja geradezu poesiefeindlich erscheint, aus dem Alltag zu flüchten in eine Welt, der sie alle Schönheit andichten, von der ihr Herz träumt. Während aber die Altromantiker dabei gar oft allen realen Boden unter sich verloren und sich mit naiver Freude in erträumten, goldenen Zeiten und unter sonderbaren Menschen, Geistern und Göttern tummelten, können sich die Neuromantiker nicht von ihrer Umgebung losreißen, ja sie haben nicht einmal den rechten Willen dazu. Unsere Zeit hat sie gelehrt, allem mit einer gewissen Skepsis entgegenzutreten und sie sind nur zu gelehrige Schüler. Sie fürchten, dass das, was sie erträumten, wieder nur etwas Halbes sei. Um ein Bild zu gebrauchen: Die Neuromantiker erträumen einen lockenden Apfel, aber sie träumen ihm auch den Wurm an. Deshalb können sie nicht glücklich, nicht fröhlich werden, wie die Altromantiker es stets waren.*) Bei ihrem ewigen Suchen und Nichtfinden werden sie müde, sie kommen sogar zu einem ganz eigenen Fatalismus.

Dieser Fatalismus macht sich auch bei unserem Dichter geltend. Dort, wo er wirklich reale Gestalten zeichnet, wie Bent Sörensen, George von Versen, den Künstler in »Entlang der Hecken«, da sind diese müde, unthätig. Sie haben nicht die Kraft, ihr Leben sich selbst zu formen, das Glück mit starker Hand an sich zu reißen, sondern sie warten still und geduldig ab, was das Schicksal mit ihnen und aus ihnen machen will. Der Dichter hat sogar diesen Fatalismus auf das künstlerische Schaffen ausgedehnt. Hören wir ihn selbst, wie er in der Zeitschrift »Der Zuschauer«, I. Jahrg., Nr. 9, sagt:

»Dichtung ist, bewusst oder unbewusst, Erfüllung einer Mission. In der Seele des Dichters schlummern vom Uranbeginn die dunklen, von Gott eingesenkten Keime, welche im Lebenssonnenschein und Lebenssturm erblühen sollen. Zu ihrer Entfaltung vermag der Mensch aus eigner Kraft nur wenig zu thun. Die Werke eines Dichters sind vorherbeschlossen; seine Größe liegt weniger in rastloser Arbeit an sich selbst, als in seiner Vorherbestimmung.«

Damit lehnt der Dichter eigentlich bescheiden jedes Lob ab, documentiert aber anderseits sein Gottesgnadenthum. Auf die Romantik verweist bei dem Prinzen ferner das Volksliedmäßige, das viele seiner Dichtungen auszeichnet, sowie die Verwendung alter Sagenstoffe und Sagengestalten. Während aber die Altromantiker sich in den Geist der Zeit, welche die Sage schuf, zurückversetzten und dieselbe also gleichsam nachdichteten, ja sogar noch mit allerhand Schönheit ausstaffierten, macht es der Neuromantiker anders. Er verbindet die alten Sagen mit den Ideen seiner Zeit, er fasst sie philosophisch auf, sucht ihren Gedankenkern, er deutet sie, wie wir es bei Don Juan und bei der Sphinx gesehen haben.

Man hat ferner eine gewisse Aehnlichkeit herausgefunden zwischen Prinz Emil zu Schönaich-Carolath einerseits und Byron und Hamerling anderseits. Die Aehnlichkeit mit ersterem lasse ich meinetwegen gelten, die mit letzterem aber nicht. Man hat unsern Dichter mit Hamerling zusammengestellt wegen des Schönheitscultus, den beide betreiben. Aber da müsste man noch eine ganze lange Reihe anderer Dichter auch anführen. Man stützte sich dabei gern auf die Verse Hamerlings aus »Ahasver in Rom« I. Gesang:

»Ists jene Schwermuth, jene unbewusste,
Die alle Schönheit wunderbar umschwebt,
Vorahnend, dass auf dieser Erdenflur,
Das Los des Schönen stets ein Trauerlos?«

Man hatte den Zufall, dass zwei Dichter auf denselben Gedanken gekommen sind, für die Hauptsache gehalten und hat dabei gänzlich vergessen, dass der Norddeutsche und der Oesterreicher zwei gänzlich verschiedene Individualitäten sind, die nie und nimmer mitsammen verglichen werden können. Hamerling ist Epiker vom Scheitel bis zur Sohle, er ist niemals ein vollwertiger Lyriker gewesen, wenn er auch Lyrisches schrieb; Emil zu Schönaich-Carolath ist Lyriker durch und durch. Dieser schafft seine Gestalten seinen Gefühlen, seinen Gedanken nach, oder, deutlicher gesagt, Gedanken und Gefühle sind das Primäre, die Träger derselben das Secundäre, er ist in diesem Sinne Idealist; Hamerling leitet die Gedanken und Gefühle aus den Gestalten ab, diese sind bei ihm das Primäre, er ist in demselben Sinne Realist. Der Oesterreicher liebt die entschiedenen Farben, er lässt sie sogar durch ihre grellen Dissonanzen wirken, der Norddeutsche kennt und gibt alle die unzähligen, feinen Nuancen.

*) Das dürfte denn doch schwer zu beweisen sein. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Karl Busse wurde von seiner Bewunderung des fürstlichen Dichters sogar so weit getrieben, Hamerling seine hohe Bedeutung überhaupt abzusprechen. Er hat aber damit nur bewiesen, dass ihm für die Art des Dichters das richtige Verständnis fehlt. Seiner eigenen Natur nach wurde er zu sehr von der feinen Stimmungskunst des Prinzen, sowie von Storm und vor allen von dem molluskenhaft weichen, müden und müdemachenden Dänen Jens Jakobsen eingenommen, als dass er den scharfumrissenen und markstrotzenden Gestalten Hamerlings und dessen grelleuchtenden Schilderungen gerecht werden könnte.

Gleichwohl will ich dem jungen Dichter Karl Busse die Hand drücken und ihm danken für die Liebe zu dem herrlichen Dichter, dessen Werke es leicht begreiflich machen, dass einem dagegen vieles andere leer und hohl erscheint.

Jetzt nur noch ein paar Worte über die Sprache des Dichters. Dass die Form tadellos ist, habe ich schon oben gesagt. Die Sprache ist weich und schmiegsam, reich an neuen, seltsamen, aber stets genau zutreffenden Bildern. Sie ist gleichsam concentriert. In einem Worte liegt oft eine unendliche Summe von Stimmung aufgehäuft, so zwar, dass es nicht eine Vorstellung auslöst, sondern gleich einen ganzen Vorstellungscomplex. Der Dichter arbeitet aber auch an der Sprache mit aller Sorgfalt und seine Werke gleichen daher ungemein fein ciselierten Kunstwerken. Daraus resultiert denn auch die ungeheure Wirkung derselben, besonders beim richtigen Vortrag.

Ich wäre zu Ende und hätte nur mehr Folgendes zu sagen: wenn ich die größten Dichter der Gegenwart nennen soll, so fange ich mit Prinz Emil zu Schönaich-Carolath an. * * *

Dieser Aufsatz war schon druckfertig, als mir eines Tages ein neues Buch zukam, welches dem geistigen Bilde des fürstlichen Dichters einen neuen Zug beifügt.

Das kleine Werk führt den Titel »Bürgerlicher Tod« (Deutsche Verlagsanstalt) und wird vom Dichter selbst als Novelle bezeichnet. Ich glaube aber, dass diese Bezeichnung nicht recht stimmt, sondern dass es vielmehr eine Tendenzschrift ist, welche in novellistisches Gewand gehüllt wurde. Der Inhalt ist der: Witthof, ein einfacher Mann, der im Militärdienst seine Gesundheit verlor, wird Fabriksarbeiter und heiratet ein armes, braves Mädchen. Seine Kränklichkeit macht ihm jedoch allmählich die Arbeit in der Fabrik unmöglich und nachdem auch sein kleines Cigarrengeschäft durch die Socialdemokraten, deren Verein er nicht beitrat, zugrunde gerichtet worden, nimmt er bei einem Rechtsanwalt Schreiberdienste. Als er aber auch diese im Verlaufe der Jahre nicht mehr verrichten kann, vergebens nach neuer Beschäftigung sucht und mit seiner Familie in bitterste Noth geräth, stürzt er sich ins Wasser.

Diese ergreifende und lebenswahre Geschichte hat aber der Dichter zu nichts anderem benützt, als um die verschiedenen Zustände unserer Gesellschaft, vor allem diejenigen Deutschlands, näher zu beleuchten. Nicht umstürzen will der Dichter die bestehenden Verhältnisse; er will nur, dass sie vom christlichen Liebesgeiste durchwärmt werden.

So ist es zuerst der starre, entmannende militärische Drill, gegen den er auftritt. Dann wendet er sich scharf gegen unsere geschäftsmäßige, ja geradezu unmenschliche Art der Rechtspflege und noch schärfer gegen das Protzenthum, das seine stupende Geist- und Gemüthlosigkeit in einem Schwall von nationalen und wohldienerischen Phrasen verbirgt. Ferner lässt er die Geißel seines Zornes herabsausen über die scheinheilige Art, den Armen durch Wohlthätigkeits-Concerte und -Soiréen zu helfen und damit verbindet er auch ein treffendes Wort über den Seelenverkauf, der unter der Form von Geldheiraten floriert, woran besonders der Officiersstand infolge gewissenloser Gesetze leidet. Mit bitterer Satire greift der Dichter auch die Socialdemokraten an und wir müssen ihm rechtgeben. Der Fall, dass diese ebenfalls bereits corrumpierte Partei eines ihrer Opfer zum Märtyrer der von ihr bekämpften Gesellschaft stempelt, ist leider nicht eine Erfindung des Dichters, sondern typisch. Auch auf die kirchliche Heuchelei und Lieblosigkeit fällt ein scharfer Seitenhieb ab. Den Schluss des Buches bildet eine eingehende Kritik der gesammten politischen Arbeit Deutschlands seit der Gründung des neuen Reiches.

Neben diesem eigentlich Negativen gibt der Dichter auch Positives. Er weist nämlich den Weg, auf dem eine Gesundung der Verhältnisse eintreten kann, und in diesem Sinne sagt er: »Es müsste ein tiefes Athemholen in Ewigkeitslust über unser Volk kommen, eine starke Rückkehr zu Gott.« Diesen Gott erkennt er in der christlichen Liebesidee. »Der christliche Geist allein bringt andere, gute, helfende Geister mit sich, er allein vermag die große Opferstimmung zu zeitigen, durch welche ein Volk innerlich erhalten und erneuert wird, er allein kann es erreichen, dass wir den Trieb zu gegenseitiger Beherrschung und Ausnützung in Wohlwollen und Dienelust verwandelt sehen. Er allein kann es schaffen, dass die Besitzenden sich der Enterbten annehmen, dass die Regierenden den Regierten Opfer bringen durch Aufgeben verzopfter Institutionen, verletzender Formen und Privilegien, damit mehr Liebe in den gegenseitigen Verkehr gebracht sowie die schroffen Unterschiede der verschiedenen Lebensstellungen gemildert werden. Und wie

Digitized by Google

es wahr bleibt, dass jede That auf dem Gebiete der Nächstenliebe eine Summe von Bösem verhütet, eine Anzahl polizeilicher Maßregeln erspart, ebenso gewiss ist es, dass endgiltig nur werkthätige Liebe die Socialdemokratie und unsere anderweitigen inneren Feinde zu entwaffnen vermag.«

Daraus mag man sehen, dass das Buch trotz seines traurigen Inhaltes keine Verbitterung hinterlässt, indem es zugleich auf die Pfade zur Erlösung hinweist. Nebstbei sind auch in den Gestalten des Buches zwei, die mit den übrigen versöhnen, und zwar der liebreizende Backfisch und der junge Hilfsprediger, eine Gestalt, die der Dichter mit dem Zauber edelster Menschlichkeit und wahrer Männlichkeit umkleidet hat. In ihnen ist die bessere Zukunft personificiert.

Dass neben diesen tendenziösen Ausführungen auch die dichterische Ausgestaltung nicht vergessen wird, ist selbstverständlich, denn Prinz Emil zu Schönaich-Carolath kann den Dichter absolut nicht und niemals verleugnen. Er erkennt eben, dass das, was die Völker fördert, was sie groß macht, einzig und allein die Dichtung ist, das Wort im weitesten und idealsten Sinne genommen.

So ist denn das letzterschienene Werk des Dichters ein in jeder Beziehung vortreffliches. Es gehört auf den Tisch jedes rechtlich denkenden Mannes; es soll in keiner Bibliothek, am wenigsten in Volksbibliotheken fehlen; seine Verbreitung in weitesten Kreisen ist geradezu Ehrenpflicht.

Elegie auf den Tod Kaiser Alexanders III.

Um Tauriens Himmel rings dunkelt die Nacht,
Fern dämmern die Berge, kein Stern heut erwacht.

Des Tschatyrdaghs Gipfel umzucket ein Strahl —
Der Engel des Todes schwebt leise zu Thal.

Sonst Stille. Es schlummert die nächtliche Welt,
Livadiens Fenster allein sind erhellt.

Auf fürstlichem Lager, das Antlitz erblasst,
Die Augen geschlossen zur ewigen Rast,

Liegt Russlands Kaiser; die Lippen, so bleich,
Sie flüstern: »Gott segne mein Volk und mein Reich!« —

Ja, Gott hats gesegnet, großmächtiger Czar,
So lang du es lenktest, hochstrebender Aar!

Dein Flug gieng zur Sonne, zum Urquell des Lichts
Hobst du auch die Völker aus Dunkel und Nichts.

Dein Streben war — Frieden, des Reiches Gewinn,
Das Wohl deines Volkes zu fördern dein Sinn.

Nun ruhst du, von Schauern des Todes durchbebt,
Gebrochen die Schwingen, die machtvoll geschwebt.

Rings stehen die Deinen und blicken dich an —
Ist niemand, der helfen, der retten ihn kann?

Digitized by Google

Vergebens die Thränen! Vergebens gebeugt
Knien betend die Völker, der Himmel — er schweigt!

Gott hat es beschlossen, er senkte den Keim
Des Todes ins Herz ihm: Der Kaiser geht heim.....

Was läuten die Glocken im ganzen Reich?
Am slavischen Himmel die Sonne steht bleich.

Volk Rußlands, welch Weh, welche bittere Noth:
Dein Liebling, dein Kaiser, dein Vater ist — todt!

Ina Gutfeldt.

Mahnung.

Ach, keine Thränenflut, kein Seufzer weckt
Zu neuem Sein, die sanft die Erde deckt,
Die Todten in den Grüften!
Sie schlafen fest und hören nicht,
Was bang ein reuig Herz verspricht,
Sie schlafen und sie schweigen!

O Jammer, wenn verlassen und verkannt
Ein Mensch die Augen schloß, den du genannt
Der einstens Freund und Bruder!
Eh noch dein Flehen ihn erreicht,
Ist er im Tode schon erbleicht:
Kannst nicht mehr ihn versöhnen!

Drum alle, die ihr lebt in Zwist und Streit,
Bedenket, ach bedenkt, wie kurz die Zeit,
Wie rasch ein Leben endet!
Ein hartes Wort, ein finstrer Blick —
Auf ewig hin ist euer Glück:
Zu spät, ach, kommt die Reue!

Denn keine Thränenflut, kein Seufzer weckt
Zu neuem Sein, die sanft die Erde deckt,
Die Todten in den Grüften!
Sie schlafen fest und hören nicht,
Was bang ein reuig Herz verspricht,
Sie schlafen und sie schweigen!

E. Tanglel-Hanstein.

Angedenken.

Eitel Wonne kam geflogen
Nächtig einst in meine Kammer.
Hei, zu Ende all der Jammer,
Der mich um den Schlaf betrogen!
Matt von tausend Bitternissen,
Lag mein Weib in ihren Kissen,
Ihr im Arm, zum Licht genesen,
Lieblich Wesen —
Eitel Wonne kam geflogen!

Heilgen Eid hab ich geschworen
Jene Nacht: Mein Kind soll werden
Eins der besten auf der Erden!
Nur zu Hohem seis geboren!
Gottgeschenk, dich wollt ich pflegen
Und am treuen Herzen hegen,
Für dich kämpfen, für dich werben,
Für dich sterben —
Heilgen Eid hab ich geschworen!

Weh! Noch weiß ich gut die Stunde . . .
Rief zum Liebling mich ein Bangen
Von der Arbeit, ein Verlangen —
Stille lags mit blassem Munde,
Hielt die Aeuglein fest geschlossen.
Thränen hab ich viel vergossen,
Denn der lieben Sterne Schimmer
Sah ich nimmer —
Weiß noch gar zu gut die Stunde!

Kenne wohl den kleinen Hügel
Unter vielen, vielen andern.
Ferne bin ich, Grüße wandern
Zu ihm hin mit leisem Flügel.
Traun, verwelkt die Blumengabe
Längst an meines Kindes Grabe,
Und das Kreuzlein ist verwittert,
Sturmzersplittert —
Kenne wohl den fernen Hügel!

Max Kunath.

Digitized by Google

Ein Geheimnis.

Ein Geheimnis ist das Leben, mags in deinen Pulsen klopfen,
Magst das Werden du belauschen in dem kleinsten Wassertropfen,
Magst du deine Blicke heben in das ferne Weltenall:
Wo du hinschaust, tiefe Räthsel — Wunder, Wunder überall.

Ein Geheimnis ist das Leiden — Leben ist im Grunde Leiden,
Niemals in der Welt des Scheines sind zu trennen diese beiden;
Aber dass du tief im Schmerze findest selge Friedenslust,
Ist der Wunder allergrößtes in der Welt der Menschenbrust.

Ein Geheimnis ist das Sterben; was in dieser Welt geboren,
Wird der höhern Welt gewonnen, wenn der irdschen es verloren,
Ein Hindurchgehn ist das Sterben und der Tod Verwandlung nur,
In der irdischen Erscheinung trägst du höhern Wesens Spur.

Unzerstörbar ist die geistge, gottentstammte Wesenheit,
Kinderlallen nur das Deuten alles Ewgen in der Zeit.
Eines aber sieghaft, herrlich deinem Innern kund sich gibt:
In der Gottheit Fülle leben wird auf ewig, wer da liebt.

Emma Croon-Mayer.

Ein Gleichnis.

Im Tannenwalde steht der Birke
Kahlgraue Krone einzeln da,
Und rings im düsteren Bezirke
Der weiße Stamm scheint fern und nah.

Der Frühling treibt die jungen Säfte
Am Stamm hinauf zum Knospenheer;
Da kommt, fast bar der Lebenskräfte,
Ein krankes Mütterlein daher.

Ihr sagte es die alte Ahne,
Dass neu verjüng die Lebenskraft,
— Wenn Zittern schon ans Ende mahne —
Ein Trank von kühlem Birkensaft.

Sie bohrt der Birke bis zum Marke
Und schlürft die Perlen gierig ein,
Voll Hoffnung, dass sie neu erstarke —
O, armes, eitles Mütterlein!

So treibt sies fort mit jedem Jahre,
Fast trägt ihr Fuß sie nicht mehr her;
Doch bleicher werden ihre Haare,
Die Augen schwach, kaum sehn sie mehr.

Graumoosig wird des Baumes Rinde,
Draus träg der Saft zu Boden schleicht,
Und manches welke Blatt im Winde
Dem halbverdorrten Zweig entweicht.

Als wieder sich der Frühling regte,
Da blieb die Birke blätterlos.
Das arme Mütterlein man legte
Indessen auch in Grabes Schoß. — —

So, Menschenherz, labst du vergebens
Dich an der Hoffnung grünem Baum,
Du selbst beraubst ihn seines Lebens
Und stirbst mit ihm, du merkst es kaum.

Tian Stranben.

Im Spreewald.

(Nach einem sehr düster gehaltenen Landschaftsbilde.)

Kein Ruderschlag — — — unhörbar zieht
Dort geisterstill ein Kahn,
Es kauert drin ein Jägersmann,
Legt leis die Flinte an.

Digitized by Google

Am Uferſaum im Erlenwald
Graſt ſorglos, fromm das Reh;
Ein Schuſs — ſein großes Auge bricht,
Es zuckt im Todesweh. — —

So ſchleicht im Zeitenſchiff der Tod,
— Ich ſehs im Spiegelbild —
Er zielt daraus mit ſichrer Hand
Und wir, wir ſind das Wild.

Emilie Broeſcher.

Warum?

Notturno.

»Wenn das Haus fertig iſt,
kommt der Tod.«
Türkiſches Sprichwort.

Er war allein in einer Maiennacht,
Auf blühnder Heide, mutterſeelallein;
Von tief geheimnisvollem Glühn entfacht
Zu Häupten ihm der ewigen Sterne Reihn.
Zu Häupten ihm der bodenloſe Raum,
Tiefblau und endlos. Und kein Ruf, kein Hall
In Näh und Ferne. Wie in bangem Traum
Lag, angſtbeklommen, rings um ihn das All.

Nur hie und da, wie Athmen der Natur,
Der ſchlummernden, zog weichen Hauchs ein Ton
Durchs Reich der Luft. Ein leiſes Seufzen nur
War er dem Ohr, vernommen kaum, entflohn.
Und wie ein Dämmertraum von todtem Glück,
Lag fahles Mondlicht auf dem blaſſen Land.
Er bog das früh erblichne Haupt zurück,
Und ſprach, den ernſten Blick emporgewandt:

»In dieſer Nacht, in dieſer Maiennacht,
Im Angeſichte der Unendlichkeit,
Tret ich, um Antwort fragend, finſtre Macht,
Vor deinen Thron, von meinem Schmerz geweiht.
Ich kenn dein Weſen nicht und nenn dich nicht.
Ob Urkraft, Gott, Natur? Mir bleibt ſichs gleich.
Ich frage dich: Was ſchufſt du uns zum Licht,
Um uns zu bannen in des Dunkels Reich?

Um ſeines Erdendaſeins Leid und Luſt
Bat keiner. Ungefragt ward ich gezeugt.
Zu namenloſem Schmerz der Mutterbruſt
Ward mancher Erdenpilger groß geſäugt.
Wir taſten hin, verbundnen Augenlichts,
In flüchtiger Luſt, in Irrſal, Schuld und Noth.
Wir wiſſen viel — doch wir erkennen nichts,
Und kommt das Glück, ſo kommt auch ſchon der Tod.

Ich war des Glaubens und der Liebe Narr.
»Auf ewig dein!« Ewig verlorne Maid,
Sie ſprachs und ſtarb. Wie lag ſie ſchlummerſtarr,
Dahingerafft in ihrer Maienzeit.
Und ſchaudernd frug ich, an ihr Bett gebannt,
Ans Auge ſtarr und an die Lippe ſtumm:
Warum zerſtörte hier mit eigner Hand
Fühllos ihr Gottwerk die Natur? Warum?

Digitized by Google

Ich war des Glaubens und der Liebe Narr.
Ich mußte glauben, wieder sie zu sehn.
Es war ein Traum. Ich träumt ihn Jahr um Jahr,
Doch Winde wehn und Träumerein vergehn.
Ich bin erwacht. Aus meinem Jenseitstraum
Riß schonungslos der Weckruf mich der Zeit.
Des Glaubens meiner Kindheit denk ich kaum.
Unsterblichkeit? O nein. Ich bin gefeit.

Oder auch müde, Glaubens und Liebens bar.
Sie sagen, Wahnsinn drücke schwer mein Haupt.
Mag sein! Doch glaub ichs nicht der flachen Schar.
Ich glaub an nichts. Zu viel hab ich geglaubt.
Doch will ich fragen dich: Warum hab ich gestrebt,
Gelitten und geliebt? Gott, Gott, warum?
Was war der Zweck? Wozu hab ich gelebt?«

— — — — — — — — — — — —

Die Erde schweigt. Die Sterne leuchten stumm.

Georg Bachmann.

An das Dichterheim.

Ihr lieben, weißen, wohlbekannten Blätter,
Habt wieder ihr den Weg zu mir gefunden?
Ihr kommt im Sturm und im Novemberwetter,
Als stille Boten sonnengoldger Stunden.
— So streckte Noah aus der Arche Dunkel
Der Friedenstaube seine Hand entgegen,
Der langersehnten — die im Lichtgefunkel
Sich niederließ mit schnellen Flügelschlägen.

O Dichterheim, du trautes, vielgeliebtes,
Du meine Taube — Botin süßer Kunde:
— »'s ward alles neu und junges Leben gibt es,
Aus frischen Kehlen singt es in der Runde!«
— In meines Lebens graue Einsamkeiten
Hast du — wie oft — das Oelblatt mir getragen,
Das mich beglückt — hört ich die alten Saiten
Von jungen Händen zaubermächtig schlagen.

Und wie ein Rausch der ersten Frühlingstage,
Dringts in das stumpfe Zwielicht meines Lebens.
Kommts wie ein Gruß aus alter Märchensage
Und klopfte an die Brust mir nicht vergebens,
— »Mach deine Seele auf, heut nah ich wieder!«
Vor Freude zitternd, doch mit zagen Tritten
Bin ich die frischen Pfade auf und nieder
Im neuen Dichterheim geschritten.

Digitized by Google

Wie durch den Wald man geht an Märzentagen
Wenn sich die Knospen über Nacht erschlossen,
Hört man im Blau die ersten Lerchen schlagen,
Und siehts an allen Zweigen heimlich sprossen:
So grüß ich, Blätter, euch mit süßem Schauern,
Trink euren Geist in tiefem Athemholen;
So tret aus meines Alltagslebens Mauern
In eure Wunderwelt ich ein verstohlen.

H. Carmer.

Aus dem Leben.

I.

Der alte Buchhalter.

Nun sitzt er an die vierzig Jahr
Vor seinem Pult in engen Mauern,
Das Antlitz welk, gebleicht das Haar;
Wie lange soll die Pein noch dauern,
So Stund um Stunde, Tag für Tag
Mit steifgeschriebnen Fingern malen,
Obs draußen schnein, obs blühen mag,
In dicke Bücher nichts als Zahlen?

Doch morgen ist sein Hochzeitstag,
Den will er sorgenlos verleben
Mit seinem Weib im grünen Hag,
Wie einst, es ist ja Frühling eben.
Wie freut er sich! So manchmal schon
Bat er, ihm Urlaub zu gewähren,
Doch hieß es stets in kühlem Ton:
Man könn ihn heuer nicht entbehren.

Nun ward sein Wunsch erhört und o,
Wie will die Freiheit er genießen,
Wie wird ihm freudenreich und froh
In Wald und Au der Tag verfließen!
Just wie an seinem Hochzeitsfest
Soll Lust im Lebenskelch ihm schäumen,
Und noch für seines Daseins Rest
Will er von diesem Tag dann träumen!

Da ruft man ihn zum Principal:
»Was ich Euch sagen wollt, mein Lieber,
Es ist mir wirklich recht fatal —
Mein Compagnon liegt krank am Fieber,
Ich selber bin sehr angestrengt,
Sonst würd ich Euch zu gehn nicht wehren;
Doch wißt Ihr selbst, die Arbeit drängt,
Auch jetzt kann ich Euch nicht entbehren.«

Digitized by Google

»Das nächste Mal!« — Er schleicht hinaus
Und Thränen ihm den Blick verdüstern;
Er hört, wie sanft im Blütenstrauß
Am Fenster linde Lüfte flüstern,
Und sieht den Frühlingssonnenstrahl
Ihm Lichter auf die Bücher malen —
Tief seufzt er auf: »Das nächste Mal!«
Und wieder schreibt er Zahlen, Zahlen!

II.

Der alte Schreiber.

Welch seltne Pracht! — Noch nie ist seinem Blick
Ein solcher Reichthum, solcher Prunk begegnet.
Gold überall, o gütiges Geschick,
Als hätt es, wie im Märchen, Gold geregnet!
In Teppiche versinkt er fast, so weich,
Wie nie er noch in einem Bett gelegen.
Die Möbel, Decken, Vasen — alles reich
Verziert, gestickt, bemalt, ist das ein Segen!

Verlegen dreht den Hut er in der Hand
Und läßt den Blick an sich herniedergleiten.
Wie ärmlich jetzt erscheint ihm sein Gewand:
Die kurze Hose sammt dem Frack, dem weiten,
Der Hut auch, schwach behaart und mit dem Stich
Ins Röthliche, die Weste — fast erloschen
Der Farbe Ton! — Beim Trödler borgt er sich
Den Plunder aus für seine letzten Groschen.

Wenn nur der Herr Minister ihn erhört,
Sonst muss er, stellenlos, jetzt Hunger leiden.
Um einen Platz am Amt er ihn beschwört,
Gern will er sich mit Wenigem bescheiden.
An Kraft gebrichts ihm nicht, ist er auch alt;
Noch wagt er, mit dem Jüngsten sich zu messen
— Stramm strebt empor die hagere Gestalt —
Doch still, man kommt, bald hätt er sich vergessen!

Nun schaut er des Gewaltgen Angesicht,
Den scharfen Blick, die feinen, strengen Züge,
So kalt, dass jäh es ihm an Muth gebricht;
Er wankt, wie wenn sein Fuß ihn nicht mehr trüge.
Die Excellenz empfängt, nach kühlem Gruß,
Das Bittgesuch aus des Verlegnen Händen,
Liest, schreibt etwas darauf und eilt zum Schluss:
Man werde ihm die Antwort schriftlich senden.

Ein kurzes Abschiedswort, er bleibt allein
Und kann nun gehn. — O, wenn er doch nur wüßte —
Ob gut, ob schlimm für ihn — was wird es sein,
Was Excellenz notiert? — Dort an der Büste

Digitized by Google

Lehnt achtlos sein Gesuch, nur einen Blick,
Gott mög ob dieses Fehls ihn nicht verdammen!
Behutsam naht er, liest — o herb Geschick! —
»Ad acta, weil zu alt!« — und bricht zusammen.

Eugen Hané.

Arbeitslos.

Am Tage ist er umhergeirrt,
Ob man mir wohl Arbeit heut geben wird?
So seufzte er morgens, nun dämmert die Nacht;
Sie hat ihn um all seine Hoffnung gebracht.

Er gönnte am Tage sich keine Ruh,
Nun ist er ermüdet und hungrig dazu;
Im stillen Park auf die Bank von Stein
Setzt er sich ermattet und schlummert ein.

Im Traume neckt ihn manch lieblich Bild.
Da sieht er Jammer und Noth gestillt,
Da winkt ihm Arbeit im Ueberfluss,
Da gibt ihm die Liebe den Weihekuss.

Der Park ist einsam und menschenleer.
Da kommt ein Wächter des Weges daher;
Er rüttelt ihn rauh aus dem Schlummer und spricht:
»Packt euch zum Teufel, hier schläft man nicht.«

Das war der Wirklichkeit rauher Gruß,
Und weiter setzt er den müden Fuß.
Da winkt ein Weiler, so still und groß —
Hier steht er hungrig und obdachlos.

Dies ist zum Schlafen der rechte Ort;
Hier treibt kein Scherge ihn wieder fort.
Die Wellen flüstern ihm gute Nacht:
Sie haben ihm endlich die Ruhe gebracht.

Berthold Funke.

Reiters Morgenlied.

Frühnebel brauen durch das Feld.
Am Himmel bleichen die Sterne —
Todtraurig reit ich in die Welt,
In unbekannte Ferne.

Ich schau nicht nach der Stadt zurück,
Geb meinem Ross die Sporen,
Dort hinten hab ich ja mein Glück,
Mein holdes Lieb verloren.

Mein Lieb, das mir die Treue schwur
Dort drüben unterm Flieder,
Ein kurzes Jahr verließ ichs nur
Und fand es treulos wieder.

Der Freund, der mir am liebsten war,
Hat mich um sie betrogen,
Derweil ich trieb umher ein Jahr
In wilden Kampfeswogen.

Mit Wundenmalen kehrt ich heim,
Fürs Vaterland erworben,
Da fand ich meines Glückes Keim
Zertreten und verdorben.

Zerrissen ist das letzte Band,
Das mich geknüpft ans Leben.
So will ich dir, mein Vaterland,
Was mir geblieben, geben!

Digitized by Google

Frühnebel brauen durch das Feld.
Am Himmel bleichen die Sterne —
Ich reite in die weite Welt,
Zu sterben in der Ferne.

O. Oppermann.

Legende.

Ein Jüngling war im italischen Land,
Vornehm und reich und voller Verstand.
Er wohnt mit den Eltern im prächtigen Haus
Und sehnte sich doch in die Welt hinaus.
Es war nicht Fürwitz und eitler Sinn,
Der allgewaltig ihn lockte dahin.
Er wollte von ganzem Herzen streben
Nach einem Gott wohlgefälligen Leben.
Die Eltern wollten den Wunsch nicht erfüllen,
Doch endlich erkannten sie Gottes Willen.
Romaldus zog zum venedischen Wald
Und fand Marinus den Einsiedler bald.
Der war ein gewaltiger Gottesstreiter,
Genießet Wasser und grüne Kräuter.
Nur sonntags er trockene Bohnen verspeist,
Sonst Beten und Fasten sein Labsal heißt.
Er konnt auch psalmieren mit Meisterschaft
Und übte sich täglich aus voller Kraft.
Den bittet Romaldus, ihn zu belehren,
Verspricht ihm fleißig zu lernen, zu hören.
Drauf nimmt Marinus den Schüler mit fort
An einen gar wilden und düsteren Ort.
Hoch ragen verwitterte Felsenklüfte,
Gestürzte Bäume erfüllen die Schlüfte.
Und Dunkel herrscht, weil das Baumgeäst
Der Sonne Licht nicht durchscheinen lässt.
Und einsam ist es, ja schaurig schier,
Gleichweit entfernt von Mensch wie Thier.
Doch unsre beiden sind nicht allein;
Sie wissen, der Herre wird nahe sein.
Marinus beginnt nun den Unterricht,
Romaldus horcht eifrig, was jener spricht.
Doch will es nicht immer richtig gelingen,
Die schweren Psalmen ihm nachzusingen.
Und manchmal ist auch ein Wort entschwunden,
Nicht immer rein wird der Klang erfunden.
Ach! Falsches Wort und unreiner Ton
Gibts viele, so heute, wie damals schon. —
Doch streng ist Marinus in Denken und Sitten,
Er hat sich ein Stäblein abgeschnitten
Und schlägt damit, wenn Romaldus irrt,
Dass dems vor den Augen schwirrt und flirrt.
Und einmal hat er das rechte Ohr
Fast taub geschlagen mit seinem Rohr.
Da spricht Romaldus geduldig in Leiden:
»Ach, Meister, ich wollte euch bitten bescheiden,
Vergönnt doch dem linken auch einen Schlag,
Dem rechten es heute genügen mag.
Das linke möcht auch gern gekitzelt sein,
Doch wie ihr wollt, ich füge mich drein.«
Marinus hörte die Rede gern.
Sie zeigt, wie Romaldus steht mit dem Herrn.
Er trägt um Gotteswillen die Leiden,
Die Zunge kann stolze Worte vermeiden
Und ehrt die Männer, die weiser sind,
Wie immer thut ein gehorsames Kind.
Und Marinus spricht: »Hab es arg betrieben,
Doch bist in der Probe du Sieger geblieben.
Nun zieh in die Welt und fahre fort,
Zu leiden zur Ehre Gottes auch dort.«
Romaldus ward nachmals ein heiliger Mann,
Hat viele und gute Werke gethan
Und wird jetzt nach einem seligen Sterben
Des Himmels reichste Güter ererben.
Doch sicher wär es so weit nicht gekommen,
Hätt jene Streiche er nicht genommen
In Demuth hin, wies dem Schüler gebürt,
Wenn strenge der Lehrer zur Ordnung führt.
Das lasst euch künden: Das Leben wird schlagen
Euch härter, als ihrs in der Schule müsst tragen.

Emilie Scheel.

Rosalba.

Von der Seele mir zu schreiben
Meine tausend Dichterschmerzen
Gieng ich durch das Erdentreiben,
Durch Millionen kalter Herzen:
Keiner, der mich je verstanden!
Und im dichtsten Weltgewühle
Stand ich einsam in den Banden
Meiner düstren Schmerzgefühle!
Anders fühlt ich als die andern,
Anders, zehnmal diffrenzierter:
Einsam war mein müdes Wandern
Und kein Lichtstrahl, kein verirrter,
Aus der Liebe Paradiese
Glomm in meiner tiefen Nacht.
Und Rosalba, ach, auch diese
Hat mein stolzes Herz verlacht!

Digitized by Google

Und doch ist sie jene Blume,
Die mit ihrem Liebesduft
Sprengt im tiefsten Heiligthume
Meiner Brust die finstre Gruft;
Jene Gruft, in der die Leichen
Meines Lebens liegen still,
Wo die düstren Schatten bleichen,
Die ich ach! vergessen will! . . . .
Die ich ewig fliehn und meiden
Will — o wundervolle Lust —:
Naht das Ende meiner Leiden
An Rosalbas weißer Brust! —

Wilhelm Arent.

Jagdglück.

I.

»Den Schecken gesattelt, mein Lieblingsross;
Wir reiten zur Birsch in den Wald hinaus.«
»Mein Vater, wer ist unser Jagdgenoss?«
»Der schwarze Gesell aus dem Försterhaus!«

Da flüstert die Mutter dem Sohne zu:
»Mein Enkelkind möchte gefährdet sein,
Leicht raubt ihr der schöne Gesell die Ruh;
Er jagt nicht das Wild in dem Forst allein.«

Doch der Graf entgegnet: »Das Edelwild
Ist nur für den Ritter und freien Herrn
Mit klingendem Namen im Wappenschild,
Mit güldenen Sporen und Ordensstern.«

II.

Schon neigt sich der Tag seinem Ende zu,
Ein letzter Schimmer die Wolken säumt,
Am Himmel die Sonne gieng längst zur Ruh;
Nun liegt auch die Erde im Schlaf und träumt.

Wer schlüpft so behende zum Schloss hinaus?
Es ist des Grafen schön Töchterlein.
Der schwarze Gesell aus dem Försterhaus
Erwartet sein Liebchen zum Hochzeitsreihn.

Am Fenster lehnt sinnend der Graf und wacht.
»Der Bursche erjagte heut nicht ein Stück.«
Dann denkt er der Warnung und lacht und lacht.
Das Echo trägt höhnisch den Schall zurück. — — —

Robert Braunschweiger.

Schnelle Werbung.

Willst du, Mädchen, sein die meine,
Mach es kurz und mach es gut;
Bis ich seufze, bis ich weine,
Lösch mir aus des Herzens Glut.
Sprich ein »ja«, so ists geschehen,
Unsre Herzen sind geeint,
Und es braucht kein langes Flehen
Und es wird nicht viel geweint.

Sprich ein »nein«, ich bins zufrieden,
Kränkt mich auch das harte Wort:
Unsre Herzen sind geschieden
Und mein Herz schlägt dennoch fort.

Albert Königer.

Digitized by Google

Herbstrose!

Wie war doch die Erde im Herbstgewand
Noch gestern so farbenschön.
Da zog ohn Erbarmen der Winter ins Land,
Hinunter von schneeigen Höhn!
Wie blühte noch gestern vor meiner Thür
Die Rose so leuchtend roth,
Sie war die süßeste Freude mir —
Verwelkt ist sie jetzt — und todt!
— Denn Junker Reif hat heute Nacht
Die blühende Rose gesehn,
Da ist sein starres Herz erwacht —
Sie war ja so zauberschön!
Er hat sie mit eisigem Wehen begrüßt,
Gepresst an sein stürmisches Herz! —
Doch als er den rothen Mund ihr geküsst —
Erzittert und stirbt sie vor Schmerz! —
— Die Sonne verlor seitdem ihren Schein,
Wie ist es so traurig und kalt!
Es dünkt mir die Welt ein Todtenschrein —
O Rose, ich folge dir bald!

Gabriele von Heme.

Herbsttag.

Des stürmischen Schicksals Wille
Manch Blatt zum Staube trug,
Heut ist der Wald so stille,
Thut keinen Athemzug.

In Wipfel voll herbstlichen Goldes
Strömt träumrisch der Sonnenschein,
Sie saugen letztes, holdes,
Liebliches Leben ein.

Hat dieses Blatt gesogen
Zuviel der Wunderpracht?
Es kommt in den Tod geflogen
Glanzschwer und friedensacht.

So möcht auch ich einst scheiden,
So froh, so lichtglücksatt,
So sonder Gram und Leiden —
Vom Menschheitwald ein Blatt!

Theodor Kenneberg.

Herbstnacht.

Ich wandre durch die sternlos trübe Nacht,
Es ist so still, als hätt des Herbstes Hand,
Seit Vogelsang und Blumenduft verschwand,
Die ganze müde Welt zu Grab gebracht.

Wie festgebannt in böse Traumgewalt,
Schläft stumm der See in banger Einsamkeit;
Er starrt mich an, wie eine Wüste weit,
Und wie ein Todtenfeld, so trüb und kalt.

Und lautlos, in gespenstgem Fluge schwebt
Ein dunkler Wolkenzug durchs Nebelmeer,
Der, wie ein ruhesuchend Geisterheer,
Leis weinend diese stille Welt belebt. —

Dumpf klopft mein Fuß ans lose Strandgestein,
Und röchelnd stirbt der Ton auf weiter Flut.
Mein Blick verliert sich — und mir ist zu Muth,
Als säh ich tief ins eigne Herz hinein. —

Emil Ermatinger.

Digitized by Google

Dämmerstündchen.

Dunkler wirds im Stübchen;
Durch das Fensterlein
Grüßt vom müden Tage
Noch ein letzter Schein.

Letzte Flocken seh ich
Sinken groß und still;
Müder Schneesturm draußen
Nicht mehr stürmen will.

Lustig nur mein Feuer
Flackert im Kamin,
Wirft zu meinen Füßen
Rothe Strahlen hin.

O wie wärmt die Seele
Mir das traute Licht,
Wenn mich ließ am Abend
Starre Tagespflicht!

Muss ich heiß auch ringen
Sonst auf Erden hier,
Dämmerstündchens Frieden
Raube keiner mir!

Hermann Buschhammer.

Winter.

Winter, grollend sah ich schweifen
Deiner Stürme wildes Heer,
Blätter von den Bäumen streifen,
Vögel jagen übers Meer.

Ach, der Elfen süß Geflüster
Tönt nicht mehr im öden Hain!
Eulenschrei erklingt im Düster,
Eis umspinnt den Blumenrain.

Aber mählich stirbt im Busen
Mir der Groll — du spendest hold,
Aus dem reichen Schatz der Musen,
Edle Perlen, echtes Gold.

Und vereinst nach Sommerreisen
Freunde, die sich lang entbehrt;
Während draußen Flocken kreisen,
Streust du Rosen aus am Herd.

Trägst auf deinen rauhen Armen
Leis das holde Christkind her;
O nimm meinen Gruß, den warmen,
Sieh, ich grolle dir nicht mehr.

Ob dein Blick auch Kälte strahle,
Liebe dir im Herzen thront,
Zeigst, dass oft in rauher Schale
Eine zarte Seele wohnt.

E. Ehrenberg.

Winternacht.

Meinem Herzen wird so eng und schwül
Bei des Lebens ernstem Mühen!
Immer lauter ruft mein innerstes Gefühl:
Fort, nur fort, ins Freie lasst mich ziehen!

Und ich steh in kalter Winternacht
Einsam, ganz verlassen und allein! —
Ach, und welche hehre, hohe Pracht
Seh ich dort beim trauten Mondlichtschein!

Schneebedecket glitzern Wald und Fluren,
Tiefe Stille hegt der große See,
Und als merkt ich leise Spuren
Einer gütig holden Fee:

Digitized by Google

Hör ichs durch die Tannen rauschen
So in winternächtgem, still beschwingtem Ton:
Meinem Frieden mögst du lauschen
Hier fortan, du schwer bedrückter Erdensohn!

Oswald Hänsler.

Nacht.

Neige, o neige dich heimlich hernieder,
Mutter der Müden, stillheilende Nacht,
Küsse mir leise die sinkenden Lider;
Sterne der Seele, ihr Träume, erwacht!
Neige, o neige dich heimlich hernieder,
Mutter der Müden, stillheilende Nacht!

Was ich am Tage gehofft und gesonnen,
Glücklich vollendets ein freundlicher Traum;
Was in den Fluten des Lebens zerronnen,
Lebt wie die Göttin empor aus dem Schaum.
Was ich am Tage gehofft und gesonnen,
Glücklich vollendets ein freundlicher Traum.

Karl Sacher.

Du meiner Lieder Königin . . .

Du, meiner Lieder Königin —
Dir weih ich jeden Seelenklang.
Die bangen, frohen Melodien
Sie gelten dir als Ruhmgesang.

Weil in mein Herz du zogst hinein
Wie in ihr Reich die Herrscherin,
Sind seine Kinder alle dein,
Du, meiner Lieder Königin!

Gustav Ad. Müller.

Das Menschenherz.

Der Himmel, den die Erde weit umkreist,
Sich riesengrößer noch als sie erweist;
Und dennoch schließt das Menschenherz, so klein,
Oft eine Welt sammt ihrem Himmel ein. —
Und wird es still und legt es sich zur Ruh,
Nur wenig Schaufeln Erde — deckens zu!

Hans Schwarzbauer.

Mein Trost.

Komm, gib mir die Hand und lass mich tief
In deine Seele blicken!
Und lass dir sagen, wie all mein Glück
Nur ist im dich beglücken!

Komm, gib mir die Hand und magst auch du
In meinem Herzen lesen,
Wie mir in deiner Liebe ward
So wonniges Genesen,

Digitized by Google

Von langer Pein und bittrem Leid
Und unvernarbten Wunden,
Wie reichen Trost in dieser Zeit
Mein Herz in dir gefunden!

Elsa Glas.

Pygmäenleiden.

Gekritzelte Schmerzen, gereimte Leiden,
Das versificierte Weh und Ach —
's wird alles absurd mir nachgerade
Und abgeschmackt und trist und flach! —

Zum Donnerwetter, du seufzend Herze,
Du schwörst und betheuerst bei deinem Blut,
Bei deinem kreislaufenden, flutenden Leben,
Ganz kolossalisch sei dein Muth!

Und hundertmal botest du todtverachtend
Dein rothes, rinnendes Leben dar —
Doch was bis Dato muthig geflossen
Nur — Tinte, Tinte und Tinte war!

L. Erlus.

Bücherschau.

P. K. Rosegger: Spaziergänge in der Heimat. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Der dreißigste Band von Roseggers Ausgewählten Schriften ist der Quelle gewidmet, welche sein gesammtes Schaffen nährt und durchtränkt, der Heimat. Es ist nicht das erste Buch des Dichters, das Wanderungen durch die Steiermark, Land und Leute dieses so wohlig anmuthenden Landes schildert. Umsomehr müssen wir über die Fülle des Neuen und Anziehenden staunen, die uns der Dichter in dem engen Rahmen bietet. Roseggers Schaffen ist mit Poesie sozusagen getränkt; kein Athemzug in seinem Leben scheint verloren zu gehen, ohne dass er ihn erst noch sinnig zu verwerten wüsste. Und bei jedem Schritte versteht er auch etwas zu erleben, weil er zu beobachten und poetisch zu denken so ganz die Fähigkeit besitzt. Vollendet ist sein Talent, das Erlebte wiederzugeben und ebenso unerschöpflich der Born seiner Erzählungskunst; denn wie absichtslos flicht er in seine Schilderungen eine nie versiegende Menge von Histörchen hinein, denen niemals die Pointe fehlt; ja unter welchen manches einem Romane als Thema dienen könnte. Trotz des localen Colorits bildet doch das allgemein Menschliche den Grundton und lässt den großen Dichter auch dort erkennen, wo diese Färbung nicht hervortritt.

Eine besondere Würze erhalten einige der »Spaziergänge« durch die Miteinbeziehung der beiden Söhne des Dichters. Man fühlt sich angeheimelt und in vergangene Jahre versetzt, da man noch mit dem Auge und dem Herzen des Kindes die Welt sah und genoss.

Einseitig ist Roseggers Beobachtungs- und Schilderungsfähigkeit nicht. Das beweist seine Beschreibung des Meeres, eine der besten und getreuesten, die ich jemals gelesen. Das Schlusscapitel des Buches, »Am Strande von Abbazia« muss geradezu als ein Meisterwerk nicht nur der Schilderung, sondern auch des Stiles, wie überhaupt der schwungvollen und gedankenreichen Wiedergabe von Empfindungen bezeichnet werden. A. v. Majerszky.

Welt und Leben von **Peter Philipp.** Dresden, E. Pierson, 1894.

In diesen Gedichten begegnen wir immerhin einer abgeklärten Lebensanschauung und nicht minder einer dichterischen Gestaltungskraft. Im allgemeinen bekundet der Dichter gleichfalls Takt und Geschmack. Freilich begegnet es ihm auch, dass er »das schwere Rad der Zeit« »zu neuem Opfermahl« stürzen lässt. Die Ghaselen hätte er uns erlassen können. Ein deutsches Ghasel, das einen reinen Genuss gewährt, ist auch den Meistern dieser Gattung nur ausnahmsweise geglückt. Dagegen vermag der Dichter in deutschen und volksthümlichen Formen etwas zu leisten, das zeigt sein Lied »Der Bundschuh von 1525« und

Digitized by Google

das »Kampflied der Deutschen Oesterreichs«. Wie innig und schlicht Philipp singen kann, mag der Leser schon aus zwei kurzen Strophen erkennen:

O such ein Herz dir zu erwerben!
Denn bald verödet rings umher
Dein Lebenspfad sich mehr und mehr,
Und bitter ist ein einsam Sterben.

Der Freude Saal ist grau umhangen;
Das Herz wird kalt, die Welt wird leer;
Du findst dann keine Liebe mehr —
Die Lieben all sind heimgegangen.

Adolf Brieger.

In den Wind! Vermischte Gedichte von Ernst Zahn. (Luzern, Verlag der Buchdruckerei H. Keller, 1894.)

Unter den zahlreichen Gedichtsammlungen, die wir in den letzten Jahren kennen gelernt haben, haben uns wenige so angesprochen, wie die vorliegende. Nicht als ob Zahn, dessen Name uns übrigens zum erstenmal begegnet, neue Bahnen wandelte oder durch Gedankenfülle hervorragte, aber es spricht ein Reichthum des Gemüthes, ein feiner Hauch echter poetischer Stimmung aus allen diesen Gedichten, der ungemein anheimelt und mit freundlichem Behagen erfüllt. Hier ist nichts von ungesunder Gährung, von einem unreifen Sturm und Drang, sondern überall liegt in Empfindung und Darstellung Maß, Schönheit und sittlicher Ernst. Der Leser hat nirgends den Eindruck des Gemachten, sondern er vermeint überall hineinblicken zu können in die Seele des Dichters, die sich warm und schön vor ihm aufthut und nichts zu verbergen nöthig hat. Fein abgetönte Naturbilder, die von klarer und poetisch vertiefter Anschauung zeugen, bilden vielfach den Ausgangspunkt für Empfindungen und Reflexionen, und diese werden in einer durch edle Einfachheit ausgezeichneten Sprache, in rhythmisch vollendeten Formen dargeboten. Fesselnde Stimmungsbilder, so schlicht in ihrer Erfindung und doch so ergreifend in ihrer ganzen poesievollen Ausgestaltung, die nirgends breit wird und stets mit der Sicherheit des wahren Poeten das rechte Wort für die Situation findet, wechseln mit kleinen Liedern, die in ihrem Wohllaut an Geibel erinnern. Es wäre schwer, hier einzelnes besonders hervorzuheben, hier ist beinahe alles von gleichem Werte. Wir werden uns freuen, Ernst Zahn wieder zu begegnen.

Anton Ohorn.

Doris Freiin von Spättgen: Gefährliche Waffen. Roman in zwei Bänden. Dresden und Leipzig, Carl Reißner, 1894.

Wir befinden uns in altbekannter, altehrwürdiger Gesellschaft. Da ist der herrschsüchtige Graf, die sanfte Gräfin, der etwas allzu lebhafte Backfisch, der schmucke und charakterfeste Lieutenant, die Tante, die Heiraten stiftet, der englische Kammerdiener, der biedere Rechtsanwalt, der Augengläser trägt, der hochherzige Prinz, der ein verarmtes Grafenkind heimführt. Die Verfasserin, welche offenbar darauf verzichtet hat, Charaktere zu schaffen, wendet dagegen der Ausgestaltung der Handlung ganz besondere Mühe zu. Nun können bekanntlich nur Menschen, nicht aber auch leblose Puppen handeln. Solchen kann höchstens ein Unfall zustoßen. Je dürftiger die Personen eines Romanes charakterisiert sind, um so merkwürdiger, gewaltsamer, romantischer sind die Schicksale, die sie erdulden, denn wo die Personen selbst nicht wirken, wirkt der Zufall. Auch in diesem Romane wird eine Mutter von ihrem Sohne aus Unvorsichtigkeit erschossen, stürzt ein Kind bei einer Kahnpartie zufällig ins Wasser, gehen die Wagenpferde durch, wobei viel Unglück passiert 2c. 2c. Es würde sich lohnen, wenn die Statistiker all die Unglücksfälle, von denen in den Romanen unserer Zeit die Rede ist, zusammenzählen wollten, da würde sich zeigen, daſs, wenn sich das alles wirklich ereignet hätte, die Menschheit schon längst ausgestorben sein müſste. Es gibt Schriftsteller, die gar keine Liebe zu den Menschen haben, die sie schildern. Es handelt sich ihnen nicht darum, Charaktere zu bilden und die, sich aus dem Zusammenstoße dieser bestimmten Menschenseelen mit der Außenwelt ergebenden Schicksale zu entwickeln, sie begnügen sich damit, einige Blätter Papier zur Ergötzung der Leser, oft auch nur zur eigenen Ergötzung, vollzuschreiben. Wenn sie es satt haben, pracken sie ihre Helden todt, als ob es nur Fliegen wären. So auch hier. Im Mittelpunkte des Romanes steht der Rittmeister Graf Kurt von Achenberg, ein böser Mann, von dem andere Personen, die selbstverständlich sehr tugendhaft sind, viel zu leiden haben. Einmal nun, da er heimfährt, gehen ihm die Pferde durch, er fällt aus dem Wagen und bricht den Hals. Die befreite Tugend athmet erleichtert auf. Dem Glücke des Backfisches und des schmucken Lieutenants steht nun nichts mehr im Wege. Sie heiraten. Schluſs! Der deus ex machina ist durch eine Unzahl ästhetischer Lehrbücher und Abhandlungen todt gemacht worden. Es leben die Wagenpferde ex machina! Die junge Schriftstellerwelt aber möge hieraus lernen, wie ein Conflict in kunstgerechter und doch höchst einfacher Weise gelöst wird.

Es ist nützlich, in Dichtungen nach Aeußerungen zu forschen, welche uns offenbaren, wie der Verfasser selbst über die Dichtkunst denkt. Auf Seite 18 des ersten Bandes heißt es: »Hans von Achenberg war ein Mensch, der bei seiner *etwas* idealen Lebensanschauung und seiner genialen, *zum Theile überspannten* Geschmacksrichtung weit besser zum Künstler von Beruf als zum praktischen Landwirt gepaſst hätte . . .« Eine etwas ideale Lebens-

Digitized by Google

anschauung und eine zum Theile überspannte Geschmacksrichtung machen also den Künstler aus! Kann es uns da noch Wunder nehmen, wenn Sieghard, der schmucke und charakterfeste Lieutenant, der im Exercieren und im Dichten Großartiges leistet, behauptet: »Poesie und Idealismus muss man sich nunmehr aus dem Staube hervorsuchen, wohin sie von den Realisten herabgeschleudert worden sind« (Seite 167 des zweiten Bandes). Die Geschmacksrichtung der Realisten scheint der Verfasserin offenbar nicht überspannt genug zu sein.

Immerhin möchte ich hervorheben, dass der Stil des Buches correct und fließend ist und dass einzelne Abschnitte recht packend geschrieben sind. Der Roman sei besonders dem kunstverständigen Theile des bürgerlichen Publicums auf das wärmste anempfohlen, dem das Herz vor Wonne überströmt, wenn von Grafen und Gräfinnen, gräflichen Kammerdienern und gräflichen »capitalen« Pferden erzählt wird.

Hanns Weber.

Das Buch der Braut. Sammlung lyrischer Gedichte, ausgewählt von Frauenhand. Neunte vermehrte und verbesserte Auflage. Verlag von Gustav Gräbner in Leipzig.

Es ist eine schöne Sitte, bei gewissen festlichen Gelegenheiten Geschenke zu geben. Man legt da die Scheu ab, zu geben und zu nehmen; zwischen dem Mein und Dein wird eine zarte Brücke gebaut, und anmuthige Freude erfüllt sowohl den Spender wie den Empfänger. Beim größten Feste des weiblichen Lebens, zur Brautzeit, ist auch Anlass zur willkommensten Freigebigkeit vorhanden; aber es wäre ein Fehler, wenn ausschließlich praktische Gegenstände, oder Schmucksachen u. dgl. den Gabentisch bedecken sollten. Die poetische Atmosphäre, welche die süß erregten Tage der Brautschaft durchzieht, wünscht auch ihren Tribut und manchem stillen Verehrer, väterlichen Freunde, mancher trauten Schwester oder Freundin ist Gelegenheit geboten, ihren innigen Gefühlen durch ein sinniges Angebinde Ausdruck zu verleihen.

Das »Buch der Braut« ist eines der sinnigsten und edelsten Geschenke, die jemand einer Braut verehren kann. In stilvoller und ganz origineller, höchst freigebiger Ausstattung, geschmückt mit fein ausgeführten Heliogravuren und Farbendrucken, enthält es eine überreiche Sammlung des Besten, was seit dem Bestehen deutscher Dichtkunst bis auf die jüngste Zeit über Liebe und alles, was auf die Liebe Bezug hat, gedichtet wurde. Zu einer Zeit, wo freie Liebe gepredigt und selbstzufriedenes, anspruchsloses, keusches Eheglück immer seltener gefunden wird, erscheint es uns doppelt erfreulich, dass ein so echt deutsches Buch reinster Poesie in neunter Auflage vor uns treten kann. »Das Buch der Braut«, zum Gegenstande eines Geschenkes gewählt, ehrt die Empfängerin und den Geber zugleich.

A. v. Majerszky.

Notizen.

Der Dichter Klaus Groth, der gefeierte Verfasser des Titelgedichtes dieser Nummer, hat von Kaiser Wilhelm die **große goldene Medaille** erhalten.

Der Anfang des verflossenen Monats stand unter dem Zeichen der Nürnberger Nachtigall, des um die dramatische Dichtung Deutschlands so hochverdienten Poeten mit der Ahle im Wappen oder eigentlich des großen Schusters mit der Leier im Schilde. Ueberall wurde denn Hans Sachs, gelegentlich des vierhundertsten Gedenktages seiner Geburt, durch festliche Versammlungen und Gedächtnisreden, insbesondere aber auch durch sorgfältig vorbereitete Aufführungen seiner heute noch verständlichsten Spiele weihevoll gefeiert; so namentlich in Nürnberg selbst, dann aber auch in Berlin, in Wien und anderen Städten. So innig wohl nun dieses Wiederbeleben der ruhmvollen Werke eines kerndeutschen Mannes aus dem Volke thut, so ist man in dem Bestreben, den naiven Humor vergangener Jahrhunderte unserer Gegenwart nur recht mundgerecht zu machen, mit dem Modernisieren und Verschlimmbessern Hans Sachsens vielfach zu weit gegangen, anstatt sein goldiges Gemüth in voller Ursprünglichkeit und auch mit der schlichten Einfalt seiner Sprache auf die verwöhnten Ohren der Jetztzeitler wirken zu lassen.

Von Arthur Pfungsts beliebter epischer Dichtung: »Laskaris« erscheint der erste Theil: »Laskaris' Jugend«, im Verlage von Wilhelm Friedrich zu Leipzig, demnächst in zweiter durchgesehener Auflage.

Ewald Müller wurde für seine Gedichtsammlung: **»Aus der Streusandbüchse«**, welche wir seinerzeit günstig zu beurtheilen Anlass hatten, mit dem Augsburger Schillerpreise für 1894 ausgezeichnet.

Ungarische Dichter sind in den letzten Jahrzehnten oft und zum Theil gut verdeutscht worden; so namentlich Petöfi,

Digitized by Google

Madách, Tóth, Eötvös u. a. Dagegen erschien einer der großen Poeten von jenseits der Leitha, Michael Vörösmarty, dem deutschen Publicum bisher noch weniger zugänglich gemacht; von ihm sind uns bloß Uebersetzungen ausgewählter Gedichte von Kertbeny und Faust Pachler sowie eines Dramas von Michael Ring bekannt geworden. Jetzt nun liegt eine neue Arbeit auf diesem Gebiete vor: Michael Vörösmartys ausgewählte Gedichte, deutsch von Paul Hoffmann. Wien, Pest und Leipzig, Hartleben. Der Uebersetzer beginnt mit dem Satze: »Verdeutschungen .... bedürfen, wofern sie den Urstücken gerecht werden, ... keiner Empfehlung.« Diesem unanfechtbaren Wahrworte gegenüber muss man freilich daran erinnern, dass »den Urstücken wirklich gerecht werdende Uebertragungen«, nach einem Ausdrucke Hebbels, sich auf den Daumennagel zusammenschreiben lassen. Uebrigens kommen wir auf Paul Hoffmanns Arbeit zurück und hätten nur gewünscht, dass er uns über die Grundsätze, die ihn dabei geleitet, nicht im Unklaren ließe. Die Ausstattung des Buches ist ungemein vornehm.

Briefschalter.

A—t R—t in H—h. Ihre Frage nach einer zum Studium passenden Poetik klingt viel zu allgemein, um anders als ebenfalls allgemein und flüchtig beantwortet werden zu können. Ist es Ihnen darum zu thun, das Senkblei recht tief auszuwerfen und auch mit der Aesthetik Fühlung zu gewinnen, so würden wir zu Vischer, Zimmermann und Köstlin rathen. Für praktische Einschulung ist kaum ein anderes Werk empfehlenswerter als C. Beyers dreibändige Poetik. Eine Mittelstellung nehmen Carrieres und Viehoffs einschlägige Arbeiten ein. Scherers beste Poetik ist die noch ungeschriebene, welche man aus seinen Gesammtwerken, besonders aus seiner deutschen Literaturgeschichte zusammenstellen könnte; die von Richard M. Meyer herausgegebenen Vorlesungen des großen Gelehrten bilden hiezu die bloße Ergänzung.

A. M. v. G. in B—g. Es ist in der letzten Zeit ein- oder zweimal vorgekommen, dass wir Einsendungen abdruckten, die sich nachträglich als keine Originalbeiträge in unserem Sinne herausgestellt hatten, d. h. die schon anderswo veröffentlicht waren. Allerdings fanden die Verfasser diese und jene, mehr oder minder stichhältigen Gründe, ihr Verfahren, wenn auch nicht völlig zu entschuldigen, so doch in milderem Licht erscheinen zu lassen. Aber eine unserer Hauptsatzungen lautet eben, dass wir die poetischen Gaben unserer Zeitschrift aus erster Hand bringen. Und da dies einerseits seither angenommener Brauch des Deutschen Dichterheims ist, anderseits es schwer möglich erscheint, alle Gedichtsammlungen — die eben erst im Entstehen begriffenen wie die bereits fertig vorliegenden — stets gegenwärtig zu haben, so müssen wir uns in diesem Punkte auf die Ehrenhaftigkeit der geehrten Mitarbeiter verlassen, die ja doch Gefahr laufen, im Falle der Zuwiderhandlung — namentlich bezeichnet zu werden.

H—h M—d in G—z. Ihre gedruckte Gedichtsammlung ist uns nicht zugekommen; »J. d. N.« wird bei Gelegenheit abgedruckt.

B—l H—e in G—r. »N. l.« vorläufig für die Veröffentlichung ausersehen; wegen des sonst noch an uns gesandten poetischen Bestandes haben wir Ihnen doch schon durch die Post Aufklärung gegeben.

A. K—r in L—n. Wie Sie mit eigenen Augen sich überzeugen können, ist eines Ihrer Erzeugnisse im Handumdrehen schwarz auf weiß im Dichterheim zu lesen. »J. d. M.« trifft den rechten Balladenton; allein die Peripetie und Katastrophe im Schicksal des Helden erscheint mehr als geheimnisvoll. Vielleicht könnten Sie da nochmals den Verbesserungshebel ansetzen!

K—l S—r. »Sch. l. i.« erinnert ein wenig gar stark an Schillers »Verschleiertes Bild zu Sais«; »D. F.« dagegen müsste, als Uebersetzung, auch inhaltlich besonders wirksam sein, was uns nicht der Fall zu sein scheint. »Sch.« bleibt für den Abdruck vorbehalten.

H—d H—t in D—n. Das kürzere Ihrer Poeme behandelt wohl einen alltäglichen Gedanken, dünkt uns aber dafür in der Form recht gewandt; den Abdruck des größeren erlauben schon unsere Raumverhältnisse schwer.

G—v N—r in G—e. In sorgfältiger Auswahl eine oder die andere der zur Verfügung gestellten Kleinigkeiten wohl benützbar.

E—l E—r in B—n. Für den ursprünglich gedachten Zweck nicht vollendet genug, immerhin jedoch ein dankenswerter Versuch.

E—e v. S—u in C—t »D. St.«; **F. K—r in New-York** (beide Beiträge); **A—n W—r** »A. d. D. i. e. K.«; »B.« kommt demnächst:

angenommen.

M—k N—m in W—g. Die Zeichnung des Priesters erscheint, so innerlich berechtigt sie sein möge, nach hiesigem Gesetze viel zu frei.

H—s K—r in C—z. Stimmt es denn mit christlicher Anschauung zusammen, dass Gott im Sturmesgebraus und im Feuerbrande nicht gegenwärtig sei?

M—r F—r. in M—g. Viel zu lang.

H. N—g in A—h; F—r K—r in S—e; W—r J. s in S—g; D—r S—r in M—a; V—t G—n in Z—m; M—l B—d in Z—a; G—d v. M—l in K—t; G—v B—t in C—z; H—h H—m in N—g; Bar. J. W—n in Z—f; L—r L—k in M—h; C—e M—i S—l in W—l; B—a v. R—s in S—t:

dankend abgelehnt.

Inhalts-Verzeichnis:

Konrad Telmann als Lyriker. Von Ewald Müller. — Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. Von Karl Bienenstein. (Schluss.) — Gedichte von Klaus Groth, Ina Gutfeldt, E. Tonglet-Haustein, Max Kunath, Emma Croon-Mayer, Tian Strauben, Emilie Droescher, Georg Bachmann, H. Carmer, Eugen Hané, Berthold Funke, O. Oppermann, Emilie Scheel, Wilhelm Arent, Robert Braunschweiger, Albert Königer, Gabriele von Homo, Theodor Renneberg, Emil Ermatinger, Hermann Buschhammer, E. Ehrenberg, Oswald Häusler, Karl Sacher, Gustav Ad. Müller, Hans Schwarzbauer, Elsa Glas, L. Ertus. — Bücherschau. — Notizen. — Briefschalter.

Digitized by Google

An die Leser!

Am 1. Januar 1895 beginnt der **fünfzehnte Jahrgang des Deutschen Dichterheims.** Trotz der zahlreichen Wettbewerber, die uns im Laufe der Jahre entstanden sind, darf sich wohl kein zweites Blatt, das eine ähnliche Richtung verfolgt, einer gleich soliden materiellen Grundlage und eines gleich zielbewussten, von keiner Erwerbsfrage dictierten, nach keiner literarischen Clique hinschielenden Programms rühmen wie das **Deutsche Dichterheim**; ganz abgesehen von dem erweislichen **Aufschwunge,** den es während des **letzten Jahres** in jeder Hinsicht genommen hat. Ist diesem oder jenem aufstrebenden Talente zuliebe auch manches mäßig Gute durchgeschlüpft, im ganzen und großen bildet doch das während des ablaufenden Jahres Gebotene eine solche Fülle des Gediegenen, eine derart wertvolle und hochinteressante Anthologie der Lyrik und Epik, dass unsere Zeitschrift längst eine Lieblingslectüre aller geworden ist, welche zur deutschen Dichtkunst in irgendwelchen Beziehungen stehen.

Wir bemerken dies nicht deshalb, weil es gebräuchlich ist, am Schlusse des Jahrganges zur Festhaltung der Leser ein Programm in hochtönenden Phrasen zu verfassen, sondern darum, weil sonst die Leser, bei dem herrschenden Rummel sensationslustiger literarischer Blätter und Blättchen, leicht irre werden könnten und jede Zeitschrift ihre eigenen Vorzüge betonen muss, zumal ein Concurrenzblatt deren gewiss keine Erwähnung thut.

Da das Deutsche Dichterheim, welches bis vor Jahresfrist von October zu October lief, nunmehr am **1. Januar** seinen **neuen Jahrgang** beginnt, so erlauben wir uns, die geehrten Leser darauf aufmerksam zu machen, dass das **Abonnement** mit **1. Januar** zu **erneuern** und der Bezugspreis (5 Mk. halbjährlich) im vorhinein zu entrichten ist, was bei **directem** Bezug am besten mittelst **Postanweisung** geschieht. Empfehlenswerter erscheint jedoch der **Bezug durch eine Buchhandlung.**

Die Expedition des Deutschen Dichterheims,
Wien, VIII. Auerspergstraße 5.

Berichtigungen: Durch ein unliebsames Versehen ist in der Rubrik: »Offener Sprechsaal« der letzten Nummer unserer Zeitschrift der Name des Verfassers: Karl Bienenstein weggeblieben. — In dem Gedichte: »Aus Prinzessin Theodora« von Adolf Brieger (S. 537) soll es (Strophe 3, Zeile 6) »Lass« (anstatt Last) heißen.

Schluss der Redaction am 15. November 1894.
Die nächste Nummer (Nr. 27) erscheint am 15. December 1894.

☛ **Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.**

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition,** Einsendungen an die **Redaction des Deutschen Dichterheims in Wien,** VIII. **Auerspergstraße 5.**

Edelstes und bestes Festgeschenk.

Friedensstimmen.

Eine Anthologie, herausgegeben
von **Leopold Katscher.**
Eingeleitet von
Bertha von Suttner und Konr. Ferd. Meyer.

Inhalt:
Gedichte, Erzählungen, Aphorismen und Aussprüche der größten Geister aller Zeiten und Völker.
Circa 25 Bogen in elegantester Geschenk-Ausstattung (origineller Prachtband mit Goldschnitt und Schutzcarton).
Preis nur M. 6.— oder fl. 3.72.
Auf dieses hochinteressante, wertvolle, völlig neuartige Prachtwerk, dessen Tendenz eine sehr gemeinnützige ist, nimmt **jede Buchhandlung Bestellungen** entgegen.

Ed. Wartigs Verlag (L. Hoppe),
Leipzig, Thalstraße 15.

Das Neueste u. Eigenartigste im Anthologiewesen!

Verlag „**Deutsches Dichterheim**" in **Wien.** Chefredacteur: **Dr. August Silbenlist.**
Verantwortlich: **Ludwig Werner.**

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Digitized by Google

Organ für Dichtkunst und Kritik. (Der „Deutschen Dichterhalle" 23. Band.)
Herausgeber: **Adalbert von Majerszky.**

Monatlich 2 Mal. — Preis: 5 Mark halbjährl., vorauszahlbar. — Man abonniert durch jede Buchhandlung, sowie direct durch die Expedition des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Auerspergstraße 5. — Abbestellungen werden nur bis 30. Juni, bezw. 31. December angenommen. Einzelne Nummern à 50 Pfen. 5 Stück einer Nummer 1 Mark 50 Pfen.

Hünengräber.

Es liegen fern am Waldesraine,
Geborgen in der Bäume Hut,
Die moosbewachsnen Hünensteine,
Beleuchtet von des Mondes Glut.

Still ists ringsum in weiter Runde
Und dich umwallt der Heide Duft,
Wenn in der mitternächtgen Stunde
Der Kämpe sich enthebt der Gruft.

Dann siehst du in den hellen Nächten,
Bei milder Lüfte leisem Wehen,
Das breite Schwert in starker Rechten,
Des Nordlands Recken auferstehen.

Und du gedenkst vergangner Tage
In stiller, weihevoller Nacht,
Wenn Dichtung, Heldenlied und Sage
Dir tief im Herzen auferwacht.

Heinrich Zeise.

Digitized by Google

Maurice Reinhold von Stern.

Von

Paul Knud.

Vom fäusteballenden Proletarier bis zum duftigen Pantheisten — das ist ein weiter Weg: Maurice Reinhold v. Stern hat ihn zum Heile seines Talentes und muthmaßlich zum Aerger des ewig grünen Jungdeutschlands in wenigen Jahren zurückgelegt! Sind doch sociale Tendenzhymnen, wie sie unser Dichter in seinen »Proletarierliedern« anstimmte, stets bedenklich aus drei Gründen: erstens, weil die gemeinhin so selten gelesene Poesie im engeren Sinne überhaupt nicht der Ort ist, politische Anklagen und Weltverbesserungsprojecte auszuposaunen; man wähle dazu lieber die wirksameren Formen der Satire oder des Romans; zweitens, weil zu Anwälten der lieben Mitmenschen sich bekanntlich sehr oft solche berufen fühlen, die selbst noch der Reife ermangeln, und drittens, weil gerade der subjective Lyriker in der Rolle des Socialreformators nur zu leicht den Verdacht erweckt, als wolle er das Elend anderer lediglich zur Folie seiner eigenen sonoren Tiraden machen. Nun, Maurice v. Stern hat diese Jugendschwäche glücklich überwunden; wenn er noch ab und zu kleine Rückzugsscharmützel liefert, was schadets? Jedenfalls empfindet er sich jetzt im Grunde als das, was jeder echte Poet ist und bleiben wird, als einen Aristokraten, dem ein ihm graziös beigebrachter Nadelstich lieber ist, als der fuseldustende Kuss einer Ballonmütze.

Maurice Reinhold v. Sterns Begabung zeigt sich am deutlichsten auf dem Felde der Naturerscheinung, wo er, unserer Ansicht nach, von keinem zeitgenössischen Rivalen erreicht wird. Als typisch für seine ganze Darstellungsweise diene das folgende Gedicht (aus »Mattgold«. Zürich, Verlag v. Sterns Literarischem Bulletin der Schweiz):

Liebesfrühling.

Die Sonne lacht; der Brunnen plätschert leise
Sein stillvertrautes, ewges Frühlingslied;
Im Abendglanze tönt die fromme Weise,
Wie fernes Echo, das von hinnen flieht.
O Jugendbild, des Kätzleins sanftes Schnurren
Mischt sich ins Lied der Quelle wie ein Traum
Vom Heimatdache tönt der Tauben Gurren
Und Blüten streut der dichtverschneite Baum.
Da naht sie schon auf flinken, flüchtgen Sohlen
Die süße Zaubrin aus dem Jugendland;
Wie Sonnenschein, so lächelt sie verstohlen
Und facht im Herzen längsterloschnen Brand.
Da schnäbeln sich zwei Staare in den Zweigen,
Das Nestchen steht im Blütenschnee bereit.
Ein Kuss, ein Druck, ein süßbeklommnes Schweigen:
O Liebesfrühling, holde Jugendzeit!
Im Dämmerlichte gleitet stilles Staunen
Und Schatten fliehen vor dem lichten Traum.
Ein Kleidchen rauscht und heiße Lippen raunen —
In Blüten schwand der Jugend heller Saum.
Der Kirschbaum blüht, der Brunnen plätschert ferne
Es streift die Stirn leis wie ein Blütenkranz;
Und, schwand der Tag, die Nacht hat ihre Sterne,
Ein kurzes Glühen und ein ewger Glanz!

Es liegt nahe, M. v. Stern mit einem früheren Meister der Naturmalerei, mit Nikolaus Lenau, zu vergleichen. Beide verfügen über einen eminenten Formensinn; beide betrachten mit schwärmerischen Blicken die Herrlichkeiten der Schöpfung. Der geistesmächtigere ist ohne Zweifel Lenau, der überhaupt in Bezug auf Reichthum der Gedanken und Gleichnisse unseres Erachtens in der deutschen Literatur einzig dasteht; aber diese Eigenschaft gereicht seinen Gedichten nicht immer zum Vortheil. Ohne sich damit zu begnügen, die Bilder der Außenwelt treu in sich aufzunehmen und sie erst dann in möglichst der Wirklichkeit entsprechender Beleuchtung wiederzugeben, strebt er ihnen ungeduldig entgegen und wirft auf sie von vornherein die dunklen Schatten seiner Melancholie. Er stellt sich der Natur als abgeschlossene gewaltige Individualität, als ein Interpret voll souveräner Willkür, ja oft sogar als Usurpator gegenüber. Und wo ihm die Welt nur freundlich helle Scenen bietet, die er ohne die offenbarste Verletzung der Wahrscheinlichkeit nicht schwärzen kann, wie im Frühling, da lässt er ihre sonnige Pracht unbewusst wenigstens nur gedämpft durch den Spiegel eines dichterischen Bildes zu uns dringen, indem er dadurch zugleich die Rechte seines Geistes eifersüchtig wahrt.

Ganz anders M. v. Stern! Wie ein liebendes Mädchen hingebungsvoll an den Bräutigam sich schmiegt, so gibt er sich in freudiger Demuth der großen Natur hin;

Digitized by Google

seine eigene Persönlichkeit tritt, ohne dass man dabei eine Spur von Absichtlichkeit witterte, ganz hinter seinen »Brüdern im stillen Busch, in Luft und Wasser« zurück; in echt pantheistischer Weise bethätigt er das indische tat twam asi. Wenn eine Menschengestalt durch seine Dichtungen wandert, so gleitet sie meist nur in verdächtigem Lauschen durch die üppigen Fluren und Haine. Der Gesang des kleinsten Vögleins klingt lauter als die stolzen Sprüche menschlichen Geistes. Das vorstehende Poem liefert hierfür einen recht klaren Beleg: Quelle, Kätzlein und Tauben führen in der Frühlingslandschaft das erste Wort; ja der gottähnliche Beherrscher der Erde, der sich sonst so hoch über seine Mitgeschöpfe erhaben fühlt, er erkennt sogar in der zweiten Strophe die Minne des Starenpärchens als eine der seinen gleichberechtigte an: er verflüchtigt selbst die Gestalt der Erkorenen in den Worten »der Jugend heller Saum« zu Gunsten der Alliebe in ein Abstractum. Da waltet kein blasiertes »Nil admirari«, im Dämmerlichte gleitet stilles »Staunen«, die Sonnenstrahlen huschen »staunend« in der Waldkapelle empor; des Dichters Lied »staunt« seine Herzenskönigin im Mondenschein an.

Eine entzückende Bescheidenheit, wie sie M. v. Stern offenbart, ist uns in der deutschen Poesie äußerst selten geboten; und er erreicht sie nur dadurch, dass er den Muth hat, sich am rechten Orte auf Description zu beschränken. Und wie melodisch tönt der »Liebesfrühling« aus; wie wunderbar schlägt seine letzte Zeile eine Brücke vom Vergänglichen zum Ewigen! Ein solcher Schluss könnte unserer Ansicht nach allein genügen, auch in dem kühlsten Skeptiker für einen Moment schäferliche Gefühle zu wecken! Als wahre Perlen der Naturmalerei seien ferner unter vielen anderen noch hervorgehoben: »Die Waldkapelle«, »Morgengang am Zürichsee«, »Erträumter Frühling«, sowie die Lenz-Sonette »In Berg und Thal erwachen tausend Bronnen« und »Das Starenpaar hockt auch schon in dem Neste«, sämmtlich Lesern des Deutschen Dichterheims bekannt. Sehr fein ist in letzterem Poem die Selbstironie, mit der der Dichter für seine ihn isolierende »weltverlorne Geste« gewissermaßen Abbitte leistet. Uebrigens versteht es M. v. Stern auch gelegentlich in Böcklinscher Manier zu schreiben; der »Eigenreiter« (in »Mattgold«) legt für diese Fähigkeit gewichtiges Zeugnis ab.

Die beinahe mädchenhafte Empfänglichkeit unseres Poeten für äußere Eindrücke und seine zarte psychische Anlage ermöglichen es ihm weiterhin, mit verständnisvollem Auge die heransprossende Jugend anzuschauen und ihr die sinnigsten und zugleich ihrem Horizonte angemessensten Lieder zu weihen. Man höre:

Dem Blondchen ins Stammbuch.

Du gleichst der Sonnenblüte
In deiner blonden Glut;
Voll Andacht dein Gemüthe
In Licht versunken staunend ruht.
Was soll ich dich noch segnen?
Ein Segen selbst bist du!
Gott lass dir Blüten regnen,
Du süße, kleine Christin du!
Die Welt ist falsch und eitel;
Doch du bist gut und rein,
Drum soll dein blonder Scheitel
Von Duft und Glanz geheiligt sein.

Besonders glücklich gelungen scheint uns hier die halb väterlich-feierliche, halb kindlich-zärtliche Wirkung der verlängerten letzten Verszeile. Außerdem sind in dieser Hinsicht noch »Kinder im Staub« als Musterstück zu nennen.

Auch in dieser Beziehung bildet M. v. Stern einen scharfen Gegensatz zu Lenau. Diesem gieng es wohl, wie so vielen anderen wohlwollenden und geistreichen Leuten: aus lauter Scheu, eine Silbe zu äußern, die bei möglicher oder unmöglicher Missdeutung die Kindesseele verletzen könnte, verstehen sie schließlich überhaupt kein dem jugendlichen Alter angemessenes Gespräch mehr zu führen. So musste er sich denn damit begnügen, mit dem »Ernstl« seiner theuren Freundin Sophie Löwenthal — lateinisch zu reden und eines seiner Schreiben an »seinen lieben Trutsch« zeigt, unseres Erachtens, schon in seinem Anfangssatze: »Ich danke dir herzlich für deinen schöngeschriebenen Brief und gebe dir die Versicherung, dass du mir, so klein du auch noch bist, einer meiner liebsten Correspondenten bist,« dass Lenau wenigstens die für den persönlichen Verkehr mit Kindern passende Sprechweise versagt war. Auch in seinen, an sich vortrefflichen Gedichten »Am Bette eines Kindes« und »Stimme des Kindes« nimmt er das Vorhandensein eines schlummernden jungen Weltbürgers lediglich zum Anlass, um über den Kopf desselben hinweg seinen schwermüthigen Schicksalsbetrachtungen Ausdruck zu verleihen.

Doch auch auf dem Gebiete der erotischen Poesie im engeren Sinne, wo Menschenmund ausschließlich zum Menschenherzen spricht, hat M. v. Stern Herrliches geschaffen; wir erinnern nur an »Blaulicht« (im »Mattgold«), einen Sang, dessen tiefe, keusche Innigkeit nur in den Liebesliedern von Moriz Graf v. Strachwitz Gegenstücke findet.

Die Weltanschauung unseres Dichters hält sich im allgemeinen fern von Pessimismus. Sonnenglanz und Lenzespracht liegen über einen großen Theil seiner Schöpfungen hingebreitet; aber dennoch steigert sich seine Sprache verhältnismäßig nur selten zum Jauchzen der Lust; eine süße Erschlaffung macht sich öfters bei ihm

Digitized by Google

geltend, wie denn, unserer Ansicht nach, zum dichterischen Erfassen der Natur fast stets eine gewisse Entspannung des Geistes und Körpers erforderlich ist: überschäumendes Kraftbewusstsein sträubt sich meist mit unwillkürlichem Trotze gegen das Opiat landschaftlicher Eindrücke. Und nicht selten tritt ein geradezu elegischer Zug bei unserem Poeten hervor, das Erbtheil aller begnadeten Erdensöhne, mögen sie es nun ableugnen oder nicht. Besonders zeigt sich diese Trübung von M. v. Stern, wenn er seiner baltischen Heimat gedenkt. So in dem prächtigen:

»Meerheimweh.«

In warmer Wangenröthe
Haucht glühend der Muschelmund:
Tönende Gebete
Thut er mir kund.
Was will sie mir wohl sagen,
Die Muschel an meinem Ohr?
Klagen, ach! klagen,
Dass sie die Heimat verlor!
Ein dämmersüßes Klingen,
Ein Summen in Abendglut —
Ein Singen, ja Singen
Von der Meeresflut!
Das tönt, wie Wellenschäumen
Am dämmernden Palmenstrand,
Ein Echo in Träumen
Vom Heimatland!
Ich versteh dein Getuschel,
Ich kenn auch deine Ruh:
O Muschel, liebe Muschel,
Ich hab Heimweh, wie du!

Dann steigt auch wohl zugleich mit dem Bilde des Vaterlandes die Erinnerung an die verlorene Jugend vor seiner Seele empor und entlockt seiner Harfe die rührendsten Klänge. Mögen Kraftmeier diese Sehnsucht als unmännlich verpönen: wir gönnen ihnen ihre Ellbogen und bescheiden uns gern mit dem Preise der unpraktischen Gesinnung und der Nervosität. Vorzüglich ergreifend wirkt in diesen Reminiscenzen ein religiöser Hauch, der sich bisweilen auch in den Naturhymnen M. v. Sterns bemerkbar macht und der wiederum die alte und tröstliche Erfahrung bestätigt, dass jeder wahre Künstler von einer Ahnung des Göttlichen durchweht wird.

Fern sei es von uns, mit dem Dichter über sein kirchliches Bekenntnis zu streiten: wer möchte mit pharisäischer Anmaßung stets Glauben und Aberglauben sondern wollen — und ist im Grunde nicht die Phantasie des Poeten größter Aberglaube?

Was die Epik v. Sterns betrifft, so zeigt auch sie ihn vorwiegend als Lyriker. Sie weist glänzende Farben auf, verschwimmt aber bisweilen, wie im »Opfer des Baal« (»Mattgold«), ins Nebelhafte. Auch behandelt sie manchmal mit Vorliebe gräßliche Stoffe: »Königlich«, »Iwan der Grausame«, »Dreimal Staub«. Neuerdings hat der Dichter bei Pierson in Dresden ein größeres Epos »Die Insel Ahasvers« veröffentlicht, welches in Form großer al fresco gemalter Bilder die Unmöglichkeit des strengen Individualismus, als der collectivistisch angelegten Natur des Menschen zuwiderlaufend, nachzuweisen bestrebt ist. Von den zahlreichen früheren Publicationen des jetzt fünfunddreißig Jahre alten Dichters erwähnen wir, außer dem bereits mehrfach genannten »Mattgold«, noch die »Ausgewählten Gedichte« (Verlag von E. Pierson, Dresden und Leipzig), die einen Ueberblick über seinen gesammten bisherigen Entwicklungsgang gewähren. Jedenfalls hat sich M. v. Stern durch seine Leistungen schon das Recht auf einen dauernden Platz in der deutschen Literaturgeschichte erworben.

Weihnachtliche Dichterahnung.

Wie mag es kommen, dass noch immer
Die Sonne strahlt in gleicher Pracht?
Und dass der Sterne goldner Flimmer
Noch nicht erloschen über Nacht?

Dass lichtgetränkt und glanzdurchflutet
Des Aethers Reich noch heute steht? —
Vergeblich hier das Wissen »muthet«,
Wo Dichtung leise suchen geht!

Digitized by Google

Sie lauschte einst in stiller Stunde
Dem Engelgruß in heilger Nacht
Und hat mit hehrem Lied die Kunde
Des Welt-Erlösers uns gebracht.

Und Jahr um Jahr, zur Weihnachtsfeier,
Erhebt zu neuer Melodie
Die tannumwundne, goldne Leier
In heilger Nacht die Poesie.

Und leise steigt, im Glanz der Lichter,
Der Töne Räthsel himmelwärts;
Die Lösung legte sie dem Dichter
Als Weihnachtsgabe tief ins Herz:

»Von tausend, aber tausend Bäumen,
Millionen Kerzen steigt das Licht
Hinan zu dunklen Himmelsräumen,
Und dort, fürwahr, verlischt es nicht!

»Es spiegelt sich in jedem Sterne,
In jeder Welle blauer Luft,
Es dringt in höchste Sonnenferne
Und trägt empor den Weihnachtsduft.

»Begierig zieht die Nacht, mit Wonne
Solch reiche Lichtesfülle ein,
Und zwischen Sternen, Mond und Sonne
Vertheilt gerecht sie Schein um Schein.«

Drum strahlt das Firmament im dunkeln
Noch heut in ungetrübtem Glück.
Es blieb der Weihnachtslichter Funkeln
In jedem goldnen Stern zurück.

Und nimmt sie allen Glanz zusammen,
Die Sonn am Christtag, allen Schein,
So ists, weil ihr des Christbaums Flammen
So tief gestrahlt ins Herz hinein.

Drum wollt ihr, dass die Sonne zeige
Sammt Mond und Sternen hellen Schein,
So sorgt, dass eures Christbaums Zweige
Recht voll von Weihnachtslichtern sein!

Dem Dichter haltet solche Mahnung
Als holden Weihnachtsscherz zu gut;
Und prüfet, ob in seiner Ahnung
Nicht doch ein Funken Wahrheit ruht!

Anna Sibylla Jöge von Manteuffel.

Digitized by Google

Weihnachtsträume.

Noch dampft die Stub vom Kerzenrauch
Des Weihnachtsbaums. — Vorbei die Pracht
Und Seligkeit des Christenfests! —
Die schaurig stille Winternacht
Grinst nun ins öde Kämmerlein,
Wo schmerzverzerrt und leiderfüllt
In unsagbarer Seelenpein
Ein Vaterantlitz sich verhüllt. —

In abgezehrter Hand sich birgt
Das gramdurchfurchte Angesicht,
Aus dessen Auge thränenfeucht
Das Weh verlornen Lebens spricht.
Des Kindes Unschuld hat geweiht
Den Tag mit heller Freud und Lust —
Das Bild der frohen Kinderzeit
Erschüttert eine Mannesbrust! —

Im Bettchen ruhet nun das Kind
Und plaudert von dem Himmelreich,
Aus dem im Flug das Christkind kam,
Dem keiner aller Engeln gleich,
Das Christkind, das genau gewusst,
Was seine Kindesseel durchzieht,
Was in der kleinen Menschenbrust
Schon lang als heißer Wunsch geglüht.

Voll Andacht und mit innigem Dank
Für das, was Christkind ihm beschert,
Spricht leis es dann sein Schlafgebet,
Wie es die Mutter fromm gelehrt,
Und schließt beglückt die Aeugelein. —
Aufs neu in seinem Weihnachtstraum
Erglitzern Zweig und Zweigelein
Am gabenreichen Wunderbaum! —

Und wachend auch der Vater träumt. —
Er seufzt und stöhnet; kummerschwer
Hebt sich die Brust; das Auge schwimmt
In einem Thränenmeer. —
Ein Menschenleben ists, was jetzt
Als Traumgebild sein Hirn durchfliegt —
Sein Daseinskampf, in den gehetzt
Er ward! — Und er — hat nicht gesiegt!

Dr. M. E. Weiser.

Weihnacht.

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Faust.

Nächtlich künden alle Glocken, dass der Heiland ist geboren.
Diese frohe Himmelsbotschaft soll sie sein für mich verloren?
Soll ich in der Ferne stehen, wo die Welt die Christnacht feiert,
Da die längst verlorne Kindschaft mit dem Vater ward erneuert?
Fromme Sehnsucht streitet heftig mit dem Stolze um die Wette:
»Dass ich nie den unschuldsvollen Kindersinn verloren hätte!
Dass ich noch mit frommer Andacht Gott, des Sohnes Vater, ehrte,
Dass der Frieden heilger Christnacht in das Herz auch mir einkehrte.«
Also spricht das Herz, das fromme; doch der Stolz mit heißer Wange:
»Dass dir nicht der Weiber Klugheit deinen freien Sinn befange!
Zeige männlich deine Ansicht; unterwirf dich nicht in Schwachheit,
Glaube nicht den Ammenmärchen und der theologschen Flachheit!«
Heißes Ringen mit mir selber in den stillen, langen Nächten
Hat allmählich mich belehret, wie ich find den Weg, den rechten. —
»Gott, der seine Kinder kennet, wird auch mich nicht ganz verlassen,
Wird mein Ringen nach der Wahrheit gnädig und barmherzig fassen.
Geh ich nicht die breite Straße, such ich unbetretne Stege,
Ob sie führen in die Irre oder auf die richtgen Wege:
Eines weiß ich und dem Einen will ich glauben und vertrauen,
Wahrheit such ich und die Wahrheit werde sicher ich auch schauen.«

W. J. Singer.

Digitized by Google

Tannen.

Tannengrün und Tannenduft!
Meine ganze Seele ruft
Nach den Kinderträumen
In den hellen Räumen,
Wo geschmückt mit bunter Pracht
Prangt der Baum in heilger Nacht.

Niemals naht ein Weihnachtsfest,
Das mich sein nicht denken läßt,
Märchenhaft umflossen,
Ach, von Kind und Großen
Gleich geliebt wie sonst kein Baum
Auf dem weiten Erdenraum.

Seh ich eine Tanne stehn,
Mir die Augen übergehn,
Süße Lieder klingen,
Kinderstimmen singen —
Ach! Ihr bringt mir Heimatluft,
Tannengrün und Tannenduft!

Und wenn sie dann all erloschen
Die Lichtlein am heiligen Baum,
Da fallen noch Tröpflein ganz leise,
Geweint um den seligen Traum.
Ein würziges Duften entströmet
Der Tanne im festlichen Raum. —

O nimmervergessene Kindheit,
Wie bist du so weit, ach so weit!
Mit zitternden Händen berühr ich
Den sinnigen, schimmernden Tand,
Wie in längstversunkenen Tagen
Im verlorenen Vaterland!

Hermine Berzenicty.

Christnacht im Walde.

In feinen Nebel hüllt sich ein
Der alten Tannen düstres Schweigen.
Des Mondes fahler Silberschein
Schläft auf den schneebeladnen Zweigen.
Kalt funkelt der Sterne ewige Pracht.

Hoch in den Lüften schwebt ein Weih
Mit schwerem Flügelschlag zum Horste.
Unheimlich gellt sein heisrer Schrei
Weithin im todtenstillen Forste,
Daſs fern ein verhallendes Echo erwacht.

Im Försterhaus am Waldessaum
Wirds plötzlich helle. Traulich glimmen
Die Lichter auf am Weihnachtsbaum.
Dort singen frohe Kinderstimmen
Das Lied von der stillen, der heiligen
Nacht.

O. Oppermann.

Drei Sterne.

An des Kindes Krankenbette
Wacht die Mutter treugesinnt;
Eine heilge fromme Stätte,
Denn sie betet für ihr Kind.
Und von fern
Winkt ein Stern:
Liebe!

Mit dem herbsten Leid zu ringen
Kniet die Mutter tiefgebeugt;
Doch sie weiß: die Engel bringen
Zu dem Herrn ihr Kind, und —
Und von fern [schweigt.
Winkt ein Stern:
Glaube!

Digitized by Google

In die dunkle, kalte Erde
Sieht den Liebling sie versenkt
Lächelnd — fühlt sie doch, ihr werde
Wiedersehen bald geschenkt.
Und von fern
Winkt ein Stern:
Hoffnung!

Eugenie von Soden.

Der erste Schnee.

(Winter-Phantasie.)

Der Vater:

»Seht! — es schimmern weiß die Dächer,
Kinder! — Schnee, der erste, fiel!
Also wars der alte Schächer
Winter, der zur Nacht sein Spiel
Schon begann, dass ich vor Grausen
Kaum im Bette mich erwärmt. —
Nun auch weiß ich, wer da draußen
So getollt und so gelärmt. —

Ja! Das sind die Wäscherinnen
Die der Papa Winter hält.
Waschen wie ein Stückchen Linnen
Jedes Jahr die ganze Welt.
Hört ich doch auch, wie die Mühlen
Nachts, die Riesenweiber, gehn,
Laken brühn und Wäsche spülen,
Kübel stürzen, Fässer drehn.

Wie das Bündel trug und Hocken
Und die Stücke rieb im Trog,
Dass der Gischt in weißen Flocken
Wirbelnd von den Händen flog!
's war ein Schäkern und ein Necken
Und ein Spuk, der draußen gieng,
Dass die Glocke selbst vor Schrecken
Sprachlos auf dem Thurme hieng.

Seht nun auch, was sie bezwungen,
Diese Mägde ungeschlacht!
Eingeweicht und ausgerungen
Und in Körben hergebracht
Liegen sie nun auf der Bleiche —
Fleckenlos und blüthenweiß —
All die großen Länderreiche
Ausgespannt. — Das nenn ich Fleiß! —

Die Mutter:

»Nun vernehmt auch meine Kunde.
Hört, was ich mit Aug und Ohr
Wahrnahm um dieselbe Stunde:
Kinder! Dieser weiße Flor
Ist der Schleier, den die Erde
Nahm, von Gottes Hauch bewegt,
Dass sie endlich ledig werde
Von der Sünde, die sie trägt.

Lang schon sah ich ihrem Leide
Diesen Schritt errathend an.
Waren Schmuck doch und Geschmeide
Ganz schon von ihr abgethan;
Büßend schlug sie sich der Winde
Scharfe Geißeln um die Höhn
Und durch die entlaubten Gründe
Zog der Reue Klaggestöhn.

Eine hehre Kirchenfeier
Gieng in nächtger Weile vor —
Geister webten einen Schleier —
Orgelton erklang vom Chor —
Ein Gelübde ward beeidet
Und der Sturm bezeugte laut,
Dass die Erde eingekleidet
Ward als reine Himmelsbraut.

Und so geht es alle Jahre,
Bis der Wald sich neu belaubt
Und der Lenz die Wandelbare
Wieder aus dem Kloster raubt. —
Lust und Sünde — Schmerz und Reue! —
's ist der alte Lauf der Welt.
Daran denk ich stets aufs neue,
Wenn der Schnee, der erste, fällt.«

Otto Breitenhof.

Ewige Sterne, so leuchtet ihr schon Jahrtausende lang.

Ewige Sterne, so leuchtet ihr schon Jahrtausende lang der dankbaren Erde,
Lächelt Freude den Fröhlichen, strahlet himmlischen Trost den Trauernden
In die erdenleidwunde, zerrissene Brust! —
Als der Unendliche sprach das allmächtige »Werde«,
Sieh! Da entrangen dem Urnebel sich die glühenden Sonnen,

Digitized by Google

Durchschossen Kometen den Aether in nie enträthselten Bahnen,
Umschwebte der Chor der Planeten die segenspendenden Sonnen! —
Siehe, da löste ein Stäubchen sich aus dem Nebelmeere,
Mütterlich wandte die Sonne ihm zu ihr strahlendes Antlitz,
Weckte allüberall keimendes, knospendes Leben —
Und geschaffen war unsere Erde! — Ein Stäubchen zwar nur im unendlichen Weltall,
Ach! Und wie riesengroß doch die Seligkeit und das Weh ihrer Kinder! —
Leuchtet, ewige Sterne, noch lange den kurzlebigen Menschen!
Lächelt Freude den Fröhlichen, strahlet himmlischen Trost den Trauernden
In die erdenleidmüde, zerrissene Brust.

Magda Mann.

Kloster Ettal.

In Berg-Einsamkeit, weltfern und abgeschieden,
Wie vom Hauch der Ewigkeit umweht,
Steht — ein Hort für gläubger Seelen Frieden —
Kloster Ettal da voll Majestät.

Hoch von seiner mächtgen Kuppel blinket
Golden her das Kreuz der Christenheit —
Und die offne Kirchenpforte winket:
»Tretet ein, die ihr mühselig seid!«

Horch! Der Orgel hehre Klänge rauschen
Wunderbar durch der Rotunde Pracht;
Heilige in ihren Särgen lauschen
Dem Gebet, auch ihnen dargebracht.

Da, im Klosterhof hör ich, im alten,
Murmeln längst verscholline Litanei!
Wandeln seh im Kreuzgang ich Gestalten:
Sancti Benedicti Clerisei!

Und ich fühl ein ehrfurchtsvolles Schauern
Vor den Schatten der Vergangenheit,
Sanft erfüllt mein Herz ein leises Trauern
Ob der irdischen Vergänglichkeit!

Die Jahrhunderte sind hingeschwunden,
In den Staub sank manchen Weltreichs Pracht —
Alle hat die Kirche überwunden —
Heut, wie einst, lebt ihre ewge Macht!

Ludwig ward, dem Bayer, einst die Gnade:
In die Felsenwildnis fromm und mild
Brachte er auf unwegsamem Pfade
Ein geheiligt Muttergottesbild.

Digitized by Google

Und es würdig zu verehren, ist erstanden
Kloster Ettal dann im stillen Thal —
Schon viele arme Seelen drinnen fanden
Ruhe vor der Welt und ihrer Qual. —

So ist jedem Herzen wohl hienieden
Für sein Sehnen, seine Angst und Pein
Ein geweihtes Plätzchen wo beschieden,
Da es glücklich darf in Frieden sein!

Wohl dem, der auf rauhen Lebenspfaden
Seinen Friedenshort schon hat gefunden,
Der geknieet hat vor dem Bild der Gnaden
Andachtsvoll in selgen Weihestunden!

Dr. K. Winckenbach.

Sei still im Herrn!

Sei still im Herrn, ob auch das Schicksal dräut,
Am Wege Dornen dir statt Rosen streut;
Ob schwere Sorgen beugen dir das Haupt,
Geheimer Kummer dir die Ruhe raubt;
Ob du auch wandelst oft auf dunkler Bahn,
Zu Schanden wird manch kühner Zukunftsplan;
Ob dich begleitet stets dein böser Stern:
O Mensch, verzage nicht, sei still im Herrn!

Fedor Krüger-Bölnitz.

In der Fischerstube.

Ach, Mutter, lass das Weinen sein
Und gräm dich nicht so sehr;
Der liebe Gott behütet ja
Die Leute auf dem Meer.

Der über Wind und Well. gebeut,
Der schützet auch dein Kind
Und hilft, dass es durch Sturm und Streit
Zur Heimat wieder find.

Und rissen ihn die Wogen fort,
Begrüben ihn die Seen —
Dort droben, liebes Mütterlein,
Dort gibts ein Wiedersehn!

E. O. v. H.

Liebesglück.

Als ich sie zuerst gesehen
In des Lenzes Blütenpracht,
Scheuchte sie, ein holder Engel,
Meines Herzens tiefe Nacht;
Ihre Augen, zärtlich blickend,
Trafen auf der Seele Grund.
Wie so frisch die Rosenlippen,
Wie so zartgeformt der Mund!

Ach ein wahres Glutverlangen
Mich an jene Süße band;
Es erwachten Sehnsuchtsqualen
Und geheimer Liebesbrand,
Und des Herzens heiße Flammen
Schlugen auf in selger Lust,
Zündend fiel ein heller Funke
In der Heißgeliebten Brust.

Digitized by Google

Gleiches Schicksal, gleich Empfinden
Gab uns gleiche Seligkeit,
Und die Erde schien ein Himmel,
Wonne spendend weit und breit.
Blümlein grüßten allerwegen,
Farbenprächtig, düftereich.
O kein Glück und kein Vergnügen
War nun wohl dem unsern gleich!

Sehnsucht blitzte aus den Augen,
Liebesworte sprach der Mund,
Treue wohnte in den Herzen
Und beschloss den ewgen Bund.
Und des Glückes goldne Sonne,
Strahlend in erneutem Glanz,
Wob in unsre Friedenshütte
Stets den reichsten Blütenkranz!

Ernst Zick.

Passionsblume.

Nur einen Tag in voller Blüte,
In süßem Duft nur eine Nacht,
Dann welk und matt und sonnenmüde,
Dein kurzes Leben ist vollbracht.

So will mir oft das Glück erscheinen
Wie Christusblumen dauerlos,
Und weinen möcht ich, bitter weinen
Um unsres Glückes Blumenlos.

Otto J. Thörner.

Rechte Liebe.

»Erregt nur die Massen!
»Sie müssen es fassen,
»Dass sie die Herren der Erde sind!
»Bisher geächtet,
»Bedrückt und geknechtet,
»Stecht ihnen den Star, sie waren blind!
»Entzündet mit Flammen
»Und reißt zusammen
»Thron und Altar! Die hindern noch,
»Dass alle thronen
»Und brüderlich wohnen,
»Dann plagt keine Noth, dann drückt kein Joch.
»Getheilt wird die Habe
»Mit gleicher Gabe,
»Es winkt die Freude ohne Verdienst.
»Nicht einige schwitzen,
»Und andre besitzen,
»Der gleichen Mühe winkt gleicher Genuss.
»Zerreißt die Bande,
»Die Ketten der Schande,
»Ihr schmachvoll Enterbten, ihr Männer der Faust!
»Und die euch bedrücken,
»Schlagt sie zu Stücken!
»Brüllt ihnen ein Blutlied, davor ihnen graust!
»Es soll dann werden
»Ein Himmel auf Erden,
»Und jedem soll blühen, was ihn erfreut.
»Fort Gott und Altäre!
»Der Menschenkraft Ehre!
»Den Muckern das Ewge! Wir nehmen das Heut.«
So rufen die Führer,
Die Flammenschürer,
Sie wolln aus den Fugen heben die Welt.
Ja, wären es Triebe
Selbstloser Liebe
Die sich dem Elend zum Dienste stellt!

Digitized by Google

Ja, wollten sie Reiche
Und faule Bäuche
Nur rütteln vom Faulbett selbstsüchtiger Mast,
Der Habgier wehren,
Den Fleißigen ehren,
Verdienst belohnen, erleichtern die Last;
Mit klugem Rath,
Zu fester That
Die Massen leiten, zu bessern ihr Los,
Man müsste sie preisen
Und Hilfe erweisen,
Sie dächten wie Christen, ihr Thun wäre groß.
Doch nur zu erbittern
Und zu erschüttern
Die Ordnungen, die Gott selbst gemacht;
Die Thorheit verführen,
Den Hass zu schüren,
Die Gier, die höllisches Feuer entfacht;
Den jammernden Armen
Heucheln Erbarmen
Und ihnen Phantome geben statt Brot,
Nur niederreißen
Und Wahn verheißen:
Das heißt Spott treiben mit der Noth.
Ein schöner Himmel
Voll Mordgewimmel!
Auf Fluch errichtet, auf Hass gebaut!
Das wird ein Zuchthaus,
Ein Seuchen- und Suchthaus,
Ein Vorplatz der Hölle, von Schrecken durchgraut.
Nur Liebe, die liebt,
Die selbst sich gibt,
Die freudig trägt des andern Last.
Die lindert die Noth,
Die wehrt dem Tod,
Die Liebe, die das Böse hasst.

G. Man.

Im Zuge.

I.

Ein Pfiff, ein Ruck, schon ist der Zug im Rollen,
Und hinter uns des Städtleins Lichter schwinden,
Des nächsten Tages Sonne wird mich finden
Fern an des Strandes meerumspülten Schollen.

Vom milden Silberlicht des Monds umflossen
Liegt still das Berggebiet, das wir durcheilen,
Gleich einem Märchenland, darin zu weilen
Den Sterblichen für immer ist verschlossen.

Mein Flug zu Thal, wie gleichest du dem Leben;
An Glück und Friede wir vorüberjagen,
Bis wir am Ziele uns verwundert fragen:
War dieses wert solch tolles Vorwärtsstreben?

Digitized by Google

II.

Es stürmt der Zug entlang den Bergeslehnen.
Im Thal dort unten kaum ein Lichtlein schimmert,
Wozu wohl auch? Wo jetzt ein Lämplein glimmert,
Fällt meist sein Schein auf gramerpreſste Thränen.

Wohl euch, die ihr euch wiegt in süßen Träumen
Und Last und Noth auf Stunden könnt vergessen!
Bald wird in seinen Dienst der Tag euch pressen,
Wenn roth im Osten sich die Wolken säumen.

Weh, Träumer, der zur mitternächtgen Stunde
Vertrauensvoll du lugest nach den Sternen!
Sie senden dir aus ihren kalten Fernen
Wohl goldne, aber falsche Friedenskunde,

Die nie du kannst aus deinem Geist verbannen,
Die dich erfüllt mit unstillbarem Sehnen. —
Es stürmt der Zug entlang den Bergeslehnen
An Traumesglück und -trug vorbei, von dannen.

III.

Von dannen gehts durch Nacht und Morgengrauen.
Stürm zu! Das Friedensbild, das wir jetzt sehen,
Wird schöner noch vor unsrem Geiste stehen,
Wenn wir enttäuscht am Ziele rückwärts schauen.

E. Kühler.

Frau Emma.

Mit trüben Augen, bleichen Wangen
Frau Emma sitzt in bitterm Harm.
Wo blieb das Glück, das heiß erflehte?
Ach, elend ist sie, mehr als arm!

Der matte Blick schweift durch die Kammer;
Wohin er trifft, nur bittre Noth.
Was lohnt es, ferner noch zu leben,
Zu kämpfen um ein Stückchen Brot?

Was ward ihr denn zutheil auf Erden?
Ach, nichts als Leiden, Schmerz und Pein,
Seit mit dem Tode ihres Mannes
Erlosch der letzte Sonnenschein.

Wie hat gekämpft sie und gerungen,
Bis dass des Lebens Kraft ihr brach;
Bis dass sie ward so matt und müde
Durch all der Erde Ungemach.

Was hält sie noch! Im Tod ist Ruhe!
Ein kurzer Schmerz! Es wär vollbracht.
Doch nein! Es wäre Unrecht, Sünde.
»Was, Sünde?« Freventlich sie lacht.

Wo blieb denn Gottes Vatergüte.
Wo blieb denn seine Lieb und Treu?
Wie er hat ihrer kalt vergessen,
So kanns auch sie nun ohne Scheu.

Was hält sie noch? Zwei fromme Augen
Sie sieht im Geiste liebend flehn —
Ihr Kind. — Ach, mag sein Leben enden!
Hats nicht genug des Leids gesehn!

Wo mag es denn so lange bleiben?
Die Schule ist doch längst schon aus.
Vielleicht pflückt sichs im Felde draußen.
Noch einen letzten Blumenstrauß.

Da horch! Jetzt nahen leise Tritte,
Die Thür geht auf. Ein Engelsbild
Sich scheint voll süßer Huld zu zeigen,
Ihr Kind, im Glanz der Unschuld mild.

Die blauen Augen voller Thränen,
Die sonst voll Frohsinn nur gelacht,
Es schmiegt sich in die Mutterarme
So innig, so vertrauend sacht.

Digitized by Google

»Was fehlt dir, Kind? Warum so trübe,
Hat jemand dir ein Leid gethan?«
Und bittrer Groll auf Welt und Menschen,
Sich bricht noch tiefer in ihr Bahn.

»Ach, Mutterchen, du mußt es wissen!
Gelt, Mutterchen, es ist nicht wahr?
Er soll nicht in den Himmel kommen,
Nicht zu der Englein froher Schar!«

»Wer denn, mein Kind? Was muß ich wissen?«
»Ach, Mutter, ach, ich habs gesehn,
Sie zogen ihn grad aus dem Wasser,
Ich konnte nicht vorübergehn.

Der arme Mann! Die Leute sagten,
Da hätte er nun endlich Ruh.
Doch Lenchen sagt, für den blieb immer
Nun auch der schöne Himmel zu.

Gelt, Mutter, gelt, sie kanns nicht wissen?
Er kommt doch zum Herrn Jesus Christ
Und zu den Englein, in den Himmel,
Wo es so schön, so herrlich ist.«

»Ich weiß es nicht!« So bang verzweifelt
Es klingt aus schmerzgequälter Brust.
»Was, gar die Mutter kanns nicht sagen,
Die sonst doch alles stets gewußt?«

Es füllen sich die lieben Augen
Aufs neu mit Thränen trüb und schwer.
Doch plötzlich strahlt in selgem Glanze
Des Kindes Antlitz fromm und hehr.

Es falten sich die kleinen Hände
Vertrauensvoll still zum Gebet.
»O laß ihn in den Himmel kommen!«
Zu Gott, dem Herrn, es gläubig fleht.

Da ziehet Friede, heilger Friede
Ins Herz der Mutter selig ein.
Ihr Kind, so fromm, so rein, soll nimmer
Ehrlosem Tod geopfert sein.

Ein neuer Lebensmuth durchrieselt
Sie froh, mit himmlischer Gewalt,
Es hängt ihr Auge mit Entzücken
An ihres Kindes Lichtgestalt.

Es falten sich auch ihre Hände
Zu innig flehendem Gebet.
Und eine Ahnung künftgen Glückes,
Sie mild wie Himmelsglanz umweht.

Hedwig Hub.

Doch immer.

Ich dachte dein, als ich mich nieder-
Gelegt zur Rast,
Und auch im Traume warst du wieder
Mein steter Gast.

Schon liegt in hellem Frührothschimmer
Rings das Gefild,
Und um mein Lager schwebt noch immer
Dein lieblich Bild.

Paul Hause.

Die reiterlosen Pferde nach der Schlacht.

Der Donner der Kanonen ist verklungen,
Es schweigt die blutge, heiße Schlacht;
Und von der dumpfen Müdigkeit bezwungen
Stürzt sich herab die mitleidvolle Nacht.

Und durch die Lüfte weht es leise klagend:
»Wie viele junge Leben sind geknickt!«
Und all die Seufzer hin und wieder tragend,
Der Abendwind die bange Flur erquickt.

Doch horch, welch immer schärfres Sprengen
Jetzt plötzlich durch die Stille schallt,
Welch wildes Schnauben, lautes Drängen
Im Abendnebel widerhallt!

Digitized by Google

Es sind die reiterlosen Pferde
In selbstgeschlossner Escadron:
So jagt die führerlose Herde
Dahin, ein grauenhafter Hohn.

Der Hunger peitscht sie in die Flanken,
Sie jagt der Durst von Quell zu Quell,
Und ohne Weichen, ohne Wanken
Gehts zur Attaque, zum Appell.

Wo aber rasten ihre Reiter,
Die sie geführt mit fester Hand —
Die jungen, hoffnungsvollen Streiter,
Die heut gekämpft fürs Vaterland?! —

Nora Gräfin Strachwitz.

Die Tochter Jephthas.

Richter 11.

Im Winde seufzt und klagt der Hain.
Wem gilt sein Sterbelied?
Wie bleich der Mond im Silberschein
Das Wolkenmeer durchzieht!
Die Blumenaugen alle sind
Umflort von Kummerthau,
Und müde, leise klagend rinnt
Der Bach zur matten Au. —

Wer wandelt einsam durch die Nacht?
's ist eine bleiche Maid.
Schwarz flutet ihrer Locken Pracht
Aufs lilienweiße Kleid;
Und eine heiße Thräne rinnt
Auf ihre schlanke Hand;
Und ihre Worte trägt der Wind
Fort übers nächtige Land.

»Leb wohl, leb wohl, du stolzer Hain,
Wo ich als Kind gespielt,
Wo traulich-grüner Dämmerschein
Mich sanft gefangen hielt!
Wo mancher wonnesame Traum
Mein sehnend Herz bewegt,
Wenn schlummermüd an Strauch und Baum
Kein Blättchen sich geregt!

Leb wohl, leb wohl, du heilger Wald,
Leb wohl, du holder Traum!
Die zarte Knospe stirbt so bald!
So bald! — Sie blühte kaum!
Stirbt, da sie noch der Sonne Strahl
So schmeichelnd-warm umfließt,
Stirbt, eh sie noch im Heimatthal
Sich duftend voll erschließt! — —

Lebt wohl, ihr Jungfraun, traut und hold,
Die sanfter Schlaf umfängt!
Dank euch, dass ihr der Treue Gold
Der Freundin habt geschenkt!
O mög ein schönes Frauenlos
Euch wonnebringend blühn,
Der Liebe Glück auf eurem Schoß
Aus Kinderaugen glühn! —

Mein Vater! — Vater! — Ach, mein Herz
Flog deinem innig zu!
O Vater, stille seinen Schmerz,
Dann findet meines Ruh!
Ich, deines Lebens Sonnenschein,
Ich will als heller Stern,
Dir liebend meine Strahlen weihn,
Wenn ich der Erde fern!

Dem Gotte halte deinen Schwur,
Der dir in heißer Schlacht,
Auf blutgefärbter Todtenflur
Den Siegerkranz gebracht! —
Hör, Israel, ich sterbe gern
In meines Lebens Mai,
Auf dass mein Vater Gott dem Herrn
Versöhnt in Treuen sei! — —

Horch, Vater! Durch des Windes Wehn
Ertönt des Himmels Ruf!
So will ich zu Jehovah gehn,
Der liebend mich erschuf;
Und sterbend küss ich deine Hand,
Die zitternd mich empfieng,
Die zitternd mich zurückgesandt,
Als Gottes Ruf ergieng!« — —

Elisabeth Tilemann.

Digitized by Google

Zwischen Gräbern.

Was liegt nicht hinter dir im Grab,
Im Grabe der Vergangenheit!
Mit feuchtem Aug schaust du hinab
Zu bleichen Bildern goldner Zeit.
Dort liegt dein ganzes Jugendglück
Im Grab, umrankt von Immergrün,
Du denkst an all die Lust zurück,
Die nimmer wieder wird erblühn.
Und vor dir, Mensch, liegt auch ein Grab,
Du näherst dich ihm Schritt um Schritt,
Es reißt dein ganzes Sein hinab
Und Qualen, Schmerzen reißt es mit.
Das ist das Grab der ewgen Ruh,
Darinnen bettet dich der Tod,
Du schließt die müden Augen zu,
Noch hoffend auf ein Morgenroth —
So wandelt zwischen Gräbern hin
Der Mensch, der große Welttyrann,
Der kühnlich wähnt mit frevlem Sinn,
Dass Göttlichkeit ihm hafte an,
Der weiter strebt und weiter träumt,
Mit Ewigkeit des Lebens prahlt,
Bis all sein Werk in Nichts zerschäumt,
Vom Licht der Wahrheit überstrahlt.

Kurt Elsner von Gronow.

An die, welche es angeht!

Ihr seid zufrieden mit der halben Wahrheit,
Auf halbem Wege bleibt ihr lässig stehn.
Ihr strebt ja nicht nach Licht, nach ewger Klarheit,
Ihr wollt nur Glück, nur Ruh und Frieden sehn.
Nicht glüht in euch ein wildverzehrend Feuer,
Titanendrang, den keine Freude stillt;
Nicht wagt ihrs, todeskühn den heilgen Schleier
Zu reißen von der Sonnengöttin Bild.

Eduard von Mayer.

Mein Weib!

Nicht ziemet dir die vergängliche Rose,
Wie jede andre sie kennt. —
Ich hol dir die Sonne, die zeitenlose,
Vom ehernen Firmament.

Ich hol dir die ewigen goldenen Sterne,
Die sollu deine Krone sein —
Und trage dich in die unendliche Ferne,
In jauchzende Himmel hinein.

S. Kuhn.

Digitized by Google

Dir gilt mein Lied!

Dir gilt mein Lied,
Wies durch die Seele zieht!
Was ich in meinen einsam stillen Stunden
Gedacht, erlebt, erlitten, tief empfunden,
Wies freud- und leidvoll zittert im Gemüth,
Dir gilt mein Lied!

Dir gilt mein Lied!
Ob Todeswehen zieht
Um meine Stirn in feierlichen Bahnen,
Bald leis, bald lauter tönt das ernste Mahnen,
Dir nur, dem meine Seele rein erglüht:
Dir gilt mein Lied!

Dir gilt mein Lied!
Im Herzen aber blüht
Der Liebe und des Dankes keusche Blume,
Gleich einem Schmuck im stillen Heiligthume,
Auf den kein fremdes Aug entweihend sieht!
Dir gilt mein Lied!

Und weckt mein Lied
Ein Echo im Gemüth,
Und tönet nach in dir, was ich empfunden,
Harmonisch in der Seele Feierstunden,
Dann leuchtend für die ferne Zukunft glüht:
Für dich mein Lied!

Hedwig Matthes.

Das eine Wort, das grausam . . .

Das eine Wort, das grausam
Mir sagte einst dein Mund,
Das kann ich nie verlöschen
Aus meines Herzens Grund.

Trotzdem du heiß und innig
Die Thränen küßtest fort —
Vergessen kann ichs nimmer
Das eine, böse Wort.

Helene Kernbach.

Das Zauberroß.

Ich sah ein Roß mit goldnen Flügeln
Sich senken aus den Aetheraun,
Wie eine Botschaft hoher Mächte
Erhaben war das Roß zu schaun.

Ließ nieder sich auf einer Wiese,
Ließ hängen dann sein Flügelpaar,
Gemächlich fieng es an zu grasen,
— Als wär es von der irdschen Schar.

Ein Bauer kam, von braven Sinnen,
Und schwang sich lustig auf das Roß;
Er wollt es treiben, aber ruhig
Die Gräser weiter es genoß.

Und eine Scheu ergreift den Bauer,
Als wärs ein ganz besonder Thier,
Steigt ab, geht fürder seines Weges,
Und kommt sich vor verzaubert schier.

Ein Künstler kam, die Brust voll Ehrgeiz,
Setzt kühnlich auf die Flügel sich,
Da bäumt das Roß, schlägt mit den Flügeln,
Der Künstler schnell von hinnen wich.

Da kam ein Forscher, heilge Sehnsucht
Nach Wahrheit in der keuschen Brust;
Dem Wunderroß naht er sich zagend:
Davon hat er noch nichts gewußt.

Und schüchtern, obs dem Roß auch recht sei,
Schwingt er sich auf und beugt sich vor:
Es zuckt, hebt seine goldnen Flügel
— Und trägt zur Wahrheit ihn empor.

Ernst Rehwisch.

Redensart.

Man sagts im Leben tausendmale,
Besonders oft von großen Herrn:
»Der Mann hat eine rauhe Schale,
Doch drunter steckt ein guter Kern.«

Allein — was hilfts, das zu erkunden,
Wenn man den Kern nicht packen kann?
Wem wird die beste Nuß wohl munden,
Wenn er die Nuß nicht knacken kann?

René Marie Rilke.

Digitized by Google

Rache.

Daſs du mich ſo betrogen haſt,
Das werd ich aller Welt jetzt ſagen:
Ich ſtürze mich ins tiefe Meer
Und werd mein Leid den Fiſchen klagen:
Die ſollen ohne langes Zaudern
Die That der ganzen Welt verplaudern.

Wilhelm Berton-Corelli.

Bundeslied.

Herein, herein und ſchließt den Kreis
Der frohen Tafelrunde!
Laſst ſchäumen den Pokal zum Preis
Der weihenvollen Stunde!
Wer nicht nach Amt und Würden kriecht,
Den Nacken nicht vor Schuften biegt,
Nicht auf dem Bauch vor Götzen liegt,
Vom Staub empor zur Gottheit fliegt:
Der komm herein — der komm herein,
Er ſoll uns hochwillkommen ſein!

O glücklich, wer noch ſingt und ſchwärmt,
Die Grillen zu verjagen,
Sich an des Freundes Buſen wärmt
In allen Schickſalslagen!
Wen wahre Liebe noch berauſcht,
Wer Treu um Treu mit Freunden tauſcht,
Voll Luſt dem Lied des Sängers lauſcht,
Nicht ängſtlich bei dem Becher flauſcht:
Der komm herein — der komm herein,
Er ſoll uns hochwillkommen ſein!

Das Herz ſoll für den eignen Herd
In hellen Flammen lohen;
Ein feiger Tropf, der ſich nicht wehrt,
Wenn Schurken ihn bedrohen.
Wer einſteht für ſein warmes Neſt,
Dem frevlen Schänder gibt den Reſt,
Wer hält zu Reich und Kaiſer feſt,
Ob dräut der Feind von Oſt, von Weſt:
Der komm herein — der komm herein,
Er ſoll uns hochwillkommen ſein!

Wir hören weder links noch rechts,
Wir denken für uns ſelber
Und lachen des Parteienknechts
Und andrer Mutterkälber.
Wer ſelbſt ſein Papſt und Biſchof iſt,
Dem Teufel trutzt und ſeiner Liſt,
Den Menſchen ſchätzt, ob Jud ob Chriſt,
Und ſelbſt dem Feind verzeiht, vergiſst:
Der komm herein — der komm herein,
Er ſoll uns Freund und Bruder ſein!

Armin Werherr.

Digitized by Google

Bücherschau.

Laien-Predigten für das deutsche Haus. Ungehaltene Reden eines Ungehaltenen von **Otto v. Leixner.** 10.—12. Tausend. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde, 1894.

Unter den Vorkämpfern der ethischen Bewegung unserer Zeit nimmt Otto v. Leixner eine der ersten Stellen ein. Von jener tüchtigen Mannhaftigkeit, die so gar nichts Philiströses an sich hat, verfällt er nie in seichtes Moralisieren und in das so beliebte Zurschautragen erkünstelter Gefühle. Voll glühender Wahrheitsliebe und vornehmen Wohlwollens, frei vom aufdringlichen und taktwidrig-rohen Ton gewisser moderner Kapuzinerprediger, redet er zu uns im schlichten, ehrlichen Ton eines guten Freundes, der sich selbst nicht für unfehlbar hält.

Besonders hoch rechne ich dem Verfasser die erste seiner Laienpredigten an, so da vom lästerlichen Trinken und einigem andern, was damit verbunden ist, handelt. Es ist wirklich hohe Zeit, dass sich die feiner organisierten Menschen zusammenthun, um mit den, die Humanität schändenden Trinksitten aufzuräumen. Sie laufen dabei um so weniger Gefahr, für Philister gehalten zu werden, als es ja gerade ein untrügliches Kennzeichen des Philisterthums ist, die Geselligkeit an den regelmäßigen Genuss geistiger Getränke zu knüpfen. Leixner nimmt kein Blatt vor den Mund, in drastischen Worten, aus denen ein heiliger Groll über die Versumpfung unserer Zeit hervorzittert, geißelt er das gedankenlose Vorurtheil, das aus dem Wirtshaus den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens und aus dem Hause eine Ruine geschaffen hat.

Leider ist Leixner in seinen Schlussfolgerungen nicht consequent genug. Er will den Alkohol nicht gänzlich als Genussmittel verbannen, sondern den mäßigen Genuss gelten lassen. Er vergisst dabei, dass es im Sinne der Physiologie und Toxikologie gar keinen »mäßigen« Alkoholgenuss gibt, dass der Begriff der »Mäßigkeit« ein durchaus subjectiver ist und dass die ganze mehr als hundertjährige Geschichte der Mäßigkeitsbewegung ein einziger überwältigender Beweis für die absolute Aussichtslosigkeit aller auf bloße Mäßigkeit gerichteten Bestrebungen ist, während umgekehrt die totale Enthaltsamkeit die herrlichsten Früchte überall da gezeitigt hat, wo man ernsthafte Versuche im großen mit ihr gemacht hat.

Mit Recht betont Leixner, dass das Maßhalten in edeln Genüssen männlicher sei, als solchen Genüssen im Bewusstsein seiner Schwäche ganz aus dem Wege zu gehen. Aber erstens muss es bestritten werden, dass der Genuss geistiger Getränke überhaupt zu den edlen Genüssen gehört (er erhöht zwar die Selbstzufriedenheit, aber nur auf Kosten der Selbstkritik und der feineren ethisch-ästhetischen Empfindungen), und zweitens ist es nun einmal eine bedauerliche Thatsache, mit der gerechnet werden muss, dass die Schwäche der Menschen, selbst wo es sich um edlere Genüsse handelt, eher gänzliche Entsagung als würdiges Maßhalten zulässt.

Leixner will das erste und womöglich noch das zweite Glas gelten lassen; denn »im ersten Glase wohnt der Geist des Getränkes, ein edler Geist, im zweiten wohnt nichts, weder ein edler, noch ein unedler, im dritten schon ein zweifelhafter Geselle und in den folgenden jene früher gekennzeichnete Sippschaft«.

Der sonst so klare und edel gesinnte Verfasser gibt sich hier einem verhängnisvollen Irrthum hin. Gerade das erste Glas ist das gefährlichste; denn wer einmal ein Glas zu trinken gewöhnt ist, wird nach unabänderlichen toxikologischen Gesetzen unfehlbar bald zum zweiten und dritten Glase greifen. Während uns eine betrunkene Gesellschaft widrig und abschreckend erscheint, wird der mäßige Genuss, wie ihn Leixner gelten lassen möchte, direct als Verführung wirken. Die Thatsache des Trinkens ist es, was verführt und was die Trunksucht allmählich zum socialen Automatismus erhoben hat, und zwar nicht die Thatsache des unmäßigen Trinkens, das eher abschreckend, als ermunternd wirkt, sondern das mäßige Trinken, das, gerade weil es von den solideren Kreisen geübt wird, eine fortdauernde Verführung für alle anderen ist. Und wie lange *bleibt* denn der Mäßige »mäßig«? Und selbst wenn er es, dank seiner Willenskraft, bleibt, wie viele andere ermuntert er durch sein Beispiel zur Trunksucht? Die Alkoholfrage ist nicht eine Frage des persönlichen Wohlbefindens, des ethischen so wenig wie des physischen, sie ist eine Frage, die die gesammte Culturmenschheit berührt. Darum ist auch niemand von Schuld entbunden, wenn er bei der Gewohnheit des Alkoholgenusses nur sich selbst nicht schädigt. Er hat sich darüber

Digitized by Google

auszuweisen, dass er auch keinen andern schädigt.

Also fort mit dem ersten Glase, nicht erst mit dem zweiten oder dritten! Wir kennen edlere leibliche und geistige Genüsse als das Weintrinken, und was der total Enthaltsame entbehrt, ist nicht der Rede wert. Er hat, wie der Proletarier nach dem Marxschen Ausspruch, nichts zu verlieren, als seine Ketten und eine Welt dafür zu gewinnen.

Doch ich will mit dem, mir überaus sympathischen Autor hierüber nicht weiter rechten. Was uns scheidet, ist in diesem Falle gewiss nur der Grad der speciellen Literatur- und damit Sachkenntnis.

Goldene Worte sind es, die Leixner über das sexuelle Problem und über die Erziehung spricht. Ruft er den Männern zu, aus dem Wirtshaus in die Familie zurückzukehren, der Hausflüchtigkeit zu entsagen und die Frauen zu ehren, so ermahnt er die letzteren, sich vom Schein und allem nichtigen Tand loszureißen und den Geist der Mütterlichkeit wieder in sich lebendig werden zu lassen. »In der Neubelebung der Mütterlichkeit liegt die sociale Pflicht des Weibes, eine Aufgabe so herrlich und groß, wie sie noch niemals der Frau geboten war.«

Das klingt anders als die Phrase von der Emancipation des Weibes, ist aber die wahre Emancipation, die Befreiung vom Kleinlichen und Gemeinen, worin die Frau so leicht versinkt, wenn nicht der Mutterschaftsberuf, dieser Adelsbrief der Weibesnatur, ihr Halt und Schutz gewährt, Schutz vor den thierischen Instincten des Mannes.

Kaufe und lese man die Laien-Predigten Leixners, man wird mir für diesen Rath Dank wissen. Und wenn man beim Lesen zum dritten Abschnitt (»Randbemerkungen«) kommt, so lese man recht aufmerksam auch das vielversprechend mit dem Titel »Mk. 3.50« überschriebene Capitel. Es ist eine moralische Ohrfeige für jene rohen Genussmenschen, bei denen ein gutes Buch als letztes auf der Liste der Genussmittel verzeichnet steht, nota bene wenn es überhaupt darauf steht.

Es war mir eine wahre Herzenserquickung, das Leixnersche Buch zu lesen. Dahinter steckt ein ganzer Mann, dem es mit dem Christenthum blutiger Ernst ist, der nicht mit den Machthabern liebäugelt, der Sinn für das Schöne und Liebe für die Leidenden hat und der — wie mancher Einsame in unseren Tagen — glühende Sehnsucht im Herzen trägt nach schönerer, reinerer und glücklicherer Menschlichkeit.

Hut ab vor diesem Buch!

Maurice v. Stern.

Friedensstimmen. Eine Anthologie, eingeleitet von **Bertha v. Suttner** und **Konrad Ferdinand Meyer**, herausgegeben von **Leopold Katscher**. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag, Ernst Hoppe.

Nicht die großen Erfindungen, nicht die ungeahnte Vervollkommnung der technischen Hilfsmittel, nicht die Erschließung ungeheurer Ländercomplexe, nicht das Fernen durchbrausende Stahlross und der gefesselte Blitz, nicht alle Fortschritte des Wissens und Könnens bilden die höchste Errungenschaft unseres Jahrhunderts, sondern das bewusste und mächtige Hervortreten der Friedensidee ist es, was unsere Zeit mit dem Strahlenkranze wahrer Erleuchtung krönt. In grauer Vorzeit waren es die Einzelnen, die einander bekriegten, den Platz für ihre Hütte und das Recht auf ihr Weib erkämpften. Später waren es die Familien, die Sippen, die, von den nie ruhenden Geißeln der Habgier und Selbstsucht, des Neides und Hasses getrieben, sich gegenseitig in fast immerwährendem Kampfe mordeten. Wo die Cultur darniederlag, währten die Sippenkämpfe fort, wie dies noch jetzt bei fast allen wilden Stämmen der Fall ist; aber wo sie emporblühte, traten nur mehr Nationen einander gegenüber, als ungeheure Vereinigungen leidenschafterfüllter Individuen, allerdings um so furchtbarer und zügelloser im Hassen und Verderben. So lehrt uns denn die Geschichte der Menschheit, dass der gesetzliche Friede, welcher einst nicht einmal zwischen Bruder und Bruder herrschte, immer weitere Kreise umschlingt, und wir können hoffen, ja zuverlässig erwarten, dass in nicht allzu ferner Zukunft die Friedensbrüderschaft nicht die Angehörigen einzelner Nationen, wie jetzt, sondern die Bewohner einzelner Welttheile und schließlich die gesammte Menschheit umfassen werde.

Unserem Jahrhunderte bleibt das Verdienst, den Ruf nach dem Weltfrieden zum erstenmale bewusst geäußert und dadurch wieder ein Merkmal mehr des Bestialischen und Diabolischen in die düstere Kluft der Vergangenheit von sich geworfen zu haben. Wohl mancher, dessen Geist seiner Zeit vorausgeeilt und dessen Seele gottähnlicher war als die seiner Mitmenschen, verachtete den Krieg und sang von Menschenliebe, aber seine Stimme verhallte einsam in der noch nicht friedensreifen Atmosphäre. Immer häufiger jedoch, immer lauter erklangen solche Rufe, die Rufer begannen sich gegenseitig zu hören und sammelten sich; und nun endlich erschallt es in mächtigem Chore, die Zeit, die Zeugin dieser Bewegung, ehrend und zu epochaler Bedeutung erhebend.

Der österreichischen Gesellschaft der Friedensfreunde gebürt das Verdienst, alle bedeutenden Stimmen, die sich für den Frieden äußern und den Krieg verdammen, zum erstenmale gesammelt und zu einer Anthologie vereinigt zu haben, die durch

Digitized by Google

Beschaffenheit und Anzahl, durch die Wucht sowie die überzeugte und überzeugende Kraft der Stimmen berufen ist, der Friedensidee in jenen Schichten der Völker Bahn zu brechen und Achtung zu verschaffen, wo sie zwar auch vorhanden ist, aber noch schlummert, eingelullt vom Wahne, dass der Krieg sein müsse, bethört von glanzvollen Kriegsgeschichten, die von frühester Kindheit an dem Menschen ins Ohr flüstern, dass Massenmord eine Tugend sei und dass, wer Mann heißen wolle, sich dafür begeistern müsse.

Erst jetzt eine Friedensanthologie —! Es ist fast unbegreiflich. Humanitätsrausch und Culturtaumel seit Jahrzehnten überall, und erst jetzt eine Friedensanthologie! Wie zähe muss der zu nationaler Selbstsucht verdickte menschliche Egoismus sein, dass solch ein Buch erst heute möglich ward! Und ihr Eltern und Lehrer, ihr wollt Christen, wollt Menschen sein, die ihr dem Kinde dies Buch nicht in die Hand drückt, nicht Wort für Wort in seine empfängliche Seele schreibt und ihm den Bleisoldaten nicht als verpöntes Spielzeug aus den Händen reißt? — —

Zu sachlicher Betrachtung des Buches übergehend, müssen wir feststellen, dass der Fleiß und die Belesenheit, mit welchen der Herausgeber, Leopold Katscher, die denkbar zerstreutesten Friedensstimmen zu einem stattlichen Buche vereinigte, uns Bewunderung abnöthigt. Aeußerungen urältester, verschollenster, fremdester Dichter, Ausschnitte aus allen möglichen Zeitungen der Welt, längst vergessene Aussprüche berühmter Männer und Frauen: alles ist zu einer klaren, wirksamen, überaus eindrucksvollen Einheit zusammengefasst, mit Geschick eingetheilt und mit Geschmack geordnet. Und wenn die Citate und Prosaaussprüche von schneidender Schärfe und überzeugender Logik sind, so predigen die Gedichte, welche dem Kriege Krieg künden, mit der hinreißenden Macht des beseelten Dichterwortes.

Das Motto des Buches: »Friede auf Erden, den Menschen ein Wohlgefallen« ertönt in wenigen Tagen, von tausend Stimmen unter dem Weihnachtsbaume gesungen. Der Tisch unter der grünen Tanne ist denn auch der passendste Ort, die »Friedensstimmen« als schönste, reichste Gabe unserer Lieben hinzulegen, damit sie von einer schönen und nahen Zukunft erzählen mögen, in der das Recht vor die Gewalt tritt, der Mensch menschlich wird und im milden, lebenswarmen Morgenscheine der große Völkerfrieden emporddämmert. A. v. Majerszky.

Der Geiger von Gmünd. Ein Wunder- und Zaubermärchen in drei Acten nach einer alten Sage von **Alfred Friedmann**. Berlin, Rosenbaum und Hart.

In diesem singenden und klingenden Reimspiele, dessen Versart wie neckender, fröhlicher Geigenton ins Ohr fällt, bringt Friedmann die alte, anheimelnde Poesie des Zaubermärchens wieder auf die Bühne. Während es in der Composition Fuldas »Talisman« ähnlich ist, fließt es durch seine drei Acte wie ein lieblich plauderndes Bächlein, das murmelnd singt und sagt von versunkenen Tagen und deren frommem Kinderglauben. Der Stoff ist der bekannten Sage entlehnt.

Im ersten Acte finden wir das blonde Töchterlein des Geigenmachers, Meister Ehinger, zwischen dessen beiden Gesellen, dem Musikus Walter, den sie liebt, und Lienhardt, dem scheinbar unmusikalischen Erfinder einer neuen, wunderbaren Geige, die alle anderen an Köstlichkeit des Tones übertrifft. Damit hat der zugereiste Geselle den Grund zu des Meisters Wohlhabenheit gelegt und dieser versprach ihm dafür die Hand der Tochter. Marie aber erklärt, nur Walter zu lieben und ihm allein angehören zu wollen, worauf Lienhardt seine neueste Wundergeige zerschlägt.

Im zweiten Acte, dessen prächtige Volksscenen in der Schänke mit frischer Lebendigkeit gegeben sind, erscheint die Familie Ehinger mit Walter und Lienhardt, an welch letzteren eine Zigeunerin herantritt und ihn leise mahnt, dass auch er dereinst dem Instrumente Zaubertöne zu entlocken verstand.

Durch Maria in die Enge getrieben, erzählt er von seinem ersten Lieb im fernen Süden, das er im Unmuth verlassen, sich verschwörend, dass er keinen Bogenstrich mehr thun wolle, so lange die treulose Geliebte am Leben.

Die Zigeunerin kündigt ihm jetzt deren Tod an; nun möge er geigend um Marias Liebe werben, um die Wette mit Walter. Er aber, tief erschüttert, weigert sich. Doch lässt er sich endlich zum Spielen bestimmen, und da alle dieses Spiel bewundern, eilt Walter in Verzweiflung ab.

Nun folgt die Verwandlungsscene im Dom, der das wunderthätige Marienbild mit den goldenen Schuhen birgt. Friedmann folgt hier getreu der Sage, die er mit den Blütenkränzen seiner Poesie umkleidet. Besonders hervorzuheben sind darin die Gebete des Geigers vor dem Wunderbilde und das ergreifende »Ave Maria« (S. 42).

Der dritte Act bringt die poetische Lösung des Conflictes und dabei hat der Dichter, dem Höhepunkt der Situation angemessen, sein schönstes Können entfaltet. Wie es den Liebenden gelingt, ein neues Wunder zu ihrer Rettung zu erflehen, wie Liebe sich zu Liebe zum guten Ende findet — das möge der Leser in Friedmanns anmuthigen Versen an der Quelle genießen. Holdkeuscher Märchenduft wird ihn umwehen und der Zauberklang von Walters Geige ihm entgegenklingen aus diesen harmonischen Rhythmen.

Digitized by Google

Das ist Friedmanns neuestes Werk. Möge uns der Dichter noch manch ähnliches schenken! Carola Bruch-Sinn.

Daheim und Draußen. Novellen von **Wilhelm Berger**. Verlag Gebrüder Paetel, Berlin.

Berger schreibt wie jemand, der Leidenschaften zwar bereits überwunden hat, sie aber gleichwohl noch in allen Einzelheiten nachzuempfinden vermag. So bewahrte er sich ein warmes, fühlendes Herz, namentlich für die Frauen. Er weiß, wie nahe beisammen sie Himmel und Hölle tragen, wie abhängig vom Augenblicke sie sind; ungewiss bis zur zwölften Stunde, ob sie siegen oder unterliegen werden. Berger versteht die Frauen besser als sie sich selbst verstehen; er hat ihnen abgelauscht, was sie vor sich selbst zu verheimlichen bemüht sind; er entschleiert verborgenste Triebfedern ihrer Handlungen mit fast greifbarer Deutlichkeit, so dass gar manche unter ihnen beim Lesen der Novellen erschreckt um sich schauen und ausrufen dürfte: »Wer verrieth all deine Geheimnisse, mein Herz?« Schön und ergreifend wirkt gleich die erste Novelle, »Die Handschuhbraut«; auch der tief tragische Schluss, der anfangs stutzig macht, erscheint bei einigem Nachdenken gerechtfertigt. Denn der Autor will wohl zeigen, nicht so sehr, dass wir selbst Glück und Unglück in Händen halten, als vielmehr, dass wir dem Zufall preisgegeben sind, von ihm gefällt und gehoben werden; dass ein Wort, ein Nichts, gesprochen oder unterlassen, uns verderben oder retten kann. Es packt uns fast wie etwas von Demuth, wenn wir lesen, welcher Art der Sieg gewesen, den Sabine im »Steckbrief«, einem Cabinetsstück von feinster psychologischer Begründung, über sich errungen. Berger verschmäht alle Schnörkel, alles überflüssige Beiwerk, das gar vielen als die Hauptsache gilt; er schildert einfach, wahr: mit wenigen Strichen zaubert er uns in eine fremde Welt, und uns bedünkt, als hätten wir mitten drin gelebt. Weit größer müsste der einer Besprechung zugemessene Raum sein, wollte man alle die hohen Vorzüge dieser vornehmen Arbeit preisen, die jedem wirklich Gebildeten erlesenen Genuss bereiten wird.

Ottilie Siebenlist.

Notizen.

Das literarische Ereignis der Weihnachtssaison ist unstreitig Hermann Sudermanns neuester Roman: »Es war« (Stuttgart, Cotta). Obwohl erst vor ganz kurzer Zeit auf dem Büchermarkt erschienen, hat das Werk bereits einen für Deutschland überaus ungewöhnlichen Erfolg zu verzeichnen und schon an ein Dutzend Auflagen erlebt. Ohne noch selbst mit einem begründeten Urtheile hervortreten zu wollen, müssen wir doch einer Thatsache Erwähnung thun, die für sich allein deutlich genug spricht. Es soll nämlich dieser neue Sudermannsche Roman von vielen Freunden und Feinden des Dichters, gleich nach Lesung der ersten Seiten, wieder — beiseite gelegt worden sein. Aber warum? Das Werk gefällt gleich im Beginne so sehr und versetzt sogar grundsätzliche Gegner des Poeten in eine solche Festesstimmung, dass sie sich die köstliche Lectüre für die Weihnachtsfeiertage aufsparen. Ein gutes Buch mit neuen Ausblicken und Gedankenzielen, in der That das würdigste Christgeschenk, womit man sich und andere bescheren kann!

Die große erziehliche Wirkung dramatischer Aufführungen durch die Jugend ist vielleicht niemals seitens der Stimmfähigen geleugnet worden. Die Vertiefung in den sittlichen Gehalt guter Stücke, die innige Fühlung mit logisch entwickelten Charakteren, die Aneignung vortrefflicher Stellen sowie die damit Hand in Hand gehende Uebung des Gedächtnisses sind beiweitem noch nicht sämmtliche Lichtseiten, welche sich hieraus, bei kundiger Leitung, für den aufstrebenden Jüngling ergeben. Aber woher die dramatischen Dichtungen nehmen, welche gerade solchem Zwecke in jeder Richtung entsprechen? Als ein pädagogischer Gedankenblitz voll strahlender Helle ist es allerdings zu bezeichnen gewesen, dass vor nicht zu langen Jahren ein hochbedeutender Schulmann des Nordens, der Director der St. Annenschule in St. Petersburg, Josef König, die hervoragendsten Tragödien des Sophokles durch die Schüler seiner Anstalt in griechischer Sprache unverkürzt hatte aufführen lassen; ein Wagnis, welches in vielen Kreisen begeistert gutgeheißen wurde. Dabei ist indes nicht zu vergessen, dass in diesem Falle die zu überwältigenden Schwierigkeiten vielleicht doch zu erheblich sein mochten. Anderseits wird heutzutage kaum mehr jemand der alten Schulkomödie mit ihrem erstarrten und erstarrenden Formelgeklingel sonderlichen Geschmack abzugewinnen vermögen. Mit Freuden werden darum viele, denen das Wohl der heranwachsenden Jugend wirklich am Herzen liegt, die Begründung

Digitized by Google

einer Neuen Jugendbühne für Schul- und Hausaufführungen begrüßen, welche von Frau Margarete von Witten (Leipzig, Georg Wigand, 1894) herausgegeben und mit einem vieractigen dramatischen Märchenspiel »Undine« glücklich eingeführt worden ist. Allerdings wurde hier der tragische Schluss Fouqués vermieden; trotzdem jedoch hat die Wiederbelebung eines so sinnigen Stoffes eben durch die Jugendbühne Anspruch auf unsere lebhafteste Anerkennung.

Hermine von Preuschen-Telmann, unsere liebenswürdige, verehrte Mitarbeiterin, die des Doppelvortheils genießt, bald als Dichterin, bald als Malerin gepriesen zu werden, gewährt derzeit dem Wiener Publicum in einer Sonderausstellung des österreichischen Kunstvereins einen reichen Einblick in ihr künstlerisches Schaffen. Besonders die großen Gemälde: »Die Lebenssphinx«, »Der Traumgott«, »An der Zukunftspforte« u. a. m. erregen die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Betrachter.

Der schneidige Wortführer des Naturalismus, Dr. **M. G. Conrad** aus München, hat, einem dringenden Rufe seiner Wiener Freunde folgend, in der Wiener Musik- und Theater-Gesellschaft am 11. December einen Vortrag über das Thema: »Ein Jahrzehnt literarisch-künstlerischer Entwicklung« gehalten. Ganz Feuer und Flamme für seinen Gegenstand, wusste der Redner auch seine vielhundertköpfige Zuhörerschaft durch seine inhaltlich wie formell gleich zündende Darlegung zu begeistertem Beifalle hinzureißen.

Ein ungemein schmuckes Weihnachtsangebinde stellen die Märchen von M. vom Walde (Köln, Bachem) dar. Sind dem eisernen Tritt unserer Zeit die losen Völkchen der Elfen und Nixen, Zauberer und Hexen, Menschenfresser und Däumlinge auch schon fast ganz zum Opfer gefallen und hat dadurch auch das moderne Märchen überhaupt einen kälteren, mehr raisonnierenden Anstrich gewonnen, so müssen wir uns hiebei dessen getrösten, dass darin, gleichsam als Ersatz, das parabolische Moment stärker hervortritt und so den gesammten phantastischen Märchenspuk in eine ethisch höhere Sphäre rückt. Das gilt von Waldes Märchen in vorzüglichem Maße. Zwar läuft in der Einzelausführung manches Minderwertige unter: aber alles in allem werden sich die drei hier vereinigten Lesegaben, namentlich das Mittelstück: »Das Quellchen« mit seinen symbolischen Beziehungen, bei großen und minder großen Kindern leicht und bald einschmeicheln.

Vom tirolischen Dichter Adolf H. Povinelli, dem Verfasser der Gedichtsammlung »Morgenwolken« und der erzählenden Dichtungen »Ahasverus in Tirol« und »Mönch und Herzogin«, erscheint demnächst im Verlage von E. Pierson in Dresden eine neue interessante Dichtung, betitelt: „Freie Liebe".

Novität!

Soeben erschien im unterzeichneten Verlage und ist durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Walter Wendrich.

Roman aus der Gegenwart von

Maurice Reinhold von Stern.

I. Band. Octav. 32¼ Bogen (515 Seiten) stark, hochelegante Ausstattung.

Preis broschiert Frcs. 5.—, elegant geb. Frcs. 6.—.

Inhalt: Erstes Capitel: Flucht vor der Heimat. — Zweites Capitel: Der Anfang in Bildern und Gestalten. — Drittes Capitel: Die Mutter-Quellen zum Meer. — Viertes Capitel: Leute aus dem Jugendland. — Fünftes Capitel: Erste Liebe. Allerlei aus Meersdorf. Wartau. Junge Leiden. Im Kriegsdienst. In Lübeck, Hamburg und Bremen. — Sechstes Capitel: Am Thore. — Siebentes Capitel: Hallende Schritte. Auf der »Farm«. Beim »Knopfmaler«. Am Thor des Todes. — Achtes Capitel: Genesung. Im alten Hause. König Hunger. Im Spielwaren-Geschäft. Ein Anarchisten-Meeting. Maskenzauber. — Neuntes Capitel: Lebensversicherung. Cobwebhall. Die Frauenrechtlerinnen. Nicol the Tailor. Allerhand Menschlichkeiten. Puppe und Schmetterling. Zurück nach Europa!

NB. Bestellungen auf den II. Band werden schon jetzt entgegengenommen Der I. Band spielt in den **balt. Provinzen**, in **Deutschland** und in **New-York**, der II. in der **Schweiz** (Basel und Zürich).

Verlag von „Stern's Literarischem Bulletin der Schweiz".

Zürich, I., Centralhof-Kappelergasse 18, Entresol. H 4993 Z.

Inhalts-Verzeichnis:

Maurice Reinhold von Stern. Von Paul Kunad. — Gedichte von Heinrich Zeise, Anna Sibylla Zöge von Manteuffel, Dr. M. E. Weiser, W. J. Singer, Hermine Berzeviczy, O. Oppermann, Eugenie von Soden, Otto Breitenhof, Magda Menn, Dr. R. Winchenbach, Fedor Krüger-Döllnitz, E. O. v. N., Ernst Zick, Otto J. Thörner, G. Man, F. Küchler, Hedwig Huck, Paul Hause, Nora Gräfin Strachwitz, Elisabeth Tilemann, Kurt Elsner von Gronow, Eduard von Mayer, S. Kuntz, Hedwig Matthes, Helene Kernbach, Ernst Rethwisch, René Marie Rilke, Wilhelm Bertow-Corelli, Armin Werherr. — Bücherschau. — Notizen. — Briefschalter.

Digitized by Google

Briefschalter.

R. G. v. H—r. Nur Geduld! Alle werden drankommen, denen es an dieser Stelle unserseits zugesichert worden. Aber eine ganz zuverlässige Frist läßt sich eben nicht stets angeben, da wir ja selbst durch vielerlei, zumtheil auch unvorhergesehene Umstände noch in zwölfter Stunde gehindert werden können, unser Versprechen einzulösen.

M—a P—r in M—g. Es ist bekanntlich weit leichter, einen großen Folianten aus oder nach einem Dutzend alter und neuer Schmöcker zusammenzuschreiben als eine einzige Seite eigener Gedanken zu Papier zu bringen. Ja, man hat sogar behauptet, daß die meisten Menschen ihr lebelang auch nicht einen einzigsten selbständigen Gedanken aus sich herauserschaffen, sondern bloß geistigen Tonangebern mehr oder weniger unbewußt nachhumpeln; eine Art psychischen Wiederkäuerthums.

C—ffe H—a B—t. Nicht in Döbling, wo er allerdings seine letzten Jahre im Irrenhause verbrachte, sondern in Weidling, eine halbe Wegstunde von Klosterneuburg entfernt, ist der Weltschmerzsänger Lenau begraben. Der dortige Kirchhof wetteifert an Lieblichkeit, wenn auch nicht an Großartigkeit der Umgebung, mit dem berühmten Friedhofe zu St. Peter in Salzburg, wo, nach des Dichters schönen Worten, »vom treuen Sonnenblick zurückbeschworen, der Frühling Auferstehungslieder singt.«

S—a G—d in G—n. Recht nett, paßt aber erst für die Jahreszeit, da lindere Lüfte wehen, bis auf das Gedicht »W.«, das wir wohl bald bringen.

— A—t K—r in B—n. Sie denken doch nicht, daß »Melodie« auf »Harmonie« reimt? Sonst nicht übel; nur ist der zu Grunde liegende Vergleich schon mehr als oft dagewesen. **M—a H—e in C—g.** Das kleinere Ihrer Geisteskinder wird sich Ihnen binnen nicht zu langer Zeit in Druckerschwärze vorstellen. **— S. in D.** Das Weihnachtsmärchen trifft etwas verspätet ein; ebenso das auf den November sich beziehende lyrische Stück. Druckfähigkeit, ja selbst Druckwürdigkeit läßt sich auch den übrigen Nummern, von denen wir wohl etwas benützen werden, kaum absprechen. **— K—l J—h M—r in G—n.** »Aus den Sinnsprüchen«:

angenommen.

P—l S—n in S—g. Gutgemeinte Versuche, aber bisher doch nichts weiter als das. **— F. K. D. in S—e.** »R. v. Sch« eine geschichtlich nicht besonders hervortretende Persönlichkeit. **— M—e M—r in W—n.** Verblasene Motive, fadenscheinige Charaktere, der Dialog mehr geistloses Altweibergewäsch als ein logischer Gedankenaustausch, dazu eine Unzahl geschmackloser Wortleviathane — sollen wir die Speisekarte noch vervollständigen? **— F—z G—d in M—g; K—e P—r in M—z; P—p E—f in S—g; K—e M—r in W—g; G—e Z—d in Z—u; R—t S—r in C—l; Gfin E—a A—s in R—o; H—s W—r in S—o; A—e W—h in H—g; A—n M—k in W—s: F—e B—r in M—l; H—e in W—k; W—d E—n in M—n; F—h C—n in W—n; G—d P—r in T—l; H—n N—r in O—g; H—d M—r in D—n; E—d S—n in D—g; R—d M—a in P—g:**

dankend abgelehnt.

Schluß der Redaction am 30. November 1894.
Die nächste Nummer erscheint am 1. Januar 1895.

Nachdruck der Prosa und größerer Dichtungen ist untersagt, Abdruck kleinerer Dichtungen nur unter genauer Quellenangabe gestattet.

Bestellungen sind zu richten an die **Expedition**, Einsendungen an die **Redaction des Deutschen Dichterheims in Wien, VIII. Auerspergstraße 5.**

Deutsches Dichterheim.

Organ für Dichtkunst und Kritik.

Begründet 1880.

Herausgeber: Adalbert von Majerszky,

ist das älteste und vornehmste, von rein künstlerischen Principien getragene derartige Blatt Deutschlands und Oesterreichs. Es erscheint monatlich zweimal und bringt in jeder Nummer neben einer großen Anzahl vorzüglicher Gedichte interessante literarische Essays und objective, eingehende Bücherbesprechungen. Da im Dichterheim alle Richtungen mit nur gewählten **Original**-Beiträgen vertreten sind, so bietet sein Inhalt jedem Freunde der Poesie und besonders dem **literarischen Feinschmecker** auserlesensten Genuß.

Das »Deutsche Dichterheim« gleicht auf diese Art einer

permanenten lyrischen Anthologie

und sollte in keinem Hause, wo deutsche Poesie gepflegt wird, fehlen!

Wegen seines vornehmen Inhaltes und seiner gediegenen Ausstattung hat das Dichterheim **besonders auch in hohen Kreisen** unter allen ähnlichen Blättern die meisten Freunde gefunden.

Im laufenden Jahrgange hat das Dichterheim unter anderem veröffentlicht: eine Auswahl der **Gedichte des Großfürsten Constantin**, übersetzt von **Julius Grosse**; **„Thule“** von **Gustav Falke**; ein kurz vor seinem Tode dem Dichterheim übersandtes Gedicht des Grafen **Schack**, ferner **Original**-Beiträge von Georg Ebers, Alfred Friedmann, Rudolf von Gottschall, Klaus Groth, Wilhelm Jensen, Adolf Kohut, Hermann Lingg, Hieronymus Lorm, Stephan Milow, Albert Möser, Anton Ohorn, Hermine von Preuschen, P. K. Rosegger, Maurice von Stern, Julius Sturm, Konrad Telmann, Franz Wichmann, Robert Waldmüller, Günther Walling, Heinrich Zeise, Karl Zettel und vieler anderer.

Die Pränumeration kann zum Preise von fünf Mark für das Halbjahr zu jeder Zeit und durch jede Buchhandlung sowie direct durch die Expedition erfolgen.

Literarische Inserate haben im Dichterheim sicheren Erfolg. Preis 25 Pf. für 57 *mm* breite Petitzeile.

Prosabeiträge werden mit zehn Pf. für die elfsilbige Zeile, umfangreichere Gedichte nach Uebereinkommen honoriert.

Die Semester laufen vom 1. Januar bis 1. Juli und vom 1. Juli bis 31. December.

Probenummern bereitwillig durch die

Expedition
des
Deutschen Dichterheims in Wien
(früher Dresden), **VIII. Auerspergstraße 5.**

Einbanddecken in reichster Gold-, Schwarz- und Buntpressung für den nunmehr abgelaufenen Jahrgang werden, wie bisher, auf Bestellung zum Preise von Mark **1.50** pro Exemplar kostenfrei verabfolgt.

Verlag „**Deutsches Dichterheim**“ in **Wien.** Chefredacteur: **Dr. August Sieben list.**
Verantwortlich: **Ludwig Werner.**

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Digitized by Google

Digitized by Google

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
2-month loans may be renewed by calling
(510) 642-6753
1-year loans may be recharged by bringing books to NRLF
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

DEC 1 2 1996

20,000 (4/94)

Digitized by Google

Nº 623989

Deutsches Dichterheim.

PT1155
D43
v.14
1894

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
2-month loans may be renewed by calling
(510) 642-6753
1-year loans may be recharged by bringing books to NRLF
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

DEC 1 2 1996

20,000 (4/94)

Digitized by Google

Nº 623989

Deutsches Dichterheim.

PT1155
D43
v.14
1894

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Digitized by Google